This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

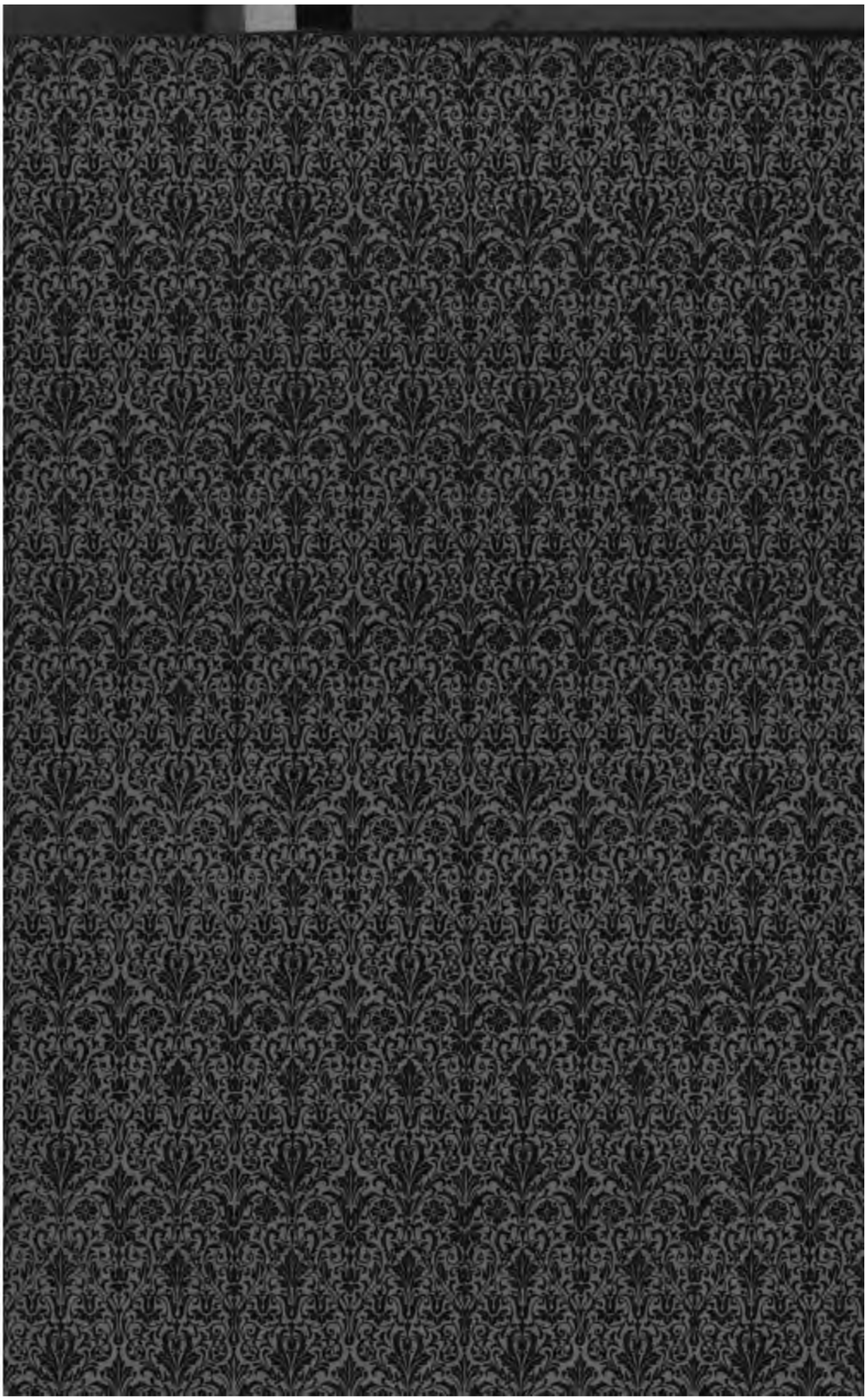
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Sonntagsblatt

Daniel Sanders
J. Troll-Borostyàni
Karl Stelter
Emma Laddey
F. M. Wendt
u. A.

und Adolf Hinrichsen

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



Für edle Frauen.

Blätter

für

die echte und wahre Emanzipation des Weibes.

Herausgegeben und redigirt

von

[illegible] und Adolf Hinrichsen.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Friedrich Nachf.

Unter den Linden 43.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
NOV 9 1979

HQ1103
F3
v.3, no.13-18
1886

Alle Rechte — insbesondere das der Ueberſetzung in fremde Sprachen — für den Geſammtinhalt dieſer Zeitſchrift vorbehalten. Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Cecile Gräfin Keyserling: Ein Wort über wahre Emanzipation und den Bildungsdrang der deutschen Frau 611
Hoftheaterdirektor **Dr. Georg Köberle**: Ueber den Einfluß der Frauen auf die Pflege der dramatischen Kunst 621
Professor **Dr. A. Richter**: Sophie Charlotte und ihre Beziehungen zu Leibniz 629
Julius Sturm: Warnung 642
Helene v. Hülsen: Ein Drama 642
Felix Dahn: Frohe Lieder 648
Benvenuto Sartorius: Am Waldsee. Novelle 649
Adolf Hinrichsen: Bei edlen Frauen frage an 656
Alexandrine v. Mendt: Aus dem Tagebuche einer Frau 656
Briefkasten der Redaktion 657
Medizinalrath **Dr. Albert Weiß**: Ueber die Berechtigung der Frauen zum Studium und zur Ausübung der Heilkunde 659
Irma v. Troll-Borostyáni: Die Frau und die Arbeit 668
Alice Bonsel: Künstliche Blumen 674
B. v. d. Lage: Harriet Martineau. Ein Frauenleben des 19. Jahrhunderts 676
Victor Granella (W. Tangermann): Victoria Colonna 687
Helene v. Hülsen: Ein Drama. (Fortsetzung) 687
F. Brunold: Friedvoll 695
Benvenuto Sartorius: Am Waldsee. Novelle. (Forsetzung) 695
Adolf Hinrichsen: Frage 703
Anna Hegerl: Weiße und grüne Ostern 703
Alexandrine v. Mendt: Aus dem Tagebuche einer Frau. (Fortsetzung) 705
Briefkasten der Redaktion 706
Medizinalrath Dr. **Albert Weiß**: Ueber die Berechtigung der Frauen zum Studium und zur Ausübung der Heilkunde. (Schluß) 707
Ludwig Jacobowski: Die Frauenarbeit in Fabriken 713
Marie Beeg: Erziehungsresultate 715
Henriette Goldschmidt: Der allgemeine deutsche Frauenverein, gegründet zu Leipzig 1865 720
Elise Polko: Eine edle Heimgegangene, Therese Tenge-Rietberg geborene Bolongaro Crevenna . . . 726
J. A. Jacobsen: Kalypso. Eine Homerstudie 734
Helene v. Hülsen: Ein Drama. (Schluß) 736
Hermance Potier: Verloren 740
Benvenuto Sartorius: Am Waldsee. Novelle. (Fortsetzung) 741
Karl Stieler: Blumengruß 751
Alexandrine v. Mendt: Aus dem Tagebuche einer Frau. (Fortsetzung) 752
Briefkasten der Redaktion 752
Professor Dr. **J. M. Wendt**: Das Traumleben der Frauenseele 755
B. v. d. Lage: Die medizinische Schule für Frauen in London 762
Max v. Weißenthurn: Triebfedern des Lebens 765

Seite

Gebhard Jernin: Erinnerungen an Prinzessin Carl von Hessen, geborene Prinzessin Elisabeth von Preußen 767
Victor Granella (W. Tangermann): Durch Sturm zum Hafen 774
Benvenio Sartorius: Am Waldsee. Novelle. (Fortsetzung) 775
Daniel Sanders: Er ist nicht da 784
Adolf Hinrichsen: De Evers 785
Alexandrine v. Mendt: Aus dem Tagebuche einer Frau. (Fortsetzung) 800
Briefkasten der Redaktion 802
Professor Dr. **F. M. Wendt**: Das Traumleben der Frauenseele. (Schluß) 803
A. v. A. Enberg: Talente und ihre Verwerthung 810
F. Arnold: Ueber Schriftstellerei der Frauen 814
Gebhard Jernin: Erinnerungen an Prinzessin Carl von Hessen, geborene Prinzessin Elisabeth von Preußen. (Schluß) 816
Emmy Laddey: Aus dem Leben einer Künstlerin 824
F. A. Feddersen: Frauenblick 828
Benvenio Sartorius: Am Waldsee. (Fortsetzung) 828
C. Firnndo: Mutterliebe 837
Adolf Hinrichsen: De Evers. (Fortsetzung) 839
Alexandrine v. Mendt: Aus dem Tagebuche einer Frau. (Fortsetzung) 849
Briefkasten der Redaktion 850
Irma v. Troll-Borostyáni: Der Werth der Frau 851
Karl Stelter: Weibliche Lebensstellungen 856
Nina Gühner: Die Sorge 859
Conrad Alberti: Gustav Freytag's Frauengestalten 861
Julius Sturm: Aus altdeutscher Zeit 874
Hoftheaterdirektor Dr. **Georg Köberle**: Aus meinen dramaturgischen Lehrjahren 875
Otto Weddigen: Die Elende 883
Benvenio Sartorius: Am Waldsee. (Fortsetzung) 884
Anna Hegert: Mutter 892
Adolf Hinrichsen: De Evers. (Fortsetzung) 892
Briefkasten der Redaktion 898

Ein Wort über wahre Emanzipation und den Bildungsdrang der deutſchen Frau.

Von Cecile Gräfin Keyſerling.

„Schreiben Sie doch etwas über die ſoziale Frage der Frauen oder Frauenemanzipation, wozu immer Novellen, Phantaſtereien, die keinen Zweck haben, die blos die Phantaſie des Leſenden und des Schriftſtellernden aufregen, und einem oftmals das unbefriedigte Gefühl hinterlaſſen, man hätte ſeine Zeit nützlicher anwenden können.“

Dieſe Worte richtete letzthin ein guter Freund an mich, nachdem wir miteinander über ſchriftſtelleriſche Thätigkeit der Frauen diskutirt hatten.

Obgleich ich in Vielem mit demſelben nicht übereinſtimme, ſo blieben dieſe Worte doch nicht ohne Einfluß auf mein Denken.

„Il faut avoir le courage de son opinion“, ſagt der Franzoſe, und er hat Recht, jeder muß ſtets feſt und furchtlos für ſeine Anſichten in die Schranken treten, für dieſe Lanzen brechen, ſie vertheidigen.

Das Wort „Emanzipation“ iſt ein Thema von ungeheuerer Tragweite, die ſich erſteckt über weite verſchiedenartigſte Gebiete des Frauenlebens, der weiblichen Thätigkeit. Ueber dieſes Thema ſind viele unnütze, zweck- und vernunftloſe Worte verſchwendet, viele feurige, gefährliche Reden gehalten worden. Manche dadurch irregeleitete Frau hat ihre momentane Begeiſterung für falſche Emanzipation durch den Trunk des Kelches ſchwerer Leiden und bitterer Erfahrungen im Laufe ihres ſpäteren Lebens büßen müſſen, manche hat die ihr von Gott und Welt vorgeſetzten Pflichten leichtſinnig bei Seite geworfen, um ſie mit einer männlichen, wie ſie meinte, ihrem Geiſte entſprechenderen Laufbahn zu vertauſchen.

Da hat ſie plötzlich vereinſamt auf der Höhe der Situation geſtanden, als hohnlachende, düſtere Begleiterin die Enttäuſchung, zu ihren Füßen die, durch den Sturm des ungewohnten harten Lebens, der vielen Kämpfe mit Verſuchungen aller Art, entwurzelten zarten Blumen, die Hoffnung und die Weiblichkeit.

Ja, wie viele Seefahrten, wie viele mit Verzweiflung und Trübſal endende Odiſſeen haben die Frauen dem Drange nach falſch verſtandener Emanzipation zu verdanken!

Und doch, ich geſtehe es hier offen und frei, ich bin für Emanzipation der Frauen!

Ich ſehe meine echt weiblichen Mitſchweſtern vor mir zurückweichen, ſie meinen, auch ich wolle Gift in ihre Herzen träufeln, das Gift der Unzufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen Lage, das Gift des Dranges nach größerem um ſich greifenden, auf falſche Bahnen geleiteten Schaffen.

Ich ſehe meine „männlich“ auftretenden Schweſtern frohlockend dieſen Ausſpruch: „ich bin für Frauenemazipation“ begrüßen.

Geduld, Geduld, ihr Schweſtern, zu welcher Partei ihr auch gehören mögt, ich ſpreche hier nicht von der Emanzipation auf dem Gebiete des Schaffens, des Wirkens, auf dem Felde der Thaten, den Thatendurſt, das iſt's, was die

Frauen unseres Jahrhunderts jetzt beseelt, ich spreche nur frei für die Emanzipation des Geistes, in den Grenzen die uns gezogen sind für unser weibliches Wirken, im Rahmen unserer Pflichten, als Frauen, Mütter und Unverheirathete.

Es hat Frauen gegeben, die den Anstrich von Emanzipation an sich trugen, ohne emanzipirt d. h. im landläufigen Begriff zu sein, wie Johanna d'Arc, die Großes zur Ehre ihres Vaterlandes geleistet, ihr Volk zum gerechten Kampfe begeistert und es zum Ruhme geführt hat, wie Maria Theresia, Katharina II., Elisabeth von England, die eine bedeutende, unvergeßliche Rolle in den Annalen der Geschichte gespielt und alle Fäden der Schicksale Europa's in den kleinen Händen gehalten haben, und die bedeutendsten Staatsmänner haben sich, wenn auch manchmal zähneknirschend, so doch gehorsam vor ihrer Macht, vor ihrem gefürchteten Verstande gebeugt und haben vor diesen Frauen gezittert wie Schulbuben vor ihrem gestrengen Lehrer.

Solcher Frauen hat es manche im Laufe der verflossenen Jahrhundet gegeben, sie haben Vieles geleistet, Bewunderung geerntet und einen großen Ruf hinterlassen, aber es sind Frauen, die ausnahmsweise aus dem Rahmen des gewöhnlichen Frauenlebens getreten sind, und nicht aus Drang nach Außergewöhnlichem, nicht aus Ehrgeiz um eine Stelle einzunehmen, deren schwindelnde Höhe ebenso unabsehbare Gefahren mit sich bringt, wie die glatte Fläche hoher Gletscher, die heimtückisch ihre zerklüfteten Spalten den Augen des verwegenen Wanderes verbirgt, um ihn dann plötzlich dem Verderben preiszugeben.

Diese Frauen sind nicht ihrem Willen, sondern einer höheren Bestimmung gefolgt, sie waren Dienende einer höheren Macht, der sie gehorchten, die sie über das Niveau des gewöhnlichen Frauenlebens erhob.

Beobachten wir aber näher diese weiblichen Gestalten, anatomisiren wir ihr äußeres Leben, suchen wir die Beweggründe zu vielen ihrer Handlungen, so groß sie auch dastehen, so unantastbar ihr Ruf als berühmte Frauen erscheint, so glücklich sie auch relativ in ihrer Machtvollkommenheit gewesen sein mögen, so haben sie doch viel gelitten, viel gefehlt, viel versündigt und wodurch? durch ihre Subjektivität.

Wie viele Fehler sind diesem Opfer anheimgefallen! Geleitet durch ihre persönliche Auffassung, Sklavinen ihrer Leidenschaften, ihres erregbaren Temperaments, ihres heißen Blutes, ihrer Eifersucht, gar zu leicht dem Einflusse bevorzugter Kreaturen, ehrgeiziger Günstlinge sich hingebend, haben gerade diese hohen berühmten Frauen bewiesen, daß wir mit aller moralischen Kraft, mit all' unseren geistigen Fähigkeiten nach Objektivität hin arbeiten sollen.

Diese eben ausgesprochene Auffassung erinnert mich an einen sehr interessanten Vortrag von Professor Dr. v. Riehl, dem ich dies Frühjahr in Baden-Baden beiwohnte. Er war betitelt: „Die Frau als Künstlerin". Es war ein wahrer Genuß, einen Mann mit wohlklingender Stimme, in fließender Rede und gewandter feiner Sprachform, seine idealen schönen Ansichten über Frauen, seine Beurtheilung ihres Charakters, Wirkens und Denkens auseinandersetzen zu hören. Diese idealen Anschauungen sind in unserem materiellen Zeitalter so selten!

Durch diesen Vortrag konnte man ersehen, wie groß schon das Feld der Thätigkeit der Frau ist, aber mir fehlt hier Zeit und Raum, um mich weitschweifend über seinen Vortrag auszubreiten, ich will jetzt nur einen Ausspruch von Professor v. Riehl hervorheben, dies ist nämlich der, daß der Frau schönste Zier ihre Subjektivität ist.

Es ist sehr richtig, sie ist die schönste Zier des weiblichen Geschlechts, sie ist diejenige Tugend des Weibes, die die Männer am Meisten anzieht, sie entzückt sie, oftmals durch eine spontane Aeußerung überrascht, und doch — liegt in dieser großen Tugend unser größter Fehler, der wunde Punkt unseres beschränkten Wirkens, unserer so begrenzten Anschauungsweise.

Wir Frauen sind zu impulsive Naturen, zu sehr Sklavinen unserer momentanen Empfindungen, zu sehr unter dem Einfluß der Verhältnisse, der uns umgebenden Menschen, darum sind wir oftmals so unlogisch und so subjektiv in unserem Denkungsvermögen. Wir müssen suchen, unseren Geist von der Kleinlichkeit dieser Subjektivität zu befreien, uns auf diesem Felde emanzipirend!

Wir müssen darnach trachten, klar vor uns hinzuschauen, ruhig den uns entgegenkommenden Verhältnissen ins Auge zu blicken und nicht unbedacht gleich nach Impulsen zu handeln. Ruhe, Klarheit, Logik, bedachtes Handeln liegen nur

in der Objektivität, diese müssen wir, wenn auch in bitterem Kampfe mit uns selbst, zu erlangen suchen.

Dazu brauchen wir gar nicht so besonders großen Verstand, der Verstand ist eine Sache für sich; die eine oder andere Frau ist damit mehr oder weniger von der Natur bedacht. Es wäre gar zu traurig mit uns bestellt, wenn die weniger begabten Frauen als für diese meine Auffassung der freieren Richtung des Geistes nicht tauglich befunden, von dieser ausgeschlossen würden.

Der Verstand hat hier nichts zu sagen, nur die Vernunft soll sprechen, und diese findet sich in jedem Menschen, der seine fünf gesunden Sinne beisammen hat, möge er reich oder arm, möge er Edelmann oder Bauer sein, möge er Bildung haben oder Naturmensch sein.

Ich weiß es, daß auf diese Aeußerung hin, mir von mancher Seite die Erwiderung zu Theil werden wird, daß mit der Subjektivität die Frau ihre Herzenswärme einbüßen könnte. Dies kann die Frau bei Ueberwindung ihrer Subjektivität nie verlieren, denn diese ihre schönste Tugend hat zu tief Wurzel geschlagen in der Frau Gemüth, in ihrem ganzen Sein und Dasein. Diese Wurzeln werden nie unter dem kühleren Luftstrom des Verstandes erfrieren, wenn auch die Blüthe selbst sich zeitweise in der rauheren Atmosphäre in sich zusammenziehen möge.

Man würde der aufsteigenden Morgenröthe vergebens an einem kalten Wintertage sagen: „Ziehe Dich zurück, wozu willst Du den kalten Tag bescheinen?"

Die Sonne käme doch, weil sie nicht anders kann und würde mit ihren heißen Strahlen die kalte Luft erwärmen.

Und riefe man dem hernieder sich senkenden Abendthau zu: „Wozu die Müh? sieh' doch die von der Gluth der vergangenen Tage versenkten, verdorrten Wiesen und Blumen an, hier ist Deine Gabe vergeudetes Gut!"

Der Thau legt sich trotzdem um die verkümmerten Pflanzen und schmiegt sich doch an die nach Erquickung lechzenden Blüthen.

So ist es auch mit dem Frauenherzen, unerschütterlich, felsenfest liegt in ihm als unerschöpflicher Schatzesborn, die hingebende opferfreudige Wärme des Gemüths, sie wird im Kampfe nach Objektivität, nach klarem Bedenken vor der Handlung nie verloren gehen, denn so lange das Weib athmet verlangt es nach Wärme und giebt Wärme. Je objektiver aber das Weib wird, mit desto größerer Ueberzeugung wird es sich entwickeln können nach Außen, mit desto vollerer Zuversicht wird es seine Anlagen, seine geistigen Kapazitäten verwerthen können, die es jetzt so oft durch impulsive Handlungen, oder unbedachte Aeußerungen unter den Scheffel stellt.

Die ganze Stellung der Frau dem Manne gegenüber wird sich verändern, die objektiv denkende, handelnde Frau wird mit viel mehr Verständniß die Interessen ihres Mannes theilen können.

Alle Kleinlichkeiten ihres Wesens abstreifend, wird sie ihm Vertrauter und Freund werden, geistig ihn mehr an sich fesselnd, wird sie ihm die Häuslichkeit anziehender machen, und er wird dann das anregendere gemüthliche Familienleben den Zerstreuungen außer dem Hause vorziehen.

Die Frau muß danach trachten, sich eine derartige Stellung im Hause zu erwerben, daß der Mann zu ihr nicht wie zu einem ihr untergeordneten Wesen herabblickt, sie soll sich's nicht genügen sein lassen, die Hausfrau, die Mutter seiner Kinder zu sein, sie muß bei jeder Gelegenheit ihm zu beweisen suchen, daß ihre geistigen Anlagen sie dazu befähigen, die gleichstehende, wenn auch oft nur passive Theilnehmerin seiner Thätigkeiten, seiner Freuden und Sorgen zu sein. Das kann sie nur wenn sie sich zu seinem Interessenkreise hinaufschwingt, ohne ihm das Leben durch ewiges Klagen über kleinliche Hausmiseren zu verbittern.

Geistig sich auf diese Weise emanzipirend, muß die Frau nie die größte Weiblichkeit außer Acht lassen, mit Unterdrückung des eigenen Willens dem des logisch denkenden Mannes überall wo es für ihr Bestes und das der Familie förderlich sein könnte. Auf diese Weise sich vervollkommnend, wird sie bald die Erfahrung machen, daß sie bei aller Weichheit des Gemüthes einen glücklichen und nachhaltigen Einfluß auf den Mann auszuüben beginnt, sich das eigene Leben um Vieles verschönert und daß ihr Verstand, ihre Denkungsorgane durch das jetzt viel intensivere, geistige Zusammenleben mit dem Manne, sich viel objektiver und klarer entwickeln.

Nur Objektivität kann die Frau über das

„was die Welt davon sagt" setzen, sie muß nicht unter dem Einfluß des Urtheils und Vorurtheils der Welt handeln, sondern unter der eigenen strengen Beurtheilung ihrer Thaten unter der gewissenhaften Verurtheilung ihrer Schwächen und Untugenden, und das ist nur bei objektiver Denkungsart möglich, wo von vornherein jeder Selbstbetrug ausgeschlossen ist, wo das beherrschende Gefühl dasjenige ist: du bist selbst verantwortlich für jede deiner Handlungen, dein Gewissen soll dein einziger Leiter, dein einziger Richter sein.

Dieses unser Ziel wird nie schwer zu erreichen sein, wenn wir auf dem höchsten Gipfel vor uns das Standbild der größten Sittlichkeit vor Augen behalten, wie wir uns selbst, unsere persönlichen Empfindungen, unsere individuellen Auffassungen mehr in den Hintergrund drängen und klaren Blickes um uns zu schauen vermögen, bevor wir uns zum Handeln entschließen.

Wie oft sehen wir in der großen Welt sittlich gut beanlagte Frauen, tugenhaft, edel, Herz und Verstand offen für alles Ideale, Gute. Nehmen wir eine dieser Frauen, durch zufällige Lebensverhältnisse in einen, wenn auch nicht schlechten, so doch leichtfertigen Kreis versetzt, was wird diese Frau thun?

Sie wird in ihrer Subjektivität abgestoßen, schmerzhaft verletzt, sich entweder in sich selbst zurückziehen, wie eine junge Blüthe vom Nachtfrost berührt, sie wird sich frierend in den Mantel der eigenen, besseren Empfindung wickeln, oder sie wird, aus Furcht, ob ihrer Tugend in dem Kreise, wo Tugend ein ephemerer Begriff ist, belächelt oder bespöttelt zu werden, schüchtern versuchen, den ihr unsympathischen, leichtfertigen Ton mit anzuschlagen.

In dem ersten Falle läuft die Frau Gefahr, in sich hinein verbittert zu Grunde zu gehen, in dem zweiten, bevor sie sich dessen versieht, in das leichtsinnige Fahrwasser ihr Lebensschiff zu leiten und auf diese Weise durch Untergrabung des sittlichen Fundaments ebenfalls unterzugehen.

Worin liegt in beiden Fällen die Hauptschuld? In dem Mangel zur Ergreifung einer Initiative, bedingt durch die engen Grenzen, die wir Frauen uns selbst ziehen in unserer Subjektivität, durch ein Gefühl der Machtlosigkeit gegenüber der Welt und unserer nächsten Umgebung, wir lassen uns zu sehr von vielseitigem Rath, von kleinlichen Rücksichten beherrschen und ziehen uns gleich bei jeder rauheren Berührung in unsere stille Muschel zurück.

Der Hast, der Unruhe des 19. Jahrhunderts gleichkommend, geht bei jeder Gelegenheit unser Herz mit der Schnelligkeit eines Orientexpreßzuges mit uns durch, unser erster Impuls ist die Triebfeder jeder unserer Handlungen, der Verstand hinkt bedeutend langsamer hinterher und beleuchtet dann oftmals die Scene unserer Aktivas mit dem grellen Licht des Cynismus und der zu späten Reue.

Manche Frau wird wohl die Frage aufwerfen: wie sollen wir diesem Fehler steuern?"

Die Saat zum selbstständigen Denken muß schon dem Kinde ins Dasein gestreut werden. Im Kinderzimmer entwickeln sich alle Fähigkeiten, alle Tugenden und Fehler der aufwachsenden Generationen, im Kinderzimmer müssen wir den Boden bereiten zur freien natürlichen Entwickelung des Geistes der Mädchen, und das können wir nur dadurch, daß wir ihnen die Möglichkeit geben, selbstständig zu denken.

Wir müssen den Kindern Alles zur Hand geben, was ihren Verstand, ihre Begriffe rechtzeitig weckt, aber wir müssen sie dabei von der ewigen Beobachtung, von der unausgesetzten Zerstreuung durch Bonne und Kindergärtnerin befreien.

Diesen jungen Mädchen, die nur eine Halbbildung erhalten und keine Erfahrung haben, werden die Kinder im jüngsten Alter anvertraut mit der strengsten Ansage unausgesetzt mit dem Kinde zu sprechen, zu spielen, mit einem Worte gesagt: „es zu unterhalten". Dadurch entsteht öfters eine Ueberreizung der Nerven, eine krankhaft rasche Entwickelung der Fassungsorgane des kleinen Köpfchens, oder bei Kindern die geistig nicht sehr rege sind, eine vollständige Erschlaffung des unausgesetzt angestrengten Gehirns.

Das Kind gewöhnt, stets nur durch äußere Anregung zu denken, verliert jede Initative, ihm geht seine Individualität verloren, seine eigene Anschauungsweise über Dinge, die es sieht, über Begebenheiten aus dem alltäglichen Leben, die sonst an und für sich werthlos, für das kleine Menschenkind aber von hoher Bedeutung erscheinen, über seine kleine Freuden und kleinen Leiden.

Woher kommt es, daß die tüchtigsten Menschen meist den Kreisen entsteigen, wo die Ver-

mögensverhältnisse der Eltern es ihnen unmöglich machen, stets ihre Kinder unter Aufsicht von Bonnen zu erziehen, wo die Kinder entweder sich selbst und ihrem eigenen Gewissen überlassen sind, oder nur unter dem direkten Einfluß der Mutter stehen. Die Mutter der Kinder, wenn sie eine offene, wahre, verständige Frau ist, kann nur einen gemüthlich guten Einfluß auf ihr Kind ausüben. Sie versteht ihr Kind am besten und wird am besten verstanden, wenn sie inmitten ihrer häuslichen Thätigkeit, oder ihrer Berufspflichten die freien Augenblicke benutzt, um die Aufmerksamkeit der Kleinen auf das Gute zu richten, und ihren Gedanken gleich von vornherein die praktische Richtung zu geben, was Poesie und Idealismus für spätere Zeiten wahrlich nicht ausschließt.

Solche Kinder, die aus sich selbst heraus lernen, ihre Umgebung zu beobachten, ihren kleinen Gedankenkreis sich selbst zu bilden, sich selbst zu beschäftigen, solche Kinder entwickeln sich gesund und normal; sie zeigen oftmals schon in frühester Jugend bedeutende Anlagen, sie machen so kluge Kombinationen, erfreuen sich an jedem Grashälmchen, verständigen sich mit der Natur und mit der Thierwelt, als ob sie ihre Sprache erfaßten, und ihr inneres Leben entwickelt sich viel reicher, viel mannigfaltiger, viel objektiver als am Gängelbande geführt von der Subjektivität einer halbgebildeten Bonne, die dem Kinde ihre oft engen Auffassungen von Menschen und Begebenheiten beizubringen sucht, ihm Befehle ertheilt, so zu spielen, wie sie es für richtig hält und dabei ganz vergißt, daß das Kind, durch rein menschlichen Widerspruch gereizt, sich in seiner subjektiven Stellung konzentrirt und dadurch gründlich eigensinnig wird.

Natürlich, je mehr Aufsicht das Kind hat, desto besser ist es für dasselbe, aber die Aufsicht muß eine derartige sein, daß sie sich dem Kinde nicht aufdrängt, daß sie, ohne daß dieses sich unausgesetzt beobachtet glaubt, stets in der Nähe ist, um jeden verderblichen Einfluß fern zu halten, um, wenn das Kind eine Erklärung verlangt über etwas ihm Unverständlichens, dieselbe ihm angedeihen zu lassen.

Hierauf muß sich die Aufsicht beschränken, sonst aber muß dem Kinde jede mögliche Freiheit und Selbständigkeit im Denken und Spielen bewahrt werden. Dann wird aus dem selbständigen Kinde ein selbständig denkendes Mädchen, eine Frau, die von frühester Jugend auf gelernt hat, den eigenen Pfad zu suchen und unbeirrt zu wandeln, ob von Sturm oder Sonnenschein begleitet, dem erwählten Ziele entgegen, gesetzt, daß das Ziel in den Grenzen des Frauenwirkens, den strengsten Anforderungen des eigenen Gewissens, der Sittlichkeit und der moralischen Ueberzeugung entspricht.

Frauen, die auf diese Weise erzogen worden sind, werden auch tüchtige gute Mütter werden. Sie werden nicht mehr ihre Kinder subjectiv behandeln und sie verurtheilen und strafen, wenn sie an ihnen Eigenheiten entdecken, die sie selbst nicht haben, wie die Kinder Auffassungen und Gedanken an den Tag legen, die den Eltern perpersönlich vielleicht unbegreiflich oder ihren eigenen Empfindungen nicht entsprechen, — kurz, sie werden mit Objectivität versuchen, sich in den Standpunkt des Kindes hinein zu versetzen, um reiflich zu erwägen, ob nicht bei obliegenden Verhältnissen der kindliche Verstand sich frei entwickelnd, eine richtigere Beurtheilung an den Tag legt, als es die so schwer auszurottende Subjectivität der Welt gestattet. Eine große Gefahr für die Objectivität des Kindes liegt auch oft in der Erziehung desselben durch Französinnen. Fremde Sprachen sind nothwendig für die praktische Erziehung des Kindes, für die Bereicherung seiner Kenntnisse, für die Verschönerung des Lebens, für die vorurtheilsfreie Anschauung fremder Länder, Menschen und Verhältnisse, aber wir gehen leider zu leichtsinnig mit der Wahl solcher Persönlichkeiten um.

Französinnen, besonders Schweizerinnen, die in ihrer Heimath kaum eine mittelmäßige Schulbildung erhalten, die weder grammatikalisch schreiben, noch ein grammatikalisch geordnetes Vernunfts-Kämmerlein in ihrem Gehirn tragen, solche Mädchen, die uns weder eine Garantie sittlicher Basis noch der Herzensbildung bieten, die in ihrem eigenem Lande die niedrigste Stellung einnehmen, solche gehen ins Ausland als „bonnes supérieures“, als „gouvernantes“, denen man die Kinder vertrauensvoll übergiebt. Die fremde Sprache giebt ihnen eine exeptionelle Stellung im Hause und übertüncht in den Augen unerfahrener Mütter die vielen Schäden und Mängel der Persönlichkeit selbst, und es ist manchmal zu spät, wenn man nach Abgang solcher Personen die Entdeckung macht, daß dem stets zum Gehorsam angehaltenen Kinde die falscheste sub-

[illegible] Auffassung, die verschrobensten Ideen, wenn nicht noch viel Schlimmeres beigebracht worden sind, abgesehen von dem schlechten ungrammatikalischen Französisch.

Ich könnte hier aus eigener Erfahrung verschiedene Beispiele anführen, sie würden aber meine kleine Betrachtung zu sehr in die Länge ziehen.

Dies sind die Klippen, an denen sich in den höheren, reicheren Ständen das schwache objective Fühlen des Kindes der aufwachsenden [illegible], bei den mittelloseren, niederen Ständen, wo diese Gefahr im Kinderzimmer wegfällt, entwickelt sich eine noch viel größere durch eine falsche Auffassung des Lebensberufes, durch welche die Frauen unseres Jahrhunderts sich selbst und ihr Leben verderben.

Diese Gefahr [illegible] in der [illegible] Sucht nach höherer Bildung, nach wissenschaftlichem Schliff. Jedes deutsche Mädchen trachtet danach, die Töchterschule zu besuchen, Klavier zu erlernen, [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

sonders wenn es nicht künstlerische Begabung hat, es in jedem Ton, in jedem Dreiklang, wenn er auch noch so harmonisch klingt, die Harmonie seiner eigenen Seele, seines Seins hinein verwebt, daß es die vielen Studienjahre mit einem disharmonischen Mißklang beendet, dessen Resonanz sich durch's ganze Leben des Weibes später durchzieht, um sich nie mehr harmonisch aufzulösen.

In diesem Jahre z. B. sind über sechshundert Schülerinnen aus dem Stuttgarter Conservatorium entlassen worden. Wie Viele davon sind wahre, gottbegnadete Künstlerinnen? Wie ungemein viel verlangt man jetzt von Künstlern! Wie groß müssen ihre Leistungen sein! Was wird die Zukunft derjenigen jungen Mädchen sein, die es nur bis zur Mittelmäßigkeit gebracht haben?

Auch sie haben Lehrgeld jeder Art zahlen müssen, bestehend aus Geldopfern, aus Zerrüttung der Nerven, aus [illegible] Gesundheit; so laufen sie zu Dutzenden in den großen Städten umher und [illegible], wenn sie für eine Stunde 50 Pf. [illegible].

Dies — und ein [illegible] — [illegible] jungen Mädchen [illegible]

[illegible]

[illegible]

Bogenführung: die Gesundheit ist unwiderruflich verloren. Entweder geht das Mädchen einsam geistig oder körperlich zu Grunde, oder wenn sie noch ein Sonnenstrahl durch die dunkeln Wolken ihrer Lebensbahn trifft, dann findet sie einen Mann, den sie liebt, der sie heirathet und diese physisch und psychisch ermattete Frau wird Mutter kränklicher, kraftloser Kinder, die wiederum ein mühevolles und gesundheitsloses Dasein führen werden.

O, man möchte solche Frauen bitten, auf Grund ihrer eigenen Erfahrungen die Augen recht objektiv bei Erziehung ihrer Kinder zu öffnen, ihnen den Abgrund zu zeigen, an dem sie vielleicht auch wandeln werden, wenn sie mit der Kränklichkeit der Mutter auch ihre früheren Anschauungen geerbt haben, ihnen klar darzulegen, wie gefährlich der Weg ist, auf dem sie wandeln, wie freudlos das Ziel, nach dem sie streben.

In anderen Ländern, wo die Frauen leichtlebigen, lebhaften Geistes sind, wie z. B. in Frankreich, wo sie ihre Pflichten zwar erfüllen, jedoch dieselben nicht so schwer nehmen, ist lange nicht so viel Gefahr für ihr materielles und geistiges Wohl vorhanden. In ihr erhält sich eine unvertilgbare Schwungkraft, da die Frau ihre geistigen Kräfte nicht verkonsumirt durch das ewige Unbefriedigtsein mit sich selbst und mit ihren Leistungen.

Die deutsche Frau aber ist schwerfälliger, langsamer in ihren Auffassungen, gründlicher in ihren Leistungen, gewissenhaft und treu bis zur Uebertreibung in der Erfüllung von dem, was sie einmal als Pflicht übernommen hat. Sie arbeitet nicht allein mit dem Kopf, sie arbeitet mit ihrem ganzen Sein, sie legt in Alles ein Stück von sich selbst hinein, und da sie meist etwas sentimental angelegt ist, und Alles sehr individuell auffaßt, so leidet sie gemüthlich, sobald ihre Leistungen ihre Vorgesetzten oder sie selbst nicht befriedigt haben.

Diese strenge Pflichterfüllung ist eine große Tugend der deutschen Frauen, aber jede Tugend kann durch Uebertreibung zum Fehler werden. Hier giebt es nur ein Mittel, um diesem Leiden zu steuern, der heilende Aesculap ist die Objektivität, die Frau muß nicht den eigenen subjektiven Empfindungen Folge leisten, sie muß nach objektivem Selbstbewußtsein trachten, dieses wird mit dem Gewissen nie in Collision kommen.

Wenn wir auch hier die solcher Thätigkeit nicht gewachsenen Frauen vor diesen Erwerbsquellen warnen, so dürfen wir ihnen doch nicht den Stein werfen, sie verurtheilen, sondern wir müssen die Beweggründe suchen, um deretwillen sie diese Richtung eingeschlagen haben, wir müssen auch dem Strom des Dranges nach Ueberbildung folgen bis wir den Ursprungsquell erreicht. Dieser Quell entspringt aus einem Gewirr von Steinen des Anstoßes von schroffen, felsigen Kanten der Vorurtheile der durch Geld, Besitz oder Lebensstellung bevorzugten Stände, deren subjektive Auffassung von Hoch und Niedrig, der einseitigen Beurtheilung von Gebildet und Ungebildet.

Jede Frau sollte die Möglichkeit haben, sich nicht allein durch eine mit hohen Geldes- und Gesundheitsmitteln erkaufte Bildung, sondern auch durch andere gewissenhafte Pflichterfüllung in einfacherer Lebenslage eine achtungswerthe Stellung zu gründen, was ihr dadurch erschwert wird, daß die plutokratische und bureaukratische beschränkte Anschauungsweise ein solches Uebergewicht gewonnen hat über die objektive Beurtheilung und Anerkennung des menschlichen Werthes im Allgemeinen, daß sie den Menschen nicht nach seinen Leistungen, sondern nach seinem Bildungsgrad beurtheilt.

Dieser falsche Begriff wird Civilisation genannt und ist nichts als eine subjektive Verirrung geistiger Beschränktheit, während wir bei objektiver Diagnose über einen Menschen aus niederer Sphäre oftmals durchschauen werden, daß sein Hauptwerth nicht auf seiner mühselig errungenen, oftmals wenig mit seinen sonstigen Lebensverhältnissen im Einklang stehenden Bildung, sondern auf seiner pflichtgetreuen Leistungsfähigkeit, in der moralischen Basis auf der er steht, beruht.

Wird hierin die Anschauungsweise objektiver werden, so werden diese Frauen ihre Sucht nach Bildung auch etwas dämpfen.

Wie viel geprüfte und ungeprüfte Lehrerinnen irren stellungslos umher, sich selten mehr hineinfindend in die biedere einfache Häuslichkeit ihrer Eltern, herausgerissen aus ihren ärmlichen Verhältnissen und kaum andere bessere erkämpfend.

Nehmen wir die Annoncenanzeigen der Zeitungen durch, so sehen wir, wie viele solcher junger Mädchen Stellen suchen und wie wenig

im Verhältniß Stellen zu vergeben sind, und suchen wir dagegen tüchtige Wirthinnen, Wirthschafterinen, so fehlen diese in hohem Maße, und es vergehen oftmals Wochen, bevor man ein anständiges, fleißiges, ausspruchloses Mädchen findet, das den Ansprüchen einer ordentlichen Wirthschaft genügen kann, das erfahren ist in allen Zweigen dieser Lebensstellung. Dadurch, daß die Mädchen in dieser Stellung, selbst wenn sie zu einer gut bürgerlichen Familie gehören, meist als höhere Dienstboten angesehen werden, treibt es sie leider Alle, diesen Erwerbszweig so viel als möglich außer Acht zu lassen.

Es wäre sehr zweckentsprechend, noch mehr Haushaltungen zu gründen, das Hauptaugenmerk der Frauen des Volkes auf diese zu richten und auf jede mögliche Weise den Mädchen vom pekuniären Standpunkt aus Vorschub zu leisten.

Die Vorsteherinen aber dieser Schulen sollen sich dessen wohl bewußt sein, daß sie hier ein schönes großartiges Feld der Thätigkeit vor sich haben, nicht allein darin bestehend, die Mädchen in die Geheimnisse der feinen oder einfachen Küche, der Stadt- oder Landwirthschaft, des materiellen Wohllebens einzuweihen, sondern in die Geheimnisse einer Lebensweisheit, die viele Früchte tragen soll und wird für das Gedeihen des ganzen deutschen Volkes.

Diese Lebensweisheit soll den Mädchen klar darlegen, daß jede Stellung im Leben ihre Sonnen- und Schattenseiten hat, daß jede gute Pflichterfüllung, in welcher Lebenslage sie auch geschehen mag, in sich die Befriedigung tragen soll, unbekümmert jeglicher Empfindung der Zurücksetzung von Seiten anderer Menschen.

Unbewußt wird dadurch dem Mädchen wieder ein Baustein mehr zugefügt zum Gebäude der Objektivität und dies mit der praktischen Anwendung desselben im einfachsten materiellen Leben.

So materiell dieser Erwerbszweig der Mädchen erscheint, so ist es gerade derjenige, der der erfolgreichste für die Entwickelung des Volkes ist, der die größte Tragweite zum allgemeinen Wohlleben desselben in sich birgt; denn die aus dieser Schule entlassenen Frauen bleiben gesunde Naturmenschen, ohne Zerfahrenheit des Geistes, ohne, Zerrüttung der Gesundheit. Aus den gut geschulten Wirthschafterinnen werden tüchtige Hausfrauen und Mütter.

Weit entfernt sei mir der Gedanke, gegen die Bildung im Allgemeinen aufzutreten, jeder Mensch strebt ja aufwärts, es ist so der Gang der ganzen Welt, und je mehr wir denken lernen, desto schöner und reicher wird uns das Leben, je mehr intellektuelle Quellen wir in uns entdecken, in uns pflegen, desto voller und klarer wird der Strom der Empfindungen, desto mehr erweitert sich unser innerer Blick für alles Große, Schöne, Edle auf Erden, aber — Schuster bleib bei deinem Leisten, bleibe bei deinem Fache, du kannst dann auch an Stiefeln Außergewöhnliches leisten.

Da ich nun schon einmal aus meinen Betrachtungen über Objektivität auf die soziale Lebensstellnng der Frauen gekommen bin, so möchte ich hier noch einen Punkt berühren, über den die Meinungen sehr verschieden sind, es betrifft einen Beruf, nach dem die Frauen jetzt leider oft greifen, wenn sie nichts besseres finden, und gerade dieser Beruf ist ein so schöner, so segensreicher, und wenn er pflichttreu durchgeführt werden soll, verbunden mit so viel Aufopferung seiner selbst, mit Hintenansetzung der eigenen Person, der eigenen Gefühle, daß er nur von solchen müßte ergriffen werden, die sich mit allen Stimmen des Herzens dazu berufen fühlen; dies ist — der Diakonissenstand.

Es heißt jetzt von allen Seiten, die Frauen, anstatt nach männlicher Stellung zu streben, sollten sich mehr der Krankenpflege widmen!

Gewiß ist es die herrlichste, die am meisten gnadenbringende Laufbahn einer Frau, aber wehe, — wenn sie sich derselben ergiebt, ohne in sich den wahrhaft christlichen Drang zu fühlen, Alles ihren Pflichten zu opfern. Leider wurden gerade in den letzten Kriegen oft bittere Erfahrungen auf dem Felde dieser Thätigkeit gemacht, manche Kranke sind Opfer geworden schlechter, nachlässiger Pflege von Damen oder jungen Mädchen, die sich auf den Kriegsschauplatz begaben aus momentaner Begeisterung für ein Fach, für das sie keine Spur von Verständniß hatten.

Gerade diese Erfahrungen sollten an kompetenter Stelle schon längst die Augen geöffnet haben über die Mißbräuche und Nachlässigkeit, die sich in den Beruf der Krankenpflege geschlichen. Es kommt weniger darauf an, ob man pflegt, als wie man pflegt.

Wie oft liest man in Zeitungen und Zeit-

schriften christliche Aufrufe an Frauen zur Krankenpflege, es wird ihnen vorgeworfen, Mangel an Nächstenliebe, zu viel Passivität, Indolenz oder Selbstliebe, um ein Fach zu ergreifen, dessen Schönheit so sichtbar vor Augen liegt.

Manche Mädchen, die beschäftigungslos umherirren, fangen Feuer beim Lesen solcher Aufrufe und entschließen sich kurzweg von einem Tage zum anderen zu dem schönen Beruf, ohne sich selbst vorher streng zu prüfen, ob sie demselben in all' seinen Ansprüchen gewachsen sind.

Es ist sehr schön, daß es Männer giebt, die sich für philanthropische Zwecke interessiren und ihre Gedanken, in Form von Aufrufen an die Frauenwelt, ausdrücken, ich wünschte aber, solche Männer lägen zuerst selbst krank danieder und würden von Frauen gepflegt, die von ihren Aufrufen begeistert, ohne Beruf sich der Krankenpflege in die Arme geworfen haben, entweder um Gutes zu thun, oder weil ihnen ein Licht aufgegangen ist, daß es auch eine Art von Erwerbsquelle ist.

Diese so Gepflegten würden, falls sie bei dieser Pflege gesunden sollten, es nachher nie versäumen, wie sie es jetzt thun, bei der Darstellung der schönen und edlen Seiten dieses Berufes, den Frauen auch das Ernste und Schwere desselben vorzuführen, damit die Frauen sich recht bewußt werden, daß ihnen viele Kämpfe mit dem eigenen Ich bevorstehen, daß sie in diesem Lebensturnier mit all' ihren moralischen und physischen Kräften in die Schranken zu treten haben.

Kein Beruf verlangt mehr Objektivität als die Krankenpflege. Die Pflegende muß es verstehen, sich vollständig in die Gefühle des Kranken hineinzuversetzen, um seine Wünsche, seine Empfindungen durchzufühlen, bevor derselbe sie äußert. Manchmal hängt die Ruhe, die Besserung eines Kranken von so geringen Kleinigkeiten ab, wie z. B. von einem bei richtiger Zeit aufgeklopften Kissen, oder von einem auf dem, dem Kranken gewohnten Platz hingestellten Wasserglas und so vielem anderen Geringfügigen, was die Pflegende eben selbst empfinden muß, denn so was lernt sich nicht allein, es muß sich fühlen.

Um dies durchzufühlen, muß die Aufmerksamkeit durch keine von Außen einströmenden Zerstreuungen, durch innere Langeweile oder einen anderen Gedankengang abgezogen werden. Hier hört jede Subjektivität jede Individualität der Pflegenden auf, sie darf nur für den Kranken, für ihren Beruf leben, dieser soll ihr Alles ersetzen, was sie sonst von ihrem Leben und an Hoffnungen opfert. Dann erst, wenn der Frau dies gelingt, wird sie ihren Beruf pflichttreu, allen Ansprüchen entsprechend, erfüllen und wird in demselben ihr größtes Glück finden.

Ich fürchte, daß ich in diesem kleinen Aufsatz mancher Frau schroff nahe treten, daß ich bei mancher meiner Leserinnen auf Widerspruch stoßen werde, aber es soll mir gerade recht sein; durch Kampf zum Frieden!

Nur durch Kämpfe kann eine Sache gefördert, die Aufmerksamkeit erregt, das Nachdenken geschärft werden; wir wollen hier kämpfen für diese Art Emanzipation, für die Erstarkung der Objektivität, die, wie ich es mir erlaubt habe, darzulegen, in jedem Stande nothwendig ist.

Wenn wir Frauen dieses Endziel erreichen, oder auch mit aller moralischen Kraft streben, unsere Kinder, unsere Töchter daraufhin zu erziehen, so erleben es vielleicht diese noch, daß die Frau, in welcher Lebensstellung sie auch sein mag, ein ihrer selbst würdiges Leben führt, ohne durch falsch ergriffenen Lebensberuf, durch Vorurtheile, durch innere Zerfahrenheit des Geistes, Verworrenheit in der subjektiven Auffassung der Verhältnisse zur Verzweiflung getrieben, entweder, wie es leider jetzt an der Tagesordnung ist, diesem oder jenem Manne eine Kugel vor den Kopf zu schießen, oder selbst in einem der vielen jetzt überhäuften Irrenhäuser zu enden.

Gestählt durch Objektivität wollen wir diese nie außer Acht lassen und den Männern zeigen, daß wir auf diese Weise noch pflichttreuer jeden Beruf, möge er auch noch so glänzend, oder auch noch so bescheiden und einfach sein, erfüllen werden, ohne dabei etwas von unserer Weiblichkeit, von unserem wahren Gemüth einzubüßen, unsere Subjektivität nur im innersten Schrein, im Tuskulum unseres Gefühllebens konzentriren.

Dieses Tuskulum ist wie ein schöner Garten, dessen Gärtner wir sind. Von unserer Pflege hängt das Gedeihen verschiedenartigster Blumen ab, die den Pfad unseres Lebens schmücken sollen, mit unermüdlichem Eifer müssen wir an der Entfernung des Unkrauts jener, der menschlichen Natur zu eigen liegenden Schwächen arbeiten, müssen alle Fiebern unseres Geistes und Herzens anspannen und keine Mühe sparen, um die edlen Keime zu entwickeln, die Gott uns Frauen in Gestalt der Liebe zum Edlen und

Guten, der Treue, der Aufopferung und Weiblichkeit in die Seele gesenkt hat.

Diese treu gepflegten, aus dieser Saat entsprossenen Blüthen wollen wir schützen und stützen gegen die vielen Stürme der Mühseligkeiten, der Versuchungen und der vielen Sorgen, die keinem von uns auf Erden erspart bleiben. Gerade wir Frauen haben die Möglichkeit, auf unserer Lebensbahn so ungemein viel Schönes zu leisten, ohne nach Mitteln und Wegen zu greifen, die den Männern offen stehen, und in dem Bereich von deren Wirkungskreis liegen.

Auf die Güte jedes Berufszweiges der Frau, dürften wir diese paar Reime des leider zu früh verstorbenen Dichters Steeler anpassen:

Die Menschheit ist ein weiter Baum
Mit tausend Zweigen,
Die einen grün, die andern welk
Und Alle ihm eigen.
Er blüht und keimt in ew'gem Schmuck
Die Früchte prangen —
Was liegt daran an welchem Zweig'
Die Früchte hangen!

Ich hätte die Frage des Frauenberufes noch von einem andern Gesichtspunkte auffassen können, nämlich vom religiösen, es würde uns aber hier zu weit führen, ein einziges Wort will ich darüber in diesem Aufsatz fallen lassen, der meinen Standpunkt kennzeichnet: welches Feld der Thätigkeit die Frau auch ergreifen möge, sei sie gebildet oder ungebildet, ob reich mit Glücksgütern bestattet oder arm, so muß sie nie vergessen, daß das Fundament zu ihrem inneren Frieden, zur Ruhe und Zufriedenheit nur in der wahren Religiosität, Ergebung und christlichen Liebe liegt. Nur dann wird die Frauenseele den zersetzenden Einflüssen der kalten, stürmischen oder glühenden Luftströmungen der Lebensatmosphäre widerstehen können.

Sie mag nach menschlichen Begriffen schutzlos, sich selbst aus eigener Kraft den Lebensweg bahnen, wenn sie nur ihren Gott zur Seite hat. Diesen Schutz kann sie nicht entbehren, gegen sich selbst, gegen die eigene Natur, gegen die Kette getäuschter Hoffnungen verlorener Illusionen, die sich durch's Leben jedes Menschen zieht und deren Ende erst am Grabes Rande stößt.

Möge diese anspruchslose kleine Schrift im Frauenkreise gütige Aufnahme finden. Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich zu streng über den jetzigen Bildungseifer der Frauenwelt geurtheilt habe, ohne neue Berufe zu nennen, die sie eher ergreifen könnte.

Nur zu wohl weiß ich, daß nach den statistischen Berechnungen jährlich die Zahl der Frauen im Verhältniß zu der der Männer zunimmt, wodurch die Chancen zum Heirathen für die Mädchen immer geringer werden. Es müssen also Wege gesucht und geschafft werden zur richtigen Verwerthung der Leistungsfähigkeit der Frauen, die jetzt so oft brach liegt! Wie wäre es da glücklich, wollten sich die Frauen mehr mit dem Gedanken an die Mission befassen und mehr Interesse für dieselbe gewinnen.

Gerade jetzt in dieser Zeit, wo das deutsche Volk sich endlich aus dem lethargischen Schlaf aufrüttelt, endlich auch daran denkt, wie alle andern Nationen seine Macht nach auswärts, durch überseeische Kolonisation zu entwickeln und zu vergrößern, jetzt, wo die Kolonialpolitik alle Gemüther erwärmt und erhebt, öffnet sich auch der deutschen Frau eine neue herrliche segenbringende Bahn zur Verwerthung ihrer geistigen Kräfte und Kapazitäten. Sie gerade kann nun ihre Fähigkeiten dem Altare der Vaterlandsliebe zubringen, indem sie sich erbietet, hinüber zu gehen, um auch nach Kräften mitzuhelfen an der Civilisation dieser wilden, jedoch gutmüthigen Völkerschaften.

Welch' ein schöner Beruf für die unverheirathete Frau, für die stellenlose Lehrerin, unter die Stämme der neu erworbenen deutschen Besitzungen die Sonnenstrahlen des Christenthums und der Civilisation zu bringen und beobachten zu dürfen, wie allmälig der Frühling des Glaubens, sittlich veredelnd die zarten Keime, die in jeder menschlichen Seele, wenn auch tief verborgen liegen, zur schönsten Blüthe entwickelt.

Dieser Beruf der Frau ist ein Werk christlicher Barmherzigkeit, es wird ein Baustein mehr zur Befestigung der deutschen Macht auf fremdem Boden, denn es ist bekannte Thatsache, daß auf solche wilde Naturmenschen die gebildete Frau eine ganz eigenthümlich veredelnde Gewalt ausübt, eine Macht, der der Wilde nicht widerstehen kann, vor der er sich bange ehrfurchtsvoll beugt, wie vor einem höheren Geist.

Daß die Frau dort vielen Gefahren, Strapazen und Entbehrungen entgegengeht, dessen muß sie sich wohl bewußt sein, ihre eigene Persönlichkeit muß hier ganz in den Hintergrund treten; denn sie verläßt, wenn sie den Fuß auf's

Schiff setzt, Alles, woran ihr Herz von Kindheit an gehangen, ihr Liebstes opfert sie einem Berufe, dessen Zukunft auf Hoffnung nur ruht. Auch eignen sich zu dieser Thätigkeit nur willenskräftige, gesunde, klardenkende, hochherzige und besonders nur sehr religiöse Frauen.

Solcher besitzt das deutsche Volk viele, viele die bei der Frauenbevölkerung in Deutschland leider gar nicht zur Geltung kommen, welche dagegen dort, fern von der Heimat, angewiesen auf eigene Kräfte, ihren Fähigkeiten angemessene Leistungen werden hervorbringen können.

Ueber den Einfluß der Frauen auf die Pflege der dramatischen Kunst.

Von Hoftheaterdirektor Dr. Georg Köberle.

In einem heißen Sommerabend des Jahres 1847 ging auf dem Leipziger Stadttheater das Schauspiel „Die Valentine" von Gustav Freytag zum ersten Male in Scene. Der seither zu hohem und wohlverdientem Ruhm gelangte Dichter dieses vortrefflichen Dramas war damals noch ein junger, dem großen Publikum unbekannter Mann. Seine kleinen, zwei Jahre vorher unter dem Titel „In Breslau" erschienenen großentheils epischen Dichtungen hatten wenig Verbreitung gefunden; sein 1841 geschriebenes Lustspiel „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen" war, obgleich vom Königlichen Theater in Berlin preisgekrönt, als noch bühnenunpraktische Arbeit fast überall außerhalb der preußischen Hauptstadt unbeachtet geblieben. Daß er auch schon zwei Abhandlungen über altdeutsche Poesie in lateinischer Sprache veröffentlicht, wußten nur die Gelehrten. In den Theaterkreisen bezeichnet man „Die Valentine" als den Versuch eines literarischen Neulings und rümpfte schon vor der Darstellung darüber die Nasen.

Dies und die Hitze während des Tages hatten an jenem Abend nur diejenigen Bühnenfreunde, welche aus Gewohnheit oder durch ihren Beruf gezwungen, keine Premiere versäumen, ins Theater zu locken vermocht. Das Haus war abschreckend leer. Außer den Zeitungsreferenten befanden sich nur ungefähr hundertundfünfzig Personen im Zuschauerraum.

Da ging es denn, wie es vor leeren Bänken meistens zu gehen pflegt: obwohl das berühmte Künstler-Trifolium Bertha Unzelmann, Josef Wagner und Heinrich Marr gerade an jenem Abend drei ihrer vorzüglichsten Rollen spielten, blieb doch das spärliche Publikum so stumm wie ein Fisch. Jedermann fühlte sich durch die klaffenden Lücken im Parterre und durch die verödeten Logen fast unheimlich eingeschüchert, Niemand wollte sich zum ersten Beifallsspender aufwerfen, Niemand rührte während der Vorstellung eine Hand. Auch als der Vorhang zum letzten Male gefallen war, trollte sich das Häufchen Zuschauer schweigend davon, — kurz: der äußere Erfolg glich einem gelinden Fiasko oder wenigstens einem zweifelhaften „Achtungserfolg" welchen die Habitues durch Klatschen oder durch Zischen genauer festzustellen nicht der Mühe werth gefunden.

Ich gehörte damals zu denjenigen Stammgästen Thalias, denen Nachts etwas fehlt, wenn sie den Abend nicht im Theater zubringen. Daher war es selbstverständlich, daß weder die hochgradige Temperatur, noch die geringen Erwartungen des Publikums mich zu bestimmen vermocht hatten, den zweiten dramatischen Versuch des Neulings zu versäumen. Vielmehr war ich gerade an jenem Abend ein doppelt aufmerksamer Zuschauer, — Stück und Vorstellung, sowie das Verhalten des Miniaturpublikums, versetzten mich in eine fast fieberhafte Aufregung. Ich folgte der Entwickelung mit einem eigenartigen Gefühle, — Freude und Verdruß stritten sich in meinem Innern um den Vorrang: Freude am Gebotenen, Verdruß über das Pflegma der Empfangenden. Hätte ich mich nicht aus Grundsatz von jeher im Theater jeder lauten Demonstration enthalten, so wäre ich an jenem Abend Claqueur geworden.

Nach Ende der Vorstellung eilte ich auf die

[illegible]

[illegible] die [illegible] als dem [illegible] zugeben. Auch ich [illegible] nach [illegible] Schluß. [illegible] schlenderte ich durch die [illegible] in [illegible], die nach dem [illegible] führen. Das Erlebniß des Abends beschäftigte meine Sinne. Es hatte mir wieder einmal recht [illegible] vor Augen gestellt, von welch [illegible] Zufälligkeiten das Schicksal eines [illegible] Dichters manchmal abhängt, von [illegible] Zufälligkeiten er geleitet wird, [illegible] zu vermeiden nicht in seiner Macht liegt. [illegible] schien mir mehr als nur wahrscheinlich zu [illegible], wenn nicht die südländische Hitze [illegible] des Tages zu viele Kunstfreunde vom [illegible] abgeschreckt hätte, die erste Aufführung der „Valentine“ von rauschendem Beifall begleitet gewesen wäre.

[illegible] leitete bald meine Gedanken auf die [illegible] Stellung der Dramatiker überhaupt. [illegible] sagte ich zu mir selbst — [illegible] allen Künstlern die einzigen, welche [illegible] nicht ohne fremde Beihilfe veran[illegible] und die Mängel dieser letzteren [illegible]

[illegible] Dramatiker [illegible] eine vollkommen [illegible] so kann der [illegible] durch andere [illegible] Verkommnisse ge[illegible] vernichtet werden, durch [illegible] der neckische Zufall erzeugt und [illegible] sich für kein anderes Kunstgenre so verhängnißvoller geltend zu machen vermöchten, wie für die dramatische und theatralische Kunst. Um den Bühnendichter die drastischen Ueberraschungen, welche beim Eintritt in die Oeffentlichkeit seiner harren, recht bitter kosten zu lassen, braucht sein Debüt nicht, wie Gustav Freytag's „Valentin“, in die sogenannten Hundstage verlegt zu sein. Der Schalk des Zufalls hat auch für die bessere Theatersaison Dutzende von Koboldden im Sold, die sich manchmal ungerufen als Mitspieler einfinden und ihm den schon halb errungenen Lorbeer noch im letzten Augenblick wieder entreißen oder wenig=

stens durch eine Beimischung von Brennesseln vergällen. Die Theatergeschichte bietet hierfür zahlreiche Beispiele, deren einige ich selbst miterlebt habe. Einen Tragödiendichter, dessen Debüt schon glücklich bis zum fünften Akte abgewickelt war, überholte der Zufallschalk noch in der letzten Scene und stempelte ihn zum umfreiwilligen Possenreisser. Das ging zu, wie folgt:

Der Untergang des vom Dichter verherrlichten Helden war von einer That abhängig gemacht, zu welcher verabredeter Weise der zwölfte Stundenschlag das Signal geben mußte. Der Requisiteur hatte auf die Herbeischaffung der Uhr vergessen und der Inspicient bemerkte dies Versehen erst, als schon die Verwandlung zur Schlußscene stattfand. In der Verlegenheit schafft er eiligst die einzige im Theater vorhandene Uhr aus dem Zimmer des Portiers herbei und stellt sie wohlaufgezogen an den vorgeschriebenen Platz, froh, hierdurch das Versäumniß noch rechtzeitig verbessert zu haben. Der große entscheidende Moment naht, die resignirenden Herzensergüsse des Helden rühren das Publikum fast zu Thränen, die Uhr beginnt die zwölfte Stunde zu verkünden, doch — o weh! nach jedem Schlage schreit sie auch ein spöttisches „Kuckuck" dazwischen. Die Wirkung dieses in die hochtragische Situation hereinplatzenden Impromptu läßt sich eher empfinden als beschreiben. Selbst die Darsteller auf der Bühne wurden von dem homerischen Gelächter des Publikums mit fortgerissen und darüber ging auch die Tragödie zum Kuckuk.

Einem andern Dramatiker, welcher bei der Premiere seines Schauspiels schon nach den ersten Akten herausgejubelt worden war, begegnete die Fatalität, daß in der hochsentimentalen Liebesscene des vorletzten Actes einer Katze die Laune beifiel, sich ebenfalls als Deklamatrice vor die Rampen zu wagen. Neugierig blickte die vierfüßige Künstlerin in die Zuschauerräume hinaus, begann: „Miau, miau, miau!" und hüpfte dann in großen Sätzen scheu wieder hinter die Coulissen. Die Wirkung war dieselbe, wie beim Stundenschlage der indiskreten Uhr, — trotz der rührend ernsten Handlung des Stückes kam das Publikum während der zweiten Hälfte der Vorstellung nicht mehr aus der einmal angeschlagenen lachlustigen Stimmung heraus.

Ein dritter Sohn Apollo's, der ein heroisches Ritterstück geschrieben, hatte das Unglück, bei der Premiere die Hauptrolle durch einen Schauspieler besetzt zu sehen, welcher gern mit seinen physischen Kräften prunkte. Die Rolle bot ihm Gelegenheit zur Improvisation eines athletischen Kunststückchens: Der Held, eben an der Tafel schwelgend, entdeckt plötzlich einen an ihm begangenen Treubruch, verfällt darüber in Wuth, springt auf und schleudert mit einem Fußtritt den Stuhl, auf dem er saß, so gewaltig hinweg, daß derselbe, sich dreimal überschlagend, an einem hohen, aber zu schwach befestigten Versatzstücke anprallt. Das Versatzstück schwankt, sinkt und bedeckt die spielenden Zecher, welche dadurch plötzlich in die Situation gefangener Mäuse beim Zuklappen der Falle gerathen. Daß die weitere Entwickelung dieser Scene sich dem Publikum durch das Fallenlassen des Vorhangs entziehen mußte, braucht wohl kaum erst gesagt zu werden. Als der Vorhang wieder in die Höhe ging, wollte das heroische Pathos des Helden, welches vordem als übersprudelnde Genialität gern gesehen war, nicht mehr zünden, die Wirkung blieb komisch, — der Umschwung der Stimmung vom Erhabenen ins Lächerliche hatte auch das Stück unter der improvisirten Mäusefalle eingesargt.

Fast einen ähnlichen Streich spielte der Zufall einem später sehr populär gewordenen Operncompositeur bei der Aufführung seines dramatischen Erstlingsversuches. Er dirigirte sein Werk persönlich. In einer der Prosceniumslogen des ersten Ranges saß eine vornehme Dame, die ihr niedlich kleines Hündchen ins Theater mitgebracht hatte und es neben sich auf der Logenbrüstung schlafen ließ. Das Hündchen stürzte, während gerade Alles sehr andächtig den Klängen der lieblichen Musik lauschte, über die Brüstung hinaus und fiel in den Orchesterraum mitten auf die große Trommel hinab. Erschrocken über den durch das ganze Haus schallenden Mißklang verstummten für einen Moment die Sänger und die Instrumentalisten; entsetzt sah der Compositeur von seinem Kapellmeistersitz auf den Trommelschläger hinüber, welcher über den verwegenen Eingriff in seine Funktion fast einer Ohnmacht nahe war; verblüfft starrten auch Aller Augen vom Parterre bis hinauf zum Juchhe auf das Orchester, — es war ein Bild, das der Maler drastischer Carnevalsscenen nicht packender auf die Leinwand hinzuzaubern vermöchte. Für einen

Augenblick herrschte Todesstille im Saal, selbst der so unsanft aus dem Schlaf geweckte Störenfried muckste sich anfänglich nicht. Als er aber vor Schmerz seine Trauerarie zu winseln begann und das Publikum den Urheber des originellen Intermezzo entdeckte, da brach sich ein von unwiderstehlichem Gelächter und von höhnischen Beifallssalven getutetes Charivari Bahn. Auch bei der Wiederholung kam man, obwohl selbstverständlich die, dem Compositeur für den ersten Abend oktroyirte Einlage gestrichen blieb, über diese Stelle der Oper nicht ohne störende Erschütterung des Zwerchfells hinweg. Das Tonwerk mußte auf Jahre lang zurückgelegt werden und machte erst Carriere, nachdem das hündische Impromptu beim Publikum wieder in Vergessenheit gerathen war.

Das sind nur ein paar Beispiele aus der langen Reihe selbstbeobachteter Zufallstücken. Die Aufzählung all der Klippen, welche ein Dramatiker, selbst wenn kein neckischer Zufall ihn ins Antlitz peitscht, auch sonst noch zu übersteigen hat, wäre ein Thema, mit welchem sich dicke Bände ausfüllen ließen. Der ernste Bühnendichter gleicht in unserer modernen Welt dem Halbgotte Prometheus, welchen zur Strafe für sein menschenfreundliches Ringen der Donnerer Zeus an einen Felsen schmieden und jeden dritten Tag vom gefräßigen Adler zerfleischen ließ. Zwar trägt er nicht leibhaft die ehernen Ketten und wird vom König der Lüfte nicht leibhaft verspeist, aber die Wunden, welche ihm vom Schicksale seines Standes manchmal geschlagen werden, sind darum nicht minder schmerzhaft; und wenn er in Verzweiflung aufstöhnt, so lacht die gedankenlose Menge und ahnt nicht einmal, daß sie sich auf Unkosten eines Märtyrers erlustigt, dem in Wahrheit eben Haus und Hof abbrennen. Armer Musensohn!

Diesen und ähnlichen Betrachtungen mich hingebend, war ich bis nach Lindenau gekommen, ohne zu bemerken, wie weit ich mich von meiner Wohnung entfernt. Im Garten der Villa, welche damals der Chef der berühmten Buch- und Musikalienhandlung von Breitkopf und Härtel als Villeggiatur inne hatte, ging es noch lebhaft zu. Da ich zu den Freunden des Haushern gehörte, so trat ich trotz der späten Abendstunde dort ein und fand eine zahlreiche Gesellschaft von mir wohlbekannten Damen und Herren.

„Ah," — schallte es mir gleich beim Eintritt von allen Seiten entgegen — „nun erhalten wir Nachricht über die heutige Novität, denn Sie kommen, das muß man bei Ihnen nicht erst fragen, gewiß aus dem Theater."

„Errathen," entgegnete ich. „Es war eine denkwürdige Vorstellung, und ich bedaure, daß Sie derselben nicht beiwohnten."

„Also hat das Stück gefallen?"

„Darüber bin ich mir selbst nicht klar. Das eigentliche Theaterpublikum Leipzigs glänzte durch seine Abwesenheit, und die paar Dutzend Stammgäste enthielten sich jeder lauten Demonstration. Nur aus ihrer Aufmerksamkeit könnte man die Vermuthung folgern, daß sie nicht ohne Antheilnahme dasaßen. Einige aber verließen das Haus schon vor dem Ende der Vorstellung."

„So ist das Stück nicht interessant?"

„O, ich halte es für die geistvollste von allen Novitäten, welche in den letzten Jahren bei uns in Scene gingen. Der Ruhm, daß Leipzig eine hervorragend kunstverständige Stadt sei, erlitte nach meiner Ansicht einen kleinen Riß, wenn die Theaterdirektion dies sehr gelungene Schauspiel wegen mangelndem Zuspruch wieder vom Repertoir streichen müßte."

„Sie fassen uns scharf bei der Ehre," begann jetzt eine von den anwesenden Damen. „Gut, Sie sollen uns nicht umsonst mit der Nadelspitze Ihrer Kritik geritzt haben. Ich mache meinen Freundinnen einen Vorschlag: wir alle wollen die zweite Vorstellung besuchen. Unsere Männer und Bräutigame werden uns selbstverständlich begleiten und auch so artig sein, inzwischen in ihren Kreisen noch weitere Theilnehmer anzuwerben. Finden wir das Stück so wie sie behaupten, Herrr Doktor, dann soll der Dichter für den klanglosen Verlauf der ersten Vorstellung eine glänzende Genugthuung erhalten."

Die anwesenden Damen stimmten diesem Vorschlage einhellig bei, und die Herren konnten sich schon aus Artigkeit der auch an sie ergangenen Aufforderung nicht entziehen.

Die Gesellschaft, welche zur Elite der Leipziger Intelligenz gehörte, hielt redlich Wort. Die paar Tage wurden besonders von den Damen zu einer harmlosen Agitation für das übernommene Schiedsrichteramt gut benützt.

Zur zweiten Vorstellung fand sich, trotz der abermaligen Tageshitze, ein ungewöhnlich zahlreiches Publikum im Theater ein, und — die

am ersten Abend ganz klanglos vorübergegangene „Valentine“ machte Furore!

Damit war für den jungen Dramatiker Bahn gebrochen. Das Stück konnte in Leipzig rasch nach einander noch oft vor ausverkauftem Hause wiederholt werden und schritt binnen Jahresfrist über die meisten deutschen Bühnen.

So hatte der Beifall der Frauen der „Valentine“ die verdiente Anerkennung errungen. Wären bei der zweiten Leipziger Aufführung die Frauen fern geblieben, so würde sie zuverlässig ein ebenso leeres Haus und eine ebenso kühle Aufnahme gefunden haben wie am ersten Abend. Dann wäre das Stück unrettbar für kürzere oder längere Zeit, vielleicht sogar für immer, vom Repertoire verschwunden. Die Wirkungen, welche dies möglicher Weise auf weitere Schaffenslust oder Geistesrichtung des Autors nach sich gezogen hätte, liegen außerhalb der Grenzen, die ich mir für vorliegenden Essay gezogen. Hier wollte ich an einem Vorfall aus der Wirklichkeit nur zeigen, daß die Frauen, wenn sie gegenüber dem Theater die ihnen in der Gesellschaft zugefallene Stellung verwerthen, die Macht besitzen, gute Bühnenleistungen in Schwung zu bringen. Nicht weniger wird sich ihre Macht als zureichend erproben, wenn sie über schlechte Vorstellungen den Stab brechen und ihr Urtheil durch grundsätzliches Fernbleiben von denselben besiegeln. Unter den unser Zeitalter beherrschenden socialen Gestaltungen ist kaum eine öffentliche Schaubühne denkbar, welche nicht ihre Lebensfähigkeit schon verloren hätte, sobald das sogenannte zarte Geschlecht ihr jeden Zuspruch versagen würde. In Angelegenheiten der Unterhaltung sind die Männer mehr oder minder von der Antheilnahme der Frauen abhängig. Ein Theaterpublikum ohne Damen böte ihnen eine fast ebenso unerquickliche Augenweide, wie ein Ball ohne Tänzerinnen.

Dennoch scheint es mir mehr als wahrscheinlich zu sein, daß bisher die wenigsten Frauen je auch nur an den Einfluß gedacht, welchen sie auf den Entwicklungsgang der dramatischen Kunst thatsächlich ausüben. Die Mehrzahl steuert ihr Scherflein zur Verbesserung oder Verschlechterung des Theaters unbewußt bei, indem sie, ohne Weiteres zu erwägen, eben diejenigen Vorstellungen mit ihrer Gegenwart beehrt, die ihrem eigenen sittlichen Bildungsgrade am gefälligsten schmeicheln. Da aber jedes Theater in höherem oder geringerem Grade die Art seiner Kunstpflege fast ausschließlich vom Cassaerfolg des Gebotenen abhängig machen und sich dem zugkräftigsten Kunstgenre widmen muß, um existiren zu können, so steht außer Zweifel, daß der Zulauf oder das Fernbleiben der Frauen geradezu entscheidend auf die Leistungen unserer Theater zurückwirken. Ich komme auf diesen Punkt nochmal zurück.

Bekanntlich wird heutzutage die Schaubühne von den Meisten — die Männerwelt keineswegs hiervon ausgeschlossen — nur noch als ein Spielzeug zum Zeitvertreib für große Kinder erachtet. Ob die dramatische Kunst neben angenehmer Unterhaltung auch ihrem höhern Kulturberuf genüge oder mehr und mehr in kulturzerstörende Verirrungen abgleite, ist ihnen gleichgiltig. Sie ahnen nicht einmal, welch eine Fülle wahrhaft edler Geistesgenüsse und erhebender Seelenstärkung einer Nation verloren geht, deren Theater versumpft ist. Vergebens haben tiefer Sehende schon wiederholt auf die hohe nationale Bedeutung guter Schaubühnen hingewiesen und gegen den unläugbaren Niedergang insbesondere des Repertoires Reformvorschläge in Anregung gebracht. Ihre Bemühungen scheiterten noch regelmäßig am — doch das würde hier zu weit führen. Wer meine Ansicht hierüber erfahren will, der durchblättere mein Buch: „Der Verfall der deutschen Schaubühne und die Bewältigung der Theater-Calamität.“ Vielleicht ist durch einen einfachen Appell an unsere Frauen den theatralischen Kunstinteressen nachdrücklicher gedient, als durch langathmige Abhandlungen gelehrter Dramaturgen. Wenn hier diese Seite des Themas zum ersten Male öffentlich angeschlagen wird, so ist das nicht mein Verdienst: es geschieht in Folge einer von der Redaktion an mich ergangenen Aufforderung.

Niemand wird den Frauen die Fähigkeit bestreiten wollen, sich über Bühnenleistungen ein richtiges Urtheil zu bilden. Im Allgemeinen finden sie sich in Dingen, welche vorzugsweise dem Bereiche des Gefühls angehören, sogar besser zurecht als so manche Männer, die einseitig nach den Eingebungen des Verstandes aburtheilen. Also gehört das Theater zweifellos zu derjenigen Gattung öffentlicher Anstalten, in welchen die Frauen mit Recht volle Gleichstellung mit den Männern beanspruchen dürfen.

Auch haben sie sich ihr Recht hierfür nicht erst zu erkämpfen, sie befinden sich bereits im Vollbesitze desselben, und zwar nicht blos als mitgenießendes Publikum, sondern auch als genußspendende Mitschöpferinnen. Die Zeiten, in welchen das weibliche Geschlecht von der Bretterwelt noch ausgeschlossen war, liegen schon so weit zurück, daß z. B. Vorstellungen, für die sich eine Julia, ein Gretchen oder Klärchen erst den Bart zu rasieren hätte, für uns fast unbegreifliche Mythen geworden sind. Auf unseren heutigen Bühnen ist die echte Weiblichkeit längst eine Hauptwürze der edel theatralischen Kunstgenüsse geworden. Aufführungen, in welchen die weiblichen Partien von Männern usurpirt wären, könnten wir ebenso wenig verdauen, als Stücke, in denen es gar keine Frauenrollen gäbe. Nicht mit Unrecht hat man schon wiederholt das Theater den Spiegel der Zeit genannt. Man könnte es vielleicht noch bezeichnender den Spiegel der Menschheit nennen. Vermag man sich die Menschheit zu denken ohne Frauen? Wenigstens würde sie nach Abgang dieses fortpflanzenden Elements bald aufhören zu sein; und ich weiß nicht, ob sie ohne dasselbe je entstanden wäre.

Seit die Frauen für das Theater emancipirt und hierin den Männern gleichgestellt sind, haben sie schon oft bewiesen, daß sie mit ihren Leistungen nicht hinter diesen zurückgeblieben, ja manchmal dieselben sogar überragen. Ich will zum Belege dessen nicht den reichen Flor von Namen citiren, deren Trägerinnen man als die Zierden des heutigen Theaters bewundert. Mein Essay könnte sonst diejenigen Schauspielerinnen und Sängerinnen kränken, die von mir ungenannt blieben. Halte ich mich beispielsweise an Kunstgrößen, die bereits der Theatergeschichte angehören.

Die erste tiefergreifende Bühnenreform von nachhaltig guten Wirkungen hat das moderne Theater einer Frau zu danken, die zugleich auch als die Begründerin der regelmäßigen deutschen Bühne erachtet werden kann. Wer von meinen freundlichen Leserinnen hätte nicht schon den Namen Friederike Caroline Neuber aussprechen gehört? Sie war in Deutschland die erste, die eigene Ideen über tragische Deklamation aufstellte und die Ausführung derselben lehrte. Als Schauspielerin in der Auffassung ihrer Rollen großartig, erhob sie während ihrer langjährigen Theaterleitung die Tragödie auf einen der Würde des Gegenstandes angemessenen, für das noch in falschem und schwülstigem Pathos befangene Zeitalter ungewöhnlich hohen Standpunkt. Das reformatorische Hauptverdienst dieser genialen Frau, durch welches sie sich für alle Zeiten in der Geschichte der dramatischen Kunst verewigt hat, bestand in der 1737 feierlich durchgeführten Verbannung des Hanswursts von der Bühne. Mit scharfsinnigem Verständniß verwies sie durch jenen Akt nicht die Komik von den Brettern, sondern nur die im Hanswurst zur geistverlassenen und lasciven Fratze herabgesunkene Entartung derselben. Sie selbst spielte nach wie vor gern sogar derb komische Rollen und war auch hierin groß.

Als bahnbrechende Reformatrice, die einem ganzen Zeitalter die Direktiven gab, steht sie nicht vereinzelt. Ich hebe aus der ansehnlichen Zahl von Schauspielerinnen, die mehr oder minder der Mimenkunst ihres Zeitalters die Signatur verliehen, nur noch Sophie Schröder als die Gründerin einer Darstellungsart hervor, welche zum Segen der Bühne auch heute noch bei einem Theile unserer besseren Künstlerinnen nachhallt. Sophie Schröder, von Natur für ihren Beruf verschwenderisch ausgestattet und auch in geistiger Beziehung unbedingt Deutschlands genialste Tragödin, opferte die allzu strenge Natürlichkeit der sogenannten Iffland'schen Schule einer großartigen Auffassung und Ausmalung gewaltiger Leidenschaften auf und gab dadurch der etwas spießbürgerlich gewordenen Menschendarstellung Schwung und Poesie zurück.

Aber auch als Bühnendichterinnen haben schon Frauen nicht ohne anerkennenswerthes Geschick in die Gestaltungen des Repertoires eingegriffen. Zwar wollte z. B., als Frau Charlotte Birch-Pfeiffer noch lebte, die kritisirende Männerwelt an dieser äußerst fruchtbaren Schriftstellerin kein gutes Haar lassen, und in der That haben ihre Dramen wenig poetischen Werth, aber es sind recht bühnenpraktische, das größere Publikum angenehm unterhaltende Stücke, denen nebenbei die große Tugend nicht abgesprochen werden kann, daß sie sich streng innerhalb der von der Ethik gezogenen Grenzen bewegen und nirgends den gesitteten Anstand verletzen. Angesichts der Schmarren, die sich gegenwärtig manchmal aus dem Hirne männlicher Poeten auf die Bretter verirren,

möchte man wohl ausrufen: hätten wir nur wenigstens wieder eine neue Birchpfeifferin, da vorerst noch keine Hoffnung auf einen neuen Shakespeare oder Schiller in Sicht steht!

Doch — genug der Hindeutungen auf die selbstständige Schöpferkraft der Frauen im Bereiche der dramatischen Kunst! Schon die paar Beispiele beweisen mehr, als ich für mein Thema zu beweisen nöthig habe; denn nicht die reformatorischen Verdienste, die sich hervorragend begabte Künstlerinnen um das Theater schon erworben haben; will ich hier schildern, sondernnur den Einfluß besprechen, welcher von dem in den Logen und Parquet sitzenden Gros der Frauen auf den Entwickelungsgang der Schaubühne zurückwirkt.

Steht außer Zweifel, daß die darstellende Kunst dem zarten Geschlechte sogar die Erschließung neuer fortschrittlicher Bahnen zu danken hat, so ist auch jeder Zweifel entkräftet, den man etwa gegen die Fähigkeit und gegen die Berechtigung der Frauen zu einer mitentscheidenden Einflußnahme auf die Weiterentwickelung dieses wichtigen Kulturzweiges noch hegen wollte. Wo die Fähigkeit bereits durch glänzende Leistungen erwiesen ist, da ergiebt sich von selbst nicht blos die Berechtigung, sondern sogar die Pflicht zur thatkräftigsten Antheilnahme. Hier scheint, im Hinblick auf so manche bedauerliche Verirrung des heutigen Bühnenlebens, just für alle edle Frauen ein weites Feld für ein gemeinnütziges Wirken verschlossen zu sein. *Wie aber sollen oder können sie ihre Thätigkeit beginnen?*

Schon Altmeister *Göthe*, der tiefe Kenner des weiblichen Herzens, läßt in „*Tasso*“ die Prinzessin sagen:

„Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edeln Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß Alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie.“

Wohl Niemand kann verkennen, daß in unseren Schauspielhäusern so Manches auftaucht, was sich nicht ziemt; daß in gewissen „Kunststempeln“ grundsätzlich ein Novitäten-Repertoire kultivirt wird, welches gegen die Sittlichkeit verstößt oder gar systematisch aller Schicklichkeit ins Antlitz peitscht. Betrifft das zunächst auch nur eine große Anzahl der sogenannten Volksbühnen, weniger die Hof- und die besseren Stadttheater, so kränkeln dagegen die letzten an einer, mitunter geradezu geistverlassenen, den Kunstsinn eher verdummenden als fördernden Novitätenwahl. Es liegt mir fern, mich hier in eine Kritik dieser traurigen Zeiterscheinung einzulassen. Auch will ich nicht behaupten, daß unsere heutigen Frauen an ihr ein sonderliches Wohlgefallen finden. Vielmehr hege ich zu ihnen das Vertrauen, daß die weit überwiegende Mehrzahl mein Bedauern aufrichtig theilt und nur eine verschwindend kleine Fraktion, die eben selbst jedes Schicklichkeitsgefühls baar und sittlich verkommen ist, sich an den Intriguen der Ehebruchs- und Verbrecherdramen und an den Albernheiten des in durchsichtiger Verkleidung zurückgekehrten Hanswurstes wahrhaft ergötze. Aber die Frauen thun es bezüglich des Theaters bisher den meisten Männern von heute gleich: sie klagen im Stillen über die Unerquicklichkeit der Bretterleistungen und — bevölkeren dennoch die Zuschauerräume, um die Abendstunden todtzuschlagen! Wer sich etwa noch lauter äußert, der entschuldigt den holperigen Niedergang des Thespiskarrens mit der wohlfeilen Redensart, daß die materielle Gestaltung des Zeitalters einen Umschwung zum Besseren unmöglich mache und man sich daher mit dem Gebotenen begnügen müsse! *Was könnte* — heißt es allgemein — *denn Anderes auch noch geschehen?*

Nun — die Antwort auf diese Frage, so weit sie das Damenpublikum betrifft, ist, wie ich meine, zwischen den Zeilen meines Essay schon gegeben, und so habe ich dem Gesagten nur noch wenig beizufügen.

Es bestehen in Deutschland längst viele, von *Männern* zur Hebung der dramatischen Kunst und der Theaterzustände gegründete Vereine, als da z. B. sind: „Der Bühnenverein“, „Die Genossenschaft der Bühnenangehörigen“, „Die Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten“, „Die Shakespeare-, Göthe-, Schiller-, Lessing-Vereine“ und noch zahlreiche andere. Ich habe alle Hochachtung vor dem Ringen dieser Vereine für die Verbesserung ihrer Standesinteressen und vor ihren theilweise sehr gelehrten Publikationen. Jeder hat sein unläugbares Verdienst und wirkt gewiß nützlich. Daß einem davon die Erzielung zeitgemäßer Bühnenrepertoirzustände geglückt sei oder daß er sie auch nur mit wirksamen Mitteln anstreben könne, habe ich noch nirgends gehört. Das einzig wirksame,

zugleich aber auch durchgreifende Radikalmittel bestände eben in einer Vorkehrung, durch welche mit einem Schlage das versumpfte Repertoire für die Theaterkassen unrentabel gemacht und der besseren Kunstrichtung wieder die Eigenschaft eines sich materiell lohnenden Theaterbetriebes verliehen würde!

Wie wär's also, wenn den Frauen einmal beifiele, auch ihrerseits Vereine zur Wahrung der Kulturinteressen des Theaters zu gründen, — Vereine, in welchen weder über theoretischen Krimskram verhandelt, noch über Bühnenreformen gestritten, sondern nach jeder im Theater auftauchenden Premiere einfach die Parole an die weibliche Einwohnerschaft der betreffenden Stadt ausgegeben würde: „Der Besuch dieses Stückes ziemt sich für edle Frauen", oder: „Der Besuch dieses Stückes verträgt sich nicht mit der Würde edler Frauen?"

Das zarte Geschlecht hat, fast noch mehr als das starke, allen Grund, gegen die von Jahr zu Jahr tiefer greifende Verluderung unserer Theaterzustände endlich einen zugkräftigen Protest einzulegen. Im überwiegend größeren Theile der heutigen Novitäten werden uns anrüchige Frauencharaktere vorgeführt, die, wenn sie in Wirklichkeit unter uns umher wanderten, wenig Achtung verdienten. Das wirkt in seinen Konsequenzen auf die moralischen Begriffe namentlich der jüngeren Generation in einer Weise zurück, die mit der Zeit dem Familienleben, diesem einzig wahrhaft beglückenden Frauenheim, gefährlich werden müßte, — fast durchgängig herrscht im heutigen Novitätenrepertoire nicht mehr das deutsche Weib mit seinen biederen Sitten, sondern die französische Grisette mit ihren Anzüglichkeiten.

Frauenvereine, wie ich sie hier vors
wären eine Theatermacht, welche den E
sämmtlicher Männergenossenschaften hoch
ragen würde. Gewiß giebt es sehr v
Damen, die, selbst wenn sie nicht edel sind,
wenigstens den Schein wahren wollen,
sein. Sohin wären sogar diese durch
moralischen Druck der Parole genöthigt, si
schlechten Darstellungen fern zu halten un
noch den guten beizuwohnen. Da aber D
stücke, welchen das Damenpublikum grund
den Rücken gekehrt, schon deshalb für das
der Männerwelt nur eine schwache Anziehk
kraft besitzen, so könnte bald keine Bühne
mit elenden Machwerken Kassageschäfte m
Also wäre mit taktfest geleiteten Frauenve
deren Organisirung geistvollen und kunstsi
Damen gewiß eine schöne Aufgabe böte,
nur der Schauspielkunst ein Dienst geleiste
dern auch denjenigen noch zahlreich vorhan
Bühnenleitern, welche sich gern einer b
Richtung zuwenden möchten, aber mit Ri
auf die Kassabilanz jetzt noch geradezu gezw
sind, just das Schlechteste bevorzugen zu m
Durch solche Vereine wäre das Grun
der heutigen Schaubühne, nämlich
Spekulationswuth so mancher Theaterunter
auf den verderbten Geschmack und auf d
drigsten Leidenschaften, in seiner Wurz
troffen, und die Frauen hätten durch die
sache Mittel der deutschen Nation einen
zurück erobert, den zu sichern der Männ
unter den obwaltenden Zeitverhältnissen
möglich geworden zu sein scheint, nä
ethisch-ästhetische, nationale, der D
des neuen Deutschlands entspre
und dem wahren Kunstbedürfniß de
wieder genügende Theater.

Sophie Charlotte und ihre Beziehungen zu Leibniz.

Von Professor Dr. A. Richter.

Friedrich, der Große, hat bekanntlich die Beziehungen, welche zwischen der Königin Sophie Charlotte und dem Philosophen Leibniz bestanden, in diesen Worten geschildert: „Diese Fürstin hatte das Genie eines Mannes und die Kenntnisse eines Gelehrten; sie glaubte, daß es einer Königin nicht unwürdig wäre, einen Philosophen vollkommen zu schätzen. Dieser Philosoph war Leibniz, und wie diejenigen, welche vom Himmel privilegirte Seelen erhalten haben, den Königen gleich werden, so schenkte sie ihm ihre Freundschaft." Gewiß hebt der scharfblickende Monarch die hohe geistige Begabung und gelehrte Bildung seiner ihm selbst seelenverwandten Großmutter mit Recht als hervorstehenden Charakterzug derselben in erster Linie hervor; es schließt dies aber nicht aus, daß wir die hohe Frau auch von Seiten ihrer edlen Weiblichkeit, in ihrer ganzen, dem Gemüth so überaus wohlthuenden und sympathischen Persönlichkeit würdigen und verehren lernen. — Reinheit des Herzens, soweit deren Besitz dem Menschen vergönnt ist, Adel der Gesinnung inmitten einer anders denkenden Umgebung, Hoheit des Strebens, dem kein irdisches Ziel Genüge thut, besonderer Glanz der Verhältnisse, sowie Eigenthümlichkeit persönlicher Beziehungen werden nie verfehlen, mit einem gewissen Zauber auf uns zu wirken, und einen läuternden und erhebenden Einfluß auf uns auszuüben. Alles dieses Genannte vereinigt sich, um unser Interesse für Preußens erste erhabene Königin Sophie Charlotte zu erwecken und dauernd zu fesseln. Sie vereinigte Adel der Gesinnung, Schönheit und Geistesfülle; ein Blick in ihr inneres Leben enthüllt uns einen seltenen Reichthum ebenso edler und erhabener, als natürlicher und rein menschlicher Empfindungen, die in den hohen Lebenskreisen, in welchen die königliche Frau sich bewegte, um so liebenswürdiger erscheinen. Ungeblendet durch die Pracht des Purpurs und den Glanz der Krone richtete sie ihre Bestrebungen nur auf die Beschäftigung mit den Gegenständen, welche dem menschlichen Leben einen ewigen Gehalt verleihen, auf Kunst, Philosophie und Religion. Glänzend wie ihre Erscheinung ist auch der Hintergrund, auf dem ihr Bild sich abzeichnet, nämlich der brandenburgische Hof zur Zeit der Erhebung Preußens zum Königthum, und ebenso ist die freundschaftliche Beziehung, in welche sie zu dem großen Leibniz trat, selten in ihrer Art. So verdient die frühvollendete hohe Frau in der dauernden Erinnerung der Nachwelt zu leben. Es fehlt auch nicht an berufenen Darstellungen*) ihrer Persönlichkeit, wie ihrer Beziehungen zu Leibniz aus früherer Zeit. — Gegenwärtig giebt die neue Ausgabe der philosophischen Werke von Leibniz, deren sechster Band**) von den auf die Unterredungen zwischen Sophie Charlotte und Leibniz bezüglichen Schriften gebildet wird, zur erneuten biographischen Behandlung jener Beziehungen Veranlassung. Wir wählen dazu die Form des Lebensbildes in knappem Rahmen, wobei wir bedauern, daß Leibniz selbst uns nicht die von ihm geplante Lebensbeschreibung seiner hohen Freundin hinterlassen hat.

Sophie Charlotte wurde als ein Sonntagskind am 20. Oktober 1668 auf dem Hannöver'schen Schlosse Iberg im Hochstift Osnabrück geboren und empfing mit ihrer Geburt die Mitgift edler Eigenschaften und Tugenden ihrer Vorfahren. Namentlich beruhten ihre Interessen für religiöse und wissenschaftliche Fragen auf alter Familien-

*) Zur weiteren Beschäftigung mit den berührten Gegenständen sind zu empfehlen: Varnhagen von Ense: Leben der Königin von Preußen Sophie Charlotte. Berlin 1837. — Ludwig Feuerbach: Darstellung, Entwickelung und Krisis der Leibniz'schen Philosophie. 1847 S. 16 und S. 17. — G. E. Guhrauer: Gottfried Wilhelm Freiherr v. Leibniz. Eine Biographie. 2 Bde. Breslau 1846; namentlich zweiter Band, viertes Buch. — Kuno Fischer: Geschichte der neueren Philosophie. II. Bd. 2. Aufl. Heidelberg 1867. S. 671 ff., 17. Kapitel. — E. Zeller: Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz. München 1873. S. 173 ff. — A. Foucher de Careil: Leibniz et les deux Sophies. Paris 1876. S. 74 ff. — J. Th. Merz: Leibniz. Aus dem Englischen. Heidelberg 1886; eine vortreffliche kleine Schrift. —

**) Die philosophischen Schriften von Gottfried Wilhelm Leibniz. Herausgegeben von C. J. Gerhardt. Berlin 1885.

zugleich aber auch durchgreifende Radikalmittel bestände eben in einer Vorkehrung, durch welche mit einem Schlage das versumpfte Repertoire für die Theaterkassen unrentabel gemacht und der besseren Kunstrichtung wieder die Eigenschaft eines sich materiell lohnenden Theaterbetriebes verliehen würde!

Wie wär's also, wenn den Frauen einmal beifiele, auch ihrerseits Vereine zur Wahrung der Kulturinteressen des Theaters zu gründen, — Vereine, in welchen weder über theoretischen Krimskram verhandelt, noch über Bühnenreformen gestritten, sondern nach jeder im Theater auftauchenden Premiere einfach die Parole an die weibliche Einwohnerschaft der betreffenden Stadt ausgegeben würde: „Der Besuch dieses Stückes ziemt sich für edle Frauen", oder: „Der Besuch dieses Stückes verträgt sich nicht mit der Würde edler Frauen?"

Das zarte Geschlecht hat, fast noch mehr als das starke, allen Grund, gegen die von Jahr zu Jahr tiefer greifende Verluderung unserer Theaterzustände endlich einen zugkräftigen Protest einzulegen. Im überwiegend größeren Theile der heutigen Novitäten werden uns anrüchige Frauencharaktere vorgeführt, die, wenn sie in Wirklichkeit unter uns umher wanderten, wenig Achtung verdienten. Das wirkt in seinen Konsequenzen auf die moralischen Begriffe namentlich der jüngeren Generation in einer Weise zurück, die mit der Zeit dem Familienleben, diesem einzig wahrhaft beglückenden Frauenheim, gefährlich werden müßte, — fast durchgängig herrscht im heutigen Novitätenrepertoire nicht mehr das deutsche Weib mit seinen biederen Sitten, sondern die französische Grisette mit ihren Anzüglichkeiten.

Frauenvereine, wie ich sie hier vorschlage, wären eine Theatermacht, welche den Einfluß sämmtlicher Männergenossenschaften hoch überragen würde. Gewiß giebt es sehr wenige Damen, die, selbst wenn sie nicht edel sind, nicht wenigstens den Schein wahren wollen, es zu sein. Sohin wären sogar diese durch den moralischen Druck der Parole genöthigt, sich von schlechten Darstellungen fern zu halten und nur noch den guten beizuwohnen. Da aber Theaterstücke, welchen das Damenpublikum grundsätzlich den Rücken gekehrt, schon deshalb für das Gros der Männerwelt nur eine schwache Anziehungskraft besitzen, so könnte bald keine Bühne mehr mit elenden Machwerken Kassageschäfte machen. Also wäre mit taktfest geleiteten Frauenvereinen, deren Organisirung geistvollen und kunstsinnigen Damen gewiß eine schöne Aufgabe böte, nicht nur der Schauspielkunst ein Dienst geleistet, sondern auch denjenigen noch zahlreich vorhandenen Bühnenleitern, welche sich gern einer besseren Richtung zuwenden möchten, aber mit Rücksicht auf die Kassabilanz jetzt noch geradezu gezwungen sind, just das Schlechteste bevorzugen zu müssen. Durch solche Vereine wäre das Grundübel der heutigen Schaubühne, nämlich die Spekulationswuth so mancher Theaterunternehmer auf den verderbten Geschmack und auf die niedrigsten Leidenschaften, in seiner Wurzel getroffen, und die Frauen hätten durch dies einfache Mittel der deutschen Nation einen Schatz zurück erobert, den zu sichern der Männerwelt unter den obwaltenden Zeitverhältnissen unmöglich geworden zu sein scheint, nämlich: ethisch-ästhetische, nationale, der Würde des neuen Deutschlands entsprechende und dem wahren Kunstbedürfniß der Zeit wieder genügende Theater.

Sophie Charlotte und ihre Beziehungen zu Leibniz.

Von Professor Dr. A. Richter.

Friedrich, der Große, hat bekanntlich die Beziehungen, welche zwischen der Königin Sophie Charlotte und dem Philosophen Leibniz bestanden, in diesen Worten geschildert: „Diese Fürstin hatte das Genie eines Mannes und die Kenntnisse eines Gelehrten; sie glaubte, daß es einer Königin nicht unwürdig wäre, einen Philosophen vollkommen zu schätzen. Dieser Philosoph war Leibniz, und wie diejenigen, welche vom Himmel priviligirte Seelen erhalten haben, den Königen gleich werden, so schenkte sie ihm ihre Freundschaft." Gewiß hebt der scharfblickende Monarch die hohe geistige Begabung und gelehrte Bildung seiner ihm selbst seelenverwandten Großmutter mit Recht als hervorstehenden Charakterzug derselben in erster Linie hervor; es schließt dies aber nicht aus, daß wir die hohe Frau auch von Seiten ihrer edlen Weiblichkeit, in ihrer ganzen, dem Gemüth so überaus wohlthuenden und sympathischen Persönlichkeit würdigen und verehren lernen. — Reinheit des Herzens, soweit deren Besitz dem Menschen vergönnt ist, Adel der Gesinnung inmitten einer anders denkenden Umgebung, Hoheit des Strebens, dem kein irdisches Ziel Genüge thut, besonderer Glanz der Verhältnisse, sowie Eigenthümlichkeit persönlicher Beziehungen werden nie verfehlen, mit einem gewissen Zauber auf uns zu wirken, und einen läuternden und erhebenden Einfluß auf uns auszuüben. Alles dieses Genannte vereinigt sich, um unser Interesse für Preußens erste erhabene Königin Sophie Charlotte zu erwecken und dauernd zu fesseln. Sie vereinigte Adel der Gesinnung, Schönheit und Geistesfülle; ein Blick in ihr inneres Leben enthüllt uns einen seltenen Reichthum ebenso edler und erhabener, als natürlicher und rein menschlicher Empfindungen, die in den hohen Lebenskreisen, in welchen die königliche Frau sich bewegte, um so liebenswürdiger erscheinen. Ungeblendet durch die Pracht des Purpurs und den Glanz der Krone richtete sie ihre Bestrebungen nur auf die Beschäftigung mit den Gegenständen, welche dem menschlichen Leben einen ewigen Gehalt verleihen, auf Kunst, Philosophie und Religion. Glänzend wie ihre Erscheinung ist auch der Hintergrund, auf dem ihr Bild sich abzeichnet, nämlich der brandenburgische Hof zur Zeit der Erhebung Preußens zum Königthum, und ebenso ist die freundschaftliche Beziehung, in welche sie zu dem großen Leibniz trat, selten in ihrer Art. So verdient die frühvollendete hohe Frau in der dauernden Erinnerung der Nachwelt zu leben. Es fehlt auch nicht an berufenen Darstellungen*) ihrer Persönlichkeit, wie ihrer Beziehungen zu Leibniz aus früherer Zeit. — Gegenwärtig giebt die neue Ausgabe der philosophischen Werke von Leibniz, deren sechster Band**) von den auf die Unterredungen zwischen Sophie Charlotte und Leibniz bezüglichen Schriften gebildet wird, zur erneuten biographischen Behandlung jener Beziehungen Veranlassung. Wir wählen dazu die Form des Lebensbildes in knappem Rahmen, wobei wir bedauern, daß Leibniz selbst uns nicht die von ihm geplante Lebensbeschreibung seiner hohen Freundin hinterlassen hat.

Sophie Charlotte wurde als ein Sonntagskind am 20. Oktober 1668 auf dem Hannöver'schen Schlosse Iberg im Hochstift Osnabrück geboren und empfing mit ihrer Geburt die Mitgift edler Eigenschaften und Tugenden ihrer Vorfahren. Namentlich beruhten ihre Interessen für religiöse und wissenschaftliche Fragen auf alter Familien-

*) Zur weiteren Beschäftigung mit den berührten Gegenständen sind zu empfehlen: Varnhagen von Ense: Leben der Königin von Preußen Sophie Charlotte. Berlin 1837. — Ludwig Feuerbach: Darstellung, Entwickelung und Krisis der Leibniz'schen Philosophie. 1847 S. 16 und S. 17. — G. E. Guhrauer: Gottfried Wilhelm Freiherr v. Leibniz. Eine Biographie. 2 Bde. Breslau 1846; namentlich zweiter Band, viertes Buch. — Kuno Fischer: Geschichte der neueren Philosophie. II. Bd. 2. Aufl. Heidelberg 1867. S. 671 ff., 17. Kapitel. — E. Zeller: Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz. München 1873. S. 173 ff. — A. Foucher de Careil: Leibniz et les deux Sophies. Paris 1876. S. 74 ff. — J. Th. Merz: Leibniz. Aus dem Englischen. Heidelberg 1886; eine vortreffliche kleine Schrift. —

**) Die philosophischen Schriften von Gottfried Wilhelm Leibniz. Herausgegeben von C. J. Gerhardt. Berlin 1885.

tradition. Ihr Vater, Ernst August*), war damals protestantischer Fürstbischof von Osnabrück. Er stammte von Ernst, dem Bekenner, Herzog von Lüneburg, ab, der als einer der ersten fürstlichen Anhänger und Freunde Luther's die Reformation in seinem Lande eingeführt hatte und zu den sieben Fürsten gehörte, welche 1530 dem Kaiser Karl V. das Augsburgische Bekenntniß überreichten. Tiefe Frömmigkeit, Schutz und Pflege der Wissenschaften und Künste, Beförderung der Industrie waren hervorragende Eigenschaften der Fürsten des von ihm begründeten Regentenhauses. So erbte Sophie Charlotte von väterlicher Seite den evangelischen Sinn, aufrichtige Frömmigkeit und lebhafte Sympathie für religiöse und kirchliche Angelegenheiten. Aber auch von mütterlicher Seite gehörte sie einem hervorragenden Geschlechte an. In ihren Adern rollte das königliche Blut der Stuart's, und die Charaktereigenthümlichkeiten, welche die Mitglieder dieser Herrscherfamilie auszeichneten, zeigten sich in ihrer weiteren Forterbung und Verbindung mit den in den Hannöverschen und Brandenburgischen Fürstenhäusern erblichen Tugenden in erhöhter Potenz und veredelter Gestalt. Ihre Mutte Sophie**), eine Urenkelin der Maria Stuart, war die Tochter des durch die Annahme der böhmischen Königskrone so unglücklich gewordenen Friedrich's, Kurfürsten von der Pfalz, und der Elisabeth, Tochter Jakob's des Ersten, Königs von England. Sophie vereinigte in sich in einem glücklichen Gleichgewichte alle die entgegengesetzten Eigenschaften, die in ihrer einseitigen Ausbildung bisher viel zum Unglück dieses Hauses beigetragen hatten. „Sie verband gesunde und frische Lebhaftigkeit, klugen Sinn und Trieb für die Welt mit einem reichen Antheil und höheren Verständniß für wissenschaftliche Dinge." Sie war seit 1658 mit Ernst August vermählt und in dieser Verbindung in gleicher Weise durch ihre geistige Begabung, wie durch ihre Gemüths- und Charaktereigenschaften zu einer hohen Laufbahn berufen. Ihre persönliche Stellung zu Leibniz wurde vorbildlich für die Beziehungen Sophie Charlotte's zu diesem Philosophen. Eine Tante Sophie Charlotte's war die gelehrteste Frau ihrer Zeit, die Prinzessin Elisabeth, die Freundin des Philosophen Descartes. Sie verschmähte den Glanz weltlicher Größe, um sich ganz der Beschäftigung mit den Wissenschaften hingeben zu können. Descartes verehrte sie so hoch, daß er ihr sein Werk „Principia philosophiae, Amsterd. 1664, u. ö." widmete und eigens für sie seine psychologische Monographie: „Les passions de l'ame, Amsterd. 1650" schrieb. Sophie Charlotte hat also von mütterlicher Seite den Sinn für Wissenschaft und Kunst, wie für edlen Lebensgenuß als Erbe überkommen. Von ihrer Jugendgeschichte kennen wir nur Bruchstücke. Sie empfing als einzige Tochter neben einer Zahl von Brüdern unter der Leitung ihrer geistvollen Mutter, wie der durch Charakter und Bildung ausgezeichneten Hofmeisterin Frau von Harling eine sehr sorgfältige Erziehung. Der höhere Unterricht damaliger Zeit beruhte auf den von Italien, Frankreich, den Niederlanden und England nach Deutschland herüberkommenden Bildungselementen, da dort das Geistesleben der neueren Zeit früher, als in Dentschland erwacht war, und die deutsche Kultur im Gefolge der romanischen einherschritt. So lernte Sophie Charlotte Französisch, Englisch, Italienisch und selbst Lateinisch, auch fand ihr großes Talent für Musik reiche Ausbildung und Pflege. Früh machte sich in ihr die Neigung geltend, „überall Grund und Zusammenhang der Dinge zu erfahren oder durch Nachdenken herauszubringen", — der wahrhaft philosophische Zug ihres Geistes — wie auch die Probleme, welche ihre Forschung anregten, keinen Zweifel an ihrer echt philosophischen Begabung aufkommen lassen. Als im Jahre 1679 Johann Friedrich von Hannover starb, folgte ihm sein Bruder Ernst August in der Regierung nach. Durch diese Schicksalswendung gewann aber der bedeutendste Mann jener Zeit, Leibniz, einen hervorragenden Einfluß auf die Entwickelung der jungen Prinzessin. Dieser große Staatsmann, Gelehrte und Philosoph war 1676 von Johann Friedrich nach Hannover berufen worden und stand in jeder Beziehung dem fürstlichen Hause

*) Sein Leben beschrieb Leibniz: siehe Leibniz Deutsche Schriften. Herausgegeben von Dr. H. E. Guhrauer, I. Band 1838. S. 324—467. Man beachte S. 338.

**) Man vergleiche: J. G. Feder: Sophie, Churfürstin von Hannover im Umrisse. Hannover 1810. A. Fouches de Careil: Leibniz et les deux Sophie 5. Paris 1876. S. 5 ff. Ihren Briefwechsel mit Leibniz hat O. Klopp herausgegeben. Correspondance de L. avec l'electrice Sophie de Brunswick-Lunebourg, publiée p. O. Klopp. Hannover 1875.

nahe. Nach dem Regierungsantritt Ernst August's bildete sich eine auf Werthschätzung und Vertrauen beruhende Verbindung zwischen der Herzogin Sophie und Leibniz aus. Mit dem Blicke, den große Naturen für einander haben, verstand sie den genialen Mann wohl zu würdigen. Es waren nicht seine ausgebreiteten Kenntnisse, wie seine philosophische Begabung allein, was sie an ihm schätzte, sondern seine hochherzige Gesinnung, seine Treue, seine weltkundige Klugheit und Gewandtheit erwarben ihm ein solches Vertrauen, daß sein Rath und seine Hülfe in allen privaten, wie öffentlichen Angelegenheiten von ihr gesucht wurden. Die wissenschaftlichen Tagesfragen, wie die politischen Interessen boten die Anknüpfungspunkte des Verkehrs dar, aus dem sich eine freundschaftliche Verbindung entwickelte, die zu den edelsten Erscheinungen der Geschichte gehört. In diesen Beziehungen von Leibniz zu Sophie und dem reichen Antheil, den er dadurch auf die geistige Ausbildung Sophie Charlotte's gewann, ist der Anfangspunkt der späteren Freundschaft zwischen Sophie Charlotte und dem großen Philosophen zu suchen, — es war ein Pietätsverhältniß. — Neben dem Einfluß, den Leibniz auf ihre Jugendbildung ausübte, ist die heilsame Einwirkung der Familientradition, wie der unmittelbare Eindruck, den die segensvolle Wirksamkeit ihres Vaters auf sie machen mußte, von entscheidender Bedeutung auf ihre Entwickelung gewesen. Ernst August führte die wesentlichsten Verbesserungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ein, er beförderte die Wissenschaften, pflegte die Kunst, namentlich die italienische Musik und hatte die Befestigung und Erhöhung des Ruhmes seines Hauses beständig im Auge. Für die Bereicherung der Anschauungen der jungen Prinzessin und die Bildung ihres Geschmacks wurde eine Reise von großer Wichtigkeit, die der Herzog in Begleitung von Gemahlin und Tochter im Jahre 1680 nach Italien unternahm. In diesem Lande, wo die Blüthe der Renaissance durch Belebung der Alterthumsstudien, wie durch Hervorbringung einer nationalen Literatur und einer Kunstepoche von unvergänglich klassischem Werthe der Menschheit ewig gültige Muster geschaffen hatte, empfing sie die tiefgehendsten Anregnngen für ihr ganzes Leben. Hier wurde ihre Neigung zur italienischen Sprache und Literatur, besonders aber zur Musik durch den gelehrten Abbate Hortensio Mauro gefördert und befestigt. Im folgenden Jahre 1681 begleitete Sophie Charlotte ihre Eltern nach Pyrmont, um einen der Fäden anzuknüpfen, die ihr späteres Leben leiteten. Hier hielt sich gerade der große Kurfürst Friedrich Wilhelm und der Kurprinz Friedrich mit seiner ersten leidenden Gemahlin auf. Die Schönheit und vielversprechende Bildung der eben aufblühenden Prinzessin lenkte die Augen des Kurprinzen auf dieselbe, und dieser Eindruck wurde im nächsten Winter noch erhöht, als sie mit ihren Eltern am Hof zu Berlin zum Besuch erschien. Aber noch war ihre Bildung nicht vollendet. Der Hof Ludwig XIV. war damals die hohe Schule, in der die geistige Entwickelung zur Reife gebracht und die feinste gesellige Bildung erworben wurde. Ein Jahr lang bewegte sich Sophie Charlotte in diesen geistig hochbelebten Kreisen. Verwandschaftliche Beziehungen führten sie im Jahre 1683 mit ihrer Mutter nach Frankreich. Aufs freundlichste in Versailles empfangen, erregte die Schönheit, Verstandesreife und wissenschaftliche Bildung der fünfzehnjährigen deutschen Prinzessin ein solches Aufsehen, daß Ludwig XIV. den Plan gefaßt haben soll, sie mit einem französischen Prinzen zu vermählen. Sie sollte indessen dem deutschen Vaterlande erhalten bleiben. Am 27. Juni 1684 war die liebenswürdige erste Gemahlin des Kurprinzen Friedrich von Brandenburg gestorben. Nachdem der erste Schmerz über diesen Verlust beruhigt war, tauchte in Friedrich die Erinnerung an die liebliche Erscheinung auf, die er in Pyrmont und Berlin gesehen hatte, und sein Entschluß war gefaßt. Noch im August desselben Jahres wurden die Verhandlungen zur Bewerbung um Sophie Charlotte's Hand eingeleitet. Prinzessinnen werden bei ihrer Vermählung selten nach ihren Herzensneigungen gefragt, und ihre Hand wird meistens nach politischen Rücksichten vergeben. Sie theilen nur das allgemeine Menschenschicksal, wenn sie ihre persönlichen Wünsche den Pflichten ihres Berufes opfern. So geschah es auch hier. Die Verbindung mit dem Brandenburgischen Hause erschien der hannöverschen Politik vortheilhaft und ehrenvoll, und man hielt es als Bürgschaft für das Lebensglück Sophie Charlotte's für ausreichend, daß der Kurprinz schätzbare Charaktereigenschaften besaß, und daß sie einen hohen Beruf und eine

äußerlich glänzende Stellung erhielt. Schweigend folgte sie der fremden Wahl, ergeben in den Ruf des Schicksals unter williger Uebernahme der auferlegten Pflichten. Sehr charakteristisch ist der wohlgesinnte, aber etwas förmliche Brief, der einzige deutsche von ihrer Hand, den sie in dieser Angelegenheit an den großen Kurfürsten, ihren Schwiegervater schrieb. Er lautet:

„Durchleuchtigster Curfürst,
hochgeehrter gnedigster her Vatter.

weilen J. G. mir die ehr gethan vor eine tochter zu erwelen nehme ich die Freiheit durch diese wenige Zeilen mich in Dero gnaden und afection weiter zu recommandiren und demütig Dank zu sagen vor alle ehr so J. G. gegen mir bezeugen. ich werde eine Freude darin suchen und durch meinen Gehorsam erweisen, daß ich auf alle Weise mein bestes werde thun zu bezeugen, daß ich werde leben und sterben — J. G. ganz gehorsame Tochter und demütige Dienerin Sophie Charlotte."

Der Kurprinz begab sich, nachdem die Verhandlungen zum Abschluß gediehen waren, im September 1684 nach Hannover. Schnell wurde erst die Einsegnung Sophie Charlotte's vollzogen, bei der sie das reformirte Glaubensbekenntniß ablegte, und darauf fand am 28. September die feierliche Vermählung zu Herrenhausen statt. Bei dieser Trauung sprang, einem Berichte nach, der Ring des Bräutigams aus erster Ehe, welcher seinen und seiner Gemahlin Namenszug vereinte und zwei ineinander geschlungene Hände mit der Inschrift à jamais darstellte. Mit großem Prunk erfolgte die Rückreise nach Berlin, und am 14. November der feierliche Einzug in die Hauptstadt. Geraume Zeit reihte sich dann ein Fest an das andere, Hof und Stadt lebten in Glanz und Freude, und so suchte man in freundlicher Absicht durch äußere Pracht ein Herz zu fesseln und zu befriedigen, für das freilich die Herrlichkeit dieser Erde viel zu gering war.

Sophie Charlotte lebte sich schnell in die neuen Verhältnisse ein. Das damalige Berlin hatte sich unter dem großen Kurfürsten gedeihlich entwickelt und war nach der Entvölkerung des dreißigjährigen Krieges wieder zu einer Stadt von 24 000 Einwohnern herangewachsen. War es also mit der heutigen Metropole des Deutschen Reiches auch nicht entfernt zu vergleichen, so gewährte es doch durch die zahlreichen französischen Flüchtlinge, die zu seinen besten Bürgern gehörten, der Kurprinzessin eine freundliche Erinnerung an die in Paris verlebte Jugendzeit. Am Hofe kam ihr der Kurfürst mit väterlicher Liebe entgegen. Auch die Kurfürstin, die anfänglich der Verbindung Friedrich's mit Sophie Charlotte abgeneigt gewesen war, wurde durch die ebenso anmuthige, als kluge junge Fürstin gewonnen. Da indessen damals auf ein dauerndes Zusammenleben der Mitglieder des Brandenburgischen Hofes nicht zu rechnen war, so nahm der Kurprinz seinen Wohnsitz auf dem Schlosse zu Köpnik. Hier richtete Sophie Charlotte ihr Haus nach ihrem Geschmack und ihren Neigungen ein. Dem eigentlichen Hofleben und den Staatshändeln stand sie fern, wie sie auch lange Zeit in dieser Hinsicht ohne Einfluß blieb. Sie gehörte zu den Naturen, welche sich in die denkende Betrachtung vertiefen und dem Genusse der Kunst und des Lebens huldigen. Obwohl sie noch jung war, so war doch ihr Geist bereits kräftig und selbständig genug, um den Verhältnissen nur soweit Rechnung zu tragen, als es die Pflicht erforderte, im Uebrigen aber in einem selbstgeschaffenen Kreise ihre Erholungen und Freuden, wie ihr eigentliches Dasein zu suchen. Sie richtete besonders zu Gunsten der französischen Flüchtlinge, mit denen sie sich gern unterhielt, zwanglose Gesellschaftstage ein, bei denen man ohne unnützen Aufwand erschien; so trugen z. B. die Damen einfache schwarze Kleidung. Dabei wurden auch Gelehrte und sonst zwar nicht hoffähige, aber hochbegabte und geistvolle Männer empfangen. Neben der Geselligkeit und den Wissenschaften fand hier die Kunst ihre Pflege, auch fehlte den Neigungen des Kurprinzen angemessen dem Leben nicht der Glanz äußerer Lustbarkeiten und Vergnügungen. Einige Anekdoten aus dieser Zeit bezeugen uns die umfassenden gelehrten Kenntnisse der Kurprinzessin. Sie soll einst bei einem Aufenthalt in Leipzig einen Buchladen besucht und den Polyhistor Carpzov durch ihre Bücherkenntniß in das größte Erstaunen gesetzt haben, indem sie ihm nicht nur dem Titel, sondern dem Inhalt nach mehr neue Bücher anzuführen wußte, als er selbst im Gedächtniß hatte. Ebenso wies sie bei einer andern Gelegenheit einem Gelehrten eine Stadt in Afrika nach, die er selbst vergeblich in ganz Asien gesucht hatte. — Am 29. April 1688 starb in Potsdam der große Kurfürst; auch Sophie Charlotte hatte an den letzten Stunden des

sterbenden Helden schmerzlichen Antheil genommen. Mit großem Aufwand und unter glänzenden Ceremonien nahm Friedrich darauf seit dem 14. Juni die Huldigungen als Kurfurst entgegen. Bald folgte ein anderes freudiges Ereigniß. Sophie Charlotte wurde am 4. August wieder Mutter eines Prinzen, nachdem ihr erster Sohn Ernst August 1686 schon nach wenigen Monaten gestorben war. Das neue Kind war so kräftig und stark, so offenen und klaren Blickes, daß die besten Hoffnungen für sein Gedeihen vorhanden waren, und in der That hat der junge Prinz nachmals als Friedrich Wilhelm I. den Preußischen Thron bestiegen und seiner Vorfahren würdig regiert.

Nach ihrer Erhebung zur Kurfürstin macht die Krönung zur Königin die wichtigste Epoche im Leben Sophie Charlotte's, und es lassen sich die Ereignisse diesseits und jenseits derselben ziemlich klar von einander sondern. Wir unterscheiden dabei ihre Familienbeziehungen von ihren künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen. Bei der Darlegung ihrer Familienverhältnisse fassen wir ihre Stellung zu ihrem Gatten, zu ihrem Sohne Friedrich Wilhelm und zu ihrem elterlichen Hause näher in's Auge. Sophie Charlotte's Ehe ist neben den vielen unglücklichen fürstlichen Ehen der damaligen Zeit gehalten, eine bevorzugte zu nennen. Denn fehlte auch wohl zwischen Friedrich und seiner Gemahlin die völlige Harmonie der Charaktere und Interessen, lebten sie auch in manchen Beziehungen mehr nebeneinander, als miteinander, so behandelte der Kurfürst seine Gemahlin doch stets mit der ihrer Person und Stellung gebührenden Verehrung und zarten Rücksicht, und Sophie Charlotte ging ihrerseits auf Alles gern ein, was die Pflichten ihrer Stellung von ihr forderten. — Friedrich legte ihr keinen Zwang auf, wenn sie gern dem Zuge ihres Herzens nach höheren Freuden des Geistes folgte, und Sophie Charlotte verstand es, bei den Feierlichkeiten, bei denen der Kurfürst seiner Neigung zur äußeren Pracht freien Lauf ließ, mit Würde zu repräsentiren. Ueberall aber, wo es das Wohl des Landes und das Ansehen ihres Hauses betraf, ging das hohe Fürstenpaar im sicheren Gefühl von Preußens großem historischen Berufe freudig Hand in Hand. Besonders nahm das patriotische Herz Sophie Charlotte's trotz ihrer sonstigen Sympathien für französische Literatur und Bildung lebhaften Anteil an den Anstrengungen des Kürfürsten gegen das anmaßende Vorgehen Ludwig XIV., der 1688 einen blutigen und verheerenden Raubkrieg am Rhein entzündet hatte. Friedrich gebührt die Ehre, damals von allen deutschen Fürsten das Meiste zur Rettung des Vaterlandes gethan zu haben. Er kämpfte glücklich gegen Ludwig XIV. am Rhein, nahm Kaiserswerth und nach längerer Belagerung unter seiner persönlichen Leitung auch Bonn ein. Sophie Charlotte verweilte zu Köln in seiner Nähe und empfand über diese Siege die innigste Freude. Mit Schmerz sah sie dann freilich bald genug die große Schuld Frankreichs gegen unser Vaterland sich häufen, deren Sühnung unserer Zeit aufbehalten wurde. Und wie sie in der äußern Politik durch ihre lebhafte Theilnahme die Unternehmungen zu fördern suchte, so widmete sie sich auch mit Liebe und Eifer den hohen Pflichten für die Wohlfahrt ihrer Unterthanen und zeigte sich durch Sorge für die inneren Angelegenheiten als rechte Mutter des Landes. So begleitete sie im Jahre 1690 den Kurfürsten auf einer Reise durch den ganzen Staat und wußte überall, wo sie erschien, die Herzen für sich zu erwärmen. Ebenso war sie auf Erholungsreisen die Begleiterin des Kurfürsten; sie besuchte z B. im Jahre 1691 mit ihm Karlsbad. In Fällen der Erkrankung übernahm sie in aufopfernder Treue die Pflege ihres Gemahls. Besondere Sorgfalt widmete Sophie Charlotte der Erziehung ihres einzigen Sohnes, die bei dem Charakter des Prinzen nicht ohne Schwierigkeiten war. Mit richtigem Blick wählte sie zur ersten Pflege desselben die verwittwete Frau von Monthail, die sich ihrer Aufgabe mit solcher Treue und solchem Geschick unterzog, daß ihr später noch die erste Erziehung Friedrichs des Großen übertragen wurde. Sophie Charlotte erkannte sehr bald, daß Friedrich Wilhelm nicht für die Beschäftigung mit den Wissenschaften, sondern mit den Soldaten geboren sei, und daß man seinen Neigungen Spielraum lassen müsse. Es war das eine weise, den Winken der Vorsehung folgende Leitung seines Bildungsganges; der spätere König konnte unter diesen Umständen gerade die Charaktereigenschaften entwickeln, deren er in seinem Herrscherberufe bedurfte, um die eigenthümliche Aufgabe zu lösen, die ihm zum Heile Preußens ausersehen war. Auf ausdrücklichen Wunsch der Kurfürstin erhielt er den Ge-

neral und Burggrafen Alexander von Dohna, einen ebenso gewandten und ergebenen, als stolzen und patriotischen Mann zum Oberhofmeister. Dieser wählte zum guten Glücke einen unfähigen Franzosen und einen deutschen Gelehrten Joh. Fr. Cramer zum Lehrer des Prinzen, und namentlich dem letzteren gelang es, seinem Zögling Abneigung gegen alles Französische und Vorliebe für deutsches Wesen einzuprägen. Den Unterricht in der Religion leitete der Hofprediger Ursinus. Die Kurfürstin nahm den speciellsten Anteil an allen Unterrichtsgegenständen, wie an der Erziehung. Sie ließ in ihrer Gegenwart Prüfungen mit dem Prinzen vornehmen und begleitete seine Fortschritte in den Sprachen und Wissenschaften mit Interesse, wie sie an seiner kräftigen Entwickelung und tüchtigen Charakterbildung die lebhafteste Freude hatte. — Mit inniger Treue hing Sophie Charlotte an dem elterlichen Hause, ein reger Verkehr wurde unterhalten; oft kehrte sie selbst in Hannover bei den Ihrigen ein, oft empfing sie den lieben Besuch aus der Heimat. Mannigfacher Schmerz, wie hohe Freude flossen ihr aus dieser Quelle. 1690 verlor sie ihren Bruder Karl Philipp, der im blühenden Alter von 21 Jahren als Oberst eines Dragonerregiments bei Pristina in Albanien fiel, nachdem er sich durch große Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Schon im folgenden Jahre entriß ihr wieder der Tod ihren Bruder Friedrich August, der als Generalmajor der Kürassiere bei St. Georgien in Siebenbürgen den Heldentod starb. Dagegen brachte das Jahr 1692 eine große Freude, ein neuer Glanz wurde dem alten Ruhm des väterlichen Hauses hinzugefügt. Kaiser Leopold I. erteilte ihrem Vater Ernst August die neunte, eigens dazu errichtete deutsche Kurwürde. Nur sechs Jahre freilich sollte sich der neue Kurfürst seiner Würde erfreuen. Am 22. Januar 1798 beschloß er sein thatenreiches Leben und versetzte dadurch Sophie Charlotte in die tiefste Trauer. Sie eilte, um die Mutter zu trösten, nach Hannover und von da mit ihr in die Bäder bei Aachen und dann nach den Niederlanden. Bei Gelegenheit dieser Reise lernte sie den mehr durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn, als durch Entschiedenheit der Ansichten und positiven Gehalt fester Ueberzeugungen ausgezeichneten Pierre Bayle kennen. Sie hatte mit diesem Skeptiker mehrere Unterredungen, und für die Folgezeit gaben dessen Schriften ihrem Nachdenken immer neue Anregungen, ohne daß sie sein Standpunkt befriedigt hätte. Gegen seine Zweifel rief sie den Scharfsinn des Leibniz zu Hülfe, und so kam es, daß, wie im späteren Leben sich Mutter und Tochter nur um so inniger aneinander anschlossen, auch der Freund der Mutter, Leibniz, der Kurfürstin Sophie Charlotte immer näher trat. —

Damit kommen wir auf dieses einzige Verhältniß und die schönen Tage von Charlottenburg zu sprechen, die auch in der Geschichte der Wissenschaften verewigt sind.

Friedrich hatte seiner Gemahlin schon einmal einen größeren Landsitz im sogenannten Spandauer- und Stralauer-Viertel von Berlin geschenkt, dort wo jetzt Schloß Monbijou sich erhebt. Die Kurfürstin hatte indessen in hochherzigem Wohlthätigkeitssinn den Acker um geringen Preis an Bürger veräußert und dadurch den Wohlstand vieler Familien begründet. Diese liebevolle Sorge für die Bedürfnisse des Mittelstandes trug ihr die allgemeine Verehrung und reichen Ersatz von Seiten des Kurfürsten ein. Um ihr außer Schönhausen einen angenehmen Landaufenthalt zu schaffen, kaufte er ein dem Oberhofmarschall Dobrzynski gehöriges, im Dorfe Lützen oder Lietzen gelegenes Landhaus, welches er umzubauen und mit einem Park zu umgeben befahl; es ist das jetzige Charlottenburg. Bald war das schlichte Haus in ein Schloß umgewandelt, wobei der berühmte Baumeister und Bildhauer Schlüter den äußeren Umbau leitete, während die innere Einrichtung, wie die architektonischen Verzierungen Eosander von Goethe auf ausdrücklichen Wunsch der Kurfürstin übernommen hatte. Es wurden keine Kosten gespart, um Alles auf das Prächtigste herzustellen. Die Zimmer wurden durch kostbare Tapeten und Möbel zu wahren Prunkgemächern umgeschaffen, eins derselben war mit japanesischem und chinesischem Porzellan, ein anderes mit goldenen Geräthen ausgestattet. Für die Anordnung des Bücherſaals diente der des Markgrafen Christian Ludwig in dessen Schloß Malchow als Muster. Ein wohlangelegter Park umgab das Schloß; der Gärtner Godeau wurde eigens zu dessen Anpflanzung aus Paris verschrieben und richtete die Gartenanlagen in Lietzenburg nach den Plänen ein, die der Gartenkünstler le Nôtre in Paris entworfen hatte. Kunstreiche Bildsäulen und kostbare Vasen, die

edelsten Blumen und herrliche Orangenbäume verliehen dem Garten ihren Schmuck. In diesem auserlesenen Aufenthaltsorte errichtete nun Sophie Charlotte den Künsten und Wissenschaften eine geweihte Stätte. Hierhin zog sie sich am liebsten zurück, um fern von dem Prunk des Hofes, im Umgang mit den ersten Männern und Frauen ihrer Zeit alle höchsten Bestrebungen des Geistes in ernster Weise zu pflegen oder einer heiteren zwanglosen Geselligkeit sich hinzugeben, der die Kunst höheren Reiz und Werth geben mußte. Hier führte sie ihr eigentliches Dasein, und von hier aus gingen die wichtigsten Anregungen für künstlerische und wissenschaftliche Unternehmungen aus, die dem ganzen Lande zum Segen gereichen sollten. Der Preußische Staat, von dem ein bekannter Philosoph mit Recht gesagt hat, daß er auf Intelligenz gegründet sei, hat namentlich in der Zeit Friedrich I. einen erheblichen Zuwachs an künstlerischen und wissenschaftlichen Instituten erhalten, wobei Sophie Charlotte als Haupttriebfeder zu betrachten ist. So nahm sie lebendigen Antheil an der Errichtung der Akademie der bildenden Künste zu Berlin, wie an der Stiftung der Friedrichsuniversität zu Halle, wenn sie bei der Einweihung der letzteren auch wohl nicht persönlich zugegen war. Sie beschützte den schon genannten Architekten Eosander von Göthe und förderte den Gelehrten Samuel von Pufendorf. Am anziehendsten bleibt aber immer der Kreis, den sie in unmittelbarer Nähe zu Lietzenburg um sich sammelte. Sie selbst bildete dessen allbelebenden Mittelpunkt. Sie verband mit den Vorzügen des Geistes, der Gabe der Unterhaltung, dem höheren Verständniß für wissenschaftliche Gespräche und dem feinen Gefühl für persönliche Beziehungen auch die Schönheit der äußeren Erscheinung. Ihre Gestalt war weniger hoch und schlank, als zu einer Fülle geneigt, die ihrer Erscheinung Würde verlieh. Zeitgenossen rühmen an ihr das blaue Auge voll Sanftmuth, die weiße reine Farbe ihres Teints, das tiefschwarze, von Natur gekräuselte Haar. Von den Persönlichkeiten, die sie umgaben, sind der Oberhofmeister von Bülow und seine Gemahlin geb. von Krosigk, der Minister v. Fuchs, der Kammerherr Ernst von Marwitz, der Graf Otto von Schwerin, der Legationsrath von Larrey, der sehr gut vorlas, der Graf Christoph von Dohna und der Hofprediger Jablonski zu nennen. Die vertrauteste ihrer Kammerfräulein war Fräulein von Pöllnitz. Außer diesen Hofleuten empfing Sophie Charlotte aber auch zwanglos Gelehrte und Künstler, wie gebildete Franzosen und pflog mit ihnen die geistvollsten und belebtesten Unterhaltungen über die verschiedensten Gegenstände des Wissens. Die Umgangssprache war damals die französische, die Muttersprache war noch nicht in ihre Rechte eingesetzt. Nur der nicht ungewandte Ceremonienmeister von Besser übernahm es in noch erhaltenen deutschen Versen das Lob Sophie Charlotte's zu besingen. Sie sind ganz artig, aber in der Weise ihrer Zeit zu überschwänglich und ohne eigentliche künstlerische Formvollendung. Aus ihrem geselligen Cirkel zog sich die Kurfürstin nur zurück, um sich in ernste und lehrreiche Bücher zu vertiefen oder ihre reiche Korrespondenz zu führen. Daneben liebte sie die Musik über Alles. Sie spielte auf dem Klavier und Cymbal fast täglich die Compositionen der berühmtesten Tonkünstler. Sie pflegte den Gesang, komponirte selbst und trieb das Italienische, ihre Musikalien sollen von unschätzbarem Werth gewesen sein. Eine reich besetzte Kapelle, die gefeiertsten Virtuosen der Zeit, Sänger und Sängerinnen wurden in die Nähe der kunstliebenden Fürstin gezogen. Lietzenburg wurde ein Musensitz.

Doch dem tiefforschenden Geiste der Kurfürstin war Niemand mehr kongenial als Leibniz, und die Beziehungen zu ihm erfordern eine besondere Beleuchtung.

Wir haben gesehen, wie diese Verbindung in einem Pietätsverhältniß ihre tiefere Wurzel hat. Sophie Charlotte sah in Leibniz den Freund ihrer Mutter und den berühmten Gelehrten; nach früheren, mehr förmlichen Beziehungen ermunterte sie ihn seit 1690 zu einer gelehrten Korrespondenz. Nach dem Tode des Vaters Ernst August wurde mit ihren innigeren Beziehungen zur Mutter auch die Stellung zu Leibniz vertrauter; den Inhalt der Korrespondenz bilden wissenschaftliche Gegenstände. Um ein Beispiel anzuführen, so übersendet der Philosoph der Kurfürstin Sophie Charlotte ein gefundenes Fossil und fügt mit dessen Beschreibung seine Ansicht darüber bei. Unterdessen hatten sich die Verhältnisse von Leibniz in Hannover geändert. Er war zu dem Nachfolger Ernst August's, Georg Ludwig, in keine näheren Beziehungen getreten, und es fehlte ihm daher dort an einer seinen großen Fähigkeiten entsprechenden Thätigkeit.

Er wandte daher seinen Blick nach Außen, um ein ergiebiges Arbeitsfeld zu finden. Seine Augen waren, angeregt durch seine persönliche Stellung zur Kurfürstin, zuerst nach Berlin auf den jungen hochstrebenden Brandenburgischen Hof gerichtet. Er war bestrebt in dieser Hauptstadt nach dem Muster der Akademien von London und Paris eine Societät der Wissenschaften zu begründen. Er suchte zunächst die diplomatische Mission zu erlangen, durch persönliche Vermittelung das gute Einvernehmen zwischen dem Hannöverschen und Brandenburgischen Hause aufrecht zu erhalten. Um eine Stellung zu gewinnen, die ihn berechtigte, sich zeitweise in Berlin aufzuhalten, schlug er selbst vor, ihm eine Art Intendanz über die Wissenschaft und Künste in Brandenburg zu verleihen. Sophie Charlotte, seit dem Sturz des Ministers Dankelmann 1697 von entschiedenem Einfluß auf den Gang der Dinge, kam seinen Wünschen entgegen. Sie regte in dem Kurfürsten die Durchführung des Plans an, in Berlin eine Societät der Wissenschaften zu stiften, und der Kurfürst ging gern auf Alles ein, was den Glanz seiner Regierung zu erhöhen versprach. Friedrich befürwortete selbst bei dem etwas engherzigen Georg Ludwig eine Urlaubsertheilung für Leibniz und ließ im März 1700 den Philosophen durch den Hofprediger Jablonski nach Berlin einladen. Leibniz folgte Mitte Mai 1700 dem ehrenvollen Rufe und blieb bis zum August. Mitten unter Festlichkeiten, welche Kurfürst Friedrich aus Veranlassung der Vermählung seiner einzigen Tochter erster Ehe mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel gab, besprach Leibniz mit Sophie Charlotte zu Lietzenburg die Entwürfe der beabsichtigten Stiftung. Am 11. Juli 1700, dem Geburtstage des Kurfürsten trat die Societät, die jetzige Akademie der Wissenschaften ins Leben. Der Kurfürst selbst wurde der Protektor, Leibniz der erste Präsident dieser wissenschaftlichen Genossenschaft, die zugleich eine deutschgesinnte Gesellschaft sein sollte. Neben Durchführung dieses Planes waren es zugleich die tiefsten Probleme der Religion und Philosophie, welche Leibniz mit der erhabenen Fürstin in den vertrauten Unterhaltungen zu Lietzenburg behandelte. Zu ihrer Unterlage und nächsten Veranlassung hatten diese Gespräche wohl die Lektüre der Schriften von Bayle. Im Jahre 1697 war dessen Dictionnaire historique et critique erschienen und bezeugte die große Gelehrsamkeit und den kritischen Scharfsinn des der Kurfürstin persönlich bekannten Verfassers. Diese Encyklopädie berichtigte die historischen Irrthümer der bisherigen Wörterbücher und regte durch ihren kritischen Gehalt das Nachdenken energisch an. Es deckte die Schwäche mancher traditionellen dogmatischen Lehransicht auf und griff auch die neueren unhaltbar erscheinenden Hypothesen auf dem Gebiete der Philosophie an. So kritisirte Bayle in dem Artikel Rorarius die von Leibniz aufgestellte Hypothese der prästabilirten Harmonie und forderte dadurch unsern Philosophen zur Replik heraus. Den eigentlichen Bestand der Glaubenswahrheiten griff Bayle zwar nicht direkt an, wohl wies er aber die Unhaltbarkeit vieler dafür bisher vorgebrachten Argumente nach. Er schwächte dadurch das Ansehen der religiösen Ueberzeugungen, erweckte den Zweifel und regte zur Bekämpfung der Freigeisterei durch eine tiefere Begründung der philosophischen und religiösen Lehren an. Diese Bedenken gegen und diese Argumente für die höchsten religionsphilosophischen Wahrheiten bildeten nun den Gegenstand der Unterhaltungen zwischen Sophie Charlotte und Leibniz. Dieser stellte den unentschiedenen und schwankenden Ansichten des Skeptikers sein festbegründetes System und die Gewißheit seiner persönlichen Ueberzeugung gegenüber. Die Kurfürstin trug Leibniz auf, über diese Unterredungen, welche durch die Lektüre des Dictionnaire und anderer Schriften Bayle's veranlaßt waren, Aufzeichnungen zu machen. Namentlich sollte er seine Antworten auf die Einwände Bayle's schriftlich fixiren, um das Gewicht der Gründe besser prüfen zu können. Auf diese Weise entstand die Grundlage der Theodicee, dem literarischen Denkmal der philosophischen Disputationen zwischen Sophie Charlotte und Leibniz zu Lietzenburg. In Erinnerung an diese Weihestunden geistiger Erhebung und Gemeinschaft mit demgrößten wissenschaftlichen Universalgenie jener Zeit schrieb Sophie Charlotte an Fräulein v. Pöllnitz: „Ich liebe diesen Mann, aber ich habe Lust mich darüber zu betrüben, daß er Alles so oberflächlich mit mir behandelt."

Leibniz, der sich der Tragweite seiner Worte wohl bewußt war und sich in gemessenen Schranken bewegte, rechtfertigte sich darüber und meinte, daß Sophie Charlotte das Warum des Warum wissen wollte.

Nicht immer ging es aber in Lietzenburg so ernsthaft her, sondern der Philosoph nahm auch gern an den geistreichen und fröhlichen Festen Theil, welche jene Tage verschönten. Wir besitzen von ihm selbst die anschauliche Schilderung eines Maskenfestes, deren Mittheilung uns in jene gehobenen Tage geistreicher Spiele zurückversetzen möge. Er erzählt: „Herr von Osten fungirte als Direktor des Festes, der Cermonienmeister v. Besser hatte die Verse gemacht. Man stellte einen ländlichen Jahrmarkt dar, auf welchem es Buden gab, in denen man Schinken, Bratwürste, Rinderzungen, Wein, Limonade, Thee, Kaffee, Chokolade und ähnliche Waaren für nichts verkaufte. Die Buden hielten der Markgraf Christian Ludwig, Herr v. Obdam, Herr v. d. Hamel und Andere. Herr v. Obdam, der den Arzt machte, hatte seine Harlequins und Marktschreier, unter welche sich der Markgraf Albrecht mischte. Auch hatte der Doktor einige Springer, deren einer der Graf v. Solms war. Aber nichts war hübscher, als sein Taschenspieler, es war der Kurprinz, welcher trefflich das Hokuspokus spielen gelernt hatte.

Die Frau Kurfürstin war die Doktorin, . . . Herr Désaleurs gab sehr gut die Rolle eines Zahnarztes. Bei Eröffnung des Theaters erschien der feierliche Aufzug des Herrn Doktor, der auf eine Art von Elephanten gestiegen war, auch die Frau Doktorin ließ sich sehen, von Türken auf einem Sessel getragen. Der Taschenspieler, die Lustigmacher, die Springer und der Zahnarzt folgten hiernach, und als das ganze Gefolge des Doktors vorübergezogen war, wurde ein kleines Ballet von Hofdamen, als Zigeunerinnen gekleidet, unter Anführung der Frau Prinzessin von Hohenzollern, aufgeführt. Man sah auch einen Astrologen mit einem Teleskop in der Hand erscheinen; (der Herr Graf von Wittgenstein hatte diese Rolle für Leibniz übernommen.) Er verkündete dem Kurfürsten, der aus der nächsten Loge zuschaute, glückliche Weissagungen. Die Frau Prinzessin von Hohenzollern, als erste der Zigeunerinnen gekleidet, begann darauf der Frau Kurfürstin eine treffliche Geschichte auf die angenehmste Weise von der Welt zu erzählen, und zwar in sehr artigen deutschen Versen, nach der Zusammenstellung des Herrn von Besser. Herr von Guirin war Kammerdiener der Frau Doktorin. Die Jungfer der Frau Prinzessin hatte aber Zahnweh, und der Zahnarzt, die Zange des Hufschmieds in der Hand, ließ, indem er sein Handwerk ausübte, einen Zahn zum Vorschein kommen, dessen Größe einem Arm glich; es war der Zahn von einem Flußpferde. Indem der Doktor die Heldenthaten seines Zahnarztes erhob, ließ er die Versammlung darüber urtheilen, wie geschickt man sein müsse, wenn man einen solchen Zahn ausziehen könne, ohne wehe zu thun. Unter den Kranken, welche Heilmittel forderten, waren die Herren von Alefeld und von Flemming, die Gesandten von Dänemark und Polen und unser Herr von Ilten, als Bauern ihres Vaterlandes gekleidet, jeder in seiner Tracht. Die Frau Obermarschallin war die Gattin des Zahnarztes und half ihm die Heilmittel und die Instrumente in Ordnung bringen. Viele mischten in ihre Reden sehr geschickte Wünsche für den Kurfürsten und die Kurfürstin. Uebrigens war Alles der Thurm von Babel, denn jeder redete daselbst seine Sprache; Herr von Obdam, um der Frau Doktorin eine Freude zu bereiten, trug den Gesang des Liebesdoktors vor . . . . . Gegen das Ende entspann sich ein Kampf in spaßhaften Worten unter den Doktoren. Endlich kam der Herr Kurfürst selbst aus seiner Loge herab, als holländischer Matrose gekleidet und machte hier und da in den Buden Einkäufe. Während dessen spielte die Musik im Orchester und alle diejenigen, welche zugegen waren, gestanden, daß eine große Oper, welche Tausende von Thalern gekostet hätte, den Darstellern und Zuschauern viel weniger Vergnügen bereitet hätte."

Kurfürstin Sophie, für welche dieser Bericht ursprünglich geschrieben ist, war entzückt von diesem Feste. — In dieser Weise wechselten zu Lietzenburg gesellige Unterhaltung, geistreicher Verkehr, wissenschaftliche Gespräche, Musik und Bühnenspiele mit einander ab, und noch oft kehrte Leibniz nach Berlin zurück als der geistig ebenbürtige Genosse aller Beschäftigungen der hohen Frau, die ihm schrieb: „mais je crois, qu'en bonne amie, je dois mettre vos intérêts devant les miens."

Unter den Beziehungen Sophie Charlotte's zu berühmten Zeitgenossen erwähne ich noch die zu Peter dem Großen. Rühmend muß die große Gewandtheit hervorgehoben werden, die sie in dem schwierigen Verkehr mit ihm entwickelte, auch verstand sie mit rechter Menschenkenntnis den edlen Kern in rauher Schale wohl zu wür-

digen, der ihr in der Person Peters des Großen entgegentrat.

Das Jahr 1701 fügte dem Glanze des Brandenburgischen Hauses eine neue Würde hinzu. Schon lange hatte der Kurfürst danach gestrebt, sein Haupt mit der Königskrone schmücken zu dürfen. Sophie Charlotte vereinigte ihre Bemühungen mit den seinigen und namentlich ihrem Geist und ihrer Schönheit gelang es, diesen Wünschen Anerkennung zu verschaffen. Nachdem man der kaiserlichen Zustimmung gewiß war, bereitete Friedrich unter dem Beistande des Ceremonienmeister von Besser und des Baumeister Eosander von Goethe Alles zu einer glänzenden Krönung in Königsberg vor. Damals war es, als Sophie Charlotte an Leibniz die wahrhaft königlichen Worte schrieb: „Glaubet nicht, daß ich diese Größe und diese Krone den Reizen der phylosophischen Unterhaltungen vorziehe, die ich mit Euch zu Lietzenburg gepflogen habe." In der Mitte des Dezember 1700 begab sich der Kurfürst mit seinem Hofstaat nach Königsberg, und hier verkündeten am 15. Januar 1701 Herolde auf allen Plätzen die Erhebung Preußens zu einem Königreiche. Am 18. Januar folgte dann die feierliche Krönung unter glänzenden Ceremonien. Sophie Charlotte trug dabei ein überaus kostbares Kleid von Goldstoff mit rothen Rosen durchwirkt, auf allen Nähten und dem Leibchen mit Diamanten besetzt. Die Brust schmückte ein Strauß aus Perlen von unberechenbarem Werthe. Der Mantel war von Purpur mit Hermelin besetzt, auch auf der goldenen Krone funkelten die kostbarsten Diamanten. Zwischen der Krone quoll das natürlich gekräuselte Haar in reicher Fülle hervor. Man wußte nicht, ob man der Königin zur Krone oder der Krone zu dieser Königin Glück wünschen sollte. Im Uebrigen waren sowohl die lang sich hindehnenden Ceremonien, wie die fünf Monate lang sich abwechselnden Feste, die sich an die Krönung anschlossen, für die Königin etwas ermüdend, und sie zog sich nach diesem Tribut, den sie der Welt gebracht hatte, in die reizende Stille nach Lietzenburg zurück. Hier empfing sie vom Dezember 1701 bis Januar 1702 Leibniz von Neuem. Wie die ganze Philosophie von Leibniz aus Fragmenten besteht, so kennen wir auch nur Bruchstücke seines philosophischen Verkehrs mit Sophie Charlotte. Widerlegungen der Ansichten Bayle's, Locke's und Spinoza's bilden wohl im Allgemeinen den Grundbestandtheil dieser philosophischen Disputationen. Darauf deuten die Abhandlungen und Briefe an Sophie Charlotte hin, welche C. J. Gerhardt als urkundliche Belege für diesen Verkehr dem VI. Bande seiner Ausgabe der philosophischen Schriften von Leibniz eingefügt hat. Die erste Abhandlung, ein Entwurf: „Sur ce qui passe les sens et la matiere, wie der daran sich anschließende Brief stammt aus der Zeit, in der sich Leibniz mit Widerlegung der Reflexionsphilosophie von Locke beschäftigte und legt der Königin in allgemeinverständlicher Form die Grundlagen seiner eigenen Erkenntnißtheorie dar. Die Königin theilte diesen Brief von Leibniz dem Freigeist Toland mit, der sich damals in Berlin aufhielt und bei Hofe empfangen wurde. Toland äußerte sich darüber, und Sophie Charlotte übermittelte nun wiederum diese Aeußerungen an Leibniz, um eine interessante philosopische Disputation in Gang zu bringen. Leibniz antwortete in einem zweiten Schreiben (Nr. 2) an die Königin, in welchem er seine Lehre von der prästabilirten Harmonie, d. h. die Hypothese von dem Zusammenhang von Seele und Körper und die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele vorträgt. Dann setzte L. die philosophische Diskussion mit dem Feldmarschall Grafen Flemming fort, einem Manne von ausgezeichneten Fähigkeiten und ausgebreiteten Kenntnissen, der sich mit den höchsten Fragen des menschlichen Wissens beschäftigte. Dieser entwickelte unter Anwendung des Gesetzes von der Continuität eine Ansicht über die Stufenreihe der Wesen: Körper, lebendes Wesen, Mensch, Gottheit, der Leibniz in seinem Schreiben (Nr. 4) an die Königin beipflichtet, ohne die Lehre Flemmin'gs vom Wesen Gottes zu theilen. Aus späterer Zeit ist ein Brief an Sophie Charlotte (Nr. 5.) beigefügt, welcher eine Kritik der vielgelesenen Schrift des Jesuiten Bonhours: Manière de bien penser dans les ouvrages d'esprit Paris 1684 enthält. Die Abhandlung II. Considerations sur la doctrine d'un Esprit universel unique entstand auf Anregung der Königin wohl im Jahre 1702 zu Lietzenburg, sie soll wohl zur Orientirung der Fürstin über die vorgetragene Lehre dienen. Leibniz bestreitet darin die Ansicht, welche im Mittelalter Iba Raschd, in neuerer Zeit Spinoza vorgetragen hatte, daß es nur einen Geist, ein Wesen gebe.

Die einzelnen Wesen gelten nur als modi (Arten des Daseins) dieser einen Substanz, nicht als selbständige Wesen. Leibnitz lehrt dagegen, daß jedem einzelnen lebenden Wesen eine besondere Seele zukomme, nur daraus könne auch die Unsterblichkeit der Seele bewiesen werden. Aus dem Zusammenwirken der Thätigkeiten der besonderen Wesen folgt die Schönheit, Ordnung und Harmonie des Universums. — Aus diesen Veröffentlichungen kann man ein Bild von dem philosophischen Verkehr am Hofe Sophie Charlotte's gewinnen.

Nicht lange sollte die hohe Frau die Königskrone tragen. In ihren letzten Lebensjahren wurde ohne eigenes Verschulden ihre Stellung zu Friedrich noch kühler als früher; um so inniger aber wurde das Verhältniß, welches sie mit Luise Dorothea Sophie von Hessen-Kassel, ihrer Stieftochter, verband und in zahlreichen Briefen seinen Ausdruck fand. Mit der zärtlichsten Sorgfalt verfolgte sie auch die weitere Entwickelung ihres Sohnes, „wenn auch alle ihre hochfliegenden Pläne und Wünsche zu der schlichten und strengen Aufgabe herabgesunken waren, einen rechtschaffenen Mann und tüchtigen Fürsten aus ihm zu bilden". Freilich konnte sie seinen Charakter nicht völlig in Schranken halten und klagte namentlich über dessen früh hervortretende zu große Sparsamkeit und Derbheit. Wie zärtlich sie ihn aber liebte, geht aus der Erzählung hervor, daß man nach der im Jahre 1704 erfolgten Abreise des Kronprinzen auf ihrem Tisch ein von ihr gezeichnetes Herz mit den wenigen Worten fand: Il est parti. Ein reicher Briefwechsel unterhielt den ferneren Verkehr mit ihm. Neben Ausdrücken ihrer Liebe und Sehnsucht, ihn wiederzusehen, macht sie in mütterlichen Rathschlägen ihren Einfluß auf ihn geltend, der seine reichen Früchte getragen hat. —

Immer mehr reifte die Königin ihrer Vollendung entgegen. Voll tiefer und aufrichtiger Frömmigkeit und ernster Auffassung des Lebens hatte sie sich auf der Höhe desselben mit dem Tode vertraut gemacht. Schon am 26. Juni 1693 hatte sie ihr Testament aufgesetzt und sich zu ihrem Leichentext die Worte Joh. XI. 25 gewählt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben; ob er gleich stürbe." Ihre Frömmigkeit übte und pflegte sie in kirchlicher Gemeinschaft. Obwohl zu philosophischen Forschungen geneigt und mit den Gedankensystemen ihrer Zeit nicht unbekannt, hielt sie doch unwandelbar an dem Bekenntniß der reformirten Kirche fest, das sie bei ihrer Einsegnung abgelegt hatte. Sie besuchte fleißig den Gottesdienst, bezeigte dem geistlichen Amte die gebührende Hochachtung und förderte mit reger Theilnahme alle kirchlichen Angelegenheiten. Besonders aber liebte sie es in ihrer Gegenwart Gespräche geistvoller Männer über theologische Gegenstände anzuregen, und hörte gern die Wahrheit des Evangeliums gegen Zweifler vertheidigen. — Sie war gleichweit von Freigesterei, wie von ultramontaner Bigotterie entfernt. Der englische Freidenker Toland fand für seine Zweifel bei der Königin wenig Anklang und konnte ihre Ueberzeugung nicht erschüttern. Sie bekämpfte ihn kurz mit schlagenden Gründen und forderte die Gelehrten ihrer Umgebung auf, die Grundwahrheiten des Christenthums zu vertheidigen. Wie wenig sie dem Ultramontanismus geneigt war, erfuhr der Jesuit Vota im Jahre 1703 zu seiner Belehrung. Sie bestritt ihn nicht allein selbst, sondern ließ auch durch ihren französischen Hofprediger alle seine angeblich unfehlbaren Behauptungen widerlegen. So vereinigte sie echt evangelische Freiheit mit einem gläubigen Bekenntniß, „ihre Religion war", wie Friedrich der Große sagt, „geläutert".

So gelangte sie bald zu der Stufe, die der Dichter bezeichnet, wenn er sagt: reif sein ist Alles. Sie gehört zu den seltenen Erscheinungen, die wir dauernd auf Erden wohnhaft wünschen, denen aber doch nur ein kurzes und vorübergehendes irdisches Dasein vergönnt ist. Nachdem Sophie Charlotte in der letzten Zeit öfter an hitzigen Fiebern gelitten hatte, entriß sie frühzeitig ein vernachlässigtes und wohl falsch behandeltes Halsleiden dem Leben, das für sie mit allem Guten und Schönen erfüllt war. Freilich war für sie die hohe Lebenssphäre, in der sie sich bewegte, nur die Vorstufe zum höchsten vollendeten Dasein. Im Anfang des Jahres 1705 trieb sie eine zweifache Sehnsucht in ihre Heimath, theils um die Mutter zu besuchen, theils um ihrem Sohne nahe zu sein. Schon bei der Abreise fühlte sie sich unwohl, sie litt an einer Geschwulst am Halse, die sie nöthigte, einige Tage in Magdeburg zu verweilen. Als sie in Hannover angelangt war, beachtete sie ihr Uebel zu wenig und besuchte sogar noch einen Ball. In der Nacht darauf trat heftige Entzündung mit

Fieber ein, und am 23. Januar verschlimmerte sich der Zustand noch einmal. Erstickungsanfälle kamen dazu, und erst jetzt wurde der Arzt herbeigerufen. Neben einigen leichten Mitteln verschafften zwei Aderlasse nur vorübergehende Erleichterung, und bald erkannte die Königin, daß ihr Zustand hoffnungslos sei. Mit christlicher Geduld schickte sie sich nun zu ihrem Ende. Mit ihren Brüdern unterhielt sie sich lange und innig, sie tröstete sie mit den Worten: „Der Tod erschreckt mich nicht, schon allzulange betrachte ich ihn als unvermeidlich und natürlich." Sie schrieb einen Brief an den König, ihren Gemahl, dankte ihm für seine Liebe und empfahl ihm die von ihr beschützten Gelehrten, wie ihre Dienerschaft. In der Nacht zum 1. Februar begehrte sie geistlichen Beistand. Die Tröstungen der Religion, der sie selbst ein zwanzigjähriges ernstes Studium gewidmet hatte, stärkten sie, und sie konnte mit gläubigem Herzen versichern, daß „sie mit ihrem Gott sehr wohl stehe". Nach einigen ruhigen Stunden sagte die Königin zu Fräulein von Pöllnitz: „Ach, wie viel unnütze Ceremonien wird man für diesen Körper anstellen." Als diese in Verzweiflung war, sprach sie zu ihr: „Dachten Sie, ich sei unsterblich? Beklagen Sie mich nicht, denn ich gehe jetzt meine Wißbegierde zu befriedigen über den Urgrund aller Dinge, den mir Leibniz nie hat erklären können, über den Raum und das Unendliche, das Seiende und das Nichts. Dem Könige, meinem Gemahl bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm neue Gelegenheit giebt, seine Pracht zu entfalten." Darauf segnete sie ihre Diener und nahm von ihnen Abschied. Wenige Augenblicke später reichte sie ihrem Bruder die Hand, und er hörte ihre letzten Worte: „Adieu, mein lieber Bruder, ich ersticke." Das Geschwür, das sich im Halse gebildet hatte, war aufgegangen, und die Königin sank in Ohnmacht. Innerhalb derselben ist sie sanft entschlafen.

Groß und allgemein war der Schmerz, den dieser unerwartete Trauerfall hervorrief. Friedrich war von der Nachricht so erschüttert, daß er in Ohnmacht fiel. Am härtesten war Leibniz betroffen, der sich gerade in Berlin aufhielt. Er schreibt an Fräulein Pöllnitz: „Ich weine nicht, ich beklage mich nicht, aber ich weiß nicht, woran mich halten. Der Verlust der Königin scheint wie ein Traum, aber wenn ich von meiner Betäubung erwache, finde ich ihn nur zu wahr. Nicht durch einen schweren Gram werden Sie das Andenken einer der vollkommensten Fürstinnen ehren, durch unsere Bewunderung werden wir es thun." Eine Zeit lang warf ihn selbst Krankheit nieder, dann raffte er sich zunächst zu einem Gedichte auf, das er dem Andenken der verklärten Königin widmete. Es ist ausgezeichnet durch seinen sinnigen Gedanken, wenn es auch nicht gerade formvollendet ist. Es lautet:

Auf den Tod der Königin von Preußen 1705.

Vor diesem sah ich zwar den Dichter Claudian
Vor eitel und bethört in dem Gedanken an,
Da er frei ausgesagt, wie Majestät und Liebe
Niemalen vorgestellt auf einem Throne bliebe:*)
Die große Königin der Preußen fiel mir ein
Könnt uns ein Gegensatz bei seiner Regel seyn.
— — — — — — — — — — — — —
Doch da der Himmel sie, sein Unterpfand, entreißt,
So seufz' ich, Claudian hat leider recht geweißt,
Daß Huld nebst Majestät zwar dann und wann bekleibe,
Doch niemals lange Zeit, allhier beisammen bleibe.**)

Dann setzte Leibniz 1710 in seiner Theodicée, dem ersten großen religionsphilosophischen Werke der deutschen Philosophie, ein Denkmal seines geistigen Verkehrs mit Sophie Charlotte und der Impulse und Anregungen, die sie ihm und damit der deutschen Philosophie gegeben hat. Ueber die Entstehung des Werkes sagt Leibniz selbst in der Vorrede: „Der Verfasser hatte überdem noch besondere und wichtige Gründe, um die Feder zur Untersuchung dieses Gegenstandes in die Hand zu nehmen. Wiederholt haben ihn dazu die Unterhaltungen veranlaßt, welche er darüber mit Gelehrten und Hofleuten in Deutschland und Frankreich und besonders mit einer der bedeutendsten und vollendetsten Fürstin gepflogen hatte. Ich habe die Ehre gehabt, dieser Fürstin meine Ansichten über mehrere Stellen des vortrefflichen Wörterbuches des Herren Bayle auseinandersetzen zu dürfen, wo die Vernunft und die Religion als Kämpfer gegen einander auftreten, und wo Herr Bayle der Vernunft erst zu schweigen heißt, nach dem er sie zu laut hat sprechen lassen. Er nennt das den Triumph des Glaubens. Ich habe bereits erklärt, daß

*) Claudians Worte sind: Nec in nua jede morantur majestas et amor.

**) Deutsche Schriften I. S. 436.

ich anderer Ansicht bin: aber ich freue mich, daß ein so großer Geist mir damit die Gelegenheit verschafft, um diesen ebenso wichtigen, wie schwierigen Fragen auf den Grund zu gehen. Ich gestehe, daß ich sie seit lange geprüft habe, und daß ich mehrere Male Bedenken gehabt, meine Gedanken hierüber zu veröffentlichen, die nur diejenige Erkenntniß Gottes fördern sollen, welche die Frömmigkeit erweckt und die Tugend nährt. Jene Fürstin ermahnte mich indeß, diese lang gehegte Absicht auszuführen und manche Freunde thaten dasselbe. Ich war um so mehr versucht, diesen Wünschen nachzugeben, als ich in Folge meiner Untersuchungen hoffen konnte, daß die Einsicht und die Kenntnisse des Herrn Bayle mir dabei helfen würden, um den Gegenstand so klar darzulegen, als unserer beider gemeinsamen Sorgfalt möglich sein würde. Indessen kamen manche Abhaltungen dazwischen, der Tod der unvergleichlichen Königin war nicht die geringste." Diese Schrift wurde in ihrer eigenthümlichen Verbindung wissenschaftlichen Lehrgehaltes und populärer Form ein Lieblingsbuch der Gebildeten des vorigen Jahrhunderts. Es wurde damals von dem allgemein verbreiteten Interesse für religionsphilosophische Fragen unterstützt und trug wesentlich zur Verflössung der Leibniz'schen Ideen, denen sonst die systematische Darstellung fehlt, in das allgemeine Bewußtsein bei. In der Gegenwart hat das Buch ein mehr historisches Interesse und erscheint uns etwas breit. — Die einleitende Abhandlung über die Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft stellt den allgemeinen Standpunkt fest und ist in gewissem Sinne auch für die Geistesrichtung von Sophie Charlotte charakteristisch. Leibniz, ebenso abhold einer atheistischen Wissenschaft, wie einer unwissenschaftlichen Religion erstrebt eine Harmonie zwischen Wissen und Glauben, ohne mit kritischer Schärfe durch feste erkenntnißtheoretische Grenzscheidung zwischen den beiderseitigen Gebieten den rechten Frieden herzustellen. Auch betrachtet er die Religion zu wenig von ihrer historischen und sittlichen Seite. Der Hauptinhalt der Leibniz'schen Untersuchung beruht auf seinem Prinzip von der Harmonie zwischen dem Reiche der Natur und der Gnade, wie dasselbe in der für den Prinzen Eugen von Savoyen bestimmten Abhandlung: „Principes de la nature et de la Grace fondés en raison" (bei Gerhardt Bd. VI. S. 592 ff.) ausführlicher dargestellt ist. Das Problem, welches hier im Besondern besprochen wird und in dessen Rahmen die gesammte religiöse Weltansicht von Leibniz, d. h. seine Lehren von Gott, Welt, Freiheit, Sünde, Uebel, Seele und Unsterblichkeit eingefaßt ist, ist die Frage, wie sich das Vorhandensein des Uebels in der Welt mit der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes, ihres Schöpfers, verträgt. Als das Werk Gottes ist die gegenwärtige Welt die beste aller möglichen Welten. Denn gäbe es eine Welt, welche besser, als die gegenwärtige Welt ist, so hätte sie die Weisheit Gottes erkennen, seine Liebe wählen, seine Allmacht schaffen müssen. Dieser Optimismus der Weltansicht schließt freilich nicht ein, daß diese Welt ohne Uebel wäre. Vielmehr findet sich das Uebel in dreifacher Weise in derselben, als metaphysisches, physisches und moralisches Uebel. Das metaphysische Uebel beruht auf den nothwendigen Daseins- und Existenzbedingungen der Welt, das physische Uebel besteht in Schmerz und Tod, das moralische Uebel besteht in der Sünde. Das metaphysische Uebel rechtfertigt sich durch die Nothwendigkeit, daß die Welt aus endlichen Wesen bestehe; damit ist die Beschränktheit und Leidensfähigkeit dieser Wesen gesetzt. Der Schmerz, das physische Uebel, dient im göttlichen Weltplan als Erziehungsmittel und Strafe. Die Möglichkeit des Bösen d. h. des moralischen Uebels, war unvermeidlich, wenn Gott seine Geschöpfe nach seinem Bilde als sittlich freie Wesen schaffen wollte. Zum Wesen des menschlichen Geistes gehört die Freiheit d. h. die Selbstentscheidung nach erkannten Gesetzen des Guten, und mit diesem Geschenk sittlicher Selbständigkeit ist unvermeidlich die Gefahr der möglichen Sünde verbunden, die, wie der Erfolg gezeigt hat, zur Verwirklichung des Bösen führte. Nur ist dafür der Mensch selbst, und nicht Gott verantwortlich zu machen. Die Harmonie zwischen dem Reich der Natur und der Gnade führt übrigens nach einem vorherbestimmten und wohlgeordneten Plane auch alles vorhandene Uebel wieder zum guten Endzielhinaus. —

Nach Vollendung dieses Werkes blieb Leibniz für sein späteres Leben wenig mehr übrig, als die Einsamkeit seiner Studierstube, in der er verlassen und nur von Wenigen seiner Zeit erkannt, seine Bahn vollenden mußte. Die Geschichte hat seinen unsterblichen Namen mit dem gleich unvergänglichen Andenken an Sophie

Charlotte unlöslich und unauslöschlich verbunden. Ihre Geister wachen wie Genien über dem Ruhme und der Größe Preußens. — Aber wir gedenken noch einer anderen Verknüpfung von tiefer Bedeutung. Der Lieblingsaufenthalt der philosophischen Königin, das reizende Charlottenburg mit seinen zu nachsinnender Betrachtung anregenden Baumgruppen erinnert an eine zweite hohe Frau der Preußischen Königsgeschichte, die gleich ihr als eine der Genien Preußens verehrt wird. Sie gab dem großen Fürsten das Leben, auf dessen Stirn unsere Zeit die deutsche Kaiserkrone drückte. So verschmilzt in der Betrachtung Vergangenes und Gegenwärtiges, Vorbild und Erfüllung und in innigen Beziehungen bezeichnen uns die Namen Sophie Charlotte, Friedrich II., in welchem ihr philosophischer Geist wieder auflebte, Louise und Wilhelm I., die Glanzpunkte unserer Geschichte. — Möge der Stern, der im Aufgang des Preußischen Königthums gestrahlt hat, seinen lichten Glanz fort und fort über uns verbreiten. —

Warnung.

Von Julius Sturm.

Ihr ruhtet sicher und versteckt,
Nichts störte euren Schlummer,
Nun hat die Sonne euch geweckt,
Doch nur zu Leid und Kummer.

Scharf weht der Abendwind aus Ost.
Wo blieb der Sonne Glühen?
Noch vor der Nacht läßt euch der Frost
Erstarren und verblühen.

Du junges Herz, nimm dich in Acht,
Wo sonn'ge Augen grüßen;
Denn Liebe, die zu früh erwacht,
Muß oft, gleich Blumen, büßen.

Ein Drama.

Von Helene von Hülsen.

I.

Es war in einem der ersten Hotels des glänzenden Paris, als Lady Eugenie und ich uns zuerst begegneten. Ein Blick in diese tiefen, dunklen Augen, voller Geist und Güte, auf diese vornehme Erscheinung, voller Ebenmaß und Anmuth, — und sie hatte eine lebhafte Theilnahme gewonnen. Noch bevor ich den Namen von Lady Eugenie kannte, bevor ich ahnte, daß sie, von Geburt Französin, an einen Engländer vermählt, und dadurch einer der stolzesten Familien dieses Landes angehörig sei, wußte ich, daß ich eine Aristokratin in der wahren Bedeutung des Wortes vor mir hatte, aber auch, — daß diese schöne, liebenswerthe Frau nicht glücklich sei. —

„Mein Vater!" — sagte sie einfach, als wir uns das nächste Mal in einem eleganten Lesekabinet desselben Hotels zusammenfanden. „Er lebt augenblicklich bei mir, und Sie werden, werthes Fräulein, bei seiner Rüstigkeit schwerlich voraussetzen, daß er das achtzigste Jahr überschritten." —

Erstaunt blickte ich auf den alten Herrn,

seine hohe, nervige Gestalt, edle, noch rosig angehauchte Züge, straffe Haltung. — Ich würde ihm kaum sechzig Sommer gegeben haben.

„Sie befinden sich in Paris, um den Unterricht unserer berühmten Garcia zu genießen?" — begann Herr von Saintville, — indem er sich mit ritterlicher Galanterie verneigte, und einen Sessel in die Nähe des Divans rückte, auf dem ich und meine neue Bekannte soeben Platz genommen hatten.

Ich bejahte verbindlich.

„Meine Großmutter hatte die Güte, mich zu diesem Zweck hierher zu begleiten, da mir die möglichst sachkundige Ausbildung meiner Stimme eine Art von Lebensfrage ist!" — entgegnete ich lebhaft.

„Frau Nordenfeld, die Mutter meines verstorbenen Vaters, hat sich meine Erziehung, und die Sorge für meine Zukunft zu ihrer einzigen Lebensaufgabe gemacht, und was an mir liegt, will ich ihr die, mir seit meiner völligen Verwaisung so liebevoll gewidmete Hingabe bestens zu vergelten suchen!" —

„So sind Sie auch mutterlos?" — fiel Lady Eugenie ein, indem sie ihre seelenvollen Augen theilnehmend auf mir ruhen ließ.

„Seit meinem zehnten Jahre, gnädige Frau! Mein Vater fiel im Kriege gegen Frankreich im Jahre 1870, und meine Mutter folgte ihm schon zehn Monate darauf, da sie sich, bei ihrer von jeher zarten Organisation zu Tode grämte. Seitdem lebte ich in dem Hause meiner Großmutter in Dresden, dem sogenannten Elb-Florenz, wo ich von Jugend auf einer tüchtigen Schulbildung, und mannigfacher künstlerischer Anregung genoß!" —

„So wollen Sie Künstlerin werden, sich vielleicht gar der Bühne zuwenden?" —

Herr von Saintville's Ton klang ein wenig überrascht und mißtrauisch, und seine Augenbrauen zogen sich zusammen.

„Das Letztere keinenfalls, aber Frau Viardot-Garcia hofft eine tüchtige Konzertsängerin aus mir zu machen, wenn ich fortfahre, fleißig zu studiren, Herr Baron! — Sie hat mir dieses noch gestern ausgesprochen."

Die Tischglocke ertönte, und der alte Herr bot ritterlich mir den einen, und seiner Tochter den anderen Arm, um uns in den Speisesaal zu führen, wo ich mein Couvert, da meine Großmutter leidend auf ihrem Zimmer blieb, neben Lady Eugenie bestellt hatte. —

Es ist etwas für mich besonders Anmuthendes in der französischen Eleganz, zumal wenn dieselbe materielles Wohlbehagen mit geschmackvollem Dekorum zu vereinen weiß. So ließ ich denn meine Blicke mit Genugthuung über die prächtig geschmückte Tafel gleiten, auf der Blumen und Früchte wetteifernd ihre süßesten Düfte ausströmten, während ich die übrige, darum vereinte Gesellschaft musterte. Dieselbe erschien mir nicht eben besonders anziehend, und mit Ausnahme Daudet's, dessen charaktervoller Kopf sich am unteren Ende der Tafel besonders neben seinen unbedeutenden Nachbarn bemerkbar machte, wüßte ich nur einen jungen Rechtsanwalt hervor zu heben, der Lady Eugenie gegenüber saß, und sich lebhaft mit ihr in englischer Sprache zu unterhalten begann. Er redete dieselbe, zu meinem Erstaunen, immer Mylady Holborn an, während ich sie nur für eine einfache „Mistreß" gehalten hatte. Uebrigens reichte meine Kenntniß dieser Sprache nicht aus, um mehr als flüchtige Worte zu verstehen, unter denen zu meiner Verwunderung aber „Prozeßschwierigkeiten" und „Scheidungsakten" die Hauptsache bildeten.

Mister Gylesby war ein brünetter, nicht hübscher, aber klug aussehender Mann, der offenbar eine große Verehrung für Mylady hatte. Es war nur betrübend zu bemerken, wie sich das Antlitz meiner neuen Freundin, bei dieser oder jener Bemerkung des Rechtsanwaltes plötzlich verdüsterte, und einige Male glaubte ich sogar eine Thräne in ihrem Auge glänzen zu sehen. Meine Diskretion verbot mir indessen eine schärfere Beobachtung, und ich bemühte mich lebhaft, Herrn von Saintville in eine weitere Unterhaltung zu verflechten.

„Wie schön und sehenswerth ist Ihr Paris!" — sagte ich, indem ich dem alten Herrn eine Schale auserlesener Früchte reichte. „Ich hatte viel davon erwartet, muß aber gestehen, daß meine Voraussetzungen bei Weitem übertroffen worden sind. Die Aussicht auf Stadt und Umgebung, vom Torkadero herab, ist nicht minder schön als großartig. Und was den Dom der Invaliden und das Innere des Louvre anbetrifft" — —

Er machte eine abwehrende Handbewegung.

„Es würde Alles viel schöner sein, wenn wir

einen König, anstatt dieses Grevy, an der Spitze Frankreichs hätten! Republik, bah! — Wer unter Louis Philippe hier gelebt, und den Bourbonen so viel verdankt, als meine Wenigkeit, der wird sich an das republikanische Paris, mit seiner nimbuslosen Repräsentation und seinem „Egalité", „Liberté" und „Fraternité" an allen Straßenecken niemals gewöhnen können!" —

Ich horchte gespannt.

„Also ein Royalist!" — sagte ich zu mir selbst, und betrachtete meinen Nachbar mit wachsender Theilnahme.

„Aber die Napoléoniden!" — warf ich laut ein. „Man kann doch nicht leugnen, daß Napoleon I. Ihr Vaterland zu hohem Ruhmesgipfel geführt, und der Dritte sich gleichfalls mehrfache Verdienste um dasselbe erworben hat!" —

Ein fast verächtliches Lächeln umspielte Herrn von Saintville's Mundwinkel.

„Nichts davon, nichts! — der erste Napoleon hat fast nur Blut und Thränen gesäet, und Frankreich den kurzen Ruhmesrausch mehr als zu hoch bezahlen lassen. Und was den Anderen, „Napoleon le Petit", wie man ihn hier jetzt nennt, betrifft, — so fehlte seiner ganzen Regierung die einzig und allein sichere Grundlage der Wahrheit und Sittlichkeit. Ein Herrscher, der durch Verrath und Meineid seinen Thron besteigt, ist schlimmer als jedes andere Regiment, und sollte es selbst das, von mir so gehaßte, jetzige sein!" —

In diesem Augenblick erhob sich die Mehrzahl der Tischgesellschaft, und ich fand keine Gelegenheit, das mich so lebhaft fesselnde Gespräch mit Herrn von Saintville fortzusetzen. Lady Eugenie entschuldigte sich gleichfalls, sich eiligst fortbegeben zu müssen, weil eine dringliche Geschäftsangelegenheit ihrer warte.

Ich aber begab mich zu meiner Großmutter hinauf, deren Migräne sich glücklicherweise gebessert, und die meiner Rückkehr bereits mit Ungeduld entgegen gesehen hatte. —

II.

Einige Tage waren seit dem oben erzählten Gespräche verstrichen, in denen ich Lady Eugenie nur flüchtig, und ihrem Vater gar nicht begegnet war. Die Erstere war gänzlich durch eine, für sie anscheinend sehr peinliche Angelegenheit in Anspruch genommen, und Herr von Saintville hatte sich auf sein, in der Nähe von Aix befindliches Landgut begeben, um daselbst zum Rechten zu sehen, und einige Erfrischung zu finden, — denn die Hitze war, — selbst für den Junimond, in Paris enorm, und wer daselbst nicht gerade durch Studien, oder sonstige dringliche Verpflichtungen gefesselt war, pflegte demselben gern auf einige Stunden den Rücken zu kehren. —

Erhitzt, und ein wenig ermattet, kehrte ich an einem sonnigen Junimittage von einer Gesangstunde in das Hotel zurück, in welchem meine Großmutter, deren Alter ihr eine möglichst gute Verpflegung und Bequemlichkeit zur Pflicht machte, für unseren Pariser Aufenthalt Wohnung genommen hatte.

„Hier ist ein Billet für Dich, Eva!" — sagte sie, und überreichte mir ein zierlich gefaltetes Briefchen. Eilig öffnete ich. Dasselbe enthielt nichts als die Worte:

„Liebes Fräulein!

Möchten Sie wohl heute Abend eine Spazierfahrt mit mir unternehmen? Ich bestellte meine Equipage 7½ Uhr, und würde mich sehr freuen, Sie alsdann in das Bois de Boulogne mitnehmen zu dürfen.

Eugenie Holborn."

Fragend blickte ich, nachdem ich ihr das Billet zurück gegeben hatte, auf meine Großmutter.

„Nun Eva? — Es versteht sich doch wohl von selbst, daß Du diese Dir heute besonders nothwendige Erfrischung nicht ausschlägst?" — sagte sie mit liebreicher Freundlichkeit.

„So soll ich Dich wieder einen ganzen Abend allein lassen, Großmama, und zwar, nachdem ich erst gestern mit Frau Viardot-Garcia in der großen Oper gewesen bin?" —

„Mein gutes Kind! — Du vergissest wohl, daß ich Deinetwegen hier bin?" — entgegnete meine Großmutter weich. „Eine Spazierfahrt in kühler Abendluft ist mir für Dich nach Deinem angestrengten Studium und bei der Gluthatmosphäre der Stadt ganz besonders willkommen, und ich danke es Frau Eugenie um so mehr, daß sie Dich dazu aufgefordert hat, als ich sie mir doch nicht wohl zumuthen dürfte. Das Alter wird auch in der Beziehung bescheiden und anspruchslos. Einige Stunden früherer Ruhe sind mir bereits seit Jahren wohlthuender, als sämmtliche Abendausflüge, und richteten sie

sich selbst in den Paradiesesgarten. Du aber sollst und mußt Dich durch solche frisch zu erhalten suchen!" —

So war es denn abgemacht. Pünktlich 7½ Uhr rollte ich an der Seite meiner noch immer sehr hübschen neuen Freundin in einem eleganten Fiaker durch die Champs Elisées, und die Allée de l'Impératrice dem ebenso reizenden als berühmten Parke zu, der als „Bois de Boulogne" jedem Pariser bekannt und eine der größten Sehenswürdigkeiten für jeden, die Seinestadt besuchenden Fremden ist.

Es war ein herrlicher, windstiller Abend, und die Fahrt über die theilweise schon glänzend erleuchteten Boulevards und die Champs Elisées mit ihren Cafés Chantant, kleinen Theatern und sonstigen Vergnügungslokalen an und für sich schon eine belebende Erheiterung. Daß ich dieselbe aber an der Seite, und bei der interessanten Unterhaltung einer Dame machen durfte, welche — wie eben Lady Eugenie — die genaueste Lokal- und Personalkenntniß besaß, erhöhte natürlich den Reiz dieser Fahrt noch um ein Bedeutendes.

„Schade, daß Sie durch Ihr damaliges Unwohlsein den Begräbnißtroubel von Viktor Hugo versäumen mußten!" — sagte meine Nachbarin, als wir an dem Arc de Triomphe vorbei fuhren, dessen imposante Schönheit mir immer wieder einen Ausruf der Bewunderung entlockte. —

„Hier, unter dem Arc de Triomphe, den selbst Kaiser Napoleon nur ganz ausnahmsweise durchfuhr, stand der Riesenkatafalk des gefeierten Dichters, für dessen Verherrlichung im Sarge sich die Franzosen nicht genug zu thun wußten. Ich selbst bin — liebes Fräulein Eva — eine enthusiastische Verehrerin desselben und einzelner seiner Werke gewesen, und es mögen nur Wenige sein „Notre-Dame", oder seine „Misérables" mit größerer Anerkennung und Bewunderung gelesen haben. Aber dennoch waren mir diese Ovationen zu arg, und ich fand sie theilweise sogar lächerlich. Denken Sie sich alle Häuser der „Place de la Concorde" und der Straßen, durch welche der Leichenzug des berühmten Dichters ging, schwarz verhängt, und sogar die Laternen derselben mit Trauerflor umwickelt. Den ganzen Tag hindurch waren de Straßen gesperrt, und die Volksmassen bis zur Undurchdringlichkeit zusammengerottet. Von den Kränzen, Lorbeeren und Palmen, die noch heute den Sockel des Pantheon zieren, und nach Tausenden zählen, können Sie sich keine Vorstellung machen." —

„Ich habe Alles möglichst in Journalen und Zeitungen verfolgt!" entgegnete ich, „und allerdings meine Betrachtungen daran geknüpft. Der Franzose, und speziell der Pariser, bedarf mehr wie jede andere Nation eines Gegenstandes, den er äußerlich verherrlichen und in dem er seine eigene Person zugleich auch glorifiziren kann. Fehlen ihm nun die Herrscher, Kaiser oder Könige — nun, so mnssen andere hervorragende Männer oder Berühmtheiten das Endziel für den Enthusiasmus bilden." —

Ein halb unterdrückter Schrei entrang sich — mich jäh unterbrechend — Lady Eugeniens Brust, und krampfhaft umklammerte dieselbe meinen Arm.

„Mein Mann, das war mein Mann!" hauchte sie, und das Zwielicht selbst, das sich mehr und mehr auf die Seinestadt niedersenkte, war nicht tief genug, das tödtliche Erbleichen zu verbergen, das ihr Antlitz überflog.

„Wo? — Wer?" —

Scheu sah ich hinter mich, vermochte aber nur noch eine mittelgroße, von einer riesigen Bulldogge begleitete Männergestalt in grauem Hut und gleichem Ueberzieher, zu erspähen, da unsere Equipage pfeilschnell umbog.

„Nicht jetzt, — nicht hier, liebe Eva!" flüsterte Lady Eugenie ängstlich und ließ meinen Arm fahren. „Aber später, — heute noch, wenn Sie wollen, mögen Sie eingehender erfahren, welche schwer Geprüfte, Unglückselige Sie neben sich haben. Fahren wir zu den Kaskaden des ‚Bois de Boulogne', wo es bis gegen 9 Uhr Abends immer ganz einsam und unbelebt zu sein, und man keiner unwillkommenen Störung ausgesetzt zu sein pflegt. Haben Sie dann ein wenig Theilnahme und Geduld für mich, — und bin ich Ihnen bereits werth genug, um mir eine nachsichtsvolle Hörerin zu sein, — so würden Sie mir eine große Wohlthat gewähren!"

Ich nickte stumm, denn ich war zu erschreckt und bestürzt, als daß ich etwas hätte sagen mögen.

Es war zwar das Gerücht zu mir gedrungen, daß Milady Holborn — Lady Eugenie — wie ich sie kurzweg nennen möchte — in ihrer Ehe nicht eben glücklich, und daß ihr Gatte momentan

in England sei. Von einem ehelichen „Drama", wie es mich dieser Augenblick ahnen ließ, hatte ich indessen nicht die geringste Vorstellung gehabt.

Ein Theil der schönen alten Alleen des besagten Parkes war noch unerleuchtet, und nur der klar von dem wolkenlosen Himmel niederstrahlende Vollmond ergoß über denselben sein magisches Licht. Wir sprachen nicht mehr, bis wir die Kaskaden, einen der lauschigsten Punkte des lieblichen Gehölzes, erreicht und unsere Equipage, die Lady Eugenie zu einem nahen Restaurant schickte, verlassen hatten.

„Kommen Sie!" begann alsdann die Letztere, „hier, die kleine Anhöhe hinter dem Wasserfalle hinauf, liegt eine Bank, welche einerseits einen Blick auf den umgrünten Teich, andererseits bis in die schimmernde Ferne des Mont Valérien den daselbst Weilenden gewährt. Kein Lauscher kann dort unbemerkt uns nahen, und ich gab dem Kutscher die Anweisung, bei dem Restaurant auf uns zu warten, bis es uns belieben wird, uns daselbst einzufinden. Also — hören Sie mich, theures Fräulein, — es ist ein Blick in das Drama eines Lebensgeschickes und Menschenherzens!"

III.

„Ich bin," begann Lady Eugenie, „in Kanada geboren, woselbst mein Vater damals die Stellung eines französischen Beamten bekleidete. Er entstammte einer sehr angesehenen Bürgerfamilie aus Bordeaux, die von Ludwig XVIII. erst in den Adelstand erhoben, und von ihm in der kurzen Zeit seiner unglücklichen Regierung an den Hof gezogen wurde. Hierselbst lernte denn auch mein Vater meine herrliche, unvergeßlich liebenswerthe Mutter kennen. Sie war einem der ältesten Adelsgeschlechter Frankreichs entsprossen, das in der Revolution von 1789 fast gänzlich zu Grunde gegangen und durch seine unerschütterliche Königstreue nicht nur um seine bedeutenden, in der Gironde belegenen Besitzungen gekommen war, sondern auch größtentheils auf der Guillotine geendet hatte.

Mein Aeltervater, der sich mit äußerster Hingabe um die Rettung König Ludwig XVI. und Marie Antoinette's bemüht, entging dem Schaffotte nur, weil meine wunderbar schöne Großmutter ihn mit der höchsten Aufopferung, deren ein liebendes Frauenherz fähig ist, rettete. Marat, der entsetzliche Bluthund, stellte dem neunzehnjährigen, einer Aphrodite gleichenden Mädchen, nämlich nur eine Wahl, und zwar, das weiße Haupt ihres Vaters, wie früher das ihrer beiden Brüder, auf dem Blocke enden, oder sich selbst als Göttin der Freiheit prostituiren zu lassen.

Der Kampf, den meine unglückliche Großmutter kämpfte, war unbeschreiblich, und hätte ihr beinahe selber das Leben gekostet. Zwei Mal warf sie sich Marat zu Füßen, und zerraufte ihr wundervolles goldbraunes Haar, unter Thränenströmen um Erbarmen flehend. Aber das Ungeheuer verlachte sie nur und spottete ihrer verzweifelten Bitten.

„Sein Kopf oder Ihre Zustimmung!" sagte er höhnend. „Was ich gesagt, habe ich gesagt, und Sie sollten froh sein, daß ich den alten Despotenknecht nicht kurzweg guillotiniren, und seinen sauberen Herren Söhnen nachfolgen lasse. Und was ist denn Großes dabei, daß Sie sich einmal als ‚Göttin' kostümiren und auf 24 Stunden ausrufen lassen? Tausende von Frauen würden auf diese Ehre noch eifersüchtig sein, und mit Vergnügen ihre alberne Prüderie um eines solchen Zweckes, und ihres öffentlich proklamirten Schönheitspreises willen, zum Teufel schicken!"

So geschah es denn, und meine arme Großmutter brachte das Opfer ihrer Schamhaftigkeit aus kindlicher Liebe, und erhielt sich somit den innigst verehrten Vater. Aber die Erregung und martervolle Seelenpein war über ihre Kräfte gegangen. Schon einen Tag nach dem gotteslästerlichen Schauspiel, zu dessen Repräsentantin sie sich herabgewürdigt hatte, rang die Aermste mit einem Nervenfieber, das sie in der Blüthe der Jugend in das Grab zu senken drohte. Ihr trostloser Vater, der bereits durch das Geschick seiner beiden hoffnungsvollen Söhne völlig gebrochen war, saß, — nunmehr aus seiner Haft befreit, wochenlang an dem Siechbette der einzigen, ihm noch gebliebenen Tochter, und verwünschte seine Lebensrettung um dieses Preises willen. Endlich schien sich Gott zu erbarmen. Die geliebte Tochter genas, und der beglückte Vater durfte sie in die Einsamkeit der Bretagne zurückführen, wo ihm noch ein kleines Besitzthum, fern von allen Beziehungen früherer Zeiten, geblieben war. Hier knüpfte sich die Bekanntschaft mit meinem Großvater an, der

als verabschiedeter Offizier auf einem Nachbargute lebte, und bald um das schöne Mädchen freite. Meine unvergeßliche, mir vor mehreren Jahren durch den Tod entrissene Mutter und ein Sohn, der 1801 in die Dienste Napoleon I. trat, entsprossen diesem, in seltenster Weise beglückten Ehebunde."

Lady Eugenie hielt inne und blickte feuchten Auges, und wie ganz in eine wehmüthige Erinnerung verloren, vor sich hin. Die nahe Kaskade rauschte hinter uns, und auf dem Teiche vor uns zogen langsam, von dem silbernen Strahle des Vollmondes gestreift, zwei Schwäne durch die leise gekräuselten Wellen. Um uns flüsterten die Blätter der Bäume in dem kaum merklichen Luftzuge des Abendwindes. Es war so still und feierlich, daß ich kaum mich zu regen, geschweige denn zu sprechen wagte.

Ein von der Seite des Restaurants kommendes Hundegebell unterbrach indessen schon nach wenigen Sekunden die lautlose Stille, und meine Freundin schreckte jäh empor.

„Ich muß mich beeilen," sagte sie hastig, „wenn ich Ihnen, liebes Fräulein, auch nur oberflächlich mein Lebensschicksal erzählen, und Ihnen einen Einblick in *dasjenige* gestatten will, was in diesem Augenblick mein Herz so tief und schmerzlich bewegt. Zuerst möchte ich Ihnen natürlich dabei von meinen Eltern sprechen, denn es ist wohl außer Zweifel, daß die ersten Kinderjahre und die Einflüsse, unter denen wir dieselben verleben, einen wesentlichen Faktor für die spätere Entwickelung unseres Charakters bilden. Sie lernten meinen Vater jetzt in seinem hohen Greisenalter kennen, und können sich danach ungefähr eine Vorstellung der *äußeren* Vorzüge machen, die ihn in seiner Jugend auszeichneten. Aber sein innerer Werth stand noch weit über *diesen*, und so war er in jeder Hinsicht geeignet, das Glück der erwählten Lebensgefährtin zu machen, und er *that es*. Meine Mutter liebte ihn mit der ganzen Hingabe und Zärtlichkeit, die er verdiente, und es ist, was die Uebereinstimmung der Herzen und Neigungen betraf, wohl selten eine glücklichere Ehe geschlossen worden. Leider blieb dieselbe aber von sonstigen schweren Leiden und Prüfungen nicht verschont, und es bedurfte der ganzen Geistesstärke und echten Frömmigkeit einer unvergleichlichen Mutter, um sich von denselben nicht völlig unterdrücken zu lassen.

Ihre ersten beiden Kinder, ein Sohn und eine reizende kleine Tochter, deren Bild ich Ihnen, liebes Fräulein Eva, gelegentlich einmal zeigen werde, wurden im zartesten Alter dahingerafft, und fast gleichzeitig ging ein beträchtlicher Theil des meinem Vater zustehenden Vermögens durch eine unglückliche Spekulation seiner Eltern gänzlich verloren.

In Paris, woselbst unterdessen die Herrschaft König Louis Philipp's festen Fuß gefaßt, und sich die Stellung meines Vaters, der unter dem vorigen Regime im Ministerium beschäftigt gewesen war, wesentlich geändert hatte, war augenblicklich auch kein Boden für seine erfolgreiche Wirksamkeit. So nahm er denn mit Freuden eine Art von Konsulat in Kanada an, wohin er, Ende der dreißiger Jahre, mit meiner Mutter übersiedelte. *Diese* war noch tief von dem Verluste ihrer beiden Kinder gebeugt, und so war es meinem Vater in jeder Hinsicht erwünscht, *sie* und *sich* selbst auf längere Zeit den heimathlichen Beziehungen, und so traurig umgewandelten Verhältnissen zu entreißen, und sie, in dem unbekannten Lande, und bei völlig neuen Eindrücken und Umgebungen, seelisch und körperlich genesen zu lassen.

Dieses gelang, und als ich nun, nach Ablauf einiger Jahre, und der fast schon aufgegebenen Hoffnung erneuten Kindersegens geboren wurde, lächelte eine hochbeglückte, mit froher Zuversicht in die Zukunft blickende Mutter auf meine Wiege nieder. — — Erst im Herbste des Jahres 1847 wurde mein Vater von seinem Posten in Kanada zurückberufen, und ich zählte fast sechs Jahre, als ich Paris zuerst erblickte. Noch heute erinnere ich mich des überwältigenden Eindruckes, den ich von dieser glänzenden Weltstadt empfing, und mit welchem Gemisch und Bangen ich durch das rasende Getriebe auf den Boulevard's und in den Straßen fuhr, bis unser Wagen endlich in der Rue Rivoli hielt, woselbst meine Eltern ein bescheidenes, im dritten Stock gelegenes Quartier bezogen.

Ich konnte von dort aus, wenn ich mich an dem Fenster des Vorderzimmers aufhielt, auf den Tuileriengarten niederblicken, woselbst häufig Mitglieder der Königlichen Familie spazieren gingen, oder die kleinen Prinzen und Prinzessinnen Ball- oder Federspiele trieben. Von diesem, mich höchlich entzückenden Beobachterplatze aus, erinnere ich mich denn auch einmal

König Louis Philipp, die schöne blonde Herzogin von Nemours, und die kleinen Grafen von Paris und Chartres gesehen zu haben. Meine Mutter zeigte sie mir, indem sie mir zugleich viel von ihrem edlen und schönen Vater, dem Herzoge von Orleans, erzählte, dessen jäher, tief beklagenswerther Tod wohl von den verhängnißvollsten, bis in die Gegenwart reichenden Folgen für unser armes Frankreich gewesen ist. Die Liebe, Achtung und Sympathie, welche dieser hochbegabte Prinz genossen, soll so groß gewesen sein, daß die Revolution des Februar 1848, wäre der Herzog von Orleans am Leben geblieben, wahrscheinlich niemals stattgefunden hätte. So indessen war es meinen Eltern vorbehalten, dieselbe in ihrer ganzen Schreckenszeit in Paris zu durchleben, und dem Sturze des sogenannten „Bürgerkönigsthumes", wie der Vertreibung König Philipp's und seiner Familie beizuwohnen. Obgleich ich noch nicht sieben Jahre zählte, ist mir doch manches aus diesen schrecklichen Tagen in merkwürdiger Treue im Gedächtniß geblieben. So auch, zum Beispiel, der Augenblick, in dem die heldenmüthige Herzogin Helene von Orleans, ihre beiden Söhne an der Hand, die Treppe des Palastes der Deputirtenkammer mit kühner Unerschrockenheit herunterstieg, wohin sie sich, — der drohend auf sie gerichteten Bajonette ungeachtet, — zur Rettung des Thrones für den Grafen von Paris begeben hatte. Der Versuch mißlang, aber die That blieb deshalb nicht minder bewunderungswerth. Ich stand in jenem Augenblick, an meiner Mutter Hand, gerade jener Treppe gegenüber, und meine, daß ich den Hergang noch malen könnte, wie sie so todesbleich und doch so ruhig auf uns zugeschritten kam. Als ich, von dem Getöse und dem Geschrei der uns umstehenden Volksmenge erschreckt, zitternd und mich an sie schmiegend, zu meiner Mutter aufblickte, sah ich, daß sie das Taschentuch vor die Augen hielt, und hörte sie krampfhaft schluchzen. Niemals habe ich sie heftiger weinen sehen. —

(Fortsetzung folgt.)

Frohe Lieder.

Von Felix Dahn.

Nun, Kampf und Stürme, kommt herbei: —
Ihr sollt uns nicht verschüchtern!
Kommt, Prosa und Philisterei, —
Ihr sollt uns nicht vernüchtern:
Wir tauchen in den Zauberquell,
Der ewig frisch und immer hell
Verjüngend uns erneue: —
Den Quell der Lieb' und Treue!

Das wäre traun! ein schlechtes Herz,
Das Lieb' empor nicht triebe:
Kein Feuer lodert himmelwärts
Und himmelwärts die Liebe.
Wir wollen hegen diesen Bund,
Daß, schauet Gott in's Erdenrund,
Kein Ding so hoch ihn freue
Wie unser're Lieb' und Treue!

Nun auf mein Herz und freue dich,
Die Wolken sind verflogen:
Aus tiefstem Grund erneue dich,
Dein Frühling kam gezogen:
In meiner Brust hob an ein Klang
Wie Finkenschlag und Drosselsang
Zu fluthen und zu wogen.

Daß dieses Herz so blühen kann,
Gehofft hatt' ich es nimmer:
Stets neue Knospen setzt es an,
Von Duft behaucht und Schimmer.
Und all' das steht in Pracht und Glanz
Und wächst zum allerschönsten Kranz,
Der blüht und grünet immer.

Am Waldsee.

Novelle von Benvento Sartorius.

I.

Gebrochen hat die Zeit den Talisman,
An den gebunden war das schöne Leben —
Der Dichter aber murmelt einen Bann
Bei dem sich aus dem Grab die Geister heben.
Schack.

Tief im Herzen Livlands, fern von den das Land durchziehenden Verkehrsstraßen, liegt der stille Erdenwinkel, auf dem sich die in diesen Blättern aufgezeichnete, einfache Begebenheit abspielte. Ausgedehnter Hochwald umschließt gleich einem Zaubergürtel dies kleine nordische Paradies und wehrt mit seinem geheimnißvollen Dunkel der Außenwelt den Einblick, so daß diese liebliche Waldeinsamkeit jetzt kaum noch den Bewohnern der nächsten Umgegend bekannt ist, — denn die, welche in vergangenen Tagen hier frohe, glückliche Stunden verlebt, sind entweder schon längst todt — oder sie haben den stillen Waldsee und das hohe Schloß an seinem Ufer vergessen.

Einst herrschte reges Leben in seinen Hallen. Fröhliches Kindergeplauder, Lachen und Scherzen der heranwachsenden Jugend belebte die stillen Räume. Eine ununterbrochene Reihe glänzender Feste sind an diesen Mauern vorbei gerauscht und hinab getaucht in den Schooß der Vergessenheit. Die Menschen, welche sich dereinst dies Haus gebaut, die darin gelacht, gejubelt und — geweint, sind dahingegangen. Aber das Werk ihrer Hände hat sie überlebt. Ernst und still wie vor Jahrzehnten spiegelt sich das stolze Gebäude in den klaren Wogen des Sees. Freundlich spielen die warmen Sonnenstrahlen, das schimmernde Mondlicht um seine Mauern, der Urwald rauscht seine dunkle, geheimnißvolle Sprache wie dereinst — alles ist unverändert geblieben — nur das Leben fehlt, die Seele des Paradieses, der Mensch.

Es ist Dornröschens Reich, das fühlt der einsame Wandrer, den sein irrender Fuß in diese Wildniß geführt hat. Jawohl, Dornröschens Schloß! Doch sie selbst ruht nicht, wie jene Märchenprinzessin schlummernd in einem der luftigen Erker da droben, wartend auf den, dessen Kuß sie vom Traum erweckt — — hier pocht kein Menschenherz mehr dem goldenen Morgen entgegen, kein Athemzug durchsäuselt die von Waldesdüften balsamische Luft — öde und ausgestorben ist alles — alles. —

Die Fontainen im Park sind versiegt, nur spärlich rieselt Wasser aus den bemoosten Steinritzen, zwischen den feingefiederten Blättern zarter Farrenkräuter hervor, die sich hier heimathlich niedergelassen haben. Unkraut wuchert auf den sonst so wohlgepflegten Promenadenwegen, Moos wächst auf den Schwellen, zwischen den Steinen des gepflasterten Hofes. Die Thore des Herrenhauses sind verschlossen, anstürmende Winde haben einzelne Scheiben der hohen Bogenfenster zertrümmert, ungehindert fliegen die Schwalben aus und ein und bauen drinnen an dem reichen Stuck des Plafonds ihre Nester. Ueberall, wohin das Auge schaut, ein langsames Sichauflösen und zu Grunde gehen, dem nirgends die Hand des Menschen hemmend entgegen arbeitet. Und doch, trotz der überall so sichtbaren Spuren des Verfalls zeigt ein einziger Blick auf das prächtige Gebäude, auf die Malerei der Zimmer, die großen Spiegelscheiben der Fenster, daß es kein Bau vergangener Zeiten, sondern ein Werk unseres Jahrhunderts ist. Ein Haus, das, nur kurze Zeit bewohnt, plötzlich verlassen und dem Untergange preisgegeben ward.

Sind die Leute, welche es einst ihr Heim genannt, in die Fremde gezogen? Hat eine Krankheit sie hinweggerafft? oder hat ein gewaltiges Naturereigniß ihre Namen aus der Liste der Lebenden getilgt? — Wie ein steinernes Räthsel schaut das vereinsamte Schloß stumm auf all' diese Fragen herab.

Versetzen wir uns um ein Vierteljahrhundert zurück.

Es ist in den ersten Tagen des August. Auf dem Rasenplatz hinter dem Schlosse tummeln sich eine Anzahl junger Leute, eifrig beschäftigt mit Reifenspiel. Der Jüngste von ihnen mag fünfzehn, der Aelteste etwa 22 Jahre alt sein, und eine gewisse Familienähnlichkeit, die sich in allen Gesichtern ausprägt, deutet darauf hin, daß es, wenn nicht Brüder, so doch nahe Ver-

wandte sein müssen. Trotz des beim Spiel zur Schau getragenen Eifers, scheinen sie nicht so recht bei der Sache zu sein. Besonders der Aelteste, ein hochgewachsener junger Mann, dessen ernst zurückhaltendes Wesen einen auffallenden Kontrast zu der Lebhaftigkeit seiner jüngeren Genossen bildet, schaut oft verstohlen nach einem der Fenster im ersten Stock, dessen weitgeöffnete Flügel der Nachmittagssonne freien Zutritt gewähren, die herabgelassenen Jalousien jedoch schützen den Raum vor neugierigen Blicken.

Er ward durch einen der Kameraden aus seinem Sinnen geweckt, der ihm mißmuthig zurief: „Erich, so gieb doch Achtung! Schon zweimal ist der Reif an Dir vorüber geflogen und Du scheinst es nicht einmal bemerkt zu haben!“

Der Getadelt erwiderte nichts, sondern bemühte sich, mit der Spitze des in seiner Hand ruhenden Weidenstabes den fraglichen Gegenstand aus dem Grase aufzuheben. Allein der ungeschickt aufgegriffene Reifen entglitt ihm und rollte in kurzen Sprüngen die leichtgeneigte Wiese hinunter, bis der, welcher soeben gesprochen, ihn gewandt im Laufe aufhielt. Ihn einige Augenblicke auf der Spitze seines Steckens balancirend, fuhr er in demselben unzufriedenen Ton fort:

„Mit Euch allen ist heute garnichts anzufangen, am wenigsten mit Dir, Vetter Erich! Ihr thut ja wahrhaftig, als wenn es ohne Nadje kein Vergnügen gäbe! Und wenn unser eigensinniges Schwesterchen einmal ungnädig gelaunt ist und vom Spielplatz wegbleibt, da ist plötzlich alle Begeisterung, all' das Feuer, womit sonst gespielt wird, verraucht .... Laßt es Euch wenigstens nicht so sehr merken, wie wenig Interesse Ihr für das Spiel habt,“ schloß er, geärgert durch den geringen Eindruck, den seine Vorwürfe machten. „Ich bin überzeugt, daß unser Trotzköpfchen hinter einem der Fenster lauscht und die stolzen Herren der Schöpfung auslacht, die ohne sie nichts unternehmen können?“

„Gewiß ist es unliebenswürdig von Nadje, wegen einer kleinen Neckerei so lange zu schmollen,“ ergriff nach einer Pause einer der älteren Brüder das Wort, „aber im Grunde sind wir doch im Unrecht.“

„Natürlich! wie immer“ — höhnte die Stimme des ersten.

... „Wir verstehen es nicht mit jungen Mädchen umzugehen, behandeln sie noch zu sehr als Kind und vergessen ganz, daß Nadje nächstens schon konfirmirt wird und sich demgemäß schon als Erwachsen fühlt. Geh hinauf, Gori,“ wandte er sich an den Unzufriedenen, „und bitte sie in unser aller Namen um Verzeihung.“

„Warum nicht gar,“ erwiderte der Angeredete trotzig, sich die dichten blonden Locken aus der erhitzten Knabenstirn streichend, „damit Prinzeßchen denkt, sie könne alle ihre Launen durchsetzen! Sie ist ohnehin schon verzogen genug!“ Damit wandte er den Brüdern den Rücken und schien in seinem Groll den alten Apfelbaum, der unweit von ihm die knorrigen Aeste auf die Wiese niedersenkte, für einen tauglicheren Spielgenossen anzusehen; denn er ruhte nicht eher, bis derselbe sämmtliche Reifen in der breiten blätterreichen Krone trug. Dann warf er einen mitleidigen Blick auf die noch immer unschlüssig dastehenden Kameraden. Sein Zorn war soweit verraucht, daß er sich bewogen fühlte, ihren Wünschen etwas entgegenzukommen. Wieder zu ihnen tretend, meinte er leichthin: „Wenn Euch wirklich soviel an Nadje's Gesellschaft liegt, so ruft ihr doch zu, herunterzukommen! Das Fenster ihres Zimmers steht offen, sie muß Euch hören.“

Der Vorschlag ward sofort ausgeführt, allein ohne Erfolg. Die „Prinzessin“ schien eben nicht gewillt zu sein, die über ihre Vasallen verhängte Strafe aufzuheben — sie zeigte sich nicht.

„Nadjeschda, hochgeborenes Fräulein, haben Sie die Gnade, uns mit dero Gegenwart zu beglücken,“ ertönte zum Schluß noch einmal in schneidendem Diskant die helle Knabenstimme Goris, doch selbst der erwartete Ausbruch des Unwillens ob dieser letzten spöttischen Aufforderung blieb aus; und nachdem sie sich von der Vergeblichkeit ihrer Bemühungen überzeugt hatten, gaben die Spielenden es auf, den störrischen Sinn der Schwester zu erweichen.

„Es ist ohnehin langweilig, immer und ewig dasselbe zu spielen,“ gab jetzt einer der Brüder der allgemeinen Ansicht Worte. „Laßt uns lieber eine Wettfahrt auf dem See machen. Der Nachmittag ist schön, und der Fischer Märt hat auf meine Bitte, die bei der letzten Partie etwas stark mitgenommenen Boote wieder in Stand gesetzt. Das eine rudere ich, das andere Gori oder Sasche, und das Kommando über das dritte kannst Du übernehmen, Erich,“

wandte er sich an den Letzteren, der sich von der Berathung zurückgezogen hatte und an den Stamm einer alten Silberpappel gelehnt, träumerisch vor sich hinstarrte.

„Ich bitte Euch, laßt mich aus dem Spiel," versetzte abwehrend der junge Mann und suchte seine Zerstreutheit unter einem leichten Lächeln zu verbergen. „Erstens bin ich viel zu ungeschickt, um mit so gewandten Ruderern, wie Ihr seid, zu wetteifern . . ."

„Oho!" unterbrachen ihn hier mehrere Stimmen . . . „zweitens," fuhr jener, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort, „möchte ich vor meiner Abreise gern das Buch zu Ende lesen, das ich letzthin begonnen. Laßt Euch dadurch nicht in Eurem Vorhaben stören. Falls Ihr nicht allzuspät zurückkommt, werdet Ihr mich in der Bibliothek finden."

„Wenn Du nur überhaupt zum Lesen kommst," fiel ihm Gori etwas naseweis in's Wort, indem er den Brüdern einen verschmitzten Blick zuwarf. „Wir werden den jungen Gelehrten wohl in Ruhe lassen, wie uns befohlen ward, ob Dir aber Nadja die nöthige Sammlung gestatten wird, weiß ich nicht. Denn angenommen, Du brächtest es wirklich über's Herz, an ihrem Zimmer vorüberzugehen, ohne einen Blick hineinzuwerfen, — welche Selbstüberwindung ich meinem galanten Herrn Vetter kaum zumuthen mag, — so wird Nadja die Zeit bald lang werden, und dann nimm Dich nur in Acht vor ihren Koboldslaunen . . ." „und mehr noch vor den hübschen Augen unsers Schwesterchens, Du Ritter ohne Furcht und Tadel!" vollendeten neckend die Anderen, während alle, in ein schallendes Gelächter ausbrechend, ohne eine Gegenrede abzuwarten, dem Ufer des Sees zutrabten.

Dem jungen Mann war bei den letzten höhnenden Worten das Blut dunkel in's Gesicht gestiegen. Er warf einen unsicheren Blick nach dem geöffneten Fenster — dort mußte man jede Sylbe des laut geführten Gesprächs verstanden haben, und einen Augenblick schien er zu schwanken, ob er nicht doch den Davoneilenden folgen solle — aber nur einen Augenblick; dann fuhr er sich mit einer raschen Bewegung durch das lichte Haar — sein Entschluß war gefaßt. Mit aufleuchtenden Blicken wandte er sich dem Schlosse zu und eilte, immer mehrere Stufen auf einmal überspringend, die in die oberen Stockwerke führende breite Haupttreppe hinauf.

II.

Wir haben uns von klein auf ja gekannt
Und länger lieb' ich Dich, als Du es weißt.
Tennyson.

Während der eben geschilderten Szene lehnte, verdeckt von den schweren Falten der Gardine, ein kaum dem Kindesalter entwachsenes junges Mädchen an dem hohen Bogenfenster des nach Süden gelegenen kleinen Erkerstübchens. Das kleine einfenstrige Boudoir war entschieden der am schönsten gelegene Raum des Schlosses. Aus dem Epheu umrankten Fenster genoß man einen herrlichen Rundblick über den klaren See mit den kleinen bewaldeten Inseln und dem ernsten schwarzgrünen Hochwald, der seine Ufer säumte. Das kleine Gemach war erfüllt von Blumenduft, der den Rosen entströmte, die in verschwenderischer Menge in Vasen und Blumentischen blühten. Kunstfertige Hände hatten in graziöser Malerei wilde Rosenzweige auf den lichten Stoff gezaubert, der Wände und Möbel bekleidete.

Schade, daß die rosenfarbene Stimmung, der dieses Boudoir offenbar seine Entstehung verdankte, nicht auch durch eine gütige Fee für immer hierher gebannt war, um die böse Wolke hinwegzuscheuchen, welche das jugendliche Mädchenantlitz verfinsterte!

Es war wirklich ein reizendes Wesen, diese kleine Nadjeschda, die, auf dem niedrigen Sessel knieend, das Gesicht auf beide Hände gestützt, halb trotzig, halb neugierig dem Wortwechsel lauschte, der nur wenig Schritte von ihr entfernt geführt ward. Sie wäre offenbar gar zu gern dem an sie gerichteten Rufe gefolgt. Das zeigte der Ausdruck der klaren Nixenaugen, deren unbestimmte Farbe, wie das krystallene Wasser des Sees jeden Augenblick wechselnd, ihre Empfindungen und Gefühle wiederspiegelten. Bald tiefblau, fast schwarz vor innerer Erregung, bald hell aufstrahlend in jubelnder Freude, oder feucht schimmernd in leicht hervorquellenden Thränen kindischen Schmerzes, schauten sie jetzt unter den langen Wimpern hervor voll sehnsüchtigen Verlangens nach den Brüdern, aber der fest zusammengepreßte kleine Mund hielt die Antwort zurück, die sie so gern, ach so gern, hinuntergerufen! Bei Goris spöttischer Aufforderung zuckte es wie Wetterleuchten böse über das Kindergesicht. „Na warte!" schmollte sie, die kleine Faust ballend, „Du kecker unver-

schämter Bursche. Du sollst schon sehen, daß ich mir nichts gefallen lasse!"

„Eigentlich," fuhr sie in ihrem Selbstgespräch fort, indem sich das so tief verfinsterte Gesichtchen ebenso schnell wieder erhellte, „eigentlich habe ich ihn doch am liebsten von allen, den bösen wilden Gori. Er ist der einzige, mit dem sich's ordentlich spielen läßt, wenn er mich auch manchmal ein Bischen mit seinen Neckereien quält. Die großen Brüder bilden sich immer ein, ich sei zu schwach, um richtige Knabenspiele mitzumachen!" — Sie kräuselte verächtlich die Lippen und stieß heftig den ihr zunächst stehenden Stuhl von sich, als gälte es, sofort eine Probe ihrer unterschätzten Kräfte abzulegen. . . . „Da ist der Gori doch vernünftig! Der läuft, schießt, rudert und reitet mit mir um die Wette, je toller, desto besser, und wenn wir uns dabei auch manchmal in die Haare gerathen, so sehe ich doch, daß er mich als Seinesgleichen betrachtet. . . ." Sie strich die widerspenstigen braunen Löckchen zurück, die ihr über die Stirn herabgefallen waren, und ein lustiges Lächeln huschte über die noch eben so trotzig aufgeworfenen Lippen bei der Erinnerung an die zahlreichen wilden Streiche, die sie im Verein mit ihrem Lieblingsbruder ausgeführt hatte.

Da ließen sich flüchtige Schritte auf der Treppe hören. Schnell glitt das junge Mädchen von ihrem Platze herunter und warf sich in einen der im Hintergrunde des Zimmers stehenden Fauteuils; denn es durfte ja Niemand ahnen, daß sie noch so viel Interesse an dem Treiben der Brüder nehme. Sie griff nach einem kleinen Gedichtbuche und gab sich den Anschein, vollständig in die Lektüre desselben vertieft zu sein.

Der altkluge Gori schien doch eine ganz bedeutende prophetische Gabe zu besitzen; denn wenige Augenblicke waren erst seit seinen letzten Worten verstrichen, und da stand der geneckte Vetter bereits auf der Schwelle der hastig geöffneten Saalthüre.

„Nun, wie ist es, darf man eintreten?" fragte er scherzend.

Das junge Mädchen schien gerade an einer besonders interessanten Stelle angelangt zu sein, die ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm — sie hatte die Frage überhört.

Ein überlegenes Lächeln erhellte momentan die ernsten Züge des jungen Mannes; die aufsteigende heitere Regung unterdrückend, begann er mit gezwungenem Ernst: „Ich störe doch hoffentlich meine schöne Cousine nicht?"

Nadjeschda biß die Zähne zusammen, um bei der feierlichen Anrede ihres galanten Vetters nicht aus der Rolle zu fallen, und bemühte sich ein so gleichgiltiges Gesicht wie möglich zu zeigen.

„Aber Nadja," klang es jetzt vorwurfsvoll von den Lippen Erich's, „Du wirst doch wegen solcher Kindereien nicht schmollen! Du weißt doch selbst am besten, daß Gori Dich mit seinen Worten nicht beleidigen wollte! und dann, falls Du ihm wirklich bös bist, warum sollen wir es entgelten. Ich habe Dir doch nichts zu Leide gethan! oder zürnst Du auch mir?" schloß er, immer mehr in sie dringend. „Sprich doch nur ein Wort, liebe Nadja, bitte!" Allein die letzten Worte hatten so wenig Erfolg wie die vorhergehenden, und mit ernstem Blicke wandte sich der junge Mann zum Gehen. Langsam und zögernd, wie unschlüssig, was er zu thun habe, durchschritt er den anstoßenden Raum. An der Thür angelangt, auf deren Drücker bereits seine Hand ruhte, blieb er noch einmal stehen und wandte den Kopf mit einem bittenden „Nadja!" nach dem kleinen Boudoir. Da aber kein antwortender Laut von dorther sein Ohr traf, verließ er den Saal.

Das junge Mädchen ließ mit einem Seufzer — ob der Erleichterung oder Enttäuschung wäre schwer zu bestimmen — das Buch fallen. Sie hörte, wie die Tritte des Davongehenden nach und nach verhallten und plötzlich fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf: „Er geht jetzt fort und läßt Dich ganz allein. Niemand ist da, Dir Gesellschaft zu leisten, Dir die Langeweile zu vertreiben. Du hast ihn gekränkt durch Dein abstoßendes Wesen, gerade heute am letzten Tag vor seiner Abreise in's Ausland, von wo er Gott weiß wann! vielleicht nie, zurückkommt!"

Sie läßt sich nicht Zeit, den Gedanken auszudenken, schnell ihrer augenblicklichen Regung folgend, springt sie auf und eilt hinaus.

Ihr weißes Kleid und die braunen Zöpfe fliegen, so schnell durchmißt sie den langen Korridor bis zu dem andern Ende des Schlosses. Hochaufathmend bleibt sie vor der Thüre der Bibliothek stehen, ehe sie eintritt. Der da drinnen darf ja um Gotteswillen nicht merken, daß sie seinetwegen so geeilt ist. Glücklicher-

weise hat der Vetter in einer Art augenblicklicher Zerstreutheit die schwere Eichenholzthür nicht in's Schloß geworfen, sondern nur angelehnt, und Nadja's zarte Gestalt kann unbemerkt von dem, auf einem alterthümlich geschnitzten Tabouret am Fenster Sitzenden, durch die halbgeöffnete Thüre schlüpfen.

Der junge Mann scheint den Zweck seines Kommens vergessen zu haben, wenigstens hat er kein Buch vor sich; und die Gedanken, die über die hohe ernste Stirn dahinziehen, haben wohl nichts mit den altersgrauen Folianten zu thun, die seine Gesellschaft bilden. Es liegt ein Schatten stiller Wehmuth in den tiefblauen Augen, und um den herb geschlossenen Mund zuckt es wie schmerzliche Resignation. Seine Blicke tauchen wohl hinein in die goldbeglänzte Abendlandschaft, aber sie sehen nichts von der Schönheit der Natur. Es ist, als schauten sie in ein unabsehbares Dunkel, in eine liebe- und freudeleere Zukunft. Trüber und trüber werden die Bilder, die durch seine Seele ziehen, und je länger er sitzt und sinnt, desto düsterer und schwärzer werden auch seine Gedanken. . . . Da, plötzlich umfängt ihn wirkliche tiefe Finsterniß. Ein Paar weiche warme Kinderhände haben sich blitzschnell über die traurigen Augen gelegt, und ein silberhelles Lachen schlägt an sein Ohr, daß er wie elektrisirt in freudigem Schrecken zusammenzuckt. Es dauert lange Zeit, ehe der junge Mann seine Augen von der aufgelegten lebenden Binde befreit, und als er es endlich thut, läßt er die kleinen Hände nicht los, sondern zieht sie mit einer fast leidenschaftlichen Bewegung an die Lippen.

„War das nur Galanterie?" würde wahrscheinlich Gori gefragt haben, wenn er Zeuge dieser stummen Huldigung gewesen wäre. Auch in dem Kopfe des jungen Mädchens mußte ein ähnlicher Gedanke aufgestiegen sein, daß sie so plötzlich unter tiefem Erröthen ihre Hände aus denen des Vetters zu befreien suchte. Erich hatte ihr ja schon oft die Hand geküßt, aber so noch nie! Freilich, morgen wollte er schon fortreisen, es mochte das Abschiedsweh sein, das in seinen Lippen zuckte und bei seinem Kuß auch in ihrem Herzen einen leisen Nachhall erweckte. Sie wäre am liebsten in Thränen ausgebrochen, hätte sie sich nicht geschämt. Sie grollte mit sich selbst, daß etwas so unbedeutendes, wie ein Handkuß im Stande war, sie in eine derartige Verwirrung zu bringen. Der Aufenthalt in der Bibliothek schien ihr plötzlich unerträglich, die Luft so beengend, fast erstickend schwül.

„Komm Erich," begann sie, seine Hand erfassend, „es ist so schön draußen, wir könnten noch einmal den Wald durchstreifen, wie wir es sonst alle Tage gethan. Morgen früh werden Dich wohl die Brüder so in Anspruch nehmen, daß Du schwerlich Zeit zu einem Spaziergang findest. Und Du mußt doch dem Walde, in dem Du von Kind auf gespielt, Lebewohl sagen! Bis zu meinem Lieblingsplätzchen unter der alten Eiche ist es ja nicht weit und die Theezeit ist noch fern!"

Es hätte der letzten Versicherung nicht bedurft, den jungen Mann zum Gehen zu veranlassen. Auch ihn litt es nicht länger in dem begrenzten Raum. Das Gefühl der bittersten Enttäuschung, dem er sich noch eben rückhaltslos hingegeben, war einem überströmenden Glücksrausche gewichen, der seine Sinne schwindeln machte und ihn hinaustrieb in die freie unendliche Gottesnatur.

Hand in Hand durchschritten sie schweigend das Schloß und den schöngepflegten Park. Erich betrachtete fast mit Rührung die kleine Hand, die so vertrauensvoll in der seinen lag, zu sprechen gestattete ihm sein überquellendes Gefühl nicht. Nadjeschda schaute entzückt hinaus in die von der Abendsonne mit Gold und Purpur überfluthete Landschaft, und ihr sonst so redseliger Mund verstummte. So schritten sie, jedes seinen eigenen Gedanken nachhängend, dem Walde zu. Der Kies knirschte unter ihren Füßen, und über ihren Häuptern, in den Wipfeln der alten sibirischen Silberpappeln, zwitscherten kleine Vögel leise ihr Abendlied.

Ihre Umgebung nahm allmählich einen wilderen Charakter an. Der breite Kiesweg verengte sich zu einem moosüberwachsenen engen Waldsteig, über den zuweilen, schnell wie ein Gedanke eine grünschillernde Eidechse huschte und mit ihren verzauberten Augen neugierig zu den einsamen Wanderern hinaufsah; vereinzelte Sonnenstrahlen glitten hie und da irrlichtartig durch das dichte Geäst der Bäume.

Weich und kühl wie Freundeshand legte sich die duftige frische Waldluft um die erhitzten Stirnen, und allmählich beruhigte sich das heiße, aufgeregte Blut in den Adern des Jünglings, sein Herz pochte wieder gleichmäßiger und seine

Gedanken wurden klar. Die Worte, nach denen er so lange vergeblich gesucht, wurden mit einem Male in ihm lebendig und flogen herauf aus dem Grunde seiner Seele, wo sie seit Langem geschlummert, geweckt von der zaubermächtigen Stimme des Waldgeistes. — —

„Nadja," sagte er plötzlich stehen bleibend, indem er ihr beide Hände ergriff, und ihr tief in die erwartungsvoll zu ihm aufschauenden Kinderaugen blickte, „wir müssen uns morgen Lebewohl sagen auf lange Zeit! Einem Freunde, der von uns fortgeht, die Heimath und alle seine Lieben verlassen muß und hinausziehen in die weite Welt, dem wird der letzte Wunsch gewiß gern erfüllt, nicht wahr?" Da die Kleine seine Frage nur mit einem stummen eifrigen Kopfnicken beantwortete, fuhr er halblaut, als fürchte er dem Walde sein Geheimniß zu verrathen, fort: „Ich habe Dir's schon lange sagen wollen, doch fand ich Deinem Uebermuthe und Spotte gegenüber nicht das Herz dazu; jetzt sind wir vielleicht das letzte Mal vor meiner Abreise zusammen, jetzt oder nie muß ich das Wort aussprechen, das mir in der Seele brennt. Ich scheide morgen von hier, darf ich die Hoffnung mit mir nehmen, daß ich, wenn ich nach Jahren wieder heimkehre, meine süße kleine Cousine unverändert wiederfinde? Kannst Du den großen, ungeschickten Vetter Erich ein wenig lieb haben, daß Du den Gedanken ertragen könntest, mit ihm vereint, an seiner Hand, an seinem Herzen durch's Leben zu gehen als meine liebe, herzige, kleine Frau. O sprich, Nadja, Du weißt ja nicht, wie selig mich ein freundliches Wörtchen aus Deinem Munde machen kann, weil Du nicht weißt, wie sehr, wie unendlich ich Dich liebe!"

Nadjeschda hatte halb verwundert, halb erschrocken das aufgeregte Geständniß ihres Vetters mit angehört. Jetzt zog sie scheu ihre Hände aus den seinen, und sagte schmollend: „Wie kannst Du nur so reden, ich bin ja doch noch viel zu jung, um zu heirathen, noch nicht einmal 16 Jahre alt. Und Du," fuhr sie lustig fort, „siehst mir auch noch nicht aus wie ein gesetzter Herr Ehemann! Denke nur einmal an, was würden unsere Eltern dazu sagen! Papa und Mama lachten uns in's Gesicht, wenn sie etwas Derartiges hörten, und Onkel würde sagen" . . . hier zog sie plötzlich das Gesicht in martialische Falten und fuhr mit tiefer Baßstimme fort: „Erich mein Sohn, treibe keine Possen, wer wird denn an solche Kinderhochzeit denken!"

Unwillkürlich stimmte ihr Begleiter mit in ihr Gelächter ein, dann beugte er sich schnell zu ihr nieder, um den lachenden kleinen Mund zu küssen.

„Erich," fuhr das junge Mädchen auf und beugte sich tief erglühend zurück, „was fällt Dir ein, wie darfst Du das thun! . . . Das leide ich nicht, von Dir nicht und von Niemandem!"

„Aber," erwiderte der Zurechtgewiesene etwas aus der Fassung gebracht durch ihre Heftigkeit, „seit wann ist es denn dem Bräutigam nicht erlaubt, seine Braut zu küssen."

„Seine Braut!?" wiederholte Nadjeschda auflodernd, „wer giebt Dir das Recht, mich Deine Braut zu nennen, wer sagt Dir überhaupt, daß ich Dich liebe."

„Aber Nadja," bat Erich in beschwörendem Tone, besinne Dich doch — — — ich — — —

„Ich will mich aber nicht besinnen," grollte sie, von ausbrechendem Schluchzen übermannt, „ich will gar nicht mehr daran denken, und wenn Du noch ein Wort davon sprichst, so laufe ich davon, und werde Dich auch nicht ein bischen mehr lieb haben, hörst Du, Du böser Erich, gar nicht ein bischen mehr lieb!"

Der Letztere war wie niedergeschmettert von dem jäh ausbrechenden Zorne seiner kleinen Cousine; er wagte kein Wort weiter zu sprechen, um ihren Unwillen nicht noch mehr zu erregen, und folgte nur tief aufseufzend der trotzig mit verschränkten Armen Voraneilenden. Sie hatten unterdessen das Ziel ihrer Wanderung, die kleine Waldlichtung erreicht, und bei der alten, breitästigen Eiche angelangt, ließ sich Nadjeschda ermüdet auf dem weichen Moosteppich am Fuße derselben nieder. Spielend riß sie die duftigen frischen Waldblumen ab, die um sie herum blühten, wand zierliche Kränzchen und Sträußchen daraus, um sie dann wieder achtlos von sich zu werfen . . . Erich stand neben ihr an den Stamm des Baumes gelehnt, und starrte gedankenlos nieder auf das Spiel der weißen Hände. — Hätte er in das Gesichtchen blicken können, das, von ihm abgewendet, sich tief über die Blumen beugte, als erfordere die Arbeit ihre vollste Aufmerksamkeit, er würde wohl verwundert gewesen sein über den Ausdruck der reizenden Züge. — Der Zorn, der sie noch so eben höher gefärbt, war einem sinnigen Nach-

denken gewichen und zu ernste Dinge mochten es wohl nicht sein, die ihr durch's Köpfchen gingen, denn um den schwellenden Mund zuckte es schelmisch, und von Zeit zu Zeit, nachdem sie mit einem fast mitleidigen Blick ihren Genossen gestreift, flog ein lustiger Gedanke wie ein Sonnenstrahl über die helle Stirne.

„Erich," unterbrach sie endlich das lange Stillschweigen, „warum setzt Du Dich eigentlich nicht neben mich, Du wirst doch gewiß auch von dem langen Wege ermüdet sein."

„Ich wollte Dich nicht belästigen," war die einsilbige Antwort.

„Geh', Erich, sei kein solcher Brummbär! setze Dich zu mir und schau mich freundlich an, sonst fürchte ich mich vor Dir." Damit hatte sie ihn zu sich niedergezogen und versuchte ihm in die ausweichenden Augen zu blicken.

„Du, Vetter Erich," begann sie nach einer Weile nachdenklich von Neuem, da er mit keinem Worte die Stille unterbrochen, „ich habe eben einen sehr sonderbaren Gedanken gehabt, rathe einmal, ob Du's herausbekommst, worüber ich ich nachgesonnen . . .?"

Der Angeredete zuckte mit den Achseln.

„Ich sehe schon," fuhr sie fort, „ich muß Dir's sagen, denn Du erräthst es doch nicht! — — — Aber zuvor mußt Du das Gesicht wegkehren, so nach der Eiche zu. Denn wenn Du mich immer so starr ansiehst, bringe ich kein Sterbenswörtchen über die Lippen!"

„Schau, Erich," meinte sie stockend — der Ton, indem sie sprach, schwankte zwischen Schelmerei und Befangenheit, „ich habe mir so recht lebhaft die Zeit ausgemalt, wo Du nicht mehr bei uns bist, es wird recht traurig für mich . . . für uns sein! Wir sind doch immer so gute Kameraden gewesen, denn Du bist der Einzige, der jederzeit zu mir gestanden ist, und mich gegen Mama's Strafreden, wie gegen die Neckereien der Brüder in Schutz genommen hat. Ich kann mir das Leben ohne Dich gar nicht denken . . . und da ist mir so zufällig der Gedanke gekommen, daß es eigentlich ganz hübsch sein muß, wenn . . . wenn . . ."

„Nun, wenn?" . . . . fuhr Erich athemlos herum.

„Wenn man verlobt ist!" platzte sie heraus . . . „Aber Erich, Du sollst Dich ja nicht umsehen," wollte sie rufen, doch die Ermahnung kam zu spät. Ohne weiter eine spezielle Erlaubniß abzuwarten, hatte er sie umschlungen und drückte den ersten Kuß auf ihre halbgeöffneten Lippen. So vergingen einige Sekunden. Erich sah strahlenden Blickes auf das reizende Wesen in seinen Armen, auf dessen lächelndem Gesichtchen es deutlich geschrieben stand, daß es wirklich ganz hübsch sei, Braut zu sein.

Mit einem tiefen Seufzer richtete sie sich endlich auf.

Der junge Mann lachte: „Nun, Schätzchen, was ist Dir wieder für ein böser Gedanke durch's Köpfchen gefahren?"

„Ja, Erich," meinte Nadjeschda in patetischem Tone, „Du hast gut lachen, — ehe ich mir's versehe, hast Du mich umarmt und mir nichts, dir nichts geküßt, und nun kann ich nicht mehr zurück und bin Deine Braut, ich mag wollen oder nicht!"

Erich lachte noch immer.

„Und wie ungestüm Du gewesen bist," fuhr die Kleine schmollend fort, „die Haare hast Du mir ganz zerrauft und mein Kleid sieht aus, als wäre ich darin mitten durch's Gestrüpp gelaufen!"

Der junge Mann strich ihr lächelnd die krausen Löckchen zurecht und drückte einen Kuß darauf. „Komm jetzt," sagte Nadja und erhob sich, „die Sonne wird schon bald untergehen, und wenn wir nicht zum Thee kommen, so ängstigt sich die Mama und schilt mich aus, und jetzt darf ich nicht mehr gescholten werden, als Deine Braut dulde ich das nicht! Ich bin kein Kind mehr, nicht wahr Erich?"

Auf dem Heimwege sprach der junge Mann ausführlich von seinen Zukunftsplänen. Das für seine Jahre fast zu ernste Wesen, das ihn sonst charakterisirte, war wie ausgelöscht. Die Liebe hatte seine schweigsame Zunge gelöst; er erschien förmlich beredt, da er ihr in großen Zügen seine Reise, oder vielmehr die Tage seiner Heimkehr schilderte, und das alles in einem so fröhlichen, glückathmenden Tone, als läge nicht die Unendlichkeit eines Jahres dazwischen, von dem sie nicht wußten, was es in seinem dunklen, geheimnißvollen Schooße berge, und ob der Abschied, der ihnen bevorstand, nicht eine Lebewohl sei auf Nimmerwiedersehen! Doch in den Augen der Jugend glänzt die Zukunft immer im rosigen Lichte, sie fürchtet nichts von ihr, sie hofft nur!

Nadjeschda hatte aufmerksam zugehört und

hie und da eine altkluge Bemerkung eingeflochten. Als sie nur noch wenige Schritte vom Hause entfernt waren, blieb sie stehen.

„Es ist doch gut, daß wir uns erst heute verlobt haben," meinte sie nachdenklich, „denn sagen können wir es nicht zu Hause, sonst werden wir ausgelacht — und wenn ich mir auch nichts merken lasse, Du kannst Dich auch nicht ein bischen verstellen Erich, und bist doch so viel älter und vernünftiger als ich, man sieht Dir's gleich an, daß Dir 'was Besonderes passirt ist! — Heute wird wohl so viel von Deiner Reise die Rede sein, daß es Niemanden auffällt, höchstens Gori, von dessen Redereien glücklicherweise kein Mensch Notiz nimmt."

Lautes Rufen vom See her zeigte die baldige Zurückkunft der Brüder an und das junge Paar beeilte sich, das Schloß wieder zu gewinnen, um nicht die Neckereien der Ankommenden durch die gemeinschaftliche abendliche Waldpromenade hervorzurufen.

Im Vestibül angelangt, trennte sich Erich mit einem flüchtigen Kusse von seiner jungen Braut, „um," wie er mit heiterem Lächeln sagte, „in seiner Lektüre fortzufahren." – Nadjeschda trat mit hochgehobenem Kopfe in das Zimmer ihrer Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Bei edlen Frauen frage an.

Von Adolf Hinrichsen.

Bei edlen Frauen mußt Du fragen,
Wenn es Dir selbst an Rath gebricht,
Da Dir getrübt das Angesicht
Und Deine Seele möcht' verzagen.

Zu edlen Frauen darfst Du tragen
Dein Leid, der Sorgen schwer Gewicht
Leg' furchtlos ab, sie zürnen nicht,
Zu viel wird ihnen nie Dein Klagen;

Denn als der Himmel alles Lieben
Vertheilte an der Menschheit Schaar,
Da gab ein Drittheil er dem Manne;

Zwei Drittheil, die noch übrig blieben,
Schenkt' er dem Weibe, treu und wahr,
Damit sie alles Weh ihm banne.

Aus dem Tagebuche einer Frau.

Von Alexandrine von Mendt.

(Fortsetzung.)

5. Unser Wirkungskreis erweitert sich stets mit unserer Thatkraft — wenn es am ersten fehlt — gebricht es bestimmt noch mehr am letzteren.

6. Wenn die Männer schon die Träume der Nacht verwerfen, so sind ihnen die im wachen Zustande ganz unerträglich.

7. Von allen Arten Mitleiden ist das mit unserer eigenen Person das gefährlichste; es verzärtelt und entnervt unser ganzes Sein und bildet jene sich verkannt dünkende Wesen aus, die sich und anderen zur Last werden. Das höchste Stadium dieses Selbstbedauerns ist die Hypochondrie — der Spleen.

8. Wenn doch die Leute, die so viel Sorgfalt auf ihre Kleidung verwenden, ehe sie in Gesellschaft gehen, auch geistig Toilette machen wollten!

9. Oft lacht der Gedankenlose, wo der Tiefdenkende nur wehmüthig lächeln kann. Es sieht der erste nur die augenblickliche Begebenheit, wo der andere — Ursachen, Wirkungen und Folgen erkennt.

(Fortsetzung folgt.)

Zu unserem gerechten Stolz und unserer außerordentlichen Genugthuung haben unsere verehrten Leserinnen die Worte unseres Vorwortes beherzigt, welche wir hier wiederholen:

„In einer Sache aber, welche „diejenige der Frauen sein soll, muß es unserer Mei„nung nach einer jeden solchen gestattet sein, Waffen „zu tragen, um den Kampf der Klärung mitzukämpfen.

„Drum greift mit fester Hand darnach! deutsche „Frauen, deutsche Mädchen (ja auch Ihr, Ihr dürft „es getrost, denn diese Waffen werden reine, fleckenlose, „der keuschesten und heiligsten Unschuld gerechte sein!) „Alle, Alle begrüßen wir Euch: „Glück auf!!!" —

Die klarsten Beweise für diese „Beherzigung" sind in der unvergleichlichen Theilnahme enthalten, welche uns von allen Seiten und in der verschiedensten Art entgegengebracht wurden, und so sei uns dies denn eine Gelegenheit, Allen wiederholt und auf das Herzlichste zu danken!

Besonders erfreut haben uns auch die durch unsere Vermittelung angeknüpften Briefwechsel, vielfach idealster Natur, angeregt durch die Art, in welcher wir unseren ernsten und wahrhaft edlen Zielen zustreben. Wir glauben im allgemeinen Interesse zu handeln, wenn wir unseren verehrten Leserinnen einen dieser durch unsere Hände gegangenen Briefe (mit Erlaubniß des Verfassers) hier wiedergeben, um so mehr, als es sich um eine unseren „edlen Frauen" bekannte Sache handelt:

Professor Dr. Ferdinand Maria Wendt an Frau Generalmajor von Schlegell in Breslau.

Hochgeehrte gnädige Frau!

Für die freundliche Antheilnahme an meiner Arbeit*) danke ich Ihnen verbindlichst. Ich pflichte Ihnen bei, insofern Sie die Frau für befähigt erklären, sittliche Rührung zu empfinden und interesseloses Wohlwollen zu hegen. Da aber die Grenzen des Gedankenkreises auch Grenzen des Charakters sind, so wird erst die gesteigerte Geistesbildung auch hier eine Veredelung der Gefühle und eine mehr sittliche Richtung des Willens bei den Frauen herbeiführen. Jede wahrhaft gebildete Frau der Gegenwart natürlich, welche nicht in dem Egoismus ihres Geschlechtes erzogen ist, der leider noch immer die Masse der weiblichen Mindergebildeten beherrscht, wird alles das zu empfinden und zu wollen im Stande sein, was Sie für Ihr Geschlecht reklamiren. Die Frau, welche Sie meinen, das ist die Frau, wie sie sein soll. Daß gar viele jedoch nicht so sind, ist eben so sehr eine Thatsache, wie die, daß auch gar viele Männer nicht so sind, wie sie sein sollen und schon jetzt vermöge ihrer höheren Bildung sein können. Alle die von Ihnen, gnädige Frau, angeführten Fälle der Selbstaufopferung sind richtig. Ich kenne sie sehr wohl, denn die erste Bedingung für den, welcher über die Frauen schreibt, ist es ja, ihre Geschichte zu studiren: aber ich empfehle Ihnen, hochgeehrte gnädige Frau, zu berücksichtigen, wie tief verkommen von den 700 Millionen Frauen der Erde die meisten (anders können wir leider nicht sagen) bis heute sind. Gott Lob, daß die deutschen Frauen an der Spitze der Frauenbildung stehen, insofern es sich um Gemüthsbildung handelt. Fast könnte man hoffen, daß bei den deutschen Frauen, wenigstens bei den gebildeten, selbst der Familien-Egoismus nicht mehr als ein edles Gefühl gelte, sondern daß der Blick, ohne die häuslichen Pflichten zu vernachlässigen, sich aufs Edle im Ganzen richte. Allein selbst bei den nächsten Gehilfinnen der Frau, den weiblichen Dienstboten, welch eine Fülle von Egoismus findet sich bereits da! Das Gemüthsleben bei den nicht deutschen und besonders bei den außereuropäischen Frauen bietet geradezu Niederschlagendes, und ich habe nicht blos die deutschen, und nicht blos die europäischen, sondern ich habe alle Frauen der Erde im Auge gehabt. Wie viele Frauen haben mir mit Schmerz bekannt: der Egoismus der Frauen sei das Haupthinderniß ihrer wahren geistigen und besonders sittlichen Veredelung. Die zahlreichen Ausnahmen sind freilich ein Trost, ein Trost nämlich, daß es mit Gottes Hilfe besser werden wird.

Als eine besondere Perle des weiblichen Geschlechtes bekennen Sie sich durch Ihren schönen Brief, für welchen ich Euer Hochwohlgeboren nochmals danke.

Mit dem Ausdrucke ganz besonderer Hochachtung ꝛc.

Troppau, am 23. Februar 1886.

*) Die Frauenseele. Eine psyche-gynäkologische Studie (s. Heft 4 u. f. w. „Für edle Frauen"). Anm. d. Red.

Erna B. In Heft 14 entsprechen wir bereits Ihren und vielen anderen Wünschen; auch bringt Ihnen dasselbe Heft den hochinteressanten Aufsatz „Ueber die Berechtigung der Frauen zum Studium und zur Ausübung der Heilkunde" von Medizinalrath Dr. Albert Weiß.

Maria v. G. Aus verschiedenen Gründen haben wir den ursprünglich für dieses Heft bestimmten Artikel unserer verehrten Mitarbeiterin Irma von Troll-Borostyani für das nächste Heft zurückstellen müssen.

Em. Schl. Freundlichste Grüße! Ihre „Schwester Elisabeth" wird in kurzer Zeit unsere Leserinnen erfreuen.

Clara v. K. Gewiß bedurfte es nicht Ihrer Bitte, Ihre edle Königin bringen wir Ihnen im 14. Heft im Bilde.

Lizzy v. K. Wenn es ein wirklich schöner Kopf ist

und die junge Dame es erlaubt, bitten wir um das Bild (stets Kabinetformat), da wir späterhin auch schöne Frauenköpfe, dieser Eigenschaft wegen, ebenso auch Studienköpfe nachzubilden wünschen. Uebrigens sind wir sehr dankbar für jeden Wink und jede Wunschäußerung in dieser Hinsicht seitens unserer verehrten Leserinnen.

(Fortsetzung.) „Wer nicht Widerspruch erfährt, deß Sache ist nichts werth."

So sagt ein altes gutes Volkswort — und wie viel Widerspruch haben diejenigen unserer Dichter erfahren, deren Muse vom Gipfel des 19. Jahrhunderts herabblickt auf längst vergangene graue Zeiten! Die Einen nennen es „modernen Unsinn", die Anderen belieben noch stärkere Ausdrücke zu gebrauchen. Pah! Unser Meister auf diesem Gebiete, Georg Ebers, lacht darüber und läßt sich durch die superklugen Herren, hinter denen oft genug nur der Neid seinen Huf zeigt, keineswegs davon abschrecken, uns seine herrlichen aegyptischen Gestalten aus tausendjährigem Schlaf heraufzubeschwören; denn — auch sie liebten, auch sie litten, auch sie sind also des Romankleides nicht weniger werth als unsere heutigen oder gestrigen Menschen.

Aber nicht allein die alten Aegypter genießen diese Berechtigung, sondern auch andere Völker besaßen der Helden und Heldinnen genug — so die Hellenen. Von denen, welche ihre Dichtungen nach jenem alten Lande der Ideale verlegten, dürfte wohl Oskar Linke einer der talentvollsten sein. Seine Charaktere sind abgesehen von einigen verzeihlichen Schwächen, welche, mit der Zeit zu überwinden sind, trefflich gezeichnet, und vor allen Dingen kennt Linke das Land, auf welchem seine Figuren wandeln, wenn auch natürlich ein Vergleich mit Forschern, wie Ebers in dem ihm fast zum zweiten Vaterlande gewordenen Aegypten, nicht gezogen werden darf. Linke erfreut sich der schätzenswerthen Tugend eines Verständnisses für gerechte Vorwürfe, und so hat er denn viele Fehler von seinen früheren Werken her, in dem neuesten besiegt und abgelegt. Wir wollen deshalb dies letztere „Liebeszauber" (Minden. Bruns' Verlag) gerne empfehlen. — — — — — — — — — — — — — —

(Ein Humanitätswerk.) Soeben ist die Subskription auf die zweite Auflage eines Werkes eröffnet worden, dessen Ertrag der deutschen und österreichischen Schriftstellerwelt zu Gute kommt. Es ist Adolf Hinrichsen's „Deutsches Schriftsteller-Album". (Berlin. Wilhelm Friedrich Nachf.) Dasselbe enthält die Beiträge aller hervorragenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschlands und Oesterreichs und bietet außerdem 180 photographische Porträts. Auch die typographische Ausstattung ist prachtvoll. Das Erfreulichste aber ist, daß der ganze Reinertrag armen Schriftstellern zu Gute kommt. Die Lage der deutschen Schriftsteller, namentlich der nicht der Modeströmung und Frivolität huldigenden, ist noch immer eine bedenkliche, wie das traurige Geschick des bedeutenden dramatischen Schriftstellers Albert Lindner leider nur zu deutlich beweist. Die erste Auflage des Schriftsteller-Albums brachte einen Reinertrag von 5 000 ℳ; freilich wenig gegenüber der umfänglichen Nothlage so vieler Schriftsteller. Doch dürfte die zweite Subskription, an deren Spitze die deutsche Kaiserfamilie und die meisten deutschen Fürsten getreten sind, den obigen Betrag ansehnlich erhöhen. Es bleibt zu wünschen, daß jeder Freund der deutschen Literatur, der sich ein Prachtwerk anzuschaffen gedenkt, zunächst nicht versäumt, auf das deutsche Schriftsteller-Album zu subskribiren. Er bereichert dadurch nicht nur seine Bibliothek aufs Glänzendste, sondern er unterstützt dabei die Literatur und ihre Vertreter im vollsten Sinne des Wortes. — — — — — —

Professor Dr. Ferdinand Maria Wendt.

Nichts über Kinder, in der ganzen Welt

Ist ihnen nichts, auch nur von fern vergleichbar leitet die, unseren edlen Frauen aus diesen Blättern bekannte talentvolle Wiener Schriftstellerin Helene Stökl ihr neues Musenkind ein: „Unsere Kleinen" (Leipzig. E. A. Koch.). Diese „Plaudereien für die Großen" scheinen harmlos hingeworfene Kleinigkeiten, aber dem schärfer Blickenden bieten sie weit mehr: herrliche Perlen, in unscheinbarer Muschel versteckt, Lehren, voll hohem sittlichen Gehalt, getragen und umhaucht von echter tiefer Religiosität. Bei der hübschen Ausstattung eignet sich das Büchlein besonders zu Geschenken an junge Mütter. — — — — — —

„Der Battano." Roman von A. von Suttner (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) zeichnet sich durch vorzügliche Schilderung von Land und Leben im Kaukasus aus. Die Charaktere sind, so wenig sie uns meistens ansprechen, mit scharfem Pinselstrich gezeichnet, oft mit zu scharfem, wenn der Verfasser in diesem Werk auch etwas weniger kraß und realistisch malt als in seinem früheren; immerhin aber ist ein wirkliches Talent in der Erfindung der Situationen in der Durchführung der Charaktere nicht zu verkennen: wir möchten dieses Talent wohl in andere Bahnen geleitet sehen. — — — — — — — — — — —

Die Originale unserer Illustrationen in diesem Heft sind aus dem Atelier von Reichard & Lindner, Berlin hervorgegangen. Lichtdruck von Albert Frisch, Berlin.

Alle für die Redaktion bestimmte Sendungen sind zu richten Berlin, SW., 76 Markgrafenstraße 76.

Alle Rechte — insbesondere das der Uebersetzung — vorbehalten. Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Adolf Hinrichsen. — Verlag von Wilhelm Friedrich Nachf. in Berlin. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin

Ueber die Berechtigung der Frauen zum Studium und zur Ausübung der Heilkunde.

Von Medizinalrath Dr. Albert Weiß.

In einer Zeit, da das Bestreben, den Frauen und Töchtern unserer gebildeten Stände zur Abhülfe ihrer oft recht beklagenswerthen Lage immer weitere Berufswege, unter anderem auch die Ausübung der Heilkunde zu eröffnen, stets lebhafter zu Tage tritt, dürfte es vielleicht von Interesse sein, an der Hand der hierüber vorhandenen Literatur, sowie möglichst unbefangen zusammengestellter Thatsachen und Erfahrungen, zunächst zwei Fragen einer rein sachlichen Prüfung zu unterziehen:

I. Sind die Frauen zum Studium und zur Ausübung der Heilkunde überhaupt befähigt, mithin auch berechtigt?, und, bejahendenfalls:

II. Liegen hiegegen schwerwiegende ethische und ästhetische Bedenken vor?

Die erste Frage wurde von Dr. Th. L. W. von Bischoff, o. ö. Professor der Anatomie und Physiologie zu München in einer daselbst im Jahre 1872 (München, Literarisch-artistische Anstalt von Th. Riedel, vormals Cotta'sche Buchhandlung) entschieden verneint und dieser Richtung weiblicher Bestrebungen von vornherein, wie folgt, jede Berechtigung abgesprochen:

„Es fehlt dem weiblichen Geschlechte nach göttlicher und natürlicher Anordnung die Befähigung zur Pflege und Ausübung der Wissenschaften und vor Allem der Naturwissenschaften und der Medizin".

Nach einer näheren von uns hier später zu erörternden Ausführung über die ganze Schwierigkeit und Eigenthümlichkeit des ärztlichen Handelns, welches stets eine umfassende geistige Operation auf Grund allgemeiner und spezieller Studien und gründlicher Natur- und Menschenkenntniß, die Gabe der Beobachtung, die Unbefangenheit und Schärfe des Urtheils und der Abstraktion von der Einzelheit der Erscheinung zur allgemeinen Erkenntniß unbedingt erfordere, stellt Verfasser zunächst als die nothwendigste Vorbedingung für das ärztliche Studium eine gründliche Schulbildung hin, welche auf die Entwickelung aller intelligenten Kräfte gerichtet sein müsse.

Dies sei erfahrungsgemäß nur an der Hand der alten Sprachen und der Mathematik selbst für das männliche Geschlecht kaum bis zum 18. bis 19. Lebensjahre zu ermöglichen und auch dann noch mit vielfachen Gefahren für körperliche und geistige Gesundheit verbunden.

Lerne hier und da auch vielleicht manches Mädchen Lateinisch und Griechisch und zeige es sich sogar befähigt für mathematische Entwickelungen, so könnten dennoch, selbst wenn der Staat weibliche Gymnasien organisire, diese kaum gedeihen.

Werde auch in unseren weiblichen Pensionaten durch Erlernung der Muttersprache und der übrigen neueren Kultursprachen, der Geographie und Geschichte, sowie der Literatur und Musik so manches Treibhauspflänzchen erzielt, so ließen

sich diese im Ganzen doch immer nur bei Einzelnen und mit Aufbietung großer Hülfsmittel erlangten Erfolge schwerlich jemals zu einer allgemeinen Volksbildung ausdehnen, wie sie auf unseren Gymnasien für die männliche Jugend erreicht wird.

Jeder wahrhaft Gebildete müsse bedenklich den Kopf schütteln zu dem Gebahren und den Lebensanschauungen der Mehrzahl dieser Pensionats-Pflänzchen, welche, fast immer kränklich und voller fremdartiger Ansprüche und Ideen, nicht nur die Gesundheit und den Frohsinn, die Unbefangenheit und Anstelligkeit der weiblichen Jugend verloren habe, sondern auch bei verhältnißmäßig doch immer nur geringen Leistungen das mit größter Anstrengung Erlernte nur zu oft bedeutend überschätze.

Dazu komme noch, daß der weibliche Organismus bei seiner lebhafteren Entwickelung in der Zeit vom zwölften bis zum sechs- und achtzehnten Lebensjahre noch weit weniger als der männrliche, ohne tiefe und lebenslänglich nachwirkende Beeinträchtigung die Anstrengungen einer ausdauernden Schulbildung ertrage.

Welche Schwierigkeiten grade in dieser Lebensperiode für die Mehrzahl der weiblichen Jugend zu überwinden seien, dies lehre die alltägliche Erfahrung.

Schon jetzt, wo wir unsere Töchter in dieser Zeit auf das sorgsamste zu schützen, zu schonen und zu pflegen bemüht seien, habe es die übertriebene Civilisation dahin gebracht, daß es selten eine Familie gebe, welche nicht dieserhalb mit Krankheiten und Störungen mannichfachster Art zu kämpfen habe.

Eine Gymnasialbildung für Mädchen müsse ferner unbedingt auch eine allgemeine, für Alle zugängliche sein.

Man könne doch kaum jemals schon im zehnten oder zwölften Lebensjahre bestimmen oder erwarten, daß sich bei einem Mädchen die Neigung und die Befähigung zum dereinstigen — medizinischen Studium vorfinde.

Jedenfalls trete dieselbe erst in späteren Jahren zu Tage und höchst wahrscheinlich werde sie sich nur bei dem kleinsten Bruchtheile dieser — Gymnasiastinnen ausbilden.

Was wolle man mit den Uebrigen anfangen?—

Diesen an sich vielleicht nicht ganz unbegründeten Behauptungen gegenüber führte zunächst Herr Professor Dr. Victor Boehmert in einigen Juli-Nummern der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ anfänglich anonym, sodann in der Schrift „das Studium der Frauen mit besonderer Rücksicht auf das Studium der Medizin“ (Leipzig 1872, Otto Wigand) unter seinem Namen, den Erfahrungsbeweis für die Befähigung der Frauen zur Gymnasialbildung, indem er, gestützt auf die Zeugnisse der betreffenden Fachmänner und gewissenhafte Erkundigungen bei Kollegen, welche alte und neue Sprachen, Mathematik und exakte Wissenschaften vertreten, die Thatsache feststellte, daß an trefflichen Leistungen und Fortschritten vieler studierender Damen gar nicht mehr gezweifelt werden könne.

So habe erst kürzlich vor einer Maturitäts-Prüfungs-Kommission eine Dame unter zwölf Männern sogar am besten bestanden.

Uebrigens habe es schon längst vor Aufkommen des wirklichen Frauenstudiums, wie allen Gelehrten zur Genüge bekannt sei, gelehrte Frauen gegeben, welche in den alten Sprachen und in Mathematik ausgezeichnete Kenntnisse besaßen und mit Erfolg lateinischen und griechischen Unterricht ertheilten, um besonders Damen zur Universität vorzubereiten.

Selbstverständlich gebe es unter den weiblichen ebenso wie unter den männlichen Studierenden hohe, mittlere und geringe Fähigkeiten und Leistungen. Und ebenso selbstverständlich müßten mit der wachsenden Zahl der zu vergleichenden Fälle auch die Unterschiede größer werden.

Wenn jedoch auch nur fünf oder zehn Frauen auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft Tüchtiges leisteten und mit Männern von gleichem Alter und gleicher Vorbildung ebenbürtig fortschreitend, hier und da sich sogar vor ihnen auszeichneten, so sei dadurch die Annahme einer geistigen Inferiorität des Weibes, als ein allgemeines Axiom hingestellt, ein- für allemal widerlegt und werde hoffentlich endlich aufhören, als wissenschaftlich zu gelten.

Als weitere Vorbedingung für das ärztliche Studium verlangt Herr von Bischoff: ein umfassendes Studium der gesammten anorganischen und organischen Natur, welches den Geist reift zur Auffassung und Ahnung der zwar noch verhüllten, aber dennoch mit unverbrüchlicher Nothwendigkeit wirkenden Gesetze des organischen Lebens, mithin ein ernstes und wirkliches Naturstudium.

Heutzutage hätten schon die einfachsten Kreise

des gebildeten bürgerlichen Lebens einzusehen gelernt, daß man die Erscheinung des Menschen nicht als ein für sich bestehendes unbegriffenes und unbegreifbares Räthsel, als einmal gegebene Existenz betrachten könne, deren Bedingungen ein für allemal nicht beizukommen sei, auf die man da und dort einzuwirken versuche, so gut es eben gehe, über die zu einer Einsicht zu kommen, man jedoch verzichten müsse.

Im Gegentheil habe sich schon ziemlich allgemein die Ueberzeugung verbreitet, daß der menschliche Organismus ein außerordentlich fein und komplizirt zusammengesetzter Apparat sei, dessen Thätigkeit die Folge zahlloser chemischer und physikalischer Bedingungen und Ursachen sind.

Wie man schon eine künstlich zusammengesetzte Uhr oder eine Dampfmaschine in ihren Effekten weder verstehen, noch beurtheilen, weder reguliren, noch bei erfolgter Störung wieder herstellen könne, ohne die mechanische oder chemische Zusammensetzung dieser Apparate und die Gesetze zu kennen, nach welchen sie wirken, so gelte dies Alles in weit erhöhtem Maße von dem menschlichen Organismus.

Reichen auch alle unsere chemischen und physikalischen Erkenntnisse zur Zeit nicht aus, um uns die Erscheinungen des menschlichen Organismus nach ihren gesetzlichen Bedingungen und Ursachen erkennbar und durchsichtig zu machen, seien wir auch von diesem Ziele noch weit entfernt, so wüßten wir doch, daß diese Erscheinungen des menschlichen Organismus eben nur erkenn- und bestimmbar sind durch Anwendung chemisch-physikalischer Gesetze, und daß Alles, was wir von ihnen wirklich kennen, nur durch diese Anwendung erlangt ist.

Wer außerdem in der geistigen Erscheinungsweise des Menschen noch andere, nicht chemisch-physikalische Ursachen und Gesetze für wirksam erachte, wisse gleichwohl, daß einerseits diese geistige Erscheinungsweise überall und in hohem Grade von den chemisch-physikalischen Verhältnissen des Körpers abhängig ist, und daß andererseits das geistige Verhalten den tiefgehendsten Einfluß auf das körperliche Befinden und die chemisch-physikalischen Prozesse im Körper ausübt.

Hieraus folge unzweifelhaft, daß nur, wer die chemisch-physikalischen Bedingungen für die organischen Prozesse und die geistige Erscheinungsweise des Menschen wenigstens historisch studirt und kennen gelernt habe, im Stande sei, die Vorgänge im menschlichen Organismus irgend wie richtig zu erkennen, Abweichungen in demselben richtig aufzufassen und Mittel aufzufinden und anzugeben, diese Abweichungen zu beseitigen und zu bekämpfen.

Erscheine das Studium der anorganischen Chemie und Physik als das bei Weitem Leichtere, so handle es sich hier lediglich um die allerschwierigsten Gebiete der Chemie und Physik, sowie um vorurtheilsfreies Studium der Physiologie und Philosophie.

Bekanntlich sei aber der Mensch nur als der Schlußstein und das Endglied in der ganzen Reihe der organischen Wesen zu erfassen, welches viele seiner Eigenschaften und Erscheinungen mit den übrigen organischen Wesen theilt, bei denen gerade diese Erscheinungen oft weit einfacher und weniger komplizirt auftreten.

Was also hier als Gesetz und Wahrheit ermittelt worden, das behalte seine Gültigkeit und seinen Werth auch für den Menschen, und werde hier von oft entscheidendem Werthe, weil eben diese Erscheinungen bei dem Menschen selbst so zusammengesetzt auftreten, daß sie nur durch die Zerlegung in ihre einzelnen Faktoren unserer Einsicht irgendwie zugänglich werden.

Dies Alles bedinge also für den Arzt das Studium der gesammten organischen Natur.

Wie der Einzelne diese Riesenaufgabe niemals ihrem ganzen Umfange nach zu lösen vermöge, so unzweifelhaft sei nur derjenige Arzt, der seinen Geist am Studium der organischen Natur überhaupt gebildet und geschult habe, im Stande, die Erscheinungen des zusammengesetzten Organismus des Menschen irgendwie befriedigend aufzufassen und zu verstehen.

Und wie man einen höchst zusammengesetzten mechanischen Apparat, einen künstlichen Webstuhl, eine Uhr oder eine Dampfmaschine nur dann richtig kennen lernen kann, wenn man vorher viel einfachere Apparate nach Zusammenhang und Wirksamkeit studirt habe, so werde der menschliche Organismus und die menschliche Natur, soweit dies überhaupt möglich, nur von demjenigen erfaßt, der mit der organischen Natur überhaupt vertraut geworden sei.

Diese Aufgaben der Mathematik, Physik, Chemie und des Naturstudiums seien jedoch so umfassend und schwierig, daß nur bei gründlichster Schulung und bei vollster Entwickelung

der Kräfte und Fähigkeiten des Individuums eine Möglichkeit zu ihrer genügenden Lösung sich ergeben könne. Zu einem solchen ernsten und wirklichen Studium sei aber die weibliche Natur nicht für befähigt zu erachten.

Mögen immerhin einzelne Frauen, durch die Schönheit und Pracht der Formen und Farben in der Pflanzenwelt angeregt, sich mit Erfolg eine Kenntniß der systematischen Botanik, des Linné'schen und selbst des natürlichen Systems erworben, mögen Andre auch schon Gefallen gefunden haben an Schmetterlingen und Käfern und dem Haushalte der Thiere, noch Andre vielleicht an bunten Steinen und Krystallen — so fehle doch selbst für diese historischen Naturwissenschaften der weiblichen Natur alles Interesse, alle Ausdauer und Schärfe des Verstandes, um sich mit den in diesen Studien gestellten ernsteren Fragen zu beschäftigen.

Sobald die sinnliche Anschauung, in welcher vielleicht manche Frau viele Männer übertreffen möge, ihr direktes Ziel erreicht habe, so ermangele die Frau in der Regel jeden Motivs zu näherem Eindringen in die Gesetze und den Zusammenhang dieser Form- und Farbenunterschiede, und kaum jemals habe eine Frau sich ernstlich mit den hier einschlägigen Fragen beschäftigt.

Dem weiblichen Geiste fehle es eben an jeder Kombinationsgabe und Schärfe der Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen.

Durch die Masse von Einzelheiten werde der weibliche Geist weit eher erdrückt, als angeregt, das in den wechselnden Formen Gleichbleibende herauszufinden und zu ermitteln.

Niemals werde es daher einen weiblichen Aristoteles, Plinius, Linné, Buffon oder Cuvier geben.

Frage man aber, wozu soll gerade die Frau, welche die Heilkunde studiren will, sich in dieser Weise eingehender, als die Mehrzahl der bisherigen und zukünftigen Aerzte, mit Botanik, Zoologie und Mineralogie und sogar mit Geognosie und Geologie beschäftigen, so sei zu erwidern, daß das, was der weiblichen Natur und dem weiblichen Geiste am meisten abgehe: die Fähigkeit nämlich, sich jemals in schöpferischer Weise den historischen Naturwissenschaften zu widmen, das fehle ihm auch schon in weit geringeren Graden der Anforderung — rezeptiv.

Während der männliche Geist durch das Hören botanischer, zoologischer und mineralogischer Vorlesungen wenigstens geschult werde für das richtige Verständniß und die klare Auffassung organischer Erscheinungen, wie sie die Aufgabe des ärztlichen Lebens bilden und bleiben, werde diese Schulung bei dem weiblichen Geiste niemals gelingen, weil er dafür keine Zugänglichkeit besitze, vielmehr nur an der Einzelheit des Objektes hafte und von den an dasselbe sich anknüpfenden allgemeinen Fragen und deren Anwendung auf andere Objekte nicht berührt werde.

So gehe gerade der meistens direkt unbewußte Einfluß des naturwissenschaftlichen Studiums für die Frau, als zukünftigen Arzt, verloren.

Weil dieser Einfluß oft unbewußt sei, werde er zwar von Vielen heutzutage auch für den Arzt nicht gehörig gewürdigt und anerkannt.

Die Geschichte der Medizin jedoch und insbesondere der praktischen, habe längst anders hierüber entschieden und werde hiermit hoffentlich auch für die Zukunft fortfahren.

Die Beobachtung, d. h. nicht das einfache Wahrnehmen des Gegebenen, sondern die scharfe Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, des Gesetzlichen vom Zufälligen und des Gemeinschaftlichen vom Besonderen an den wahrgenommenen Erscheinungen, worin die wesentlichste Anforderung und die größte Leistung des Arztes beruhe, solle durch das Studium der Naturwissenschaften geweckt und entwickelt werden.

Zu solcher Beobachtung ermangele aber der weibliche Geist in vieler Beziehung der Befähigung, weil er zwar schnell und im Einzelnen auch scharf und richtig zu beobachten, jedoch nur flüchtig und ohne in den Zusammenhang der Erscheinungen einzudringen geartet sei.

Noch weniger aber entspreche das Studium der Physik und Chemie der weiblichen Natur.

Unzweifelhaft werde jede gebildete Frau mehr oder minder lebhaftes Interesse nehmen an den wunderbaren Erscheinungen der Wärme und des Lichtes, der Elektrizität und des Magnetismus, welche uns die Physik, sowie an den merkwürdigen Wechselwirkungen der Stoffe untereinander, die uns die Chemie kennen lehre.

Handele es sich jedoch darum, die inneren Bedingungen und das Gesetzmäßige dieser Erscheinungen aufzusuchen und zu entwickeln, so erlahme leider häufig der weibliche Geist, weil ihm dazu die nachhaltende Kraft und Energie fehle.

Der Arzt aber müsse sich gerade bei diesen sogenannten exakten Naturwissenschaften das Bewußtsein und die unwiderrufliche Ueberzeugung erwerben, daß auch in den Erscheinungen der organischen Natur und des menschlichen Lebens überall Gesetz und Regel, nirgends Willkür und Zufall wirksam sind, wie weit wir auch davon entfernt sein mögen, sie in diesen Erscheinungen überall erkennen und nachweisen zu können.

Halte ein Arzt, weil er so vieles im Gebiete des gesunden und kranken Menschenlebens weder erklären, noch auf seinen gesetzlichen Zusammenhang und seine Bedingungen zurückzuführen vermöge, eben Alles für möglich, so sei dies unzweifelhaft das Schlimmste für einen Arzt.

Denn gerade hierdurch öffne er dem handwerksmäßigen unwissenschaftlichen Treiben Thür und Thor.

Der wahre Geist der exakten Naturwissenschaften und sein Einfluß auf das Denken und Handeln des Arztes werde den Frauen meistens verschlossen bleiben.

Als dritte und vierte Anforderung an jeden Arzt stellt Herr von Bischoff eine eingehende Kenntniß des menschlichen Organismus im gesunden und kranken Zustande, sowohl von der körperlichen als geistigen Seite, und endlich einen gesunden, im freien Gebrauche aller seiner Glieder und Organe befindenden Körper.

Selbst angenommen — führt er aus — der weibliche Mediziner habe sich wirklich eine gewisse Summe von botanischen, zoologischen, mineralogischen, physikalischen und chemischen Kenntnissen angeeignet, die betreffende Prüfung, die immerhin nur nach diesen Kenntnissen, nicht nach deren Früchten fragen könne, leidlich bestanden und beginne sodann seine medizinischen Studien.

Unzweifelhaft wiederholen sich die oben geschilderten Verhältnisse schon bei der Anatomie und der Physiologie, diesen Repräsentanten der Naturgeschichte und Naturwissenschaft vom menschlichen Körper.

Auch hier könne sich die Studentin im günstigsten Falle höchstens eine gewisse Summe von anatomischen Kenntnissen über den Bau und die Zusammensetzung des menschlichen Körpers, über die Verdauung und Athmung, den Blutumlauf und die Funktionen der Nerven- und Sinnesorgane u. s. w. aneignen und ein mikroskopisches Präparat anfertigen lernen.

Die Mehrzahl aber werde sicherlich schon auf diesem rein äußeren Wege, an der großen Menge von Thatsachen und Erscheinungen erlahmen.

Nur zu bald werde mit der wachsenden Schwierigkeit der Anforderungen die Neugier, das Interesse der Neuheit nachlassen.

Denn nirgends sei die Abstraktion vom Gewirre der Einzelheiten so schwierig, wie in der Anatomie, nirgends das Feststehende, Doktrinäre so spärlich vorhanden, wie in der Physiologie.

Nirgends mehr, als in diesen beiden Fächern werde daher das selbstthätige Denken und Urtheilen in Anspruch genommen.

Demgemäß werde sich bei der Studentin nur zu bald jener Handwerksgeist entwickeln, welcher leider auch so manchen Studenten durch Trägheit, Leichtsinn und Vergnügungssucht auf diesen Weg führe.

Immerhin gäbe es bei Studenten auch Ausnahmen. Bei Studentinnen seien Letztere überhaupt unmöglich, als naturnothwendige Folge des weiblichen Organismus.

Diese seine Ansicht sucht Herr von Bischoff besonders auf anatomische Gründe zu stützen, auf die wir später zurückkommen werden.

Jeder künftige Arzt aber müsse sich nach umfassender Vorbildung unbedingt mit dem menschlichen Körper in seinen gesunden und krankhaften Verhältnissen genau bekannt machen. Nicht nur mit Einrichtung und Bau des Körpers, sondern mit allen Verrichtungen sämmtlicher Organe desselben, nach ihren Bedingungen und ihrer Abhängigkeit von äußeren und inneren Einflüssen bis in die feinsten Einzelheiten, sondern auch mit dem ganzen Heere innerer und äußerer Krankheiten, ihrer Natur und Erkenntniß und den gegen sie anwendbaren Heilmitteln.

Zugleich aber habe er sich die mannigfachsten technischen Fertigkeiten und Geschicklichkeiten anzueignen, welche zur Behandlnng innerer und äußerer Krankheiten erforderlich sind.

Habe endlich der Arzt alle seine geistigen und körperlichen Fähigkeiten in solcher Weise zur möglichsten Ausbildung gebracht und eine möglichst große Summe von erfahrungsmäßigen Kenntnissen gesammelt, so trete jetzt erst recht eigentlich die Prüfung seiner Befähigung an ihn heran.

Gelange er an das Krankenbett, so geben ihm alle seine Kenntnisse noch keineswegs die direkten Mittel an die Hand, wie er im individuellen Falle zu handeln habe.

Da der menschliche Organismus eben keine in gleichförmiger Wiederkehr arbeitende Maschine, vielmehr die Mannigfaltigkeit der Zusammensetzung seiner einzelnen Theile und der Bedingungen ihrer Thätigkeit eine fast unendliche sei, so wiederhole sich derselbe Fall niemals wieder in ganz gleicher Art.

Derselbe Vorgang im gesunden und kranken Zustande entwickele sich nie genau in derselben Art und Weise, sondern habe immer seine individuellen Bedingungen.

Zwei Menschen, die genau dieselben Nahrungsmittel und Getränke genießen, verdauen doch niemals auf gleiche Weise und ernähren sich auch nicht in gleichem Grade.

Zwei Menschen, die an derselben Krankheit, z. B. einer Lungenentzündung, danieder liegen, seien doch nie ganz in derselben Weise krank geworden, bieten nie genau dasselbe Krankheitsbild und werden niemals in ganz gleicher Art von der Krankheit dahingerafft, aber auch niemals in derselben Weise von ihr geheilt und gerettet.

Für das ärztliche Handeln aber lassen sich keine allgemeinen, für jeden Fall passende Regeln und Vorschriften aufstellen.

Demnach gebe es auch keinen Codex, den der Arzt entweder im Kopfe oder in der Tasche mit sich herumtragen könne und in dem er nur nachzuschlagen habe, um zu erfahren, wie im Einzelfalle zu verfahren sei.

Der Arzt arbeite weder nach vorgeschriebenem Muster, noch vervielfältige er ein ihm einmal gegebenes Beispiel.

Vielmehr sei es seine Aufgabe, an der Hand seiner allgemeinen, durch Studien und Erfahrung gewonnenen Erkenntnisse den speziellen Fall nach seinen speziellen Bedingungen zu erforschen und mit den speziell indizirten Hülfsmitteln zu behandeln.

Dabei komme seine ganze individuelle Befähigung und deren Entwickelung durch seine Arbeit in Betracht: bei dem Einen sei diese, bei dem Anderen jene Seite die bevorzugte und befähigtere.

Niemals aber könne die Wissenschaft denjenigen als Arzt anerkennen, der nach Vorschriften und Rezepten arbeite.

Aus diesem Grunde sei die ärztliche Praxis eine freie Kunst und kein Handwerk.

Leider freilich gebe es nur zu viele Aerzte, die den an sie zu stellenden Anforderungen nicht entsprechen.

Ihrer Befähigung, ihrem ganzen Entwickelungsgange und Streben nach seien dies jedoch keine geistig frei produzirenden und denkenden Forscher und Künstler, sondern nichts als Handwerker, die mit dem mehr oder minder großen Vorrathe ihrer erlernten Vorschriften arbeiten, dem eigentlichsten Zwecke ihrer Thätigkeit aber nimmermehr genügen.

Einerseits jedoch sei die Natur der Sache, die wechselnde individuelle Mannigfaltigkeit der Krankheit, eine so hervortretende und zwingende, daß dennoch die Mehrzahl der Aerzte ihr bewußt oder unbewußt, befähigt oder unbefähigt nachleben müsse.

Andererseits entscheide das Verfehlen eines Zieles nichts über Letzteres selbst, seine Nothwendigkeit und seinen Werth. Gebe es unter hundert Aerzten neunundneunzig Handwerker und nur einen gebildeten und selbstständig denkenden und handelnden Geist, so entscheide doch nur dieser Eine über die Natur, die Art und den Werth der ärztlichen Praxis. Und nur von diesem Einen gehe der Fortschritt, die Weiterbildung der ärztlichen Einsicht und des ärztlichen Handelns aus. Er allein sei der wirkliche Repräsentant der Medizin, der ihre Forderungen verwirkliche, aber auch ihre Rechte vertrete und sich handwerkswerksmäßigen Zumuthungen und aller handwerksmäßigen Beurtheilung widersetze.

Hierbei komme auch die Bedeutung des Arztes für den Staat nicht unwesentlich in Betracht. Diese Bedeutung müsse eher zu- als abnehmen, je größer die allgemeine Bildung werde. Denn um so mehr wachse auch das Bedürfniß, Leben und Gesundheit durch zweckmäßige Einrichtungen und Mittel, zu schützen und aus Gefahren zu retten.

Habe doch schon Jüngken in seinem „Promemoria" (Berlin 1872) auf Grund langjähriger Erfahrungen den Ausspruch gethan: „Der Arzt übt in gebildeten Staaten einen sehr großen Einfluß auf das körperliche und sittliche Wohl der Familien und dadurch auf die Kraft des Volkes aus", sowie später brieflich: „Die Bildung des ärztlichen Standes greift mehr als die irgend eines anderen tief in die Lebensverhältnisse aller Stände ein."

Schließlich sei noch ausdrücklich hervorgehoben, daß an den Arzt eine bedeutende An-

forderung von körperlicher Kraft und Leistungsfähigkeit gestellt werde. Nicht nur, daß er überhaupt einen sehr anstrengenden Beruf zu erfüllen habe, Tag und Nacht, zu jeder Jahreszeit, bei jeder Witterung zur Hülfe bereit sein, alle Straßen und Häuser betreten, im Keller wie im Dachstübchen, in kalten wie in überheizten Räumen aushalten, über Land oft meilenweite Wege zurücklegen, kurz, sich den nachtheiligsten Einflüssen aussetzen müsse, und dennoch immer gesund und hülfsbereit bleiben solle — auch viele seiner speziellen Leistungen erfordern oft einen bedeutenden Kostenaufwand.

Man beobachte nur einen Operateur u. s. w. bei so mancher schweren Operation, und man werde sich überzeugen, daß solche Anstrengungen nur ein gesunder kräftiger Mann zu leisten vermag

Ueberhaupt werde sich die physische Schwäche einem weiblichen Arzte in tausend Fällen hindernd entgegenstellen, weil Frauen die Strapazen und Mühseligkeiten des ärztlichen Berufes für die Dauer nicht ertragen können.

Man denke sich irgend eine schwierigere Operation, wie Amputation und dergleichen.

Selbst für Zahnoperationen reichen die weiblichen Kräfte nicht immer aus. Auch hier sei vollständige Sicherheit und Beherrschung der nothwendigen Bewegungen unabläßige Bedingung.

Trotz alledem aber werde vielfach behauptet, das weibliche Geschlecht sei vermöge seiner ihm von der Natur verliehenen Eigenschaften und Kräfte sehr wohl befähigt, die oben geschilderten Aufgaben des Studiums der Medizin und des praktischen Arztes zu lösen. Die Vertheidiger dieser Ansicht vermeinen, es könne darüber gar kein Zweifel sein und lediglich die Tyrannei des männlichen Geschlechtes, sowie die Unterdrückung, in der die Frauen bis jetzt erhalten wurden, habe denselben auch diesen ihnen von der Natur offen gestellten Bildungs- und Berufsweg abgeschnitten.

Sollte man aber etwa bezweifeln, daß sie in ihrer jetzigen Lage diese Befähigung besitzen, so sei dies nur die Folge der tausendjährigen Bedrückung und Unterjochung, welche die Befähigung der weiblichen Natur nicht habe zur Entwickelung kommen lassen. Es sei hohe Zeit und das Verdienst der Gegenwart, diese Sklavenfessel von der zahlreicheren Hälfte des menschlichen Geschlechtes abzustreifen und sie sich zu allen Leistungen entwickeln zu lassen, die ihnen die Natur so gut als den Männern ermöglicht habe.

Aus dieser weitverbreiteten Ansicht mit der stillschweigenden Voraussetzung der gleichbefähigten und gleichgearteten Naturanlage des männlichen und des weiblichen Geschlechtes glaubt Herr von Bischoff schließen zu müssen, einem großen Theile selbst des gebildeten Publikums sei die Kenntniß der Natur und Artung des weiblichen Geschlechtes, seiner Vorzüge wie seiner Schwächen, trotz täglichen Umganges und aller Erfahrung gänzlich abhanden gekommen.

Demgemäß hält er es für angezeigt, die seit Jahrhunderten gesammelten Thatsachen und Erfahrungen über die körperlichen und geistigen Verschiedenheiten beider Geschlechter wieder in Erinnerung zu bringen und darauf aufmerksam zu machen, daß sich diese Verschiedenheiten nicht etwa nur auf einige leicht erkennbare Unterschiede in den äußeren Formen beschränken, sondern bei genauerer Untersuchung sich auf jeden Knochen, jede Muskel und Nerven, jeden Faser und jedes Organ erstrecken, so daß, wenn es wahr sei, daß Gleiches sich nur durch gleiche Faktoren erzielen lasse, es ohne Weiteres sich von selbst ergebe, daß Frauen das nicht leisten können, was Männer vermögen, sowie umgekehrt diese nicht, was Jene zu leisten im Stande sind.

Durch unparteiische und gewissenhafte anatomische und physiologische Forschung sei es längst erwiesen, daß die Frau entschieden ungleich schwächer organisirt, einen minder hohen Entwickelungsgrad erreicht habe, und in jeder Beziehung dem Kinde näher stehe, als der Mann, daß sie mithin schon wegen der anatomischen Beschaffenheit ihres Körperbaues, für das Studium der Medizin und für deren praktische Ausübung sich nicht eigene.

Wir wollen dem gelehrten Forscher auf dieser Bahn der Beweisführung nicht folgen. Doch sei uns gestattet, über dasjenige, was er vergleichend über den Schädelbau beider Geschlechter bemerkt, die Ansichten zweier seiner Fachkollegen, denen wir nur beitreten können, hier mitzutheilen.

Dr. W. von Zehender, Professor und Medizinalrath zu Rostock, sagt in seiner (ebendort im Jahre 1875, erschienenen Schrift: „Ueber den Beruf der Frauen zum Studiren und zur praktischen Ausübung der Heilwissenschaft“:

„Die Frau hat, nach von Bischoff und den von ihm citirten Gewährsmännern, einen nicht

blos absolut, sondern sogar im Vergleiche zu ihrer geringeren Körpergröße auch relativ kleineren Schädel. Mithin muß in demselben Verhältnisse auch das Gehirngewicht ein kleineres sein, was nach den vorgenommenen Wägungen sich auch wirklich so verhält. Herr von Bischoff vergleicht die Formen des weiblichen mit denen des Kindesschädels und kommt zu dem Schlusse, daß der Frauenschädel in jeder Beziehung dem Kindesschädel ähnelt, daß also die Frau im Vergleiche zum Manne gleichsam auf einer kindlichen Stufe der Entwickelung stehen bleibt. Deswegen, und noch aus anderen Gründen, soll das weibliche Geschlecht für das Studium und die Pflege der Wissenschaften, und insbesondere der Medizin nicht geeignet sein."

Wie sehr Herr von Zehender auch mit dem Schlußsatze übereinstimmt, so scheint ihm doch die Schlußfolgerung keine ganz zwingende zu sein.

„So lange wir noch nicht wissen, wie das Gehirn thätig ist, wenn es geistige Arbeit verrichtet, so lange bleibt es uns auch unbekannt, auf welchen anatomischen Beschaffenheiten die Differenzen geistiger Begabung beruhen.

Mindestens erscheint es übereilt, dieselben nach der Größe und dem Gewichte des Gehirns bemessen zu wollen.

Denn die Funktion der feinsten Gehirnfasern kann möglicher Weise vollkommen exakt und pünktlich sich vollziehen, gleichviel ob das Gehirn selbst groß oder klein, ob es schwer oder leicht ist.

Eine kleine Taschenuhr von guter Konstruktion giebt beispielsweise die Zeit ebenso richtig an, wie eine Tafel- oder eine Thurmuhr, wie ungleich sie auch an Größe und an Gewicht sein mögen.

Aehnlich verhält es sich — vielleicht — wir wissen es noch nicht — mit der Größe und Schwere des Gehirns.

Erst wenn wir hierüber die noch fehlende Aufklärung haben, wäre es vielleicht möglich, aus dem Schädelbau zu beweisen, daß das weibliche Gehirn für das Studium der Medizin nicht paßt." —

In ähnlicher Weise äußert sich auch Herr Dr. Hermann, Professor der Physiologie in Zürich, in seiner Schrift. „Das Frauenstudium u. s. w." (Zürich 1872), obgleich er sonst in der Abneigung gegen das Frauenstudium mit Herrn von Bischoff übereinstimmt.

„Aus all den von **Bischoff** angeführten Schädel- und Gehirnunterschieden **bei beiden Geschlechtern** geht nur das Eine **mit Bestimmtheit** hervor, daß das weibliche **Gehirn ein kleineres** absolutes Gewicht hat, als **das männliche**, während das relative Gewicht **annähernd bei beiden** Geschlechtern gleich ist.

Wie wenig aber die **Proportionalität zwischen** Hirngewicht und geistiger **Befähigung** feststeht, ist jedem Anatomen und **Physiologen** wohlbekannt.

Man weiß, daß bei **gleichem Hirngewichte** die Menge der grauen **Rindensubstanz**, auf die es am meisten ankommt, **durch ungleiche** Entwickelung der **Windungsgliederung sehr** verschieden sein kann, und **umgekehrt**.

Und selbst wenn man denselben Satz, wie für das absolute Hirngewicht, **mit Sicherheit** für das Gewicht der grauen **Großhirnmasse** aussprechen könnte, so würden **auch nur wenige** Physiologen es wagen, auf diesen **Befund** hin die geistige **Befähigung** abschätzen **zu wollen**.

Höchstens kann man mit **Fug und Recht** so weit gehen, eine festgestellte geistige **Inferiorität** mit einem festgestellten Minus an **grauer** Substanz in ursächlichen Zusammenhang **zu bringen**.

Wie Bischoff aber jene geistige **Inferiorität** feststellt, werden wir sogleich sehen.

Sollten wirklich, wenn ein **Schluß** aus absolutem Hirngewichte auf geistige **Befähigung** zulässig wäre, die 134 Gramm, die das männliche Gehirn nach Bischoff schwerer ist, **denjenigen** Betrag von Hirnmasse ausmachen, **der den Frauen** fehlt, um Medizin zu studiren?

Eine solche Behauptung ist **um so willkürlicher**, als noch gar nicht einmal **festgestellt ist**, ob der Inhalt unseres Denkens **und die Anzahl** unserer Erinnerungsbilder — ich **nehme an**, daß diese durch das Lernen **größer wird**, **als durch** den gewöhnlichen Gebrauch der Sinne, allein auch das ist zweifelhaft — **mit dem Aufwande** psychischer Thätigkeit in direktem **Zusammenhange** steht.

Das überwiegende **Gefühlsleben**, welches Bischoff den Frauen zuschreibt, **erfordert** doch auch einen Aufwand psychischer **Aktion**, also ein entsprechendes Quantum funktionirenden Organes, welches dem Manne nach **Bischoff abgehen** müßte.

Schließlich könnten die Verfechter des Frauenstudiums nicht ohne Recht gegen alle Re-

sultate vergleichender Hirnwägungen den prinzipiellen Einwand erheben, daß die Hirnsubstanz möglicherweise durch anhaltenden Unterricht, wie er bis jetzt Jahrhunderte lang nur dem männlichen Geschlechte zu Theil geworden, in ihrem Wachsthum gefördert werde, ähnlich, wie der häufig geübte Muskel, und daß deshalb vielleicht das Gewichtsverhältniß eines Tages durch veränderte Erziehungsverhältnisse dem weiblichen Geschlechte günstiger sich gestalten wird.

Diese anatomisch-physiologischen Schlüsse sind also schlechterdings nicht zur Entscheidung unserer Frage zu verwerthen."

Soweit der Physiolog Hermann. Derselbe hat — wie Professor Boehmert in seiner obenerwähnten Schrift mit Recht hervorhebt — es unterlassen, Herrn von Bischoff noch etwas auf die lange Rede über die Schwierigkeit des medizinischen Studiums und auf die Untersuchung, ob die Medizin ein Handwerk oder eine Kunst sei, zu antworten.

Auch diese Erörterungen sind für die Entscheidungen der vorliegenden Frage durchaus nicht maßgebend.

Wenn der ärztliche Beruf eine Kunst ist, wie Herr von Bischoff meint, so sollte man glauben, daß auch die Differenz der weiblichen und männlichen Muskelkraft höchst gleichgültig sein müsse.

Die körperlichen Anstrengungen des Arztes beziehen sich hauptsächlich auf die gynäkologische Praxis.

Gerade diesen Zweig aber wird Herr v. Bischoff dem weiblichen Geschlecht doch nicht absprechen wollen?

Aber was muß eine Frau nicht Alles an Muskelkraft leisten, nicht nur als Hebamme, sondern auch als Krankenwärterin, ganz abgesehen von den Arbeiten auf dem Lande, in der Küche oder in Fabriken?

Und giebt es nicht so manchen schwächlichen oder durch Alter und Siechthum geschwächten Arzt, der weniger Kraft besitzt als viele Frauen, und der gleichwohl seinem Berufe mit dem besten Erfolge obliegt?

Ebenso unverständlich sind alle Einwendungen gegen die Möglichkeit einer regelmäßigen praktischen Ausübung der Medizin durch Frauen.

Kommen etwa nicht fast bei jedem Arzte Unterbrechungen der Berufsausübung wegen Krankheit oder wegen längerer oder kürzerer Reisen vor?

Könnten sich denn nicht auch weibliche Aerzte durch Kollegen vertreten lassen und unter einander aushelfen?

Und haben nicht seit Jahrhunderten Hebammen existirt, welche ihre Aufgaben und Pflichten als Hausfrauen und Mütter auch neben ihrem Berufe treulich erfüllten?"

Um noch einmal auf Herrn von Bischoff's Bedenken gegen das Studium der Anatomie speziell zurückzukommen, sei eine gutachtliche Aeußerung des Herrn Dr. Frey, Professors für vergleichende Antomie und Histologie, hier mitgetheilt.

Gestützt auf seine Erfahrungen im praktischen Unterricht, muß dieser Fachmann „einer Anzahl weiblicher Köpfe eine hohe Befähigung für das Studium anatomischer Disziplinen zuschreiben, selbst für die schwierigsten Partien der höheren Anatomie, so daß er bei gelegentlichen Fragen während einer beliebigen Demonstration, die er anstellte, um zu wissen, ob man ihn begriffen habe, nicht selten überrascht war von dem Verständnisse eines weiblichen Gehirns.

Nach Herrn von Bischoff's aprioristischer Versicherung sollte eine Studentin höchstens dahin gelangen können, ein mikroskopisches Präparat handwerksmäßig anzufertigen.

Nach Professor Frey's Erfahrungen bei etwa zwanzig Frauen ist es sehr leicht, die besseren Elemente zu einer feinen und eleganten Technik und zu guter Beobachtung zu erziehen. Gerade in der Mikroskopie, einer wichtigen Seite der modernen Medizin, habe das Weib eine Zukunft."

Auch in der medizinischen Klinik des Professors Dr. Biermer „haben sich mehrere Frauen als Praktikantinnnen durch sorgfältige Untersuchung und gute Diagnostik ausgezeichnet".

Zu den bisherigen praktischen Ergebnissen des Frauenstudiums gehört ferner, nach Professor Boehmert, die Thatsache, daß sich die weiblichen Studenten auch als poliklinische Praktikanten und in der Behandlung von Kranken sowohl im Spital als auch in einzelnen Häusern bewährt und theilweise wegen ihrer Sorgfalt und Ausdauer bei den Patienten volle Anerkennung gefunden haben, wie nicht minder selbst bei den Aerzten wegen ihrer subtilen Diagnose. Auch seien ältere Studentinnen schon vielfach von leidenden Frauen zu Rathe gezogen worden, weil man ihnen das Vertrauen schenke, daß sie

die Leiden von Frauen vermöge ihrer Natur besser verstehen könnten.

Es sei wohl unbestritten, daß Tausende von Mädchen und Frauen, welche sich jetzt scheuen, männliche Aerzte zu befragen oder sich doch oft viel zu spät und nur in den äußersten Nothfällen dazu entschließen, das Aufkommen weiblicher Aerzte als eine Erlösung für ihr Geschlecht preisen werden.

Das Bedürfniß sei gewiß vorhanden, wenn auch nur latent, weil es sich bisher nicht kundgeben konnte.

Herr von Bischoff meine freilich, daß die Frauen sich viel lieber von männlichen Aerzten behandeln lassen würden, obwohl er die Frauen an einer anderen Stelle seiner Schrift als „schamhaft, furchtsam u. s. w." schildere. Dadurch jedoch beweise er nur, daß er sich mit seinem eigenen besseren Wissen und Gefühle im Widerspruche befinde." (Fortsetzung folgt.)

Die Frau und die Arbeit.

Von Irma v. Troll-Borostyáni.

In einem früheren Artikel dieser Blätter habe Ich darauf hingewiesen, daß die Erwerbsfähigkeit der Frau den Kern der Frauenfrage bilde, daß sie die Quelle jenes mächtigen Stromes sei, den wir die Frauenbewegung nennen.

„Die Frau" — sagt Moritz Müller sehr richtig — „ist zu jeder Arbeit berechtigt, zu der sie befähigt ist."

Die große Wichtigkeit der Frage, zu welchen Arbeiten die Frau befähigt sei, erkennend, hat ein Theil der Gegner der fortschrittlichen Bestrebungen des weiblichen Geschlechts in deren Bekämpfung eine neue Taktik eingeschlagen. Sie behaupten nämlich und wollen es beweisen, daß eine erhöhte Thätigkeit, insbesonders aber die Beschäftigung in jenen Berufszweigen, die bisher dem Manne vorbehalten sind, dem nicht ebenso kräftigen weiblichen Organismus absolut schädlich und aus diesem Grunde auch auf die Entwickelung der künftigen Generationen von höchst nachtheiligem Einfluß sein müsse, welche Behauptung den gegen unsere Bestrebungen gerichteten Vorwurf involvirt, daß dieselben nicht auf eine Verbesserung der allgemeinen sozialen Zustände hinzielten, sondern hingegen deren Durchführung das Gemeinwohl in sehr empfindlicher Weise beeinträchtigen müsse.

Solange unsere Gegner sich damit begnügen, unsere Ziele zu verspotten und ins Lächerliche zu ziehen, mag es überflüssig erscheinen, sie in diesem harmlosen Vergnügen zu stören, welches uns nicht arg schaden kann, da denkende Männer und Frauen doch bald die Seichtigkeit dieser Possenreißereien erkennen müssen. Solch' ernstgedachten Angriffen gegenüber dürfen wir aber nicht schweigen, da in solchem Falle Schweigen gleichbedeutend wäre mit dem Geständniß, sie nicht abweisen zu können.

In einem vielgelesenen Blatte hat ein K. K. österr. Fregattenarzt Dr. Adolf Lederer in einem „die Frauen-Emanzipation im Lichte der Darwin'schen Lehre" betitelten Aufsatze mit physiologischen Gründen nachzuweisen versucht, daß der weibliche Orgnismus nicht kräftig genug zu geistig oder körperlich anstrengender Berufsthätigkeit sei und durch einen solchen die Gesundheit der Frau zerstört und somit auch ihre Nachkommen geistig und leiblich geschädigt würden.

Zwar schließt sich Dr. Lederer der Lehre Farrim's an, daß der Bau organisirter Individuen kein unveränderlicher, „kein der Form und Leistungsfähigkeit nach absolut prästabilirter sei, und daß sich der Bau von Arten im Laufe von Generationen auffallend verändern könne und künstlich in bestimmter Weise verändern lasse." Er folgert jedoch, daß „wenn unsere Frauen ihre Arbeitskraft steigern, männliche Muskeln und Nerven erlangen, männliche Gehirne und eine der männlichen gleiche Blutkörperchenzahl sich aneignen wollen, sie auch männliche Knochen mit in den Kauf nehmen und die Architektur ihres Knochengerüstes in einer Weise ändern müssen, die auf das leibliche und geistige Gedeihen

ihrer Sprossen nothwendig von Nachtheil sein muß."

„In einer der vornehmsten Funktionen" sagt — Dr. Lederer — „unterscheidet sich im allgemeinen das Weib wesentlich vom Manne, und zwar im Athmen, oder genauer gesagt, in der Form und den Hilfsmitteln des Athmens. Das Weib athmet vorzüglich durch Ausdehnung des Brustkastens in den zwei zur Körperaxe senkrechten Richtungen; der wogende Busen im Affekte oder nach der süßen Mühe des Tanzes zeigt diese dem Weibe eigenthümliche Weise des Athmens. Dem Manne genügt diese Erweiterung des Brustkastens nicht; er arbeitet mehr, physisch und geistig, die letzte Quelle aller seiner Arbeit bildet der starke Oxydationsprozeß, welchen die dem Blute einverleibten Nahrungsmittel unterhalten. Um den zur großen Arbeit nöthigen Mehrbedarf an Sauerstoff aufzubringen, muß er den Brustkasten in ausgiebiger Weise nach unten ausdehnen bei der Inspiration, und das thut er denn auch; er athmet vorzüglich mit dem Zwerchfell, unter Zuhilfenahme des abdominalen Raumes, der abdominalen Muskeln. Die Physiologie unterscheidet demnach das weibliche pektorale Athmen vom männlich abdominalen Athmen. Je stärker der Mann ist, je starrer und fester seine Rippen sind, je mehr er geistig oder körperlich arbeitet, desto ungenügender wird das Brustathmen relativ ausfallen, desto mehr wird er aufs abdominale Athmen angewiesen sein. Nun wollen die Frauen allmählich sich gewöhnen, männliche Beschäftigungen zu üben; ihre Muskeln können stärker werden, ihre Nerven strammer. Nehmen wir an, daß auch die Masse ihres Gehirns wächst und daß ihr Blut reicher wird an Oxygen führenden Zellen; jetzt sollen sie zu vermehrtem Arbeiten oder zu anhaltendem, energischen Denken und ausgiebigem Nachdenken einen lebhaften Oxydationsprozeß in ihrem Körper einleiten, das heißt, sie sollen wie Männer athmen. — Wenn die Frauen männlich athmen, wie wird es dann mit der Nachkommenschaft aussehen?

Wie Männer können die Frauen nicht athmen, und demzufolge auch nicht arbeiten ohne Schaden für die specifische Form ihres Knochenbaus." — —

In Erwiderung auf diese Behauptung haben wir zu bemerken, daß Dr. Lederer's Unterscheidung eines weiblichen pektoralen und männlichen abdominalen Athmens ganz irrig ist. Allerdings ist es bei einer großen Zahl von Frauen der Fall, daß bei der Athmungsfunktion nur der Brustkasten in Bewegung gesetzt wird und der Abdomen sich dabei fast ruhig verhält. Dies ist jedoch keineswegs ein specifisch weibliches Athmen, sondern lediglich die Folge des gewohnheitsmäßigen Tragens von Schnürleibern, welche ihrem Schnitte gemäß dem Brustkasten freie Bewegung gestatten, die Taille jedoch und den oberen Theil des abdominalen Raumes relativ einengen, so daß die in diesem Bereiche liegenden Muskeln in ihrer auf- und abwogenden Bewegung, wie es der Vorgang des Athmens mit sich bringt, viel behinderter sind als die Büste. Zwischen der Athmungsweise der Männer und jener derjenigen Frauen, die keine Mieder zu tragen gewohnt sind, wie beispielsweise alle körperlich schwer arbeitenden Frauen aus dem Volke, herrscht nicht der geringste Unterschied, denn bei beiden zeigt es sich, daß im Zustande der Unthätigkeit das blos pektorale Athmen vorherrscht, sowie aber eine Steigerung der Anstrengung in der Arbeit eintritt, sich in demselben Verhältniß die das Athmen begleitende Bewegung vom Brustkasten abwärts ausdehnt und die abdominalen Muskeln mitbeteiligt. Und dennoch zeigt es sich, daß durch diese Athmungsweise der Frauen der Entwickelung und dem Gedeihen ihrer Nachkommen durchaus kein schädlicher Eintrag geschieht, denn es ist eine wohl allbekannte Thatsache, daß die Kinder der Landleute, Ackerbauer, Gärtner, Viehzüchter u. s. w. durchwegs gesünder und kräftiger sind als die Kinder der Mehrzahl jener Klassen, deren Frauen durch das gewohnheitsmäßige Tragen von Miedern zu dem blos pektoralen Athmen gezwungen sind. Dr. Lederer's Athmungstheorie und seine aus derselben gezogene Folgerung eines schädlichen Einflusses einer erhöhten weiblichen Arbeitsleistung und des hierdurch nothwendig gemachten abdominalen Athmens auf das Gedeihen der Nachkommen erweist sich mithin als eine aus der Luft gegriffene Hypothese, deren Irrthümlichkeit wir somit dargethan zu haben glauben.

Fassen wir nun — von der erledigten Athmungsfrage absehend — den Sinn Dr. Lederer's hier im Auszug mitgetheilten Artikels und zahlreicher anderer die Frauenemanzipation befehdender Druckschriften — deren Inhalts-Reproduktion die diesem Aufsatze gesteckten Grenzen

weit überschreiten würde — kurz zusammen, so ergeben sich folgende zwei Sätze:

Erstens: der weibliche Organismus ist absolut schwächer als der männliche und besitzt daher eine quantitativ geringere Arbeitskraft.

Zweitens: durch eine die Gesundheit schädigende Arbeitsüberbürdung des Weibes wird die menschliche Gesellschaft ärger geschädigt als durch eine Ueberbürdung des Mannes, da das Gedeihen der Generation unmittelbarer von der Gesundheit des mütterlichen Organismus abhängt.

Sind diese beiden der Bekämpfung der Gleichstellung beider Geschlechter zu Grunde gelegten Behauptungen richtig?

Vollkommen!

Aber diese unbestreitbare Wahrheit, welche die sociale Emanzipation der Frau ad absurdum führen soll, ist gerade der Grund, welcher sie nothwendig macht — und dies übersehen jene Herren Physiologen.

Um feststellen zu können, ob und um wie viel mehr Anstrengung die Leistungen der Frau erfordern würden, wenn auch sie den bislang ausschließlich vom Manne kultivirten Berufszweigen ihre Thätigkeit widmen würde, ist es vor allem nothwendig, die Arbeitskraft zu prüfen, welche die unter den gegenwärtigen socialen Zuständen von der Frau geforderten und auch thatsächlich erbrachten Leistungen nothwendig machen. Erst wenn wir die Summe der Tragkraft und Leistungsfähigkeit des weiblichen Organismus gezogen haben, welche die unter den heutigen Verhältnissen vom Weibe gelieferte Arbeit als nothwendig vorhanden voraussetzt, kann sich die Differenz ergeben zwischen der von den gegenwärtigen Leistungen der Frau verzehrten Arbeitskraft und derjenigen, welche die freie Arbeitskonkurrenz mit dem Manne von ihr erfordern würde.

Unterziehen wir demnach die Arbeit, welche in unserer Zeit von der Frau durschnittlich geleistet wird, einer wenn auch möglichst raschen, doch sorgsamen Prüfung.

Wir sehen, daß es zumeist die häuslichen Beschäftigungen sind, welche vom Weibe, sowohl vom verehelichten, als vom unverheiratheten, besorgt werden. Und mit Ausnahme der verhältnißmäßig wenigen Frauen, welche im Lehrfache, im Post- und Telegraphendienst Verwendung finden, sind ebenfalls wieder der häusliche Dienst und außer diesem die Hand- und Fabriksarbeit die fast ausschließlichen Erwerbsquellen, welche zur Gewinnung der Subsistenzmittel für sich selbst und eventuell für ihre Kinder auf ihre eigene Thätigkeit angewiesen sind.

Daraus, daß der Bereich weiblicher Beschäftigung so ungemein beschränkt ist, folgt natürlicherweise, daß die ihren Lebensunterhalt durch Arbeit gewinnenden Frauen sich in großer Menge den wenigen ihnen offenstehenden Erwerbszweigen zuwenden, hierdurch den Arbeitslohn herabdrücken und schließlich bei anstrengendster Thätigkeit dennoch nicht genug verdienen, um selbst die unerläßlichsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen.

Was geschieht mit diesen Unglücklichen?

Infolge der mit fortgesetzten Entbehrungen gepaarten dauernden Ueberanstrengung ihrer Kräfte gehen sie physisch zu Grunde und in zahllosen Fällen auch moralisch, da nicht alle unter ihnen jene hohe sittliche Kraft besitzen, die ihnen ermöglichen könnte, ihre Tugend gegen den natürlichen Trieb der Selbsterhaltung zu bewahren und mit heldenmüthiger Resignation der langsamen Aufzehrung ihrer Lebenskräfte zuzusehen.

Gern gebe ich zu, daß in Deutschland die Nothlage der Arbeiterinnen keine so entsetzliche ist als in England, wo in London nicht weniger als dreiunddreißigtausend solcher Personen leben, die „beständig dem Verhungern nahe, für einige Pence täglichen Lohnes arbeiten," und als in Frankreich, wo ein Statistiker bestätigt, daß die Frau durch Nadelarbeit täglich nicht mehr als zehn Sous verdienen könne, weil „die Maschinenarbeit täglich zehn Sous kostet, und wenn die Frau elf Sous verlangen würde, man ihr die Maschine vorzöge." Aber jemehr die Maschinenarbeit sich verbreitet, umsomehr steigert sich die Noth der Handarbeiterinnen und somit die Noth der Frau, indem sie vorzugsweise auf diesen Erwerb angewiesen ist.

Gegen die principielle Zuziehung der Frau in den freien Dienst der Oeffentlichkeit pflegt man mit Vorliebe auch die Einwendung zu erheben, daß sich dann auch verheirathete Frauen demselben zuwenden und dadurch ihrer Häuslichkeit und ihren Kindern entzogen würden, und daß speciell das Gedeihen der letzteren dadurch in hohem Grade geschädigt würde, wenn, wie jede berufsmäßige Beschäftigung es erfordert, eine an-

strengende Thätigkeit auch während jener für die Gesundheit und das Wohl der Nachkommen so wichtigen Epoche im Weiberleben fortgesetzt würde, wo das keimende Leben mannigfache Schonung des mütterlichen Organismus erheischt.

Ich wüßte aber in der That wenig Berufsarten aufzuweisen, welche eine solche temporäre Mäßigung der Arbeit unmöglich machten. Männer sind doch wahrlich auch öfters gezwungen, in Berücksichtigung ihres momentanen Gesundheitszustandes ihre Thätigkeit zeitweise zu unterbrechen und sich Erholung zu gönnen.

Außerdem habe ich hierzu zweierlei zu erinnern:

Erstens handelt es sich ja bei der Frage der Zulassung der Frauen zu allen ihnen bisher größtentheils verschlossenen Erwerbszweigen weit mehr um diejenigen des weiblichen Geschlechts, welche der Stütze eines Gatten ermangeln, entweder unvermählt oder verwittwet sind und welche daher jene in Rede stehende Störung ihrer Thätigkeit nicht zu gewärtigen haben. Der namhaften Zahl solcher Frauen all' die eine fortgesetzte Thätigkeit erfordernden Lebensbahnen zu verschließen, lediglich deshalb, weil Andere ihres Geschlechts infolge des erwähnten Familienereignisses hin und wieder in ihrer Beschäftigung unterbrochen werden können — — ei, das wäre denn doch eine ganz merkwürdige Konsequenz und Gerechtigkeit!

Zweitens gebe ich zu bedenken, daß Familienmütter sich ganz sicherlich nicht aus freiem Antriebe einer sie dem geliebten Gatten und theuern Kindern entziehenden Beschäftigung widmen werden, wenn nicht die besonderen Verhältnisse der Familie ihr diese fatale Nothwendigkeit auferlegen; daß es hingegen aber zahllose Familien giebt, deren dürftige Lage den Frauen, resp. Müttern, eine schwere Last häuslicher Verrichtungen und nebstbei vielfache Entbehrungen der allernöthigsten Bedingungen zur Erhaltung ihrer Gesundheit aufbürdet; daß sie von dieser auf ihren Schultern ruhenden Arbeitslast und von diesen harten Entbehrungen auch in jenem Zustande nicht verschont werden können, der es für ihre eigene und ihrer Kinder Gesundheit erforderlich machen würde, und daß *das Gedeihen der Nachkommen durch derartige Umstände weit schädlicher beeinflußt wird, als durch eine fortgesetzte, nicht übermäßig anstrengende Berufsthätigkeit der Mutter, deren Erträgniß ihr zudem die Mittel böte zu einer von Sorgen und Mangel freien Lebensweise.*

Es handelt sich also keineswegs darum, ob die Frauen *mehr* oder *weniger* arbeiten würden, da die Frauen ärmerer Klassen ja gerade unter den *obwaltenden* Verhältnissen eine ihre Kräfte oft übersteigende und dadurch ihre und ihrer Nachkommen Gesundheit schädigende Arbeitslast tragen, sondern es handelt sich vielmehr darum, *sich solcher Thätigkeit zu widmen, deren Früchte ihr selbst zugute kommen würden?*

Wer hat angesichts dieser Lage der Dinge — und daß dieselbe so ist, wie sie hier geschildert, wird jeder unparteiische Beobachter mir einräumen — die Stirne, zu behaupten, daß die freie Zulassung des weiblichen Geschlechts zu den bisher nur dem Manne reservirten Berufszweigen dem Weibe eine größere Arbeitslast aufbürden würde als diejenige ist, unter welcher das mittellose Weib gegenwärtig seufzt und nur zu oft erliegt? zu behaupten, daß die Frau von wissenschaftlichen Laufbahnen und industriellen Betriebszweigen um ihres eigenen Wohles willen, in Rücksicht auf ihren zarteren Organismus ausgeschlossen bleiben müsse? und sich der Erkenntniß zu verschließen, daß eine unberechenbar große Zahl Frauen unbemittelter Klassen durch diese despotische Einschränkung weiblicher Thätigkeit sicherem Verderben preisgegeben sind? Krankheit, Siechthum und Tod gähnt dem unter dem Joche willkürlich beschränkter Arbeitsberechtigung schmachtenden Weibe überall entgegen und für dasselbe giebt es keine Rettung als Sprengung der Ketten, die es in diesen verengten Kreis der Erwerbsfähigkeit fesseln, der nicht Raum genug giebt für die Menge der zur Beschaffung ihrer Existenzmittel auf eigene Arbeit angewiesenen Frauen.

Wenn, was zu leugnen Niemandem einfällt, die Eigenschaften der Frau verschieden sind von jenen des Mannes, so wird die Eigenart des Geschlechts, ebenso wie individuelle Anlagen vollkommen genügen, um die Frau davon abzuhalten, etwas leisten zu wollen, was zu leisten sie unvermögend ist oder worin sie vom Manne übertroffen werden muß. Einem solchen Irrthum, der Niemandem schädlicher wäre, als der Frau selbst, durch gesetzliche Einschränkung ihres Wirkungskreises vorbeugen zu wollen, ist gänzlich überflüssig und die Befürchtung ist eine

thörichte, daß die Frauen auch solche Beschäftigungen ergreifen würden, für welche sie sich absolut weniger eignen als der Mann. Hielt doch auch noch keine Regierung es für nothwendig, eine Verordnung zu erlassen, die einem schwächlichen Manne verbieten würde, als Lastenträger zu arbeiten, oder einem vierschrötigen Brauknecht, Ballettänzer zu werden.

Daraus, daß der weibliche Körper durchschnittlich kleiner ist als der männliche, beliebt man den Schluß zu ziehen, daß die Verrichtungen und Thätigkeiten der Frauen absolut andere sein müssen als die der Männer und daß es „unnatürlich sei, wenn Männer die den Frauen zukommenden und Frauen die den Männern zukommenden Beschäftigungen treiben."

Das ist leicht gesagt und klingt sehr vernünftig. Woher läßt es sich aber bestimmen, welche Beschäftigungen den Männern und welche den Frauen naturgemäß zukommen? Etwa aus den bestehenden Verhältnissen? Wir sehen die Türkinnen in den Harems der Reichen ein träges, rein sinnliches, aller Beschäftigung fernes Schlaraffenleben führen, die Frauen des amerikanischen Indianers die schwersten Arbeiten verrichten, zu welchen er zu träge ist; in den civilisirtesten europäischen Kulturstaaten sehen wir sie vor allem als die im Familienkreis waltende Hausfrau des Mannes thätig und in dürftigen Klassen als Fabriks- und Handarbeiterin ihr kümmerliches Leben fristen. Wir sahen aber auch Frauen auf den Thronen großer Staaten die Zügel der Regierung mit Kraft und Umsicht leiten, sahen viele erfolgreich mit Kunst, Literatur und Wissenschaft beschäftigt. Wo ist also die Grenze zu finden, welche männliche und weibliche Berufsthätigkeit — der Natur ihrer Geschlechtsverschiedenheit gemäß — von einander scheidet?

Die Entwickelung und Uebung der Fähigkeiten und Anlagen, mit welchen die Natur ihr Geschöpf ausgestattet, kann doch unmöglich unnatürlich sein und gegen die Absichten der Natur verstoßen! Und indem die Frau nach socialer Gleichstellung mit dem Manne ringt, fordert sie ja eben nichts als die freie Ausbildung und Verwerthung ihrer natürlichen Befähigung.

Wir sehen, daß die Wilden und Halb-Barbaren das weibliche Geschlecht gering achten, ihm die größten und beschwerlichsten Arbeiten aufbürden und damit die Ausbildung nicht nur seiner seelischen und geistigen Anlagen, sondern auch die der körperlichen feinen Formen, welche den Typus des Weiblichen ausmachen, verhindern. Geschieht denn aber nicht dasselbe in den dürftigen Klassen der sogenannten Kulturstaaten? Die Sklavinnen des Fabrikenthums, des Tagelohns, der Handarbeit, sind diese Unglücklichen nicht noch unendlich beklagenswerther und in der harmonischen Entwickelung ihres Geistes und Körpers noch weit mehr gehemmt als die Frauen und Töchter des Indianers, des Australiers und des Negers? Dort sehen wir das Weib, wenn auch der zarten, edlen Formen des Frauenthums entbehrend, doch zu kräftiger Naturwüchsigkeit entwickelt, hier hingegen verkümmern sie unter der Wucht, einer ihre Lebenskraft erschöpfenden ungesunden Arbeitslast und äußerster Entbehrungen oder siechen in den Folgen des aufgezwungenen Lasters einem frühen Tod entgegen. Nur in jenen Gesellschaftsschichten der Kulturvölker, wo eine nicht blos materielle, sondern moralische Civilisation dem Weibe eine freiere Entwickelung seiner Fähigkeiten gestattet, entwickelt sich das Weib zu voller, schöner Blüthe. Ja, man kann durchaus die Wahrnehmung machen: je freier und geachteter die Stellung des Weibes ist, um so vollkommener entwickelt sich das weibliche Geschlecht. Daraus ergiebt sich denn folgerichtig, daß eine vollständige Gleichstellung der beiden Geschlechter, wodurch die Unterdrückung des Weibes in jeder Hinsicht aufgehoben würde, der Entwickelung edler Weiblichkeit keineswegs zum Schaden gereichen könnte, sondern dasselbe nur zur höchsten Stufe edler harmonischer Bildung emporführen müßte.

Aus dem Gesagten wird ersichtlich, daß die Zulassung des weiblichen Geschlechts zu den bislang nur dem Manne offenstehenden Berufszweigen keineswegs das geistige und leibliche Verkommen der künftigen Generationen zur Folge haben müßte, sondern daß im geraden Gegentheil diese Neugestaltung der socialen Ordnung dem Gedeihen und der glücklichen Entwickelung der kommenden Geschlechter weit günstigere Bedingungen bieten würde als die gegenwärtigen gesellschaftlichen Einrichtungen.

Indem wir uns eben mit physiologischen Fragen des weiblichen Geschlechts beschäftigen, kann ich nicht umhin, schließlich noch eines Umstandes zu erwähnen, der, wenn auch in der

Theorie, doch leider noch nie in der Praxis gehörige Würdigung gefunden.

Unser Bestreben ist dahin gerichtet, die ökonomische Stellung der Frau im Staate zu heben; die industriellen Betriebszweige und die wissenschaftlichen Laufbahnen wollen wir der Frau geöffnet sehen, damit sie aus eigener Kraft sich ihre Existenz zu gründen vermöge. Brechend mit den althergebrachten verrosteten Traditionen weiblicher Erziehung, wollen wir unsere Mädchen durch gediegenen geistigen Unterricht und durch ethische Bildung dazu befähigen, sich durch ernste Thätigkeit eine ehrenvolle, ihre Zukunft sichernde Lebensstellung zu erringen. Wir können es uns nicht verhehlen, daß die Aufgabe, welche die Frau sich mithin stellt, eine größere ist, als die sie bisher erfüllte. Soll die Frau jedoch dieser Aufgabe entsprechen können, so bedarf sie nicht nur eines mit Kenntnissen bereicherten Geistes, sondern auch eines gesunden kräftigen Körpers. Aufgabe der Erziehung ist es daher, nicht nur den Geist zu bilden und das Gemüth zu formen, sondern auch den physischen Organismus zu frischer, voller Lebensthätigkeit zu entwickeln. Das Leben des Geistes steht in so innigem Zusammenhange mit dem des Körpers, daß die Pflege des letzteren unmöglich vernachlässigt werden kann, ohne auch auf die Leistungsfähigkeit des ersteren, ja selbst auf die Energie des Charakters hemmend einzuwirken. Je mehr die jungen Mädchen in der Erziehung zur Thätigkeit und zu ernsten Studien angehalten werden, um so nothwendiger ist es, auch ihre kräftige körperliche Entwickelung zu unterstützen. Hierzu sind aber zwei Dinge absolut nothwendig: genügender Genuß freier Luft und gymnastische Uebungen. Diejenigen, welche auf weibliche Erziehung betreffende Angelegenheiten maßgebenden Einfluß üben, mögen daher diese zur Erzielung eines tüchtigen lebenskräftigen Frauengeschlechts unerläßlichen Faktoren nie außer Acht lassen und es möge Sorge getragen werden, daß in den Erziehungsplan für junge Mädchen Gymnastik obligatorisch aufgenommen werde. Sie ist dem weiblichen Geschlecht ebenso wohlthuend als dem männlichen und schützt die Frauen vor vielen Erkrankungen, welche sonst während des Lebens sie heimsuchen. Vorzugsweise ist ihnen Turnen und Schwimmen zu empfehlen. Zum Gebrauch kalter Bäder und Waschungen sollen sie schon von Kindheit auf angehalten werden, nicht nur wegen der Nützlichkeit der Abhärtung, sondern auch wegen der Unterstützung eines rascheren Stoffwechsels, von welchem die Muskel- und Nervenkraft hauptsächlich abhängt. Dr. Beneke äußert sich folgendermaßen über die Wirkungen des Bades: „Wenn Kraftverbrauch auch Kraft erzeugt, so kann dies allerdings auch immer zum Theil durch die Einwirkung des gesteigerten Stoffwechsels auf die Körperbestandtheile bedingt sein, welche Wirkung eben hauptsächlich die des kalten Bades ist. Nur gesundes Blut giebt den Nerven das, was wir Kraft nennen, nur ein geregelter Stoffwechsel erhält das Blut gesund; aber wie der gebrauchte Muskel in seiner Ernährung einen Zuwachs erfährt, so wird auch der thätige Nerv durch Thätigkeit in uns noch unbekannter Weise an Energie, an Ausdauer, an Widerstandskraft gewinnen."

Wenn eine rationelle Erziehung die weibliche Jugend gestählte Nerven, gesundes Blut und elastische Muskeln gewinnen läßt und sie andererseits an ernste, konsequente Thätigkeit gewöhnt, dann erst wird es sich zeigen, welche Arbeitskraft in dem bisher theils verweichlichten, theils mißhandelten Frauengeschlecht, zum Schaden der ganzen menschlichen Gesellschaft, brachgelegt oder zu Grunde gerichtet wurde, und zu welcher Leistungsfähigkeit es entwickelt werden kann — nicht zum Nachtheil, sondern zum unermeßlichen Vortheil der Nachkommen solcher geistig und körperlich kernigen Frauen. Frischere Lebenskraft, gediegenere Tüchtigkeit der künftigen Generationen, dies ist die Perspektive, welche sich der von uns gewollten Reform in der weiblichen Erziehung und in der staatsrechtlichen und ökonomischen Stellung der Frau erschließt, nicht — wie manche Medizinmänner besorgen — das geistige und leibliche Verkommen der späteren Geschlechter.

thörichte, daß die Frauen auch solche Beschäftigungen ergreifen würden, für welche sie sich absolut weniger eignen als der Mann. Hielt doch auch noch keine Regierung es für nothwendig, eine Verordnung zu erlassen, die einem schwächlichen Manne verbieten würde, als Lastenträger zu arbeiten, oder einem vierschrötigen Brauknecht, Ballettänzer zu werden.

Daraus, daß der weibliche Körper durchschnittlich kleiner ist als der männliche, beliebt man den Schluß zu ziehen, daß die Verrichtungen und Thätigkeiten der Frauen absolut andere sein müssen als die der Männer und daß es „unnatürlich sei, wenn Männer die den Frauen zukommenden und Frauen die den Männern zukommenden Beschäftigungen treiben."

Das ist leicht gesagt und klingt sehr vernünftig. Woher läßt es sich aber bestimmen, welche Beschäftigungen den Männern und welche den Frauen naturgemäß zukommen? Etwa aus den bestehenden Verhältnissen? Wir sehen die Türkinnen in den Harems der Reichen ein träges, rein sinnliches, aller Beschäftigung fernes Schlaraffenleben führen, die Frauen des amerikanischen Indianers die schwersten Arbeiten verrichten, zu welchen er zu träge ist; in den civilisirtesten europäischen Kulturstaaten sehen wir sie vor allem als die im Familienkreis waltende Hausfrau des Mannes thätig und in dürftigen Klassen als Fabriks- und Handarbeiterin ihr kümmerliches Leben fristen. Wir sahen aber auch Frauen auf den Thronen großer Staaten die Zügel der Regierung mit Kraft und Umsicht leiten, sahen viele erfolgreich mit Kunst, Literatur und Wissenschaft beschäftigt. Wo ist also die Grenze zu finden, welche männliche und weibliche Berufsthätigkeit — der Natur ihrer Geschlechtsverschiedenheit gemäß — von einander scheidet?

Die Entwickelung und Uebung der Fähigkeiten und Anlagen, mit welchen die Natur ihr Geschöpf ausgestattet, kann doch unmöglich unnatürlich sein und gegen die Absichten der Natur verstoßen! Und indem die Frau nach socialer Gleichstellung mit dem Manne ringt, fordert sie ja eben nichts als die freie Ausbildung und Verwerthung ihrer natürlichen Befähigung.

Wir sehen, daß die Wilden und Halb-Barbaren das weibliche Geschlecht gering achten, ihm die gröbsten und beschwerlichsten Arbeiten aufbürden und damit die Ausbildung nicht nur seiner seelischen und geistigen Anlagen, sondern auch die der körperlichen feinen Formen, welche den Typus des Weiblichen ausmachen, verhindern. Geschieht denn aber nicht dasselbe in den dürftigen Klassen der sogenannten Kulturstaaten? Die Sklavinnen des Fabrikenthums, des Tagelohns, der Handarbeit, sind diese Unglücklichen nicht noch unendlich beklagenswerther und in der harmonischen Entwickelung ihres Geistes und Körpers noch weit mehr gehemmt als die Frauen und Töchter des Indianers, des Australiers und des Negers? Dort sehen wir das Weib, wenn auch der zarten, edlen Formen des Frauenthums entbehrend, doch zu kräftiger Naturwüchsigkeit entwickelt, hier hingegen verkümmern sie unter der Wucht, einer ihre Lebenskraft erschöpfenden ungesunden Arbeitslast und äußerster Entbehrungen oder siechen in den Folgen des aufgezwungenen Lasters einem frühen Tod entgegen. Nur in jenen Gesellschaftsschichten der Kulturvölker, wo eine nicht blos materielle, sondern moralische Civilisation dem Weibe eine freiere Entwickelung seiner Fähigkeiten gestattet, entwickelt sich das Weib zu voller, schöner Blüthe. Ja, man kann durchaus die Wahrnehmung machen: je freier und geachteter die Stellung des Weibes ist, um so vollkommener entwickelt sich das weibliche Geschlecht. Daraus ergiebt sich denn folgerichtig, daß eine vollständige Gleichstellung der beiden Geschlechter, wodurch die Unterdrückung des Weibes in jeder Hinsicht aufgehoben würde, der Entwickelung edler Weiblichkeit keineswegs zum Schaden gereichen könnte, sondern dasselbe nur zur höchsten Stufe edler harmonischer Bildung emporführen müßte.

Aus dem Gesagten wird ersichtlich, daß die Zulassung des weiblichen Geschlechts zu den bislang nur dem Manne offenstehenden Berufszweigen keineswegs das geistige und leibliche Verkommen der künftigen Generationen zur Folge haben müßte, sondern daß im geraden Gegentheil diese Neugestaltung der socialen Ordnung dem Gedeihen und der glücklichen Entwickelung der kommenden Geschlechter weit günstigere Bedingungen bieten würde als die gegenwärtigen gesellschaftlichen Einrichtungen.

Indem wir uns eben mit physiologischen Fragen des weiblichen Geschlechts beschäftigen, kann ich nicht umhin, schließlich noch eines Umstandes zu erwähnen, der, wenn auch in der

Theorie, doch leider noch nie in der Praxis gehörige Würdigung gefunden.

Unser Bestreben ist dahin gerichtet, die ökonomische Stellung der Frau im Staate zu heben; die industriellen Betriebszweige und die wissenschaftlichen Laufbahnen wollen wir der Frau geöffnet sehen, damit sie aus eigener Kraft sich ihre Existenz zu gründen vermöge. Brechend mit den althergebrachten verrosteten Traditionen weiblicher Erziehung, wollen wir unsere Mädchen durch gediegenen geistigen Unterricht und durch ethische Bildung dazu befähigen, sich durch ernste Thätigkeit eine ehrenvolle, ihre Zukunft sichernde Lebensstellung zu erringen. Wir können es uns nicht verhehlen, daß die Aufgabe, welche die Frau sich mithin stellt, eine größere ist, als die sie bisher erfüllte. Soll die Frau jedoch dieser Aufgabe entsprechen können, so bedarf sie nicht nur eines mit Kenntnissen bereicherten Geistes, sondern auch eines gesunden kräftigen Körpers. Aufgabe der Erziehung ist es daher, nicht nur den Geist zu bilden und das Gemüth zu formen, sondern auch den physischen Organismus zu frischer, voller Lebensthätigkeit zu entwickeln. Das Leben des Geistes steht in so innigem Zusammenhange mit dem des Körpers, daß die Pflege des letzteren unmöglich vernachlässigt werden kann, ohne auch auf die Leistungsfähigkeit des ersteren, ja selbst auf die Energie des Charakters hemmend einzuwirken. Je mehr die jungen Mädchen in der Erziehung zur Thätigkeit und zu ernsten Studien angehalten werden, um so nothwendiger ist es, auch ihre kräftige körperliche Entwickelung zu unterstützen. Hierzu sind aber zwei Dinge absolut nothwendig: genügender Genuß freier Luft und gymnastische Uebungen. Diejenigen, welche auf weibliche Erziehung betreffende Angelegenheiten maßgebenden Einfluß üben, mögen daher diese zur Erzielung eines tüchtigen lebenskräftigen Frauengeschlechts unerläßlichen Faktoren nie außer Acht lassen und es möge Sorge getragen werden, daß in den Erziehungsplan für junge Mädchen Gymnastik obligatorisch aufgenommen werde. Sie ist dem weiblichen Geschlecht ebenso wohlthuend als dem männlichen und schützt die Frauen vor vielen Erkrankungen, welche sonst während des Lebens sie heimsuchen. Vorzugsweise ist ihnen Turnen und Schwimmen zu empfehlen. Zum Gebrauch kalter Bäder und Waschungen sollen sie schon von Kindheit auf angehalten werden, nicht nur wegen der Nützlichkeit der Abhärtung, sondern auch wegen der Unterstützung eines rascheren Stoffwechsels, von welchem die Muskel- und Nervenkraft hauptsächlich abhängt. Dr. Beneke äußert sich folgendermaßen über die Wirkungen des Bades: „Wenn Kraftverbrauch auch Kraft erzeugt, so kann dies allerdings auch immer zum Theil durch die Einwirkung des gesteigerten Stoffwechsels auf die Körperbestandtheile bedingt sein, welche Wirkung eben hauptsächlich die des kalten Bades ist. Nur gesundes Blut giebt den Nerven das, was wir Kraft nennen, nur ein geregelter Stoffwechsel erhält das Blut gesund; aber wie der gebrauchte Muskel in seiner Ernährung einen Zuwachs erfährt, so wird auch der thätige Nerv durch Thätigkeit in uns noch unbekannter Weise an Energie, an Ausdauer, an Widerstandskraft gewinnen."

Wenn eine rationelle Erziehung die weibliche Jugend gestählte Nerven, gesundes Blut und elastische Muskeln gewinnen läßt und sie andererseits an ernste, konsequente Thätigkeit gewöhnt, dann erst wird es sich zeigen, welche Arbeitskraft in dem bisher theils verweichlichten, theils mißhandelten Frauengeschlecht, zum Schaden der ganzen menschlichen Gesellschaft, brachgelegt oder zu Grunde gerichtet wurde, und zu welcher Leistungsfähigkeit es entwickelt werden kann — nicht zum Nachtheil, sondern zum unermeßlichen Vortheil der Nachkommen solcher geistig und körperlich kernigen Frauen. Frischere Lebenskraft, gediegenere Tüchtigkeit der künftigen Generationen, dies ist die Perspektive, welche sich der von uns gewollten Reform in der weiblichen Erziehung und in der staatsrechtlichen und ökonomischen Stellung der Frau erschließt, nicht — wie manche Medizinmänner besorgen — das geistige und leibliche Verkommen der späteren Geschlechter.

Gegend nach niemals vorkommen. — Da die Mehrzahl der Frauen, gleichviel ob mit mehr oder weniger Berechtigung, von der Unfehlbarkeit ihres Geschmacks überzeugt ist, so möchten wir ihnen zum Schluß die sehr beachtenswerthen Worte des Philosophen Lazarus in Bezug auf diesen Gegenstand vorführen:

„Ich will der oft gehörten Meinung entgegentreten, als ob die Fragen des Geschmacks in ganz besonderem Maße oder aus ganz besonderen Gründen der individuellen Entscheidung anheim fielen. Wenn man die sprüchwörtliche Meinung, daß über den verschiedenen Geschmack nicht zu streiten sei, in dem Sinne nimmt, daß darüber nicht gestritten werden soll, weil Jeder in Sachen des Geschmacks schlechthin Selbstgesetzgeber ist, dann bedeutet sie eine bloße Albernheit. Denn jeder Geschmack gründet sich, wenn er überhaupt irgend begründet ist, auf ästhetische Anschauungen und diese gehen schließlich auf ästhetische Gesetze zurück, welche eine absolute Geltung haben, aber nur als Erfolg ernster, wissenschaftlicher Arbeit zur sicheren Erkenntniß kommen."

Harriet Martineau.

Ein Frauenleben des 19. Jahrhunderts.

Von B. von der Lage.

Am 26. Dezember 1883 hatte sich eine zahlreiche Versammlung namhafter Personen in der Old South Hall in Boston eingefunden. Man harrte erwartungsvoll der Enthüllung der im Saale stehenden Statue. Nach zwei feierlichen Reden der Herren William Lloyd Garrison jun. und Wendell Phillips enthüllte der fallende Vorhang eine sitzende Frauengestalt, in weißem Marmor ausgeführt. Das Haupt erhoben, mit einem leichten, auf den Rücken fallenden Schleier geschmückt, blickte die weiße Gestalt bewegungslos in die Ferne, als ob sie, wie so oft im Leben, in die Geheimnisse der Zukunft mit Seherblick eindringen wollte, während die auf dem Schoß gefalteten Hände ein Manuskript hielten. „Die Versammlung saß einige Augenblicke wie gebannt, als die weiße Figur sichtbar wurde, dann aber erhob sich ein solcher Begeisterungsausbruch, wie er wohl in früheren Zeiten in der historischen Halle gehört worden war, in welcher diese Ceremonie statt fand." Diese Statue stellte Harriet Martineau dar, die „arme, taube Norwicher Näherin", die, obgleich 26 Jahre ihres Lebens schwer krank, eine rastlose Thätigkeit ausgeübt hat auf Gebieten, deren Betreten die Männer uns Frauen meist als von der Natur versagt betrachten.

Harriet stammte von einer nach England geflüchteten Hugenottenfamilie ab und ererbte als vorzüglichsten Reichthum von ihren Eltern einen klaren, scharfen, kräftigen Verstand und strenge Gewissenhaftigkeit. Sie wurde als sechstes Kind am 12. Juni 1802 zu Norwich geboren, woselbst ihr Vater Fabrikant war. Infolge der durch die Pflichtvergessenheit ihrer ersten Wärterin ihr ihr ganzes Leben anhaftenden Kränklichkeit und des etwas schroffen Charakters ihrer sonst außerordentlich selbstlosen Mutter war Harriets Kindheit keine glückliche. Sie klagt selbst, „daß ihr Leben keinen Frühling hatte", „daß die Schwierigkeit, heiter zu leben groß sei, wenn von fünf Sinnen drei fehlen" (Geruch und Geschmack von frühester Kindheit an, Gehör seit dem zwölften Jahre). Ein überaus schwacher Magen, auf dessen Zartheit die Mutter keine Rücksicht glaubte nehmen zu dürfen, verursachte ihr Tag und Nacht nervöse Zustände, Alpdrücken und grundlose Beklemmungen, so daß „sie kaum je frei von Angst und Schrecken war". Weder bei ihren körperlichen noch geistigen Leiden bei ihrer Mutter Sympathie findend, lebte Harriet ein eigenes nach innen gekehrtes Leben, bildete sich ihr eigenes selbständiges Urtheil über die Verhältnisse des sie umgebenden Lebens, dessen Ungerechtigkeiten sie, einzelne leidenschaftliche Ausbrüche abgerechnet, mit Fassung zu ertragen

lernte. Ihre große Charakterstärke bildete sich in diesen Kämpfen gegen ihre Leidenschaftlichkeit aus, aber die sanfte, liebebedürftige Seite ihres Wesens litt schwer unter diesem Mangel an Herzenssonnenschein. Den Ihrigen erschien sie eigensinnig, reizbar und hartnäckig, auch galt sie allgemein für ein unbegabtes Kind. Dennoch war sie eine geistig so kräftige und selbständige Natur, daß sie von frühester Jugend an sich ihren eigensten Fähigkeiten gemäß bildete. Von ihrem siebenten bis zu ihrem vierzehnten Jahre war Milton ihr Hauptstudium in ihren freien Augenblicken; von Milton, Shakespeare, Goldsmith und Thomson wußte sie ganze Seiten und Szenen auswendig, und kein Wunder ist es, daß der mit diesen Bildern angefüllte Kopf des kleinen Mädchens die trockenen Elemente der realen Wissenschaften nicht aufnehmen wollte. Ihren ersten Unterricht empfing sie im elterlichen Hause von und mit ihren Brüdern und Schwestern, zwei Jahre besuchte sie eine Pensionsanstalt, in der Knaben und Mädchen zugleich unterrichtet wurden. Nach einer Pause von einem Jahre, während dessen sie wieder Privatunterricht erhielt, und nach einem fünfzehnmonatlichen Aufenthalt in einer anderen Pensionsanstalt in der Nähe von Bristol war ihre Erziehung beendet. Außer den gewöhnlichen Elementarien lernte sie Latein, Französisch und Musik. Ihre Hauptzeit aber war weiblichen Arbeiten gewidmet, zu deren gründlichster Erlernung sie von ihrer Mutter streng angehalten wurde. Jeden Gegenstand ihrer Kleidung, selbst seidene Schuhe und Strohhüte, lernte sie mit ihren Schwestern selbst anfertigen, während eines der jungen Mädchen Werke über Geschichte und Literatur, sowie Biographien berühmter Persönlichkeiten vorlas. Obgleich Harriet große Freude an jeder Art von Handarbeit fand und bis in ihr spätestes Alter bewahrte, es auch darin zu ungewöhnlicher Fertigkeit brachte, beklagt sie dennoch bitter den Verlust an kostbarer Zeit, den diese Beschäftigung verursacht und die schädlichen physischen und moralischen Folgen derselben. „Niemand", schreibt sie, „kann lieber nähen als ich, aber anhaltendes Nähen erschöpft die Kräfte und reizt die Nerven im höchsten Grade. Die kritisirende Unterhaltung (censorious gossip) beim Nähen, welche der Fluch unserer Jugend war, verschwendete mehr von unseren kostbaren jugendlichen Kräften und Fähigkeiten als irgend welche Reue oder Besserung in späterem Leben wieder gut machen konnten." Ihre Privatlektüre konnte sie nur verstohlen treiben, so hatte sie meistens während der Arbeit ein Buch unter derselben verborgen, oder sie las beim Scheine des Kaminfeuers, während die Familie noch beim Nachtisch saß. Ihre ernsteren Privatstudien mußte sie des Nachts treiben, während man sie schlafend glaubte. Ihr Haupttrost in ihrer Kindheit aber war ihre kindliche Liebe zu Gott, ihre feste Glaubensfreudigkeit, die ihr Aufopferung, Demuth, Treue und unerschütterlichen moralischen Muth einflößte, obgleich sie fast vor allen Menschen zitterte. Die Bibel wußte sie auswendig.

Je mehr sie heranreifte, desto ernster wurde ihr Drang nach gründlichem Studium, und trotz der vielfachsten Hindernisse wußte sie Zeit zu finden zu literarischen Privatarbeiten; sie übersetzte lateinische Klassiker, Sonnette Petrarkas übertrug sie in Verse und studirte Philosophie, Studien, die erschwert wurden einerseits dadurch, daß sie die Augenblicke dazu stehlen mußte, und Niemand in der Familie diese Beschäftigung billigte, andererseits durch die schwere Heimsuchung, die ihr durch den allmählichen Verlust des Gehörs zu Theil wurde, und die sie mit solcher Seelenstärke ertrug, daß Keiner in ihrer Umgebung ihre inneren Qualen ahnte. Neue Kämpfe standen ihr bevor, als ihr Herz auch die Liebe kennen lernte. Drei Jahre ertrug sie die Ungewißheit, ob es gelingen würde, die der Vereinigung mit ihrem Geliebten, einem Freunde ihres Bruders, im Wege stehenden Hindernisse zu überwinden. Nachdem sie sich endlich mit ihm verloben durfte, bestand der junge Mann seine Examina, erhielt eine segensreiche Thätigkeit als Prediger in Manchester, wurde aber bald darauf schwer krank; nach seiner Wiederherstellung hofften seine Eltern und sein Arzt ihn von der tiefen zurückgebliebenen Schwermuth zu heilen durch die Anwesenheit seiner Braut; der Sitte der damaligen Zeit folgend, untersagte Mrs. Martineau der Tochter diesen Besuch, und sechs Wochen später war Harriet eine verwittwete Braut. Nichts aber vermochte sie auf dem Wege der Selbsterziehung und Selbstbildung aufzuhalten, weder die körperlichen noch die geistigen Leiden, weder höchstes Glück noch tiefster Schmerz. Durch alles hindurch fand ihr Genius seinen Weg, und aus allem sog ihre Seele neue Kräfte, die geistige Freiheit des Individuums

und vor allem der Frau zu predigen. So begann sie noch inmitten aller oben geschilderten Kämpfe im Jahre 1822, zwanzig Jahre alt, gewissermaßen als Kur gegen alle Schmerzen, an einem frühen Septembermorgen ihre erste literarische Arbeit für die Oeffentlichkeit.

In mehr als einer Hinsicht ist dieser und die folgenden Artikel, die sie für eine monatliche Zeitschrift verfaßte, erwähnenswerth. Unter männlichem Pseudonym verbarg sich die jugendliche Schriftstellerin und plaidirte als „Mann" für das weibliche Geschlecht. So widmet sie den ersten Artikel den „Schriftstellerinnen über praktische Theologie" (Practical Divinity), den zweiten der weiblichen Erziehung. Im letzteren vertritt sie in maßvollster Weise das Anrecht der Frau auf geistige Ausbildung, ohne zu behaupten, daß die Fähigkeit derselben denen des Mannes gleichkäme. Die Gerechtigkeit aber verlange, daß man das vorhandene Quantum weiblicher Intelligenz, so klein es auch sei, ausbilde. Während der Knabe seinen höheren Studien in der Schule und auf der Universität obliegt, „ist das Mädchen gewöhnlich an niedere Beschäftigungen gebunden, ihr Streben nach Kenntniß wird unterdrückt, sie wird belehrt, daß gründliches Wissen dem weiblichen Geschlecht nicht zukomme; fast ihre ganze Zeit wird zur Erlernung technischer Fertigkeiten verwendet, und so, ehe sie sich ihrer eigenen Kräfte bewußt ist, werden dieselben in ihrer Entwicklung für immer gehemmt und gefesselt; und wenn die natürlichen Folgen dieser Behandlungsweise sich zeigen, so stimmen alle darin überein, daß die Fähigkeiten der Frauen denen der Männer untergeordnet sind." Wunderbar ist es, daß dieselbe Argumentation noch heute nöthig ist, und daß noch heute weibliche Arbeiten unparteiische Beurtheilung und Aufnahme unter männlicher Fahne suchen müssen. Ein Band religiöser Betrachtungen und Gebete folgte, anonym, aber unterzeichnet „von einer Dame", die Frucht ihrer religiösen Wärme und ihrer philosophischen Studien. Die günstige Aufnahme dieses Buches, welche bald eine 2. Auflage nöthig machte, ermuthigte sie zu einem 2. Bande, welcher unter materiellen Sorgen der schwersten Art entstand. Harriets Vater, durch die Zeitverhältnisse von ernsten pekuniären Verlusten betroffen, starb kurz nach dem Erscheinen des Werkchens, und die bedrängten Vermögensumstände ließen zum erstenmale der Familie Harriets schriftstellerische Thätigkeit als nicht ganz verwerflich erscheinen. Einige kleinere Erzählungen wurden einem Verleger übergeben und veröffentlicht, so daß ein neuer Schmerz ihres Lebens ihre Laufbahn einweihte und sanktionirte. Andere Erzählungen, im Tone der Sonntagsschulbücher, folgten, unter denen zwei schon Themata der Nationalökonomie behandelten, obgleich sie bis zu der Zeit noch kein Buch über diesen Gegenstand gelesen hatte. In demselben Jahr (1827) erschien ihr erstes Werk unter eigenem Namen.

Diese unausgesetzte geistige Thätigkeit aber durfte nur ihre Nebenbeschäftigung sein, denn niemand in ihrer Familie hielt dieselbe für einen ausreichenden Erwerb, sie mußte daher nicht nur ihre eigenen Kleidungsstücke anfertigen, sondern auch viel für Geld nähen. Diese ungeheure Anstrengung, die es ihr möglich gemacht hatte, die inneren Schmerzen zu ertragen, warf sie aufs Krankenlager; nachdem sie sich kaum einigermaßen erholt hatte, begann sie mit erneuter Energie ihre rastlose Thätigkeit. Sie wurde eifrige Mitarbeiterin einer Zeitschrift, und diese Beschäftigung brachte ihr zwar wenig Geld ein, förderte aber durch die scharfe und doch wohlwollende Kritik des Herausgebers ihre Entwickelung intellektuell und stylistisch unendlich. Philosophische Fragen ernstester Art bildeten den Gegenstand dieser Artikel, die wieder anonym erschienen. Ihr literarischer Ruhm war noch nicht begründet, ihr Rathgeber und Freund aber prophezeite, daß „sie einer der ersten Schriftsteller des Jahrhunderts werden würde, wenn sie fortführe." Und sie fuhr fort trotz neuer Familienbedrängniß. Der letzte Rest des väterlichen Vermögens ging verloren, die beiden unverheiratheten Schwestern Harriets mußten Erzieherinnen werden, sie selbst aber blieb bei der Mutter, welche äußerte: „bei ihrer Taubheit weiß ich nicht, wie sie jemals (außer dem Hause) ihr Brot erwerben soll." Und was war die tägliche Arbeitsleistung dieser armen bemitleideten tauben Tochter? Den Tag über nähte und stickte sie für Geld. „Jede Nacht aber," so heißt es in ihrer Selbstbiographie, „schrieb ich bis 2 oder 3 des Morgens und war dennoch, der Hausordnung gemäß, um 8 Uhr pünktlich am Frühstückstisch. Manchesmal war ich derartig nervös aufgeregt und abgespannt, daß ich im Zimmer auf- und abgehen mußte, ehe ich

den Schlußsatz zu dem Artikel hinzufügen konnte. Und dennoch war ich sehr glücklich. Das tiefgefühlte Bewußtsein geistiger Entwickelung und Expansionskraft war entzückend; herrlich war das Gefühl, alle meine Fähigkeiten anstrengen zu dürfen, durch meine Willenskraft alle Hindernisse zu überwinden und jene Kraft der öffentlichen Rede zu erlangen, zu der ich mich berufen fühlte." Aber alle ihre Arbeiten kehrten unwiderruflich von den Londoner Verlegern zu ihr zurück, nur der oben erwähnte Freund nahm sie, wie schon gesagt, mit Freuden für seine Zeitschrift an, konnte ihr aber nur ein jährliches Honorar von 15 Pfund anbieten. Unter dem Buchstaben B, hinter welchem ein männlicher Verfasser vermuthet wurde, veröffentlichte Harriet mit 26 Jahren diese Reihe philosophischer Aufsätze über die „Kunst des Denkens," in welchen sie den Lesern einen Abriß der Logik gab. Waren es auch nicht von ihr entdeckte Wahrheiten, so zeigte sie doch die fast ebenso schwere Kunst, die Gedanken anderer über ein abstraktes Thema, vollständig in sich aufzunehmen, selbstständig zu verarbeiten und klar und fließend Laien zu übermitteln, hinzufügend nicht nur die kraftvolle Sprache, sondern auch die aus eigener Beobachtung geschöpften Beispiele. Durch alle ihre Arbeiten geht der leitende Gedanke, die praktische Lebensmoral zu lehren; dies zeigte sich in ihren ersten und einfachsten Schriften, berührten sie die bescheidensten Fragen oder die tiefsten Probleme, und mit seltener Beständigkeit läßt sich dieses Prinzip noch in ihren letzten Lebenswerken erkennen; denn stets lehnt sie sich an die Thatsachen des wirklichen Lebens an und zieht aus ihnen Schlüsse.

Ihr erster Erfolg, welchen ihr bald darauf eine Reihe von Erzählungen brachte, in welchen sie Palästina zur Zeit des Messias behandelte, und welche großen Beifall fanden, in das Französische übersetzt und in Amerika nachgedruckt wurden, hätte es ihr möglich gemacht, nach London überzusiedeln, woselbst sie sich zu der Zeit vorübergehend aufhielt, und sich ganz litterarischer Arbeit zu widmen. Schon war ihr ein kleines aber sicheres Einkommen gesichert, ihre Verwandtschaft aber rieth der Mutter dringend, sie ihre alte Beschäftigung mit weiblichen Handarbeiten wieder aufnehmen zu lassen, und ihrer Einsicht folgend, berief die „Mutter, welche zwischen der erwachsenen Tochter und dem Todtenbette ihres Bräutigams gestanden hatte" die 27jährige Schriftstellerin zurück an die Näharbeit, und ihrem kindlichen Pflichtgefühl folgend, kehrte Harriet schweren Herzens heim. Harriets Auffassung der Handlungsweise ihrer Mutter, stellt folgender Satz dar: „Meine Mutter empfing mich sehr zärtlich; sie hatte keine andere Idee zu der Zeit, als daß sie *ihr* Bestes zu *meinem* Besten gethan hatte." Pläne zu neuen Arbeiten brachte sie heim. Die „British and Foreign Unitarian Association" hatte drei Preise ausgeschrieben für die besten Broschüren zur Bekehrung von Katholiken, Juden und Muhamedanern zum Unitarianismus. Harriet beschloß, sich um alle drei zu bewerben. Der erste Aufsatz von 150 Druckseiten ungefähr erhielt einstimmig den Preis und im Mai 1831 schreibt die Zeitschrift „The Monthly Repository": „Wir waren eben im Begriff, den Aufsatz zu besprechen, als die etwas aufregende Thatsache bekannt wurde, daß sie auch die anderen beiden Preise gewonnen hatte." Die Zeit bis zur Fällung des Urtheils füllte sie aus durch eine Erzählung für die Jugend, in welcher sie heranwachsende Mädchen warnen will, ihre so leicht überströmende Gefühlsinnigkeit nicht in Sentimentalität ausarten zu lassen. Verminderung häuslichen Glückes und socialer Thätigkeit werden als die Folgen davon hingestellt. Die Aufzählung ihrer Arbeit im Jahre 1830 möge dem Leser einen Begriff von Harriets Leistungsfähigkeit geben: Handarbeiten aller Art zum Verkauf, Anfertigen und Ausbessern ihrer Kleidung, Stricken von Strümpfen während des Lesens, Studium der deutschen Literaturgeschichte, „Traditions of Palestine" 170 Seiten, 5 Years of Jouth 264 Seiten, 3 theologische Aufsätze 300 Seiten und 52 Artikel verschiedener Länge für die Zeitschrift.

Der Herbst 1831 war der Wendepunkt ihres Lebens. Durch die Lektüre eines Werkes über Nationalökonomie wurde ihr klar, daß das, was sie schon in ihren früheren Erzählungen beschäftigte und was sie aus sich selbst geschöpft hatte, eine eigentliche Wissenschaft sei. Sie studirte Adam Smith und andere derartige Schriftsteller und faßte den Plan, das ganze System der Nationalökonomie in einer Reihe einfacher Erzählungen populär darzustellen. Sie erkannte, daß ein solches Wissen dem Volke noth sei, und sofort wurde ihr die Ausführung dieses Planes eine heilige Pflichterfüllung. Sie,

... Frau von 25 Jahren, kam der Kummer gegen die entfernten weiblichen Wesen auf unsere Seelen wie englische Kind wunder Finger und verwundete den Mitleid des Volkes so sehr sie uns nennen, dringenden Kurse in der Gesetzgebung zu nehmen, was eine richtige Verständnis zu vermitteln. Wenig verschieden war der Eindruck dieses Unternehmens. Während sie die beiden ersten Nummern dieses Organs verfügte schon sie in die hervorragendsten Londoner Verleger, mit der [illegible] Anfrage mit dem Versprechen ihnen solche sie selbst nach London um dem persönlich neuen Schritte zu thun. Endlich, nach beinahe 3 Wochen fand sie durch die Vermittelung eines [illegible] Freundes einen Verleger der unter sehr harten Bedingungen das Risiko trug des Blattes Verlängerung unternehmen wollte. Freilich stellte er die Bedingung, daß er nicht mehr als zwei Nummern veröffentlichen wollte, wenn nicht nach den ersten 14 Tagen 1500 Exemplare der ersten Nummer verkauft würden. 6½ englische Meilen von ihrem Hause entfernt, erhielt Harriet diese Nachricht zu einer Zeit zu sehen, wo niedergeschlagen machte sie sich zu Fuß auf den Weg, halbwegs verließen sie ihre Kräfte, und mit gebrochenen Augen gegen einen schmutzigen Zaun lehnend, rief sie in ihrem Herzen: „Gott muß doch gütig" Ihr Hause angelangt, schrieb sie in der Nacht [illegible] gedankenvolle und gesammelte Leser [illegible] zu ihrem Herz Fundamentlang daß sie dann noch in ihrem Kämmerlein in tiefer Niedergeschlagenheit, gegen 6 Uhr fiel sie endlich in Schlaf über schon um 7 9 Uhr daß sie wieder in der Arbeit fester als je zur Vollendung derselben entschlossen. 10 Tage nach Veröffentlichung der ersten Nummer war Harriet eine berühmte Persönlichkeit. Publikum und Presse wetteiferten mit einander das Werk der jungen Dame nach Inhalt und Form zu loben. Der ungeheure Erfolg zeigte, daß sie allein erkannt hatte, was noth that. Anerbietungen aller Art, Einladungen und Anfragen strömten auf sie ein, und als sie im Jahre 1832 nach London kam, Lionfeste, wurde sie „der Löwe" der Londoner vornehmen Gesellschaft.

Nach allen Pflichten wußte sie durch strenge Tageseintheilung gerecht zu werden. 5—6 Stunden Schlafs genügten ihr, der Vormittag von 7—2 Uhr gehörte der Arbeit, von 2—4 empfing sie Besuche, nach einem Spaziergange las sie die Zeitung, Lieder sich an und widmete sich ihren Freunden. Abends besuchte sie mit dem Hause, besuchte noch 2 oder 3 Gesellschaften und beendete den Tag mit Nachtwandern, ehe sie sich zur Ruhe legte. In dieser Weise lebte sie — obgleich von recht schwacher Konstitution — 2 Jahre und schrieb in dieser Zeit 34 Bändchen zu 150—160 Seiten. Jedes Buch behandelte ein nationalökonomisches Thema: irgend ein Land eines Erdtheiles zu die beschreibende Scenerie die Regierungs- und sozialen Verhältnisse der Einwohner mit welchem die Personen der Erzählung die verschiedenen Typen menschlicher Charaktere dem Thema entsprechend darstellten. Nach diesem Vorbilde die nationalökonomische Reihe Geschichtsbücher und Reisebeschreibungen entstehen. Typisch sie den Inhalt der Erzählung, die sie immer einander, sich ohne jede Verbindung unterschied wie „einen Brief". Und dennoch hatte diese Romane mehr „Klarheit Gründlichkeit und Lebendigkeit" hinein bringen können, als jene Bücher die darin entwickelten Theorien nicht mit den jetzigen Forschungen der damals so jungen Wissenschaft Schritt halten' die scharfe Logik, die sichere Beobachtung des Lebens und die Charakterzeichnung sind sie vollkommen. Ebenso vollkommen die Gesinnungstreue und der moralische Muth der Verfasserin. Obgleich wissend, daß ihre Werke am französischen und russischen Hofe gelesen wurden und in den beiden Ländern weite Verbreitung gefunden hatten, schonte sie sich nicht als Illustrationen Scenen aus der Geschichte derselben auszuwählen, die in Verbindung mit den dabei entwickelten Ideen die Monarchen aus Freunden in bittere Feinde verwandelten. Ihre Bücher wurden verboten, und Harriets Personalbeschreibung hing in Rußland, Oesterreich und Oesterreichisch Italien unter denen der Verbannten, deren Loos sie geschildert hatte.

Eine zweijährige Reise durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo sie sich zahlreiche Freunde, aber auch heftige Feinde durch ihr festes Auftreten gegen die Sklaverei erwarb, verschaffte ihr die Möglichkeit ein eingehendes Werk über die „Gesellschaft in Amerika" zu verfassen, um dessen Verlag sich nun die ersten Verleger Englands ebenso eifrig bewarben, wie sie früher ablehnend gewesen waren. In demselben wurden die Sklaven- und die Frauenfrage, sowie die Unterordnung unter die öffent-

liche Meinung als Hauptschäden der amerikanischen Gesellschaft dargestellt, wodurch sie die Zahl ihrer Feinde verdoppelte. Selbst in England erregte manche ihrer „freien Ansichten" lebhaften Anstoß, aber wie sie in dem Werke sagt: „giebt es nichts, wofür es werth wäre, Gedanken- und Redefreiheit zu opfern". Ein zweites Werk von 3 Bänden enthielt ihre persönliche Reisebeschreibung unter dem Titel „Ein Rückblick auf eine Reise im Westen." Kleinere und größere Aufsätze, ein Werk über die „Kunst der Beobachtung der Sitten und Gebräuche", verschiedene kleinere Bändchen, in welchen sie dem Volke in populärer Form vorzügliche Rathschläge über Hausführung und dergl. gab, endlich ein weniger gelungener Roman „Deerbrook" waren neben den oben erwähnten 6 Bänden die Frucht der nächsten 4 Jahre. Die ungeheure Thätigkeit unter erschwerenden Verhältnissen — ein dem Trunke ergebener brotloser Bruder, ihre erblindende Mutter und eine alte Tante lebten bei ihr und von ihr — warfen sie endlich auf ein langjähriges Krankenlager. Obgleich unter den heftigsten Schmerzen Tag und Nacht an das Lager gefesselt, rastete ihre Feder nicht und während der 5 Jahre ihrer ersten schweren Krankheit, „leistete sie", wie es in ihrer Biographie heißt, „so viel und so edle Arbeit, wie wir sonst nur von den thätigsten Personen in voller Gesundheit erwarten". Artikel, Briefe, ein zweiter Roman, 4 Jugenderzählungen, ein Band Aufsätze, „An Invalid" und eine Erzählung wurden vollendet, während sie so vom Bett zum Sopha getragen werden mußte und sehnsüchtig die Stunde erwartete, die ihr gestattete, wieder eins der ihr verordneten schmerzstillenden Mittel einzunehmen. Eine magnetische Kur stellte sie endlich vollständig wieder her; 6 Briefe an das „Athenäum" über ihre Kur bezeugen ihren festen Glauben an dieselbe. Eine Thatsache ist es jedenfalls, daß die folgenden 10 Jahre die gesundesten und glücklichsten ihres Lebens waren.

42 Jahre war Harriet alt, als sie endlich in jeder Beziehung die Freiheit erlangt hatte, sich ein eigenes Heim nach ihrer Neigung einzurichten, in welchem sie schalten und walten konnte nach ihrem Belieben, und das ihr die volle Möglichkeit gab, sich selbst und ihrer Lebensaufgabe zu leben. Bei Ambleside, an einem der schönen Seen im Norden Englands, erbaute sie sich nach selbst entworfenem Plan das warme Nest, das sie bald nicht mehr verlassen sollte. Ein hübsches kleines Giebelhaus ist es, auf einem felsigen Hügel, vor den Fenstern eine 20 Fuß breite Terrasse, von der schmale Treppen hinunter führen in den Garten am Fuße des Hügels. Im Garten erhebt sich eine Sonnenuhr, welche Harriets Lebensmotto als Devise trägt: Komm Licht! Besuche mich! Und lichtvoll und luftig waren auch die Zimmer des Hauses, mit großen hellen Fenstern und schöner Aussicht über Garten, Thal und See. Getreu ihrer humanen Gesinnung war die Küche ebenso behaglich wie ihr Arbeitszimmer, und da Bücher ihr Lebenselement waren, so fehlte auch in der Küche nicht die kleine Bibliothek zum Gebrauche für ihre Dienstboten. Hier vergingen ihr nun die folgenden 10 Jahre in lebhaftester Thätigkeit, in regem Verkehr mit ihren Freunden und rastloser Sorge für ihre Untergebenen und die übrigen Dorfbewohner. Ihr erstes größeres Werk waren ihre Erzählungen über das „Wald- und Wildgesetz", dessen schädlichen Einfluß auf die Gesellschaft und ganz besonders auf die Landleute und Arbeiter sie in 3 Bänden darlegte. Eine Erzählung für die Jugend „The Billow and the Rock" folgte; eine achtmonatliche Reise nach dem Orient durch Egypten, Palästina und Syrien war die Veranlassung, eine Beschreibung dieser Länder unter dem Titel „Eastern Life, Past and Present" zu veröffentlichen. Ihre Biographin erklärt dies Werk für ihr charakteristischstes, in welchem die ganze Reife ihres Innern zu Tage tritt, verbunden mit eindringender Auffassung, lebensvoller Darstellung und psychologischer und philosophischer Beleuchtung des Gesehenen, durchdrungen von edelster Menschlichkeit. „Household Education" und „History of the Thirty Years' Peace" folgten; letzteres schildert die Ereignisse und leitenden Persönlichkeiten Englands in den Jahren von 1815—1845. Von ihrer Unparteilichkeit und tiefen Auffassung giebt die Kritik ihres Buches im Athenäum (31. März 1849) Zeugniß. Auch in diesem Werke tritt sie wieder als tiefe Moralistin und denkende Psychologin auf, keine Mühe des Studiums scheuend, um die Wahrheit zu finden und keine Furcht kennend, dieselbe auszusprechen, obgleich die Verhältnisse der Gegenwart und hervorragende Persönlichkeiten ihr Thema waren. Genau und sicher in allen positiven Angaben, ist das Buch dennoch nach der Ansicht der Biographin von

„Das britische Regiment in Indien“ u. s. w. beweisen. Wieder zieht die „Frauenfrage“ ihre Aufmerksamkeit auf sich und wird beleuchtet in einem Aufsatz für die „Edinburgh Review“: „On Female Industry“, in welchem sie plaidirt für „die freie Entwickelung und den vollen Gebrauch der Kräfte jedes Gliedes der Gemeinde“, indem sie die Gründe hierfür in den veränderten socialen Verhältnissen sieht. In dem Buche „England und seine Soldaten“ sucht sie die Aufmerksamkeit auf Florence Nightingales Anstrengungen zu lenken; mehr als 90 lange Artikel behandeln die Sklavenfrage, andere Rußland und Amerika. Eine lebhafte und eingehende Korrespondenz ermöglichte der kranken Einsiedlerin in ihrer Zurückgezogenheit, die Fäden des täglichen Lebens weiter zu spinnen, so daß sie im Augenblicke der Gefahr, ihre klaren, von tiefer Kenntniß der Sache zeugenden und mit selbstständigen Gedanken durchwebten Leitartikel schreiben konnte. Im Jahre 1861, nachdem sie schon 6 schwere Jahre dieser zweiten und letzten Krankheit durchlebt hatte, veröffentlichte sie deren 109 über die heterogensten Gegenstände, wie z. B. Sidney Herbert, Arbeiterwohnungen, Volkszählungen, Wassermühlen, Java, Erziehungsgesetz, Sklaven in Amerika, Baumwolle, Prinz Albert u. s. w. Zu gleicher Zeit erschien alle 14 Tage ein langer Aufsatz in „Once a week“ und andere Arbeiten, unter denen die über „Dienstboten“ wegen ihres gesunden Menschenverstandes und ihrer warmherzigen Sympathie hervorgehoben zu werden verdient.

Im Jahre 1866 hatte ihre Krankheit solche Fortschritte gemacht, daß sie — obgleich geistig frisch — dennoch alle regelmäßige literarische Arbeit aufgeben mußte; so endete auch ihre Verbindung mit „Daily News“, für welche Zeitung sie seit 1852 1642 Leitartikel geschrieben hatte. Ihre letzte Arbeit war wie ihre erste im Interesse der Frauen; sie war es, welche durch ihre 4 Briefe an die „Daily News“ und ihren Aufruf an die Frauen Englands die Bewegung zur Revision der Sittenpolizeigesetze veranlaßte. Unausgesetzt suchte sie dieselbe zu unterstützen; lebhaft interessirte sie sich für das ärztliche Studium und das Stimmrecht der Frauen, aber ihre literarische Thätigkeit beschränkte sich von nun an fast nur auf ihre Briefe an ihre Freunde, denn immer heftiger wurden ihre Leiden und immer größer ihre Sehnsucht nach Erlösung. Fast 74 Jahre alt, mit Ohnmachten und Athembeschwerden kämpfend, mit schwachen Augen und Krampf in den Händen zwang ihre starke Seele dennoch den fast ganz erschöpften Körper, ihre Freundespflichten durch Korrespondenz und Handarbeiten zu erfüllen. Endlich am 27. Juni 1876, gerade als die untergehende Sonne ihre geliebten Hügel verklärte, ging auch ihre Heldenseele ein zur ewigen Ruhe, hörte das warme und muthige Herz, das nur der Pflicht gehorcht hatte, auf zu schlagen; eine der edelsten Frauen, eine Heldin der Neuzeit, hatte ihren Lebenskampf — denn ein solcher war ihr das Leben — beendet, unvergänglicher Lorbeer war der Lohn ihrer Heldenlaufbahn. Ihr Grab ist auf dem alten Kirchhofe zu Birmingham; dort ruht sie inmitten ihrer Verwandten; keine Inschrift außer Name, Alter, Geburts- und Sterbeort bezeichnen dasselbe. Unnöthig wäre eine solche Erinnerung: ihre Werke und ihr Charakter zeugen für sie.

Von ihren Werken hat diese Lebensskizze eine Vorstellung gegeben; nur Weniges bleibt noch hinzuzufügen und hervorzuheben. Auf religiösem, national-ökonomischem, philosophischem, historischem, moralischem und politischem Gebiete errang sie, wenn auch nicht die Siegespalme, dennoch allgemeinste Anerkennung, ja Bewunderung. Sie, ein Mädchen, fast ohne anderes als fortgesetztes Selbststudium, suchte in Regionen der Wissenschaft einzudringen, die sonst die Männer als ihre alleinige Domäne betrachten. Freilich war ihr Amt nicht das des Entdeckers; ist der aber, der sich einzuleben versteht in die Gedankentiefe Anderer, die Beobachtungen derselben mit dem Leben und eigenen Erfahrungen vergleicht, sie in sich aufnimmt als innerstes Eigenthum und sie einem weiten Kreis von Lesern in klarer allgemein verständlicher Form wiedergiebt, nicht vielleicht ebenso nützlich, in gewisser Weise ebenso originell, wenn auch nicht ganz gleich an genialer Kraft? Daß die Zeitgenossen Harriets sie so beurtheilten, bezeugen die vielfachen schriftlichen Aeußerungen über ihre Arbeiten. Mr. James Mill, Whately und Malthus bewunderten ihre Erzählungen über Nationalökonomie, die ersten Staatsmänner Englands, wie Lord Brougham (Lord Chancellor) und Lord Althorp (Chancellor of the Exchequer) bedienten sich ihrer Feder, um das Publikum auf neu vorgeschlagene Gesetze vorzubereiten, und seine Kritiker hielten diese Aufsätze für das

eigenste Werk Lord Broughams. Ihre Biographin äußert sich über ihre Erfolge in charakteristischer Weise: „Das gesammte Publikum männlicher Studenten ihrer Wissenschaft (Nationalökonomie) machte ihrer Arbeit das Kompliment, welches Männer in ihrer unbewußten Insolenz für das höchste halten, das man einer Frauenarbeit gegenüber aussprechen kann. Die milder Gesinnten sagten: „sie hat einen männlichen Verstand", die schärferen Kritiker erklärten, „daß die Bücher so gut wären, daß man unmöglich glauben könnte, sie wären von einer Frau geschrieben." Lord Jeffrey — der Herausgeber der „Edinburgh Review" — urtheilt von einem ihrer Romane „The Hour and the Man", dessen Held Toussaint L'Ouverture ist: „Das Buch ist nicht allein schön und rührend, sondern edel, und ich kann mich nicht erinnern, jemals mehr entzückt worden zu sein als hier durch die süße und beredte Sprache, die glühenden Schilderungen, durch die hohen und zarten Empfindungen. Das Buch muß seine Leser veredeln; es macht dem Herzen wie dem Talent und der Phantasie der Verfasserin große Ehre." Mr. Robinson, Wordsworths Schwiegersohn, schrieb von ihrem während ihrer ersten fünfjährigen Krankheit geschriebenen Werk „An Invalid": „Alle stimmen überein, daß es ein seltenes Buch ist . . . Es sind geniale und rührende Betrachtungen eines Kranken, der weder krank am Herzen, noch am Gemüthe ist." Ihr Stil wird dargestellt, als einer, voll der größten und klarsten Einfachheit, an dessen Sätzen nicht ein Wort zu ändern ist, der trotz der Einfachheit des Ausdruckes des Lesers Gedanken mit Macht ergreift, und dessenvollendeter Rhythmus bewunderungswürdig ist. Ihr Verständniß aller in die höchste Politik eingreifenden Verhältnisse unterlag keinem Zweifel; wie sie in Amerika anerkannt wurde, so auch in ihrer Heimath. Der Herausgeber der „Daily News" hatte sie Jahre lang gebeten, Irland zu durchreisen, um seinen Lesern ein klares Bild der Zustände dieses Landes zu geben. Der Kronprinz Oskar von Schweden und Graf Porro aus Mailand ersuchten sie um ähnliche Darstellung der Verhältnisse Schwedens und Oesterreichisch-Italiens. Ihr Aufsatz über „Auswärtige Politik" war so staatsmännisch und weise, so ruhig und dennoch so beredt, daß derselbe als Rede im Parlamente gehalten, sie als politische Rednerin berühmt gemacht hätte. Viele ihrer politischen Artikel für die „Daily News" wurden später als Buch herausgegeben und eifrig gelesen. Das Blatt selbst, für welches sie 14 jahrelang fast täglich arbeitete, war, eine der besten Londoner Zeitungen, gerade zu dieser Zeit vom höchsten Einflusse, da sie frei von jedem Parteiinteresse der „Advokat hoher Grundsätze" war. Sie, die kranke Frau, eingeschlossen in ihrem Häuschen in einem abgelegenen Dorfe, hielt die englische Welt im Klaren über alle wichtigen Tagesfragen, von ihr lernten die größten Staatsmänner Englands! Galt es einen edlen Gedanken der Menschlichkeit zu befördern, Mißbräuche zu bekämpfen, zu ihr kamen Briefe und Telegramme um Hülfe und Unterstützung, und so lange sie die Feder in ihrer erlahmenden Hand halten konnte, antwortete sie durch die That auf dieselben.

Diese letzte Thatsache weist hin auf die Größe ihres Charakters, der ihren literarischen Leistungen gleichkam. Ihre kurze Lebensbeschreibung hat gezeigt, wie Selbständigkeit der Arbeit und des Urtheils, sowie der Muth ihrer eigenen Meinnng ihre Haupteigenschaften waren. Ihr Beruf war in ihren Augen ein heiliges, ihr von Gott anvertrautes Amt, und diesem göttlichen Rufe brachte sie Menschenfurcht und mädchenhafte Scheu vor der öffentlichen Meinung zum Opfer. Lob und Tadel, Anerkennung und Herabsetzung stärkten in gleicher Weise ihre Seele, und Sydney Smith sagte schon im Beginn ihrer großen literarischen Thätigkeit nach ihrem rechten Erfolge: „Sie hat eine solche Zeit (des Kampfes) durchgemacht, wie kein Mädchen vor ihr, und dennoch hat sie ihre eigene Meinung und ihr eigenes Wesen bewahrt. Sie steht fest (she is safe!)." Während ihres Aufenthaltes in Amerika zog sie sich durch ihr Auftreten gegen die Sklaverei die erbittertsten Feinde zu, die ihr sogar nach dem Leben trachteten, sie aber „bereute nie ihre kühne Sprache". Nie fühlte sie sich durch den Gedanken versucht, ihre spätere Wirksamkeit zu sichern durch momentanes Zurückhalten ihrer Meinung. Der Augenblick der Gefahr fand sie bereit und willig, das Böse anzugreifen, „das Irrlicht der Hoffnung auf größeren Einfluß und Ruhm in der Zukunft lenkte sie nicht ab von dem Pfade des Rechthandelns und der Wahrheit in der Oeffentlichkeit". Dennoch war sie weiblich, oder lieber: menschlich genug, unter scharfen Angriffen zu leiden, und nach ihrer

Rückkehr von Amerika zitterte sie beim Empfang jedes überseeischen Briefes in fremder Handschrift. Edelmuth und Neidlosigkeit waren ihr gleichfalls in hohem Grade eigen. Als ihr nach vollendeter Uebersetzung von Comte's Werke der High Sheriff von Norfolk 500 Pfund zusandte als dankbare Anerkennung ihrer Leistung, bezahlte sie davon die Druckkosten und sorgte dafür, daß die Einnahme beim Verkauf der Exemplare zu gleichen Theilen ihr und M. Comte zuflossen. Als ihr Verleger Mr. Chapman Bankerott machte, ertrug sie ihren Verlust ohne Klage und unterstützte ihn durch unentgeltliche Arbeit. Voller Bewunderung preist sie in ihrem Buche „England und seine Soldaten" die aufopfernde Thätigkeit Miß Nightingales. Warmes Mitgefühl für alle Leiden und hohe Begeisterung für alles Edle gehören zu ihren Eigenschaften. „Sie trauerte tief über die Leiden ihrer persönlichen Freunde und des ganzen Landes (Amerika), aber ihre Seele erhob sich zu edelster Freude über den Muth, die Entschlossenheit und Hochherzigkeit der Bevölkerung." Zur Zeit der Baumwollen-Hungersnoth in Lancanshire schlug ihr Herz höher, wenn sie von der Geduld und dem Edelmuth der Arbeiter hörte. „Ihr Antlitz leuchtete und Thränen entströmten ihren Augen, wenn ihr eine edle That erzählt wurde; wie einfach auch der Thäter sein mochte, oder wie klein die That erscheinen könnte, es war in ihren Zügen zu lesen, welche Wonne es ihr verursachte, daß eine schöne, tapfere oder selbstlose Handlung verübt worden war." Ein späterer Herausgeber der „Daily News", Mr. Weir, schrieb von ihr: „Ich habe nie Jemand gesehen, und werde schwerlich je Einen treffen, der so darnach strebte, Fortschritt anzubahnen und der zugleich so praktische Mittel fände, zu diesem Ziele zu gelangen." Sie studirte selbst die Landwirthschaft, um ihren Dorfbewohnern Unterweisung darin zu geben, gründete eine Baugesellschaft und belehrte die Tagelöhner in Vorlesungen, durch praktisches Beispiel und Bücher, wie sie ihre Wohnungen und Felder verbessern könnten. Gegen Kranke und Gesunde ermüdete sie nie in hilfreichen Thaten.

Schon ihr Aeußeres zeigt, daß sie trotz aller sogenannten männlichen Eigenschaften ein echtes Weib war, im höchsten Sinne des Wortes. Nicht schön waren ihre Züge, aber von einem so seelenvollen Ausdruck, daß sie die Sympathie aller Wohlwollenden gewinnen mußte. Ihre Stirn war breit und hoch, ihre Augen hellgrau mit einem „ruhigen, aber süßen, fast flehenden (appealing) Blick. Ihr Haar war von außerordentlicher Weichheit als Zeichen einer echt sensitiven Organisation, ihre Hände und Füße klein". Und echt weiblich waren ihre Eigenschaften, die sie allen ihren Lebensgenossen gegenüber zeigte. Ihr kindlicher Gehorsam ging fast über die Grenzen hinaus, ihre Sorge für Verwandte, Freunde und Untergebene blieb sich bis zum letzten Athemhauche gleich, und hell und glockenrein erklang ihr Lachen noch in den letzten Jahren, wenn Freunde durch Scherze ihr Krankenzimmer erheitern wollten. Von Kindheit auf hatte sie die zarte Liebe für kleine Kinder, die als echtestes Kennzeichen eines weiblichen Herzens gilt; noch in ihren letzten Lebensstunden waren Kinder ihre nie zurückgewiesenen Gäste. Ihre Briefe an die Kleinen ihrer Verwandten und Freunde waren von entzückender Frische, und alle Kinder, mit denen sie in Berührung kam, erwiderten ihre Liebe von ganzem Herzem. Ihre Dienstboten hingen mit ganzer Seele an ihr, ihr letztes Dienstmädchen schob ihre Heirath Jahre lang auf, um sie nicht vor ihrem Tode zu verlassen. Der Schmerz bei dem Tode ihres Bräutigams war ein so tiefer, wie ihn je ein weibliches Herz empfand. Sie schildert ihn mit solcher hinreißenden Beredsamkeit, daß selbst der größte Gegner höherer weiblicher Ausbildung aus ihren Worten erkennen muß, daß Entwickelung des Intellektes die Zartheit der Empfindung nicht zu schwächen braucht. Schon die Ausschmückung ihres Hauses beweist den letzteren Satz. Auf allen Seiten war ihre Villa von Schlingpflanzeu umgeben; ewig grüner Epheu, Jasmin, Clematis, Passionsblume und Waldrebe machten es zu einem poetischen Aufenthalt. Und selbst die Tugenden der Häuslichkeit fehlten ihr nicht. Ihre Liebe zu Handarbeiten ist schon hervorgehoben, sie verließ sie nicht bis zum letzten Augenblicke. Selbst während ihrer größten literarischen Thätigkeit bereitete sie sich ihren Kaffee selbst und wischte den Staub in ihrem Arbeitszimmer. Besucher überraschten sie eines Tages beim Fensterputzen, und als sie ihre Bücher geschrieben hatte zur Unterweisung von Dienstboten, hatte sie in denselben alle Handtierungen des Haushaltes so genau beschrieben, daß sich das Gerücht verbreitete, sie

wäre selbst ein „Mädchen für alles" gewesen. Mr. Robinson schreibt von ihr: „Miß M. ist ein Gegenstand des Neides in Folge ihrer vorzüglichen häuslichen Einrichtungen. Mrs. Wordsworth erklärt, daß sie das Muster einer Hausfrau sei, daß sie ihre Untergebenen glücklich mache und ihren Nachbarn ein lebendes Beispiel sei."

Was ist es nun, daß aus solchem Lebenslaufe uns als eine Lehre hervorleuchtet? Daß die geistigen Gaben ungleich vertheilt sind auf Individuen, aber nicht nothgedrungen auf die Geschlechter, daß eine Lücke entstanden wäre, man darf wohl sagen fühlbar für das Wohl einer ganzen Nation, wenn es Harriet nicht vergönnt gewesen wäre, sich gemäß ihren Anlagen zu entwickeln, daß unverheirathete Mädchen unter Umständen ihren Platz im Leben besser ausfüllen können, als verheirathete; denn sie nützte Tausenden, ohne die von ihr Abhängigen zu vernachlässigen, daß eine kräftige Erziehung selbst den schwächeren Mädchen heilsamer ist, als unsere moderne weichlich-sentimentale, und daß intellektuelle Ausbildung den vorhandenen zarten Gefühlen keinen Abbruch thut, sondern sie veredelt, indem sie sie in die richtigen Bahnen lenkt.

„Auf den Pfaden, auf welchen Harriet Martineau zuerst fast allein wandelte", so schließt ihre Biographin, „folgen ihr jetzt viele Frauen. Ernste Studien, Antheil an socialen Reformen, eine unabhängige, selbständige Laufbahn und Freiheit der Gedanken und des Ausdrucks, alle diese Güter sind durch die Verhältnisse der Jetztzeit Tausenden von Frauen erreichbar gemacht, welche nie gewagt haben würden, diese Vortheile zu fordern zu der Zeit, in der sie lebte. In einer früheren Epoche würde dies selbst ihr unmöglich gewesen sein. So war sie die Pionierin der neuen Ordnung, die unter dem Fortschritt der Civilisation unvermeidlich war. Die Buchdruckerpresse, welche die Worte des Denkers vervielfältigt, die Dampfmaschine, welche die Presse bedient und das Produkt derselben sodann in die Ferne führt, und der elektrische Telegraph, welcher den Gedanken um die ganze Erde trägt, machen unser Jahrhundert zu einer Periode, in welcher die geistige Kraft eine Bedeutung einnimmt, wie nie zuvor in der Weltgeschichte. Der Geist wird immer mehr geschätzt, gepflegt und einflußreicher werden; demgemäß muß sich auch die Lage und der Zustand der Frauen ändern. Viele Menschen scheuen vor dieser Thatsache zurück, und Niemand kann sicher die Folgen derselben voraussehen; aber wir können dieselbe ebensowenig ändern, wie wir zurückkehren können zu Hornbüchern oder zu Gottesgerichten, zum feudalen Staat oder anderen vergangenen socialen Zuständen. Mehr und mehr wird es Sitte werden, daß auch Frauen solche Fächer studiren, wie Harriet Martineau; immer gewöhnlicher wird es werden, daß auch Frauen alle ihre geistigen Fähigkeiten gebrauchen und jede ihrer Anlagen in voller Freiheit entwickeln. Was haben wir in Bezug auf das Unvermeidliche Besseres zu wünschen, als daß der alte, hohe, weibliche Maßstab moralischer Größe nicht um ein Haar breit herabgedrückt, sondern mit hineingenommen werde in diese höhere Region des Gedankens und der That, der Maßstab dieser Größe, die Harriet ganz und voll besaß? . . .

Müssen ihre Tugenden nicht das Ziel sein, nach dem wir streben sollten? Sollen wir nicht das Wissen lieben und es anwenden, um die Wahrheit zu finden, soll nicht Gewissenstreue unsere erste Pflicht sein? Sollen wir nicht für den Fortschritt unseres Geschlechts (race) mehr sorgen, als für unseren eigenen Ruhm, nicht wahrhaft, rechtschaffen und ehrlich — und zu diesem Zwecke tapfer — im öffentlichen und privaten Leben sein, nicht versuchen, uns so zu zeigen, daß die Männer davor zurückschrecken, uns ihre unedlen Gedanken und Wünsche zu äußern, sollen wir nicht offen nach unseren hohen Zielen und edlen Thaten streben, während wir unsere weibliche Herzensgüte und unsere häuslichen Tugenden uns bewahren? Alles dies können wir sein und leisten, wenn wir wollen; denn wir haben es verwirklicht gesehen in dem Leben von Harriet Martineau."

Victoria Colonna.

Von Victor Granella (W. Tangermann).

Wandelnd zwischen Freud und Schmerzen
Weltentrückter Einsamkeit,
Bante sie im dunklen Herzen
Still an ihrer Ewigkeit.

Liebesglück und Lenzgekose
Hatte sie mit Lust geschaut,
Bis die duft'ge Liebesrose
Ganz von Thränen überthaut.

Doch es stählte sich ihr Wille,
Ob das Herz auch noch so wund;
Heiterkeit und Friedensstille
Blieb im innern Seelengrund.

Während in dem Weltgetümmel
Glanz und Größe längst erblich,
Trug sie stillbeglückt den Himmel
Einer schönern Welt in sich.

Bärtlich klang's oft aus der Ferne
Wie ein Ton aus fremdem Reich,
Aus dem Heimathland der Sterne
Liebeathmend, sehnsuchtweich.

Höchste Wonne, frohdurchschauert,
Die kein Erdentraum gewiegt,
Nur in dem, was strahlend dauert,
Im Genuß des Schönen liegt.

Wohl nur selten war zu schauen
Solche Anmuth, liebentzückt:
In dem Kranze edler Frauen
Solche Schönheit, lenzgeschmückt.

Was in Wehmuthsthau zerstreute,
Was in Sonnengluth versprüht,
Rosenduftig sich erneute,
Sterndurchfunkelt im Gemüth.

Und in rhythmisch schönen Stanzen
Klang's wie eine Symphonie;
In Sonetten, in Romanzen
Quoll ein Strom von Poesie.

Wo die Liebe zart und sinnig
Sich so treu wie Gold bewährt,
Die Empfindung seeleninnig
Sich in's Himmlische verklärt.

Ein Drama.

Von Helene von Hülsen.

(Fortsetzung.)

IV.

Lady Eugenie schwieg abermals und blickte still vor sich hin, während ich — ganz unter dem Banne des soeben Erzählten, und zugleich auf die Fortsetzung ihrer eigenen Geschichte gespannt — kaum zu athmen, geschweige denn die erneute Pause zu unterbrechen wagte. Plötzlich seufzte meine liebenswürdige Freundin tief, legte leicht und flüchtig ihren Arm auf den meinigen, und fuhr dann wie Jemand, der fühlt, daß er sich beeilen muß, wenn er zu einem gewünschten Beschluß seiner Mittheilungen gelangen will, und in einer sich immer steigernden Ergriffenheit fort:

„Die politischen Konjunkturen und nach so vielen Seiten hin auch gänzlich zerrütteten Privatverhältnisse verschiedener Personen, welche die monarchische Gesinnung und legitimistische Anschauung meines Vaters theilten, machten es dem Letzteren wünschenswerth, Frankreich vorläufig wiederum zu verlassen, und sich nach einem neuen Wirkungskreise zur Verwerthung seiner Kräfte und Fähigkeiten umzusehen. Dieser bot sich ihm durch eine in Kanada geschlossene

freundschaftliche Verbindung in London, woselbst mein Vater eine Art von diplomatischem Berichterstattungsposten übernahm, der ihm reichliche Mittel für seine und unsere momentane Existenz und große Anerkennung bei seinen ministeriellen und sonstigen Vorgesetzten erwarb.

So war es denn in London, der riesenhaften Metropole des Handels und der Industrie, woselbst ich den Kinderschuhen entwuchs und zur Jungfrau heranreifte. Meine Eltern machten nur einige Male in diesem fast ein Dezennium umschließenden Zeitraum Reisen nach Frankreich und Aufenthalte daselbst auf den Besitzungen meiner mütterlichen Verwandten. Aber diese genügten, um mir das Vaterland, das jetzt unter Napoleon III. zu neuer Machtentfaltung und Weltbedeutung gelangt war, unendlich theuer zu machen, und mir das in erhöhtem Glanze strahlende Paris als eine Art von Paradies erscheinen zu lassen.

Mit unbezwinglicher Sehnsucht kehrte ich von jenen Aufenthalten im schönen Frankreich nach dem nebelfeuchten England und in meine Londoner Pension zurück, woselbst die pedantische Steifheit und puritanische Nüchternheit meiner Lehrerinnen und die kühle Zurückhaltung der Mehrzahl meiner Mitschülerinnen einen schreienden, von mir förmlich mit Weh empfundenen Gegensatz zu der leichtlebigen Liebenswürdigkeit des französischen Wesens und Charakters bildete.

„Ich bin wie ausgetauscht, Mama!“ sagte ich oftmals zu meiner Mutter, wenn diese mich mit bekümmerten und forschenden Blicken betrachtete.

„Die Atmosphäre von London mit ihrer dunstigen Einförmigkeit, und die Langweiligkeit meiner hiesigen Pensionsanstalt drückt mir Seele und Körper nieder. Erst wenn ich mich wieder in den sonnigen Parkanlagen von Schloß X. ergehen, oder an Deiner Hand über die lustigen Boulevards und die Elisäischen Felder schweifen, und dort nach Herzenslust dem fröhlichen Getreibe folgen darf, — — erst dann, geliebte Mutter, wirst Du Deine rothwangige, heitere Eugenie wieder finden!“ —

Die Mutter wünschte und hoffte dies. Aber das von unsichtbarer Hand geleitete Geschick, pflegt häufig selbst für seine anscheinend begünstigsten Lieblinge ganz andere Bahnen vorzuzeichnen, als diese sie sich erträumt, und eigenmächtig gewählt haben würden. So erging es denn auch mir. Ein einziger Abend, ein flüchtiges Zusammentreffen war genügend, um über meine ganze Zukunft zu entscheiden, und seinen verhängnißvollen Einfluß bis auf die heutige Stunde auszuüben. — Lassen Sie mich Ihnen, liebste Eva, so eingehend, als es in dem gegenwärtigen Augenblick möglich, erzählen, wie sich alles so unvermuthet und plötzlich gestaltete.“

Ich hing gespannt an den Lippen meiner geliebten Freundin, und dieselbe fuhr in immer lebhafterer Erregung fort:

„Es war wenige Wochen nach meiner Firmelung, und ich hatte kaum mein sechzehntes Jahr zurückgelegt, als meine Eltern mich zum ersten Male nach Coventgarden in die große Oper führten. Man gab Lucia von Lammermoor mit dem damals in dem Zenithe seines Künstlerruhmes stehenden Roger, dessen Edgardo wohl einzig in seiner Art, und einem Jeden, der diesen vornehm plastischen, seelenvoll dramatischen Sänger jemals in dieser Rolle gehört, unvergeßlich geblieben ist. —

Wie mich der hochgepriesene, das Ideal von Walter Scott's Edgardo verkörpernde Künstler erschütterte und welchen mächtigen, kaum zu beschreibenden Eindruck die ganze, mir durch ihre Neuheit doppelt imponirende Vorstellung auf mich ausübte, können Sie sich, meine liebe Eva, denken. Ich schluchzte laut, als die unglückselige, auf Befehl ihres Vaters soeben treubrecherisch vermählte Lucia sich zu den Füßen des rächend erschienenen Edgardo wand, und war so völlig von ihrem Jammer und dem Zorne des ihr fluchenden früheren Verlobten hingenommen, daß ich nicht entfernt den Eindruck ahnte, den ich auf einen jungen, in der Nebenloge befindlichen Lord aus der höchsten Aristokratie des Landes gemacht hatte. — Wie mir mein Vater später sagte, hatte derselbe das mit einem Lorgnon bewaffnete Auge von dem Momente seines etwas verspäteten Eintritts in seine Loge kaum mehr von mir gewendet, und benutzte nun den ersten möglichen Augenblick, um sich, auf eine flüchtige Begegnung mit meinem Vater hin, meiner Mutter und mir vorstellen zu lassen. Lord Holborn war ein elegant gekleideter Blondin von Mittelgröße, dessen sonst nicht eben hübsches Gesicht durch zwei tiefblaue Augen und einen wohl-

gepflegten Bart in das günstigste Licht gesetzt worden war.

Ich hatte noch wenige junge Männer gesehen, geschweige denn gesellschaftlich mit ihnen verkehrt. Es war also nicht eben verwunderlich, das Lord Holborn's mit fast verzehrender Gluth auf mich gerichtete Blicke, die absonderliche Zuvorkommenheit, mit der er sich mir näherte, meine Mutter an den Wagen geleitete und um Erlaubniß bat, sich am folgenden Tage nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen, nicht spurlos an mir vorüberging. So fand ich denn den jungen Lord, als er zu der erbetenen Empfangsstunde bei meinen Eltern erschien, auch bedeutend angenehmer als an dem vorhergehenden Theaterabende, wo er mir, zumal im Vergleiche zu dem, mich höchlich fesselnden Edgardo sehr fade und unbedeutend erschienen war. Seine offenbare, für mich gefaßte leidenschaftliche Zuneigung und die glühende Bewunderung, die er mir in seinem ganzen Benehmen zollte, schmeichelten außerdem meiner Unerfahrenheit und mädchenhaften Eitelkeit.

So dauerte es denn kaum vierzehn Tage, bis Lord Holborn's Werbung um meine Hand, die fast eine halbe Million Pfund Sterling bei meinen Eltern kräftig unterstützte, auch von mir angenommen, und ich die vielfach beneidete Verlobte des jungen, bis zum Aeußersten in mich verliebten Mannes wurde. Was meine Gefühle Lord Holborn gegenüber betraf, so betrachtete ich ihn und mein mir so schnell und unerwartet gekommenes bräutliches Verhältniß mit den Augen und dem Herzen eines noch kaum den Kinderschuhen entwachsenen Mädchens. Es war Alles so nett und interessant, was sich damit verband und für mich daraus hervorging. Täglich fast überschüttete mich mein nunmehriger Verlobter mit den glänzendsten Geschenken, wobei ihm seine Mutter, Lady Ella, häufig sekundirte. Sie war eine sanfte, durch vornehme Würde ausgezeichnete Matrone, die mich — die Braut ihres Sohnes — mit unbeschreiblicher Güte in ihr vereinsamtes Wittwenhaus aufgenommen hatte.

Obgleich die „Französin", die ich nicht nur durch Geburt, sondern auch in meinem ganzen Wesen und Benehmen war, der englischen Lady eigentlich nicht gerade sympathisch und nicht leicht verständlich erschien, freute sie sich doch des strahlenden Glückes ihres Arthur zu innig, als daß sie das Mädchen seiner Wahl nicht freundlich in ihr Herz geschlossen hätte. Auch hoffte sie von einer, ganz nach Arthur's Wünschen begründeten Ehe und Häuslichkeit, daß eine solche ihn dauernd fesseln, und dem wilden, leichtfertigen Treiben, durch das derselbe ihr oft schwere Sorgen und Kümmernisse bereitet hatte, nun endlich einen dauernden Abschluß bringen werde.

Hätte ich von dieser wüsten, durch Liebesabenteuer und Spielwuth oft zum Stadtgespräche gewordenen Vergangenheit meines Verlobten auch nur das Mindeste geahnt — so wäre ich — das glaube ich sicherlich, trotz des verlockenden Glanzes seiner äußeren Verhältnisse, und Arthur's — damals in Wahrheit für mich gehegten Liebesleidenschaft — niemals seine Frau geworden. Aber wie wenig weiß ein junges, von mütterlicher Sorgfalt und Zuneigung erzogenes, möglichst vor jedem unreinen Hauche geschütztes Mädchen von den Tiefen und Abgründen der Sünde und des Lebens, das im Rosenschimmer der Jugend und ihr gewidmeter bräutlicher Zärtlichkeit gleich einem unbekannten Feenmärchen vor ihr liegt!

So legte ich denn, wenige Monate nach meiner Verlobung, an einem sonnig klaren, für die Athmosphäre von London ganz ungewöhnlich hellen Sommermorgen meine Hand in die Lord Holborn's zum Ehebunde, dem ich mit dem vollen Vertrauen eines unerfahrenen, sich für Zeit und Ewigkeit geliebt wähnenden Mädchens entgegen sah!"

V.

Das Rauschen eines Gewandes, und ein lebhaftes, mit halblauter Stimme geführtes Gespräch unterbrach Lady Eugenie in ihren mich gewaltig fesselnden Mittheilungen. Es war offenbar ein junges, sich noch in den Flitterwochen befindendes Ehepaar, welches, die ganze Welt außer sich selber vergessend, sich zärtlich umschlingend, an uns vorüberstreifte. Der Strahl des Vollmondes zeigte ein wunderliebliches, von Liebe und Glück verklärtes Frauengesicht, das beseligt in das dunkle Antlitz seines männlichen Begleiters schaute.

Ich lächelte unwillkürlich und wandte mich, sobald das liebende Pärchen hinter dem nächstliegenden Strauchwerk verschwunden war, mit fragenden Blicken meiner Freundin zu. Lady Eugenie, die einen Augenblick innegehalten,

ſtumm auf die Beiden geſchaut, und regungslos dageſeſſen hatte, blickte mir jetzt plötzlich voll ins Geſicht, und ich bemerkte, daß eine Thräne an ihren Augenwimpern zitterte.

„Liebe Eva!“ ſagte ſie dann, und drückte mit weicher, warmer Hand herzlich die meinige. „Ich bemerke mit Schrecken, wie die Zeit verrinnt. Laſſen Sie mich ſchleunigſt und ſo wenig eingehend, als nur irgend möglich, mit meinem Berichte zu Ende kommen!“ — —

Ich nickte verſtändnißvoll, und Lady Eugenien's klangvolle, von innerer Bewegung und verhaltenen Thränen leicht erbebende Stimme ſprach leiſe, aber ſcharf accentuirt, weiter:

„Was ſoll ich über die herben Täuſchungen und kummervollen Erfahrungen ſagen, welche von dem Momente an, da ich in der Georgskirche zu London Lord Arthur angetraut worden war, mein Leben vergällt und in faſt ununterbrochener Reihenfolge zerſtört und vergiftet haben! Kann doch kein Wort ganz ausſprechen, keine Feder in vollem Umfange beſchreiben, was ich in den Banden dieſer, unter ſo glänzenden Ausſichten geſchloſſenen, in wachſender Herzensöde und Vereinſamung dahinfließenden Ehe erlitten und erduldet, wie oft ich jenes unheilvolle Jawort an heiliger Stätte verflucht, und zu dem allmächtigen Gott um Befreiung aus dieſer qualvollen Haft — und wäre es ſelbſt durch den Tod — gebetet und gerungen habe. Denn ſchon nach wenigen Monden ward es mir klar, daß mein Gatte eine wahre, reine Liebe zu empfinden völlig unfähig, geſchweige denn ſolche Gefühle an einem weiblichen Weſen zu ſchätzen im Stande ſei, — daß nichts als ſinnliches Wohlgefallen an meinen Reizen ihn zu mir gezogen, und in meine Arme getrieben hatte. Zwar beobachtete er nach Außen hin die Rückſichten, welche ihm ſeine Stellung als mein Gemahl und in der Geſellſchaft, der Lord Holborn durch Geburt und Reichthum angehörte, auferlegte. Ich ſtrahlte auf den Feſten der engliſchen Ariſtokratie von Sammet, Seide und Juwelen und wurde daſelbſt in jeder Hinſicht ausgezeichnet. Nicht minder ſaß ich faſt allabendlich zuvor in Coventgarden oder in Her Majeſty's Theater neben meinem Gatten und wurde von ihm im eleganteſten Kabriolet durch die ſchattigen Alleen und grünen Wieſenteppiche von Hydepark gefahren. Aber unſere häusliche Exiſtenz war für mich völlig vereinſamt und liebeleer, und ich ſah oft ganze Tage hindurch meinen Gatten gar nicht, oder doch nur in Geſellſchaft Anderer, meiſtens ſolcher Männer und Frauen, denen Lebensgenuß ausſchweifendſter und frivolſter Art Hauptaufgabe ihrer von Gott verliehenen Exiſtenz und gewiſſenloſe Verſchwendung ihrer Güter und Gaben ein unabweisbares Bedürfniß geworden war. In den erſten Jahren hatte ich noch hin und wieder verſucht, meinen Gatten, der ſich mir täglich mehr entfremdete, durch Bitten und ſanfte Vorſtellungen von dieſem wilden, ihn täglich mehr umſtrickenden Treiben zurückzuhalten. Aber bald gab ich auch dieſes als völlig wirkungslos auf, zumal ſich meine Lage auch noch dadurch verſchlimmerte. Lord Arthur ſchalt mich thöricht, ſentimental und anſpruchsvoll, und mehrere Male ſteigerte ſich ſein Benehmen zu leidenſchaftlichem Zorn.

„Meinſt Du, daß ich geheirathet hätte, um mich mit Dir in ein Kloſter zu ſperren?“ rief er einmal, und betrachtete mich mit blitzenden Augen und ironiſch verzogenem Munde.

„Haſt Du nicht Alles, was Du nur billiger Weiſe von mir zu fordern berechtigt biſt, und habe ich Deinen Wünſchen, inſofern ſie verſtändig ſind, nicht ſtets ein freundliches Ohr geliehen? — Aber nimm Dich in Acht, Eugenie, wenn es Dir einfallen ſollte, die meinigen zu durchkreuzen oder mich gar beherrſchen zu wollen! — Eher würde ich in die Themſe ſpringen oder getrennt von Dir leben, als daß ich mir ſolches Ehejoch gefallen ließe!“

„Was blieb mir alſo übrig, als ſchweigend weiter zu dulden, meine häusliche Miſère möglichſt vor der Welt und beſonders vor meinen Eltern zu verbergen und auf irgend welche, wenn mir auch nur unklar vor der Seele ſtehende Erlöſung aus dieſer troſtloſen Lage zu hoffen!“

„Aber wäre nicht doch ein offenes Bekenntniß derſelben, eine Ausſprache Ihrer Frau Mutter gegenüber beſſer geweſen?“ rief ich unwillkürlich und blickte mit tiefem Mitleid auf die trübſinnig vor ſich hinſtarrende Sprecherin.

Lady Eugenie ſchüttelte den Kopf.

„Was wäre damit geändert worden, liebe Eva?“ ſagte ſie tonlos und reſignirt.

„Ich war Lord Holborn's Weib, und keine Macht der Erde — die ſeinige abgerechnet — war im Stande, mich aus den Banden zu be-

freien, in die mich jugendliche Unerfahrenheit und verblendete Elternliebe gestürzt hatten. Zudem kam auch noch ein neuer Grund hinzu, der von mir gebieterisch die Vermeidung einer Trennung und des damit verbundenen öffentlichen Skandales forderte. Ich fühlte Mutterhoffnungen und mich also nicht mehr mir allein, sondern auch dem unter meinem Herzen schlummernden Leben für jede meiner Handlungen verantwortlich.

So duldete ich still ergeben und mit vermehrtem Muthe das Unabänderliche, indem ich mich — wenn auch ziemlich aussichtslos — an die stille Hoffnung klammerte, daß die Geburt eines Kindes die sich täglich mehr lockernden Beziehungen zwischen mir und meinem Gatten doch vielleicht erneuern, und die fast erstorbene Flamme seiner mir einst so glühend gewidmeten Neigung neu entfachen möchte.

Aber auch dieses erwies sich als trügerisch.

Zwar schien es mir für einen flüchtigen Augenblick, daß Lord Arthur's Stimmung für mich eine weichere, und der ihm hold aus meinen Armen entgegenlächelnde Knabe doch vielleicht dazu berufen sei, als vermittelnder Engel zwischen uns zu treten, aber mein Gatte war schon zu tief in die Netze verstrickt, die Genußsucht, Eitelkeit und Spielwuth um ihn gesponnen und jeden Rest von Pflichtgefühl und Ehre in ihm ertödtet hatten. Erst kaum von meinem Wochenbette erstanden und noch immer leidend und schonungsbedürftig, theilte man mir die erschütternde Kunde mit, daß Lord Arthur Summen verspielt, die selbst sein kolossales Vermögen nahezu in Zerrüttung zu stürzen drohten.

Lady Ella, meine stets gütige, durch ihr aufrichtiges Mitgefühl noch fester an mich gekettete Schwiegermutter, war auf das Höchste empört und drohte mit völliger Enterbung des ungerathenen Sohnes, der ihr und mir ein so tiefes Herzeleid bereitete.

„Nicht einen Penny seines mütterlichen, Gottlob noch in meinem Besitze befindlichen Vermögens soll Arthur erhalten!" rief sie gleich bei ihrem ersten Besuche bei mir in heller Entrüstung, indem sie weinend ihre Arme um mich schlang und meinen Knaben an ihre Brust drückte.

„Nur Dir, meine arme, theure Eugenie, nur ihm, diesem unschuldigen, meinem ehrlosen Sohne so unverdient geschenkten Kinde, soll Alles, worüber ich zu verfügen habe, angehören!"

„Sie können sich, beste Eva, denken, wie furchtbar sich — durch den nur zu berechtigten Zorn seiner Mutter, — die Kluft zwischen mir und Lord Arthur erweiterte. Er kannte sich nicht in seiner Entrüstung und Erbitterung, die sich namentlich gegen mich, die völlig Unschuldige, richtete. Eine Fluth von Vorwürfen, Schmähungen und wilden Drohungen ergoß sich über mich, die er der Hinterlist, Falschheit und Erbschleicherei beschuldigte.

Halb wahnsinnig in dem Gefühle eigener Verschuldung und einer dadurch herbeigeführten, fast unvermeidlich erscheinenden Katastrophe, sowie auch durch die Maßnahmen Lady Ella's auf das Aeußerste gereizt, kannte sich mein Gatte nicht mehr in seinem Zorn, und selbst mein Leben schien in Gefahr zu schweben.

So war denn nun leider auch die Einweihung meiner Eltern in unsere nach jeder Seite hin zerrütteten Verhältnisse nunmehr eine traurige Nothwendigkeit. Mein Vater war, gerechtfertigter Weise, auf das Aeußerste empört, über das unverantwortliche Betragen seines Schwiegersohnes, und auch meine gute, immer zu nachsichtiger Vermittelung bereite Mutter suchte vergeblich nach einem Worte der Vertheidigung. Selbstvorwürfe, daß sie, durch die äußeren Vorzüge von Lord Holborn's Lebenslage verblendet, voreilig in meine Verbindung gewilligt und somit mein Lebensglück leichtsinnig auf das Spiel gesetzt hatten, marterten Beide und erfüllten sie mit den quälendsten Besorgnissen für meine und meines Söhnchens Zukunft.

Glücklicher Weise fiel gerade in jene, so unaussprechlich schwere Episode die Rückberufung meines Vaters in sein geliebtes Frankreich. Das von Napoleon durch den Staatsstreich vom 2. Dezember neu in Scene gesetzte Kaiserreich forderte mannigfache neue, schon in anderen Verhältnissen bewährte Verwaltungskräfte, und so wurde meinem Vater ein sehr gut honorirter, mit der überseeischen Handelspolitik in Verbindung stehender Posten in Paris selbst angeboten.

Meine Mutter war glücklich in dem Gedanken dauernder Rückkehr in ihr Vaterland, und besonders, da sich die Hoffnung meiner Mitnahme an dieselbe knüpfte. Trennung von meinem Gatten, da eine völlige Scheidung von demselben vorläufig nicht durchzusetzen gewesen wäre, und

Lord Holborn's Erlaubniß zu meiner Rückkehr in das Elternhaus auf unbestimmte Zeit bildete das Hauptziel unserer vereinigten Wünsche und Bestrebungen. Daß sich daran Lord Arthur's vorläufiges Aufgeben unseres Kindes und dessen Mitnahme nach Frankreich knüpfen mußte, war selbstverständlich, und dieser Punkt entschieden der fraglichste für Erreichung derselben."

VI.

„Geben Sie mir Tochter und Enkel bis zu einer günstigeren Wendung Ihrer Lebensaussichten!" sagte mein Vater halb bittend, halb gebieterisch zu meinem Gatten, sobald die Annahme seines neuen Berufes entschieden, und der Tag seiner Abreise von London festgestellt worden war.

Lord Arthur's Brauen zogen sich zusammen, und sein, schon bereits seit der Unglückskatastrophe meistens schwer verfinstertes Gesicht wurde noch finsterer.

„Meinethalben denn, aber nicht geschieden, sondern nur auf unbestimmte Zeit getrennt!" entgegnete er unwirsch, und stampfte mit dem Fuße.

„So bald es mir gefällt, und mir in einer, unserer gesellschaftlichen Stellung entsprechenden Wiederherstellung meiner Finanzen möglich ist, werde ich meine Gatten- und Vaterrechte geltend machen!"

Ich zitterte so heftig, daß mein kleiner Edward fast aus meinen Armen glitt und ein Strom von Thränen unwillkührlich meine Wangen netzte.

Ein sarkastischer Blick Lord Arthur's schweifte zu mir hinüber.

„Nun, diese Argumente Ihrer Theilnahme und Zuneigung für mich sind noch etwas verfrüht, Mylady Eugenie!" rief er spöttisch, indem er sich von dem Stuhle erhob, auf den er sich, bald nach seinem Eintritt in das Zimmer, hatte gleiten lassen. „Sorgen Sie sich nicht allzusehr, daß meine Sehnsucht nach Ihren thörichten Eifersuchtsparoxismen, und meine, nicht minder große Vorliebe für Ihre, mir schon bis zum Ueberdruß bekannten Gardinenpredigten mich allzufrüh nach dem, übrigens jetzt wieder ganz amüsant gewordenen Paris und in Ihre Arme treibt. Ich glaube, Ihnen, wie die Sachen sich momentan gestaltet, oder vielmehr nach allen Seiten verwickelt haben, wohl mindestens Ihre Befreiung von meiner Person und meinen, mir doch nun einmal nach jedem himmlischen und irdischen Gesetze zustehenden Rechten, auf mehrere Jahre garantiren zu können!"

Ein Hoffnungsstrahl fiel in mein Herz, und ich griff eilends nach meinem Taschentuche, um den Abglanz desselben auf meinem Antlitze zu verbergen, und meinen Thränen Einhalt zu thun.

Einige Jahre! — In der Jugend scheint schon ein Jahr eine so lange, lange Spanne Zeit zu sein.

Welche Wandlungen, unberechenbare Ereignisse und Zwischenfälle konnten nun also erst gar mehrere solche Lebensabschnitte für eine günstigere Gestaltung meines Geschickes mit sich bringen!

Es versteht sich von selbst, daß dieses, wenn auch mit gewissen Bedingungen verknüpfte Eingehen Lord Arthur's auf meine und meiner Eltern Wünsche nicht nur von mir, sondern auch ihrerseits auf das Dankbarste angenommen und auf das möglichst Schnellste ausgeführt wurde. Selbst meine Schwiegermutter, die mich aufrichtig liebte, und die unbestimmte, jedenfalls nicht kurze Trennung von mir und dem Enkelkinde deshalb schmerzlich bedauerte, machte dagegen keinerlei Einwendungen.

„Nach dem Loose, was Dir, meine arme Eugenie, durch meinen unwürdigen Sohne hier in London bereitet worden ist," sagte sie, „wird Dir — so hoffe ich mit Zuversicht — jedes von ihm befreite Dasein eine Wohlthat werden!"

Ich gehe leicht über die nächsten Jahre fort, die für mein an der Wurzel geschädigtes Lebensglück immerhin wie eine erquickende Oase in der dornenvollen Wanderschaft in meinem Gedächtniß haften geblieben sind. Ein kleines, mir von Lady Holborn gespendetes Jahrgehalt, und der, von Liebe und Fürsorge umgebene Aufenthalt in meinem Elternhause, genügten vollständig, um meine und meines Söhnchens bescheidene Ansprüche standesgemäß zu befriedigen und mich den, mir oft recht wenig behaglichen Luxus der ersten Zeiten meiner Ehe vergessen zu machen. Außerdem gab es wohl wenige Orte in der Welt, in denen sich für das äußere, wenn auch verhältnißmäßig zurückgezogene Leben mehr Anregung und fröhliche Abwechselung bot, als Paris in dem zweiten Jahrzehnte der Regierung Kaiser Napoleon III. aufzuweisen hatte. Was derselbe nach dieser Richtung hin für die Seinestadt,

ihre Verschönerung, Unterhaltung und Bedeutung für Frankreich, wie selbst für Europa gethan — das, beste Eva — sehen Sie selbst heute, nach mehr denn 15 Jahren seiner Entthronung, noch, und Alles, was Sie gerade hier umgiebt, zeugt mehr oder minder davon. — Ausstellungen, Revüen, glänzende Feste in Paris und an dem neu geschaffenen Kaiserhofe jagten sich in fast ununterbrochener Abwechselung, und die blendende Schönheit der Kaiserin, die Pracht ihrer Toiletten, die leichtlebige, oft leichtfertige Lebenslust, die sich dort unter ihrem Scepter verbreitete, bildete den Hauptstoff der Stadtgespräche. Ich sah wenig davon, da mein Vater sich — trotz mannigfacher Aufforderungen — dem Kaiserhofe so fern als möglich hielt, und die zunehmende Kränklichkeit meiner Mutter ihr die Theilnahme an diesen — eben so rauschenden, als großartigen Belustigungen — gar nicht gestattete. So war das denn auch für mich Vorwand genug, um mich von den Hoffesten fern zu halten, wenn ich mich auch anderen Vergnügungen nicht völlig entzog und einen besonderen Geschmack an geselligen Kreisen fand, die mich mit Berühmtheiten aller Art zusammen führten. Thiers und Victor Hugo, die Georges Sand, die Nilssen, und Daudet, Octave Feuillet, wie die Patti, ja selbst Ihre geistreiche Lehrerin, Madame Viardot-Garcia und Turgeniew — sie Alle sind mir, liebe Eva, aus jener Zeit mehr oder weniger bekannt, oder gar befreundet worden!"

Unwillkürlich blickte ich Lady Holborn mit wachsendem Interesse an. Sie bemerkte es, lächelte flüchtig und fuhr dann lebhaft und ohne Zögern fort:

„So ungefähr stand es um mich, als die Kriegsfurie von 1870 und 1871 sich, wohl hauptsächlich durch die Schuld der Kaiserin, über Frankreich entfesselte, und eine wiederholte, nicht zu schildernde Umwälzung sich in dem unglücklichen Frankreich vollzog, wie sie nur — wer dieselbe mit durchlebte — ganz zu begreifen vermag. — Zwar behielt mein Vater durch eine merkwürdige, günstige Fügung, seinen Posten, aber dessenungeachtet schien Paris nicht mehr dasselbe für ihn und uns, und eine weitumfassende Beschränkung unserer pekuniären Verhältnisse ein Haupterforderniß unseres dortigen Verbleibens zu sein.

Vielleicht wäre ein solches aber, bei allem guten Willen meiner Eltern und meiner selbst, trotzdem nicht möglich gewesen, wenn nicht der Tod meiner Schwiegermutter gerade in jene Zeit gefallen, und ich dadurch erneut in eine glänzende Lebenslage gekommen wäre. Sie hatte meinen, nach wie vor von einer Extravaganz in die andere fallenden Gatten lediglich mit seinem Pflichttheile abgefunden und mich und meinen sich immer hoffnungsvoller entwickelnden Knaben zu alleinigen Erben ihres, immerhin noch sehr beträchtlichen Vermögens, eingesetzt.

Lord Arthur wüthete. — Er hatte bis dahin fast gar nichts, — oder doch nur in jahrelangen Zwischenpausen etwa so viel von sich hören lassen, daß ich ihn am Leben und zwar leider ganz in früherer Weise wissen konnte. Nun er mich und meinen Sohn reich und sich selbst immer mit Noth und Schuldenlast ringen sah, war er außer sich und drohte, sofort nach Paris zu kommen, um sich dort niederzulassen und seine Gattenrechte geltend zu machen.

Sie können sich, Fräulein Eva, meinen Schrecken und die Herzensangst denken, in die mich diese Möglichkeit versetzte.

Lieber jede Noth und Entbehrung tragen, und mir meinen Lebensunterhalt für mich und mein Kind durch Arbeit erwerben! rief ich in Thränen, sobald ich diese Nachricht erhalten und mir deren Folgen für mich und meinen Edward dargelegt hatte.

Mag Lord Arthur den Nießbrauch von zwei Drittel des mir von Lady Holborn vermachten Kapitals für sich erheben. Ich bin zu den größesten Geldopfern bereit, wenn mir nur Ruhe vor seinen Ansprüchen und die Freiheit bleibt, für alle Zukunft unbelästigt von ihm in der Ferne leben zu dürfen!

Mein Vater, der Zeuge meiner Aufregung und Verzweiflung war, nahm diese ganze traurige Angelegenheit mit der ihm von jeher eigenen Energie und Umsicht in die Hand, und so wurde mir denn schon nach wenigen Wochen die Beruhigung, meinen Gatten auf meine Bedingungen eingehen zu sehen. Er sandte mir einen schriftlichen Revers für deren unverbrüchliche Aufrechterhaltung, und versprach mir zugleich darin erneut sich seiner Vaterrechte auf Edward ebensowohl, als denen auf meine Person, begeben zu wollen.

So athmete ich denn abermals auf, und lebte mehr und mehr fast ausschließlich der Er-

ziehung meines, zu unser Aller Freude heranwachsenden Sohnes, dessen kindliche Pietät und Liebe den besten Balsam auf die Wunden goß, die sein Vater meinem Herzen geschlagen hatte. Leider wurde aber auch diese, mich vorübergehend mit neuer Lebensfreudigkeit erfüllende Zeit bald wiederum durch die bangen Sorgen getrübt, welche mir die täglich zunehmenden Leiden meiner armen Mutter bereiteten. Gleich einer drohenden Wolke schwebte die Gefahr ihres ersichtlich unerbittlich näher rückenden Verlustes über meinem, soeben erst wieder etwas lichter gewordenen Lebenshorizonte und vergällte mir die wenigen, nur sparsam zugemessenen Freudenstunden; denn nicht nur für sie und für mich selbst, sondern auch für meinen geliebten Vater zitterte ich in dem Gedanken! — Beschreibt doch kein Wort — keine Feder, was wir an dieser herrlichen Frau besessen, nunmehr bereits seit Jahren an ihr verloren haben!"

Lady Eugenie nahm ein kleines Medaillon von ihrem Halse, das dort an einem schwarzen Bande befestigt war. Dann öffnete sie die Kapsel desselben und reichte es mir.

„Das ist sie, meine theure, unvergeßliche Mutter!" — — sagte sie, und blickte wehmüthig auf das in dem Medaillon befindliche Bild, welches eine Frau in mittlerem Lebensalter, mit dunklem Lockenhaar und einem Ausdruck von engelhafter Milde zeigte. „Sehen Sie diese Frau recht aufmerksam an, liebe Eva! Sie werden dann leichter verstehen, was ich Ihnen noch von ihr zu sagen habe!"

Ich betrachtete das anziehende Gesicht mit wachsender Theilnahme, so genau es mir in dem allerdings fast tageshellen Strahle des Mondes möglich war. Dann gab ich es meiner interessanten Freundin zurück, und diese fuhr alsbald mit steigender Lebhaftigkeit fort:

„Mein Vater, dessen gebrochener Lebensmuth und von dem Tode der geliebten Gattin heftig erschütterte Gesundheit für längere Zeit meine ganze kindliche Fürsorge in Anspruch nahm, hatte sich kaum von diesem Schicksalsschlage zu erholen begonnen, als ein — völlig unerwartet über mich kommendes Ereigniß — mich von Neuem in die heftigsten Seelenkämpfe und Gemüthsaffekte stürzte.

Ein mir ganz unbekannter, nur selten von ihr genannter Vetter meiner verstorbenen Mutter, der Frankreich schon bald nach der Revolution von 1848 verlassen, und sich in Ostindien ein großes Vermögen erworben hatte, war dort gestorben, und hatte mich unter folgenden, mir gerichtlich zugesandten testamentarischen Bestimmungen zur Erbin desselben eingesetzt. Er sagte in diesem, in jeder Beziehung höchst merkwürdigen Testamente: daß meine Mutter seine einzige Liebe gewesen, und er um der Vereitelung seiner Jugendhoffnungen und ihres Besitzes willen, für immer unverheirathet und Junggeselle geblieben sei. Obgleich meine Mutter seine Neigung verworfen, und auch mein Großvater ihn damals ziemlich schroff abgewiesen habe, sei doch sein Interesse für diese unvergeßliche Cousine niemals erloschen, und er ihr immer treu gewesen. Der sicher als einzig in seiner Art dastehende Erblasser und Vetter fügte, als Beweis dafür, hinzu: daß er dem Lebensgange meiner Mutter mit niemals wankender Antheilnahme gefolgt, und dieselbe also auch auf mich übertragen habe. Da nun meine Mutter vor ihm gestorben, und er sehr wohl wisse, daß ich ihr das Theuerste auf Erden gewesen sei, so solle nun die ihr Seinerseits bestimmte Erbschaft auf mich übergehen, wenn ich die Bedingung nicht verwerfe, welche der Erblasser sich ausdrücklich und unverbrüchlich vorbehalten habe. Diese aber besteht darin, daß mir der Vetter, als strenger Katholik, eine Aussöhnung mit Lord Arthur, und ein ferneres Zusammenleben mit diesem zur Pflicht macht, da er an unserer Trennung, die er vielfach tadeln gehört, ein großes Aergerniß genommen hat. Er halte eine solche, da die Ehe ihm ein Sakrament, und, trotz aller Verirrungen und etwaigen Versündigungen der Gatten, eine unauflösliche Institution ist, für eine Ketzerei, die er rundweg verwirft, und gegen deren Aufrechterhaltung er mit jedem, ihm zu Gebote stehenden Mittel, einzuschreiten sich berufen fühlte.

Also Wiedervereinigung mit Lord Arthur oder Verzichtleistung auf ein Vermögen von circa einer Million Franken, was — im Falle ich auf der Trennung beharre — in Kapital und Nießbrauch auf unseren Sohn Edward übergeht, sonst aber meinem Gatten zur Hälfte mitgehört.

Das aber ist, bestes Fräulein Eva, nun der neue, gewaltige Konflikt, in den ich mit Lord Arthur gerathen und durch den ich in die ge-

richtliche und ſonſtige Miſere des Augenblicks abermals geſtürzt worden bin; denn natürlich iſt Lord Arthur, dem man doch dieſes Teſtament nicht vorenthalten durfte, außer ſich vor Zorn, weil ich auf Alles eher verzichten als mit ihm gemeinſam nochmals leben will. Er droht mir mit den entſetzlichſten Ausſchreitungen, wenn ich mich nicht fügen, ihm die Theilnahme an der Erbſchaft ſomit nehmen und dieſelbe unbeſchränkt auf Edward übergehen laſſen will, wozu ich ja völlig berechtigt bin. Natürlich duldete es meinen Gatten unter dieſen Umſtänden in London nicht. Er iſt ſeit einigen Wochen hier und hat Himmel und Erde in ſeinem mit unglaublicher Schlauheit und Raffinirtheit gegen meinen Sachwalt geführten Prozeß in Bewegung geſetzt.

Sie begreifen alſo, liebe Eva, in welcher Erregung, wie geſpannt und unglücklich ich bin, ja, daß ich oft nicht einmal den Fuß aus dem Hauſe zu ſetzen wage. Hätte ich nicht meinen Vater und auch die Liebe und hingebende Zuneigung meines Edward — ich glaube, ich wäre — trotz aller Betheuerungen meines Geſchäftsführers für den Gewinn meines Prozeſſes, — bereits phyſiſch daran zu Grunde gegangen!

(Fortſetzung folgt.)

Friedvoll.

Von F. Brunold.

Ein Vogel ſingt, man weiß nicht wo —
Man achtet nicht des Ganges;
Man folgt dem Sänger wanderfroh,
Im Zauber des Geſanges.

So lauſcht und ſinnt ein Sterbender,
Auf einen Ton von Drüben,
Der ihm ſchon wurd' vom Jenſeits her,
Und ihm im Ohr geblieben.

Die Sehnſucht in der Bruſt ſich regt,
Ihm iſt's wie Frühlingsfächeln;
Bis friedvoll auf das Antlitz legt,
Im Tode, ſich ein Lächeln.

Am Waldſee.

Novelle von Benvento Sartorius.

(Fortſetzung.)

III.

Als ich dort liebte, war ich immer
ſo leicht, ſo fröhlich, ſo ausgelaſſen.
Leſſing: Emilia Galotti.

„Holla Mädel, iſt das 'ne Art einen alten Onkel zu begrüßen, mit ſo 'nem neumodiſchen franzöſiſchen Knix! Wart, ich will Dich Mores lehren! Da her, ſtill geſtanden, nicht gemuxt! Und nun giebſt Du mir ein Patſchhändchen, und einen herzhaften Schmatz, wie es ſich für ein artiges kleines Mädchen ziemt!"

Der alte Herr, der dieſe Worte herauspolterte, eine echt nordiſche Hünengeſtalt mit bis zur Bruſt herabwallendem blonden Vollbarte, war der Einzige der überhaupt von dem Eintritte der Kleinen Notiz genommen, die andern im Zimmer anweſenden Perſonen ließen ſich dadurch nicht in der Whiſtpartie ſtören, in welche ſie vertieft waren. — Es klang faſt, als wäre der dem Nichtchen gemachte Vorwurf nur der Ausdruck ſeiner Abneigung gegen den ganzen verfeinernden Luxus der Neuzeit, der ihn umgab;

so demonstrativ rückte er sich dabei in dem altväterlichen Lehnstuhl zurecht, den er sich vor Beginn des Spieles zur großen Indignation der Schwägerin aus einem der anstoßenden Zimmer herbeigeholt; denn, hatte er ihr gleichsam zur Entschuldigung gesagt, es sei für ihn eine positive Unmöglichkeit, auf einem Dinge zu sitzen, in dem man einsinkt wie in ein Federbett, und welches überdies von so zerbrechlicher Konstruktion sei, daß es bei seinem einmaligen Versuche sich darauf niederzulassen, geächzt und gestöhnt habe, als sollte es aus den Fugen gehen. Er paßte aber auch ganz und gar nicht zu seiner Umgebung, dieser schlichte Landedelmann von altem Schrot und Korn, so wenig, wie der plumpe Stuhl mit der steifen hohen Lehne zu den kostbaren Teppichen und den weich gepolsterten, seidendamastüberzogenen Feuteuils des eleganten Boudoirs.

Nadjeschda war, an die ihm eigene derbe Art und Weise gewöhnt, ohne Weiteres auf den Onkel zugegangen, um ihm die Hand zu geben, und er hatte die feine Mädchengestalt auf die Kniee gehoben und ihr die Stirne geküßt, daß das kleine Gesichtchen ganz in dem ungeheuren Barte verschwand; nachdem er sie scherzend noch einmal tüchtig durchgeschüttelt hatte, ließ er sie los!

Das junge Mädchen hatte sich das alles, ohne nur eine Miene zu verziehen, gefallen lassen. Sie hegte eine ganz besondere Vorliebe für den Onkel, obgleich sie immer auf dem Kriegsfuße mit einander standen. Jetzt zupfte sie sich bedächtig die etwas aus der Façon gerathene Toilette zurecht, so etwa wie ein Vögelchen, das glücklich einem gründlichen Platzregen entronnen, sich das zerzauste Gefieder glättet – dann pflanzte sie sich kerzengerade vor dem Onkel auf und sagte mit großer Bestimmtheit und Würde:

„Onkel Oskar, Du denkst wohl, es geht immer so fort, daß Du mit mir machen kannst, was Du willst, mich hierhin oder dorthin stellen, gerade wie es Dir beliebt! Weil Du mich von klein auf gekannt hast, meinst Du, ich bliebe ewig ein dummes, unselbständiges Kind. Ich wollte deshalb nur bemerken, daß noch in diesem Monate mein sechzehnter Geburtstag ist, Du könntest mich also schon etwas respektvoller behandeln. Im Familienkreise mach es noch hingehen, in Gegenwart eines Fremden aber wäre es mir höchst unangenehm."

Die freundlichen hellen Augen des alten Herrn hatten sich während der energischen Standrede des Nichtchens bedeutend vergrößert: „Meiner Treu," rief er, da sie geendigt, und schlug mit der wuchtigen Faust auf den Tisch, daß die Karten aufflogen und die Spielenden entsetzt von ihren Sitzen auffuhren — „Du hast Recht Nadja, ich glaube gar, Du bist um einen halben Zoll gewachsen, seit ich Dich nicht mehr gesehen habe, hast Dir wohl gar schon ein Schleppkleid angelegt, laß Dich doch einmal anschauen, — noch nicht! Na ich will ein gutes Wort bei der Mama einlegen für die erwachsene Tochter!"

Er fiel in den großen Lehnstuhl zurück und hielt sich die Seiten vor Lachen, bis ihm die hellen Thränen über die wettergebräunten Backen liefen. „Aber weißt Du Nadja," schloß er, immer wieder von Lachanfällen unterbrochen, „die langen Zöpfe würde ich mir an Deiner Stelle aufstecken, das sieht doch gar zu kindisch aus für eine 16jährige junge Dame!"

Der Schloßherr, der an der Seite des Bruders halb erstaunt, halb amüsirt dem kleinen Wortplänkel zugehört, zog jetzt, da er fühlte, daß die Blicke des Töchterchens auf seinem Gesichte ruhten, eine möglichst ernste Miene auf und drohte ihr scherzend mit dem Finger; worauf die Kleine mit der ihr eigenen trotzigen Geberde das Köpfchen mit den schweren Flechten in den Nacken warf und sich in eine der tiefen Fensternischen des Gemaches zurückzog, wo die in dichten Falten herabfallenden Gardinen sie fast vollständig den Blicken der am Spieltische Sitzenden entzogen. Wohl weniger der schönen Aussicht als der Dämmerung wegen, war der kleine grüne Tisch so nahe an's Fenster gerückt worden, und derselbe Grund mochte wohl auch die Frau vom Hause in der Wahl ihres Platzes geleitet haben, daß der Wiederschein des Abendhimmels auf die von ihrer Hand — einer sehr schön geformten weißen Hand — gehaltenen Karten fiel, sowie auf das darübergebeugte Gesicht mit den wunderbar feingeschnittenen Linien und der geistvollen Stirne, deren mattes Weiß noch durch die kühngeschwungenen dunkelen Brauen gehoben ward, die so seltsam mit den üppigen aschblonden Haarwellen kontrastirten. Es war eine blendende Erscheinung, auf jener höchsten Stufe der Schönheit stehend, nach welcher es nichts Vollkommeneres mehr giebt, von wo der nächste Schritt schon ein Herabsteigen ist.

Wie lange war sie noch schön? Daran dachte wohl Niemand, der sie in diesem Augenblicke sah, da der Abglanz der Abendröthe ihren Zügen momentan den unwiederbringlich verlorenen Schmelz der Jugend ersetzte; am wenigsten wohl ihr Partner, der dicht neben der Fensternische sitzende Pastor, dessen Blicke schon so lange unverwandt auf ihr ruhten, und dessen weißes, glänzendes Gesicht aus den gelben Dammasthaltern des Vorhanges auftauchte wie der Kopf eines auf Goldgrund gemalten russischen Heiligen. Er selbst nahm jedenfalls die Verehrung ebenso bereitwillig entgegen, hatte er doch Jahre lang Gelegenheit gehabt, sich in dieser Art christlicher Duldung zu üben; denn als junger Pastor in einer der größeren Städte seines Vaterlandes angestellt, war er der Gegenstand der Anbetung sämmtlicher jungen Damen seiner Gemeinde gewesen. Einen Beweis dafür lieferte folgende rührende Geschichte, die er sehr gern — er sprach überhaupt mit Vorliebe von jenen Tagen einer schönen Vergangenheit — und sehr häufig zum Besten gab: Als er im Begriffe stand, die Stätte seiner ersten segensreichen Wirksamkeit mit der einsamen Pfarrstelle zu vertauschen, die er jetzt schon seit mehr als einem Jahrzehnt verwaltete, hatte er auf die Anfrage eines Freundes den Wunsch geäußert, ein Rückenkissen zu besitzen, und siehe da, als es zum Einpacken kam, hatten sich nach und nach nicht weniger als fünfundvierzig Kissen, von schönen Händen gearbeitet, eingefunden, um sein Verlangen zu befriedigen.

„Ja," pflegte er dann stets wehmüthig seine Rede zu schließen: „es ist doch ein beseligendes Gefühl, so anerkannt und geliebt zu werden, und doppelt schmerzlich für den getreuen Hirten, eine solche Gemeinde verlassen zu müssen." Und der fromme Hirte schlug die Augen zum Himmel empor, während seine linke Hand gewohnheitsmäßig mit der einzelnen Locke spielte, die aus dem zurückgestrichenen langen Haare auf die breite weiße Stirne herabfiel. Ach, es war ja Niemand, der sein aufopferndes Ausharren in dieser Einöde gebührendermaßen zu würdigen verstand!

Der wackere Herr hatte gerade eine seiner besten Anekdoten beendet, als sich die kleine Scene zwischen Nadjeschda und dem Onkel abspielte. Er war daher äußerst gut aufgelegt und gleich bereit, in das Gelächter desselben mit einzustimmen. Sein Lachen verstummte jedoch sofort angesichts der tiefen Verfinsterung, welche das schöne Antlitz der Frau vom Hause überzog. Diese hatte anfangs die kleine Unterbrechung kaum beachtet, ihre apatische Haltung und der matte Blick der großen, schön geschnittenen Augen zeugte überhaupt nicht von einem allzulebhaften Interesse an den Vorgängen der sie umgebenden Welt. Bei den letzten Worten ihres Schwagers jedoch zogen sich die feinen Brauen finster zusammen, und um den schönen Mund trat ein unverkennbarer Zug von Härte hervor, da sie in streng zurechtweisendem Tone sagte:

„Aber Nadja, wie darfst Du es wagen, dem Onkel in dieser Weise entgegen zu treten, hast Du ganz vergessen, welchen Respekt Du dem Bruder Deines Vaters schuldest? Welch grenzenlose Keckheit und Unart!" — „Aber liebste Claudia!" fiel ihr der Schwager fast erschrocken in's Wort, „es war ja nicht so ernst gemeint, Sie müssen es der Kleinen nicht so anrechnen!"

„Ich kann das Bestreben Nadja's, älter scheinen zu wollen als sie ist, nun einmal nicht leiden!" entgegnete die Dame vom Hause in unverändert scharfem Tone. „Sie hat das von jeher mit Vorliebe gethan, gleichsam, als setze sie ihren Stolz darin, meinem ausdrücklichen Verbote entgegenzuhandeln; leider weiß sie nur allzugut, daß ihre Unarten bei Anderen fast immer Entschuldigung finden."

Ihr Gatte hustete verlegen auf bei diesen, von einem nicht mißzuverstehenden Blicke begleiteten Worten, und der würdige Geistliche beeilte sich, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um eine kleine Abhandlung über Kindererziehung einzuflechten. Er knüpfte an die Geschichte vom verlorenen Sohne an, und schloß, nachdem das ergiebige Thema nach allen Richtungen hinreichend erschöpft war, mit der biblischen Nutzanwendung: „Wer sein Kind lieb hat, der züchtige es."

Hatte er die Absicht, dadurch besonders auf das Gemüth des jungen Mädchens zu wirken, so konnte er sich bald von der Vergeblichkeit seiner Bemühungen überzeugen. Nadjeschda hatte den letzten Reden so wenig Beachtung gezollt, als gingen sie dieselben überhaupt gar nichts an; in ihrem Interesse jedenfalls das Beste, was sie thun konnte, den heraufbeschworenen Geist des Unfriedens zu beschwichtigen; sie sah angestrengten Blickes zum Fenster hinaus —

jetzt wandte sie sich, im ganzen Gesichte hochroth vor Aufregung, um und rief jubelnd:

„Gori hat gewonnen! o, ich habe es schon im Voraus gewußt! er rudert besser als die großen Brüder und alle ihre Freunde! Das kommt daher" — — — ihr rascher Blick streifte das strenge Gesicht der Mama, und die Hand vor den Mund haltend, flüsterte sie so leise, daß nur der Onkel, hinter dessen Stuhl sie stand, es vernehmen konnte: „weil der Fischer, Du kennst ihn doch, der Sohn der alten Katja, uns, den Gori und mich, auf ihre Fürsprache heimlich im Rudern unterrichtet hat." Sie legte mit einem bittenden Blicke den Finger auf den Mund, worauf der alte Herr mit listigen Augenzwickern antwortete.

„Ich komme schon, ich komme," rief sie mit der vollen Kraft ihrer Lunge hinunter, da die Brüder ihr grüßend zuwinkten, und war in einem An zur Thüre hinausgestürmt, die hinter ihr krachend ins Schloß fiel.

Die Mama war unwillkürlich zusammengefahren und wollte eben den Mund zu einer tadelnden Bemerkung öffnen, doch diesmal kam ihr Schwager ihr zuvor. „Nun," meinte er gutmüthig, „das ‚Erwachsensein' hat sie bis jetzt mehr auf den Lippen als im Blute, sie ist und bleibt doch ein Wildfang!"

„Und," ergänzte der Geistliche, „es wird lange dauern, bis sie das Benehmen, den königlichen Anstand der Frau Mama angenommen hat." — Die gerunzelte Stirne der schönen Frau glättete sich. „Du siehst," wandte sie sich zu ihrem Gemahle, und ihre Stimme klang bedeutend milder trotz des noch immer festgehaltenen vorwurfsvollen Tones, „Du siehst mein Lieber, was dieses stete Zusammenleben Nadjas mit den Brüdern für Früchte trägt. Das Kind verwildert vollständig, wärest Du meinem Rathe gefolgt, und hättest Du sie in das Petersburger Pensionat, wo ich erzogen bin, gethan." . . .

„Nimmermehr," unterbrach sie ihr Mann heftig; er vergaß sich soweit, seiner Frau ins Wort zu fallen, — „meine kleine frische Haiderose in die düsteren Mauern eines städtischen Pensionates gebannt, fern von der Liebe der Eltern und Geschwister, den verzehrenden Qualen des Heimwehs preisgegeben! Sie würde geistig und körperlich verkümmern in der dort herrschenden kalten, liebesarmen Atmosphäre."

Er war aufgesprungen und erregt ein paar Mal im Zimmer auf- und abgegangen, und jetzt trat erst die Familienähnlichkeit zwischen den beiden Brüdern deutlich hervor. Er hatte dieselbe hochgebaute, breitschulterige Gestalt, dieselbe etwas vornübergebeugte Haltung des Kopfes. Nur das sein Gesicht umrahmende Haupt- und Barthaar war um eine Schattirung dunkler, und vielleicht war es dieser Unterschied in der Haarfarbe, was sein Antlitz so bleich und abgespannt erscheinen ließ und den Ausdruck weichherziger Gutmüthigkeit, der sich in den Zügen des Bruders ausprägte, bei ihm fast bis zur Energielosigkeit steigerte. In diesem Augenblicke hatte die Aufregung, in welche ihn der Gedanke an die Möglichkeit einer Trennung von seinem Lieblinge gebracht, diesen Zug ausgelöscht, und das letzte „Nimmermehr", das er zwischen den Zähnen hervorstieß, duldete keinen Widerspruch. Seine Gemahlin versuchte auch gar nicht zu opponiren. Sie zuckte nur höchst ausdrucksvoll leicht mit den Achseln und wechselte einen Blick des Einverständnisses mit dem Pfarrer, der, dadurch aufgemuntert, statt ihrer das Wort ergriff:

„Vollständig ihrer Meinung, werther Herr Patron," begann er, nachdem er durch ein minutenlanges Räuspern die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich gezogen, mit sanfter, beschwichtigender Stimme: „Die modernen, städtischen Institute sind ein Krebsübel unserer Zeit. Der Geist, der in den meisten derselben herrscht, ist — leider muß ich es aussprechen — nur allzuhäufig ein durchaus antireligiöser. Die Herren Lehrer entblöden sich nicht, den ihnen anvertrauten jungen Seelen die seltsamsten Weltanschauungen einzuimpfen, die ihre Begriffe von dem Wesen der Dinge nur verwirren und das jugendliche Gemüth mit unnützem Zweifel beschweren. . . ."

Er hörte sich sehr gerne reden, der gute Herr Pastor, und man konnte ihm die kleine Schwäche wohl verzeihen, bot sich ihm ja selten genug die Gelegenheit, seine einst viel bewunderten rhetorischen Fähigkeiten zu entfalten. Er wußte auch den gegebenen Moment auszunützen, und in seiner Hingabe an den Gegenstand entging ihm vollständig der ironische Blick, den die beiden Herren mit einander austauschten, sowie die verdächtige Handbewegung, womit sein schönes vis-à-vis das verrätherische Gähnen zu verbergen suchte.

Von seinen Predigten daran gewöhnt, die verschiedenen Theile, die sich durch die Beleuchtung des ihm gegebenen Themas ergaben, streng von einander zu trennen, machte er eine momentane Pause, und fuhr, nachdem er tief Athem geschöpft, in durchaus anderem Tone fort:

„Nichts destoweniger kann ich nicht umhin, ihrer Frau Gemahlin beizupflichten, daß ein Jahr unter etwas strengerem Regimente als das der zärtlichen Eltern nur wohlthuend auf den Charakter des Fräulein Tochter einwirken dürfte. Ihr ungezügeltes, knabenhaftes Benehmen würde in gemessenere Bahnen geleitet, ihrem ganzen Wesen erst der Stempel des echt Weiblichen aufgedrückt, was ihre wahren Freunde noch so sehr an ihr vermissen, und der wilde Schößling würde als veredeltes Stämmchen das Wohlgefallen aller Mitmenschen erregen. Noch sind ja gottlob die guten Erziehungsanstalten nicht ganz von der Erde vertilgt, und ich darf nach genauen diesbezüglichen Erkundigungen wohl behaupten, daß das Haus, in dem die gnädige Frau ihre Erziehung erhalten, in den zwei Jahrzehnten, die seitdem ins Land gegangen..."

„Dürfte ich Sie bitten, Herr Pastor." Die Frau vom Hause war es, die hier ohne Weiteres die redselige Zunge ihres geistlichen Nachbarn im Schwunge hemmte. Sie reichte ihm mit einem kurzen Neigen des stolzen Hauptes die Karten zum Mischen, und nahm so das durch Nadjeschda's Hereintreten und die darauf folgenden Auseinandersetzungen unterbrochene Spiel wieder auf.

Der Pfarrer stieß einen tiefen Seufzer aus, der dem Schlusse des rhetorischen Meisterstückes galt, das nun ungehört in seiner Brust vergraben bleiben sollte, und schickte sich darauf an, der an ihn gerichteten Aufforderung nachzukommen. Daß er sich dem Spiele gegenüber ziemlich passiv verhielt und überhaupt in ein demonstratives Schweigen verfiel, wird ihn unter solchen Umständen gewiß Niemand verdenken.

Die schöne Frau hatte wohl den geheimen Spott nicht gemerkt, der bei ihrem energischen in's Wortfallen in den freundlichen blauen Augen ihres Schwagers aufleuchtete; denn sie wandte sich jetzt in ihrem liebenswürdigsten Tone an ihn, während sie aufmerksam die Karten in ihrer Hand musterte:

„Du wirst Dich diesen Winter, da Erich in's Ausland geht, recht einsam fühlen; wie wäre es, wenn Du nur ein einziges Mal Deinen Gewohnheiten untreu würdest und den Winter mit uns gemeinschaftlich in Petersburg verbrächtest, wo Du uns in der „Verziehung" Deiner würdigen Nichte beistehen kannst!"

Er lachte gutmüthig auf: „Das will ich doch lieber bleiben lassen! In solch heikle Dinge, wie Erziehungsangelegenheiten mische ich mich nicht. Ueberdies kommt es mir gerade in diesem Jahre besonders darauf an, das Gut in möglichster Ordnung zu halten, damit ich nicht gezwungen bin, vor meinem Jungen die Augen niederzuschlagen, wenn ich's ihm im kommenden Sommer übergebe!"

Die Dame blickte erstaunt von ihren Karten auf: „War das nur ein Scherz von Dir, oder beabsichtigst Du wirklich, die Verwaltung so bald in Erich's Hände zu legen?"

„Mein vollster Ernst, Frau Schwägerin! Das ist ja auch der alleinige Grund, weshalb ich den Jungen auf die landwirthschaftliche Akademie schicke. Die Praxis hat er schon einigermaßen weg und so wird's denn hoffentlich gehen! Ich sehne mich auch danach, einmal zur Ruhe zu kommen." . . . .

Er dehnte behaglich seine gewaltigen Glieder aus, und die Frau vom Hause sah lachend auf diesen Riesen, unter dessen Last der solid gebaute Lehnstuhl sich bog und ächzte.

„Nanu," meinte er, und fuhr sich mit der Hand über den kurz geschorenen Kopf — „lachen Sie mich nicht aus. Ich sehe nicht ein, weshalb man die jungen Menschen nicht zeitig an's Arbeiten gewöhnen soll. Unsereins hat seiner Zeit auch daran gemußt, und es ist besser, er bekommt einen Ueberblick über das Soll und Haben der Wirthschaft, so lange er Jemanden zur Seite hat, der ihm mit Rath und That beisteht, und das will ich, so Gott mir Leben und Gesundheit schenkt auch redlich thun, und mich noch lange an seinem Glücke freuen! . . Wird mir sauer ankommen, ihn das Jahr entbehren zu müssen," fügte er weich hinzu.

Er zog ein großes leinenes Tuch aus der Rocktasche und handhabte es geräuschvoll. Die Rührung, die ihn so plötzlich bei dem Gedanken an die bevorstehende lange Trennung überkommen, hatte den alten Herrn vollständig aus seiner behaglichen Ruhe gerissen: er versank in ein trübseliges Grübeln. Und wie es in solchen Fällen gewöhnlich zu gehen pflegt, ein Jeder

martert sein Gehirn ab, um durch irgend ein unverfängliches Geschäftsthema das allen gleich peinliche Stillschweigen abzukürzen, und nicht ein einziger ist im Stande, das richtige einleitende Wort zu finden.

In dem Herzen des Geistlichen schien jetzt doch eine mitleidige Regung lebendig zu werden. Er legte die Karten aus der Hand, lehnte sich tief in die weichen Polster zurück und nahm bedächtig eine Prise. Nach diesen viel verheißenden Vorbereitungen warf er in einem mindestens eben so viel versprechenden Tone die Worte hin: „Haben Sie schon von dem großen Ereignisse in unserer Nachbarschaft gehört?“

„Ein Ereigniß? . . . hier?!“ Die Dame vom Hause zuckte geringschätzig die Achseln.

„Insofern man nämlich eine neue Gestalt, die in den kleinen Bekanntenkreis eintritt, so nennen darf in unserer ereignißarmen Gegend.“

„Ja richtig,“ fiel ihm der Schloßherr in's Wort, freudig auf die neue Gesprächswendung eingehend. „In meiner Zerstreutheit hätte ich's wahrlich vergessen, Euch mitzutheilen, — und ich bin dem Herrn Pfarrer sehr dankbar, daß er mich daran erinnert. Der Verwalter hat mich vorhin bereits mit der Neuigkeit überrascht: Der alte Sanden hat sein Gut verkauft und siedelt nach Kurland über, um daselbst bei seinen Kindern den Rest seiner Tage zuzubringen; wir bekommen also demnächst einen neuen Nachbar.“

Seine Gemahlin hob erwartungsvoll den Kopf.

„Wird wieder was rechtes sein,“ brummte ärgerlich der ältere Bruder, „hab auch schon davon reden hören! soll ja ein rechter Taugenichts sein, ein flotter Herr, dessen Heldenthaten darin bestehen, den Petersburger Damen die Köpfe zu verdrehen und sie ihren Männern abspenstig zu machen. Braucht sich übrigens nicht viel darauf einzubilden,“ murmelte er mit einem Seitenblick auf seine Schwägerin halblaut in den Bart, „leichte Waare das!“

Der Pfarrer faltete bedächtig die weißen, vollen Hände über den Magen und wiegte sinnend das Haupt hin und her:

„Man sagt, er sei bei Hofe sehr beliebt, ja, es geht sogar das Gerücht von ihm, er wäre der bevorzugte Günstling einer unserer Großfürstinnen.“ Die gewichtige Art und Weise, mit welcher er diese Worte hervorhob, verlieh ihnen einen besonders geheimnißvollen Reiz.

„Ach, das ist ja wirklich eine überraschende Neuigkeit!“ rief lebhaft die schöne Dame des Hauses. Alle Apathie war aus ihrem Gesichte und ihrer Haltung gewichen. „Da verspricht der nächste Sommer wenigstens etwas amüsanter zu werden, als diese Zeit gewöhnlich zu sein pflegt. Der alte Sanden war ja in gesellschaftlicher Beziehung ein ganz unzugänglicher Mensch, er lebte auf seinem schönen Gute zurückgezogener, als ein Einsiedler. — Hast Du nicht den Namen des neuen Besitzers gehört?“ wandte sie sich fragend an ihren Schwager.

Dieser schüttelte verneinend den Kopf.

„War auch gar nicht neugierig, noch mehr von dem edlen Junker Don Juan zu erfahren,“ brummte er ärgerlich. Auch die beiden anderen Herren vermochten keine befriedigende Auskunft zu geben.

Die erhaltene Nachricht hatte die Dame offenbar in eine vorzügliche Stimmung versetzt. Sie erging sich in Vermuthungen über die interessante Persönlichkeit des großen Unbekannten und entwarf die weitgehendsten Pläne für den kommenden Sommer, während sie großmüthig die etwas anzügliche Bemerkung ihres Schwagers ignorirte und nicht einmal ein Wort des Tadels für die nun wild hereinstürmenden jungen Leute hatte.

Allen voran schritt ihr Ebenbild, der jugendliche Sieger im Wettkampf, geschmückt mit dem grünen Eichenreis, Hand in Hand mit der Schwester, die triumphirend zu ihm aufblickte. Sie war so stolz, als hätte sie selbst eine Heldenthat vollbracht. Für heute Abend hatte sie nur noch Augen für ihn, alles andere, selbst die mit Vetter Ehrich durchlebte Waldidylle, war für den Augenblick vergessen.

IV.

Ich werde ziehn in's fremde Land,
Du sagst mir höflich: Lebewohl.
Ich küsse herzlich Dir die Hand,
Und nun ist alles wie es soll . . .
Chamisso.

„Lebwohl Nadjeschka, auf Wiedersehen!“ Es klang ruhig und gemessen, nicht anders als die an die übrigen Verwandten gerichteten Abschiedsworte; doch der Mund, der sie aussprach, bebte leise und die Hand des jungen Mannes preßte die der kleinen Cousine, daß sie fast aufge-

schrien hätte vor Schmerz. Als endlich der Wagen unter dem Tücherwehen der Zurückgebliebenen rasch über die steinige Straße dahin rollte, hafteten seine Blicke noch immer auf den einen Punkte, wo er zuletzt die zierliche kleine Gestalt mit den langen braunen Zöpfen gesehen, und die blauen Augen wurden merkwürdig klar und durchsichtig, so daß ihn der Vater erstaunt von der Seite anblickte und besorgt ob dieser ihm unerklärlichen Weichheit den Kopf schüttelte. Der junge Mann schien sich endlich dessen bewußt zu werden und versuchte, sich aus seinen trüben Gedanken emporraffend, ein heiteres unbefangenes Gesicht zu zeigen, was ihm indeß nur zum Theil gelang. „Es ist doch sonderbar," meinte er, „wie die Sonne auf den weißen Mauern des Schlosses brennt, sie blenden dermaßen, daß einem fast die Augen übergehen, wenn man hinschaut. Das ist auch ein Nachtheil, den diese modernen Prachtbauten unseren altherkömmlichen Holzwohnungen gegenüber haben." Der Vater nickte zustimmend mit dem Kopfe und knurrte dabei einige unverständliche Worte in den Bart, die sich jeder nach seiner Weise auslegen konnte. Es klang fast wie „Hochmuthsteufel, unnöthige Neuerungen, Verschönerungswuth und dergleichen. Es schien auch nicht in seiner Absicht zu liegen, eine ausführliche Unterhaltung anzufangen — als echter Landwirth war er von Natur eher schweigsam als gesprächig —, ein kurzer Pfiff ermunterte die zwei kleinen kräftigen littauischen Pferde zu frischem Trabe, und seine ganze Aufmerksamkeit konzentrirte sich darauf, das leichte Gefährt zu lenken und durch aufmunterndes Knallen mit der langen Peitsche die Schnelligkeit der Fahrt möglichst zu beschleunigen oder wenigstens in demselben Tempo zu erhalten.

Es wäre dem jungen Manne, wenn er jetzt Sinn dafür gehabt, nicht schwer gefallen, die Worte des Vaters zu deuten. Derselbe hatte ihm gegenüber oft genug seine Meinung unverhohlen ausgesprochen, so daß er sie bereits hinlänglich kannte Er wußte es wohl, daß den ersten Anstoß zu der geheimen Zwietracht, die zwischen dem Vater und dessen Schwägerin herrschte, der Neubau des Herrenhauses gegeben hatte. Der alte Herr konnte es nicht verschmerzen, daß das geliebte Vaterhaus, das Haus in dem er seine Jugend verlebt, in welchem schon seine Eltern und Großeltern glücklich gewesen, den hochstrebenden Plänen einer Frau hatte weichen müssen. — Die Schönheit des neuen Gebäudes ersetzte ihm die Erinnerungen nicht, die unter dem Schutte des alten begraben lagen. Auch dieses Mal hatte die Bemerkung des Sohnes in seiner Seele eine Saite anklingen lassen, die noch lange in ihm nachzitterte; und als nun der Wagen leicht auf den moosbewachsenen Waldwegen dahinfuhr, legte er die Zügel aus der Hand, stopfte sich sein kurzes Pfeifchen und begann mit einer solchen Vehemenz zu rauchen, als wollte er dem Grolle Luft machen, der in ihm gährte, und den er seit mehr als einem Jahrzehnt stillschweigend mit sich herumgetragen. Und wie die blauen Rauchwölkchen emporstiegen in die frische Morgenluft und allerlei seltsame, aberteuerliche Gestalten bildeten, so tauchte aus dem Grunde seiner Erinnerungen ein Bild hervor, eine längst vergangene Begebenheit, klar und deutlich, als habe er sie erst gestern erlebt.

Es war ein trüber, häßlicher Spätherbstmorgen. Er war mit seinem kleinen Söhnchen herübergekommen, den Bruder zu besuchen, um ihn ein bischen zu zerstreuen und aufzuheitern; denn er wußte es ja, daß an solchen Tagen, wo die bleiche nordische Sonne ohnmächtig gegen die grauen Nebelschichten ankämpft, die ihr den Durchbruch verwehren, die tiefe Melancholie, welche seit dem plötzlichen Tode der geliebten Gattin die Seele des Brudes beherrschte, dichter als je ihre unheimlichen Fittiche um den verdüsterten Menschengeist schlage. Um so mehr war er daher überrascht, bei seinem Eintritte ins Haus den Bruder gar nicht daheim zu finden. Im Wohnzimmer saßen die beiden kleinen Neffen spielend bei einander. Sie eilten jubelnd dem Onkel und dem willkommenen Spielgefährten entgegen, und auf seine Frage nach dem Papa antwortete der kleinere eifrig: „Der ist fortgegangen, weit fort, gestern, vorgestern, schon viele Tage!" Und der ältere setzte altklug hinzu: „O, der Papa ist jetzt nie zu Hause, nur manchmal kommt er und sieht nach, ob wir artig gewesen sind, damit die Mama sich freut, wenn sie kommt. Sag' einmal Onkel," fragte er geheimnißvoll flüsternd, „kann denn die Mama wieder lebendig werden und wieder zu uns kommen, wie der Papa sagt, und ist sie dann ein wirklicher Mensch und kein Gespenst?" Und die großen Kinderaugen blickten fragend zu ihm

auf, während er verwundert den seltsamen Reden des Kleinen lauschte.

Und mitten in das Kindergeplauder hinein war die Thüre gegangen, und da stand er schon in der Mitte des Zimmers, der „vermißte Papa", und schaute mit heiterem Lächeln auf den eifrig plaudernden kleinen Mund. Der Gram, der sonst, sobald die Todte nur erwähnt ward, sein Gesicht verdüsterte, warf keinen Schatten über die leuchtenden Augen. Strahlend, hochaufgerichtet stand er da, wie neu verjüngt, daß der Bruder erstaunt zu ihm aufblickte, dessen gänzlich verändertes Wesen er nicht fassen, nicht begreifen konnte. Die ersten Worte des Schloßherrn erklärten ihm alles. Der Angekommene gönnte sich kaum Zeit, seine Kinder flüchtig zu umarmen, dann erfaßte er mit beiden Händen die Rechte des Bruders, und raunte ihm in's Ohr: „Oskar, das Glück wird wieder unter mein Dach einkehren, ich habe mein Weib wiedergefunden." Und denn hatte er sich zu ihm gesetzt und, immer noch seine Hand festhaltend, ihm die ganze Geschichte der letzten Wochen erzählt, und sein Mund floß über von dem Lobe des schönen Mädchens, das er seine Braut nannte; die opferfreudig genug sei, ihn, den nicht mehr jungen Mann, den Vater zweier Kinder, mit der Hand zu beglücken, nach welcher schon so viele vergebens gestrebt!

Freilich sagte die böse Welt, daß von ihrer Seite nicht so viel Entsagung dazu gehöre, einen der reichsten Grundbesitzer des Landes zu erhören, besonders da sie das erste Vierteljahrhundert bereits überschritten hatte, und die Zahl ihrer Verehrer, deren Standhaftigkeit keine zu erwartende reiche Mitgift zu Hilfe kam, sich von Tag zu Tag mehr lichtete. — Diese Einwendungen, die auch der ältere Bruder leise anzudeuten wagte, wurden jedoch von dem glücklichen Bräutigam mit Entrüstung zurückgewiesen, er liebte seine Braut viel zu leidenschaftlich, um nur im Entferntesten an der Echtheit ihrer Empfindungen zu zweifeln.

Es ist immer eine sehr unglückliche Rolle, in einem derartigen Falle den Warner zu spielen, und er hatte es auch bald eingesehen; und da sein redliches Herz es gleich wohl verschmähte, mit in das Loblied einzustimmen, verließ er noch am selben Abend das Haus des Brudes. Er nahm seine zwei kleinen Neffen mit sich, um dieselben der nun unvermeidlich hereinbrechenden Unruhe und dem Hochzeitstrubel der nächsten Zeit zu entrücken, und ihnen bei sich so lange eine Heimath zu bieten, bis die ‚neue Mama' bereit sei, sie zu sich zu nehmen.

Nun wurde es lebendig an den einsamen Ufern des Sees. Der sonst jede Aufregung ängstlich fliehende Gutsherr entwickelte eine rastlose Thätigkeit, um alles zum Empfang der jungen Gemahlin vorzubereiten.

Schon am folgenden Morgen kamen Schaaren von Arbeitern, um seine Pläne und Entwürfe zur Wirklichkeit zu gestalten. Der Klang von Spitzhacke und Hammer schallte durch den stillen Wald und wirbelnde Staubwolken stiegen in die klare, durchsichtige Luft empor: Unbarmherzig wurde alles niedergerissen, das alte, ehrwürdige Stammhaus der Erde gleichgemacht, und wie der Vogel Jupiters aus der Asche, so erhob sich aus Schutt und Trümmern ein herrliches Gebäude im reinsten italienischen Palaisstyl, mit zinnengekröntem Söller und zierlichen Erkern und hohen mit prächtiger Glasmalerei geschmückten Fenstern. Das Schloß mit der großen breiten Freitreppe und den hochgewölbten offenen Säulenhallen spiegelte sich so fremdartig in den klaren Wogen des Sees, als hätten es Geisterhände über Nacht von den sonnenbeglänzten Ufern der Adria in den einsamen Urwald getragen. — Und nach Jahr und Tag war alles vollendet, genau so, wie die schöne Braut sich das neue Heim ausgemalt, und diesen Traum unter schmeichelndem Kosen dem Manne ihrer Wahl anvertraut, — so weit vollendet, daß die schöne junge Schloßherrin ihren Einzug halten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Frage.

Von Adolf Hinrichſen.

Nie ſoll weiter ſich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als ſich blühend Hand in Hand
Läßt die Roſe tragen,
Oder als die Nachtigall
Federn holt zum Neſte,
Oder als ihr ſüßer Schall
Wandert mit dem Weſte.

Iſt's denn wahr? ſo frag' ich Euch,
Die Ihr liebt von Herzen,
Iſt's denn möglich, daß ſogleich
Ihr es könnt verſchmerzen:
Daß die Liebe wie ein Kleid
Abſtreift ihr vom Leibe,
Wenn nur wenig Meilen weit
Ein's vom Andern treibe???

Weiße und grüne Oſtern.

Von Anna Segert.

O du fröhliche, o du ſelige, gnadenbringende „Oſterzeit!" erklang es friſch durch das Zimmer des Förſterhauſes aus dem Munde eines zwölfjährigen Knaben und eines neunjährigen Mädchens. Ein junges Mädchen von achtzehn Jahren ſaß am Piano und begleitete das Lied der Geſchwiſter. Am Fenſter ſaß Tante Marie und blickte ſinnend hinaus in den Wald. Es war weiße Oſtern heute, der Schnee lag auf den Tannen draußen; aber die klare Oſterſonne begann ſchon, ihn hinwegzuſchmelzen. Die Sonnenſtrahlen glitten auch koſend über Tante Marie's Scheitel, aber die ſchneeweißen Fäden, die ſich in das braune Haar miſchten, konnten ſie nicht hinwegſchmelzen wie den Oſterſchnee.

Tante Marie war auch einmal jung geweſen und fröhlich wie die Kinder, deren heller Geſang erſcholl, und der gerade heute ſo manche Erinnerung aus längſt vergangener Zeit weckte. Vor länger als zwanzig Jahren war auch ſie ein achtzehnjähriges Mädchen geweſen, da war es wie heute gerade weiße Oſtern geweſen und ſie hatte im Vaterhauſe, in dieſem ſelben Hauſe, jenes Lied auf dem Piano geſpielt und mit ihrer ſanften Altſtimme dazu geſungen. Da war leiſe die Thür aufgegangen und ein ſchlanker junger Mann in Jägeruniform eingetreten, der hatte ſtill zugehört, dann war er an das Piano getreten, hatte ihre Hände genommen und ſie gefragt, ob ſie einmal, wenn er eine Förſterſtelle habe, ſeine Frau werden wolle; jetzt war er nur der Gehülfe ihres alten Vaters. Sie hatte erſchrocken zu ihm aufgeſehen und verwirrt geſtammelt: „Aber ich bin ja noch ſo jung und habe noch eine ältere Schweſter."

„Ich habe aber Sie lieb, Marie, und kenne dieſe ältere Schweſter noch nicht."

„O, ſie iſt gut und klug und viel ſchöner als ich."

„Mag ſie noch ſo gut und ſchön und klug ſein, ich habe Dich allein nur lieb, Marie!" Er drückte ſie an ſich und ſie barg ſelig erglühend das Köpfchen an ſeiner Bruſt. Dann gingen ſie hinaus in den Wald. Ihr aber ſchien es, als wäre der Schnee plötzlich geſchmolzen, als wäre es wonniger Frühling.

* * *

Vor Weihnachten war die ältere Schweſter gekommen. Sie war vierundzwanzig Jahre alt und war fünf Jahre Geſellſchafterin bei einer vornehmen alten Dame in der Reſidenz geweſen. Dieſe war geſtorben, und nun war ſie in's Vater-

haus zurückgekehrt. Wie hatte Marie sich auf die Ankunft der Schwester gefreut! Und diese nahm so lebhaften, innigen Antheil an deren Glück.

Ostern kam wieder heran. Diesmal waren es grüne Ostern.

„Wilhelm, Emmy," sagte Marie am Ostermorgen zu Bräutigam und Schwester, als sie in dem sauberen freundlichen Stübchen alles geordnet hatte, „Ihr könntet mir im Walde ein paar Veilchen suchen zum Schmuck für das Zimmer; ich werde während der Zeit den Frühstücksstück decken.

Die Beiden waren hinausgegangen. Marie hatte längst den Tisch gedeckt, sie waren noch nicht zurück. Marie wartete und wartete, es dauerte auch gar so lange, sie wollte nur selbst schnell suchen helfen, die Eltern waren schon ungeduldig, daß sie nicht zum Frühstück kamen. Leichten Schrittes eilte sie vorwärts. Plötzlich aber blieb sie wie angewurzelt stehen.

Den schönen blonden Kopf an einen Baum gelehnt, stand die Schwester bleich mit Thränen in den großen blauen Augen. Er aber hatte ihre Hand erfaßt und küßte dieselbe so glühend und leidenschaftlich, wie er seine Braut nie geküßt hatte. Heißes Weh krampfte Marie's Herz zusammen. Die Beiden sahen sie nicht, da eine Tanne sie fast ganz mit ihren Zweigen verbarg, aber sie hörte, wie er sagte:

„Ich habe geglaubt, daß ich Marie liebe, ihre sanfte Weiblichkeit zog mich an, aber jetzt erst, seit ich Sie kenne, Emmy, einzige, theure Emmy, weiß ich, daß ich Ihre Schwester nie geliebt habe!"

„Ich gehe wieder fort, Wilhelm," antwortete Emmy, „und dann werden Sie mich vergessen."

„Nie, nie!" stieß er hervor.

„Doch," sagte Emmy fest und bestimmt, „Sie müssen; Marie darf nicht unglücklich werden." Er stöhnte auf. — „Nein, ich gab mein Wort, ich werde es halten und will Marie so glücklich machen, wie ich es vermag," sagte er tonlos.

Bleich bis in die Lippen hatte Marie alles angehört; wie durch einen Nebel sah sie noch, wie die Beiden einander in die Arme schlossen und wie Emmy ihn dann von sich stieß. Er stürmte tiefer in den Wald und Emmy sank unter dem Baum zusammen und brach in Thränen aus.

Mechanisch ging Marie in's Haus, wankte hinauf in ihr Stübchen und schrieb einen kurzen Brief. Dann zog sie ihren Ring ab, legte ihn hinein, verschloß den Brief und gab ihn dem Dienstmädchen zur Besorgung. Sie hatte ihrem Bräutigam geschrieben, daß sie ihn nicht heirathen könne, weil sie jetzt erst eingesehen, daß sie ihn nicht so liebe, wie man einen Bräutigam lieben müsse. Als sie ihm ihr Wort gegeben, habe sie ihr Herz doch nicht verstanden.

Lange noch saß sie an ihrem Fenster, nachdem sie den Brief geschrieben, und blickte hinaus in den Wald, wo alles im Frühlingsglanze prangte, ihr war es, als seien die Bäume voll Schnee, als sei alles um sie her kalt und öde und leer, in ihrem Herzen war es weiße Ostern.

Da erscholl von unten herauf der Gesang der kleinen Geschwister:

„O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Osterzeit.
Christ ist erstanden
Aus des Todes Banden.
Freue, freue dich, o Christenheit."

Da sank sie leise weinend auf ihre Kniee. In ihr Herz zog Trost und der reine, wenn auch aus Schmerz erstandene und erkämpfte Osterfriede und ein Schimmer der seligen Osterfreude.

* * *

Jahre waren vergangen. Wilhelm hatte Emmy geheirathet und war sehr glücklich mit ihr geworden. Die Eltern waren gestorben, und Wilhelm hatte die Försterstelle des Vaters erhalten. Die kleinen Schwestern waren verheirathet; nur Marie war allein geblieben, sie hatte mehrere Anträge ausgeschlagen, sie war zufrieden, mehr wollte sie nicht. Da war Emmy erkrankt, sie war zu ihr geeilt und hatte sie mit zärtlicher Liebe und Sorgfalt, mit der größten Aufopferung gepflegt. Aber der Tod hatte sie doch dem Gatten und den Kindern entrissen. Am Sterbebette hatte sie der Schwester geloben müssen, die Kinder nicht zu verlassen, und sie war ihnen eine zweite Mutter geworden. Alle hingen mit Liebe und Verehrung an Tante Marie. Sie war zufrieden, — mehr wollte sie nicht.

Das waren Tante Marie's Gedanken und ihre Erinnerungen. Jetzt hatten die Kinder das Zimmer verlassen, sie war allein darin zurückgeblieben. Unwillkürlich zog es sie zum Piano. Leise glitten die Hände über die Tasten und leise klang es von ihren Lippen, allmälig aber immer

lauter und voller tönend: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Osterzeit.“ Da öffnete sich die Thür, und wie vor Jahren trat Wilhelm herein. Aus dem schmucken Jüngling von damals war ein ernster Mann geworden. Sie fuhr zusammen und verstummte.

Da trat er zu ihr, ergriff ihre Hand und sagte: „Ich muß eines anderen Ostertages gedenken, Marie, vor vielen Jahren, weißt Du noch?“

Sie nickte.

„Als Du mir nach einem Jahre Dein Wort zurückgabst, — höre mich an, unterbrich mich nicht, — da war ich glücklich, denn ich liebte Deine Schwester; ich hatte lange gegen meine Liebe angekämpft, aber umsonst, wir wollten einander entsagen, da . . .“

„Laß, o laß, ich weiß . . . “ bat sie.

„Du weißt? — O Marie, und — Du hast mich verachtet — mußtest es ja. Darum gabst Du mir Dein Wort zurück, jetzt ist mir alles klar. — — Und ich — ich wollte Dich heute bitten, es noch einmal mit mir zu versuchen, weil ich Dich von Neuem lieben gelernt, nicht mit jener wandelbaren Liebe wie damals, auch nicht mit jener Leidenschaft, mit der ich Emmy geliebt habe, sondern mit der festen, wahren, unvergänglichen Liebe. Die Mutter meiner Kinder, die treue, aufopfernde Beschützerin derselben warst Du schon lange, nun wollte ich Dich heute fragen, ob Du nicht auch meine treue, liebende Gattin werden wolleſt, doch Marie — darf ich jetzt Dich, die ich um Dein Lebensglück betrog, noch bitten, mich durch Deine Liebe zu beglücken?“

Stumm saß Marie da, aber in ihren Augen leuchtete es auf, als sie ihm ihre Hand reichte.

„Du kannst mir verzeihen?“ rief er, „Du hast mich nicht verachtet?“

„Ich habe Dich geliebt alle die Jahre,“ sagte sie leise.

Da zog er sie stumm an seine Brust und Thränen glänzten in seinem Auge. Ob draußen auch Schnee die Bäume bedeckte, in ihren Herzen war es doch grüne Ostern.

Aus dem Tagebuche einer Frau.

Von Alexandrine von Mendt.

(Fortsetzung.)

10. Vielleicht wäre es richtiger, wenn das Mädchen in ihrer Neigung zu einem Manne mehr den Willen Gottes für ihren Lebensweg erkennen würde — als von der Heirath ein großes irdisches Glück zu erwarten.

11. Es giebt keine Sehnsucht nach der Kindheit, wohl aber nach der in ihr enthaltenen Unschuld.

12. Mutter und Vater sind oft beschränkt und eingebildet genug, das Kind zu ihrem Ebenbilde erziehen zu wollen.

Sind Vorwürfe und Verdruß unvermeidlich, so verschiebet sie bis auf die Stunde, da der Tag sich neiget — und dann lasset die Sonne nicht untergehen über Euren Zorn.

13. Heiße, dürre, martervolle Tage — wo wir die Welt verändern möchten und doch in uns selbst die Wüste liegt.

14. Der Mensch mit Naturreligion, „freireligiös“ nennt man es jetzt, erscheint im Gegensatz zum wahren Christen, wie der Wanderer im Mondenschein zu dem im Sonnenlichte schreitenden!

Sie haben beide ihren Pfad erhellt — doch der eine fröstelnd im matten, blassen Lichte — der andere — erwärmt durch die leuchtenden Strahlen des Glaubens und der Liebe.

15. Eine Trauer, die von außen kommt, heilt oft eine tiefere in uns wohnende.

(Fortsetzung folgt.)

Gräfin Eleonor. Herzlichen Dank, gnädigste Gräfin! Alle diese Sympathiebeweise können unserem Streben nur ein Sporn sein, während die uns begegnenden Anfeindungen so ohnmächtiger Natur sind, daß sie uns nicht um einen Hauch entmuthigten; denn wie Goethe sagt:

Widerfahre Dir, was Dir auch will, Du wachsender Liebling,
Liebe bildete Dich; werde Dir Liebe zu Theil!

Edelweiß. Ganz entschieden rathen wir, in diesem Fall nicht nachzugeben; denn wir sind der Meinung, daß, wie schön und gut kindlicher Gehorsam immer ist — es dennoch Fälle giebt, welche denselben ausschließen, ein solcher aber ist in erster Reihe eine aufgezwungene Ehe. Und wenn man Ihnen sagt: die Liebe kommt später von selber, so ist das — Unsinn, um so mehr, als Sie dem betreffenden Mann nicht einmal Achtung entgegen zu bringen scheinen. Nein, tausendmal nein! Heirathen Sie nie, ohne Ihr Herz gleichzeitig mit dem Ringe einzutauschen.

Erna v. M. Sie Arme! ach, also auch Sie schreiben, daß Sie in Arkadien gewesen sind, und — o krasse Ironie! — dichten:

Die Liebe, die Liebe, wie zieht sie hinein
In des Herzens, des Herzens geldgüldenen Schrein?
Wie im Glase, im Glase der funkelnde Wein,
Wie der Flamme, der Flamme helllodernder Schein:
So ziehet, so ziehet die Liebe hinein.

Sagen Sie, Gnädigste, sollte es kein Mittel geben, Ihnen zu helfen? ach ja, wen die Dichteritis einmal gepackt hat, für den ist kein Kraut gewachsen; nun denn, nehmen Sie wenigstens unser innigstes Beileid!

Wir wollen es nicht versäumen, unseren verehrten Leserinnen eine neue Erfindung des Königl. Hoflieferanten Gustav Fritsche, Leipzig, auf das Wärmste zu empfehlen. Es handelt sich um „die Herstellung altdeutscher Lederarbeiten in Haus und Familie“, eine neue Errungenschaft, nicht allein für erwerbende, sondern auch für sich vergnügende Damen: mit den zierlichen Instrumenten und der, dem elegant ausgestatteten Ganzen beigegebenen einfachsten Anleitung von der Welt ist es für jede Dame eine Kleinigkeit, die herrlichsten Luxus- und Gebrauchsgegenstände, vom kleinsten bis zum größten, herzustellen, ohne daß gerade eine körperliche Anstrengung (wie sonst vielfach bei ähnlichen Arbeiten) nöthig wäre. Dazu kommt, daß man wunderhübsche Muster, Vorlagen und bereits angefangene Arbeiten mit in den Kauf erhält, welche letzteren nur der Vollendung harren, der sie denn auch in der kleinen Hand der Besitzerin unmittelbar nach dem Kauf schnell entgegenreifen. — Wir wünschen, daß diese Arbeiten bald in allen Familien betrieben werden, da es nichts Interessanteres giebt. Der hübsche Kasten mit Instrumenten, Mustern, angefangenen Arbeiten und allem, was dazu gehört, eignet sich auch besonders zum Geschenk an Damen.

Von H. Rosenthal-Bonin, dem bekannten Redakteur von „Ueber Land und Meer“, erschien ein neues Buch, betitelt „Das Haus mit den zwei Eingängen“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Wir können über das Werk nur einen Tadel aussprechen — der unschöne Titel, aber derjenige, welcher sich hierdurch nicht von der Lektüre abschrecken läßt, wird reich belohnt: mit feinem Pinselstrich zeichnet der Autor seine Gemälde, Schatten und Licht zart und grell, je nach Erforderniß, von einander abgrenzend und vertheilend, die Charaktere von psychologischer Klarheit und Schärfe. Wie alles aus diesem Verlage, ist das Buch sehr elegant ausgestattet.

Einer unserer feinsten Psychologen ist Karl Frenzel. Das beweist er auch wiederum in seinem neuesten Werk „Des Lebens Ueberdruß“ (Minden, J. C. Bruns). Frenzel gehört der Schule der wenigen Schriftsteller an, welche, trotz ihres Realismus, gefahrlos an dem Abgrund vorbeiwandern, in welchen in letzter Zeit so viele von dem sogenannten „Jungdeutschland“ hineinstürzten, da sie das Wort „Realismus“ mit — Schmutz übersetzten. Auch Frenzel ist Realist, aber nicht in jenem Sinne: niemals sucht er nach dem Gemeinen, sondern er nimmt es da, wo er es findet, wo er es finden muß; denn im Menschenherzen — in jedem — regieren zwei Engel, die immerfort, immerfort mit einander ringen: das eben ist das Problem des Lebens. Und an dieses Problem tritt Frenzel festen Schrittes heran, auch in diesem Buch — wir, die ihn begleiten durften, sahen die tiefen Schnitte seines Messers, aber wir sahen auch die Wunden, welche es schlug, heilen allenthalben da, wo sie heilen mußten, andere blieben unvernarbt, und diejenigen, welche sie davontrugen, sie starben daran, weil sie sterben mußten. Das ist der Beruf des echten Dichters: unbeirrt vorwärts, nicht rechts, nicht links führt der Pfad; wenige schreiten ohne Straucheln darauf hin, und zu diesen gehört Karl Frenzel.

Mit „Was soll ich deklamiren“ legt Elise Henle uns eine hübsche Gabe auf den Büchertisch (Stuttgart, Levy & Müller). Das Buch enthält eine Auslese älterer und neuer Dichtungen, zur Deklamation geeignet, zwischen denen wir manche Perle schimmern sehen. Interessant wird das Ganze dadurch, daß jeder einzelne Vortrag durch irgend eine unserer Bühnengrößen empfohlen ist. Eine hübsche Portraittafel, berühmte Schauspielerinnen darstellend (von denen besonders Minona Frieb-Blumauer trefflich gelungen ist), verleiht dem Buch noch ein weiteres Interesse.

Die Originale unserer Illustrationen in diesem Heft sind aus den Ateliers von Teich-Hanfstaengel, Dresden, bez. F. Brandseph, Stuttgart, hervorgegangen. Lichtdruck von Albert Frisch, Berlin.

Alle für die Redaktion bestimmte Sendungen sind zu richten Berlin, SW., 76 Markgrafenstraße 76.

Alle Rechte — insbesondere das der Uebersetzung — vorbehalten. Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Adolf Hinrichsen. — Verlag von Wilhelm Friedrich Nachf. in Berlin. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Ueber die Berechtigung der Frauen zum Studium und zur Ausübung der Heilkunde.

Von Medizinalrath Dr. Albert Weiß.

(Schluß.)

Wir haben die im vorigen Heft angeführten Thatsachen und Zeugnisse — nach Professor Boehmert — lediglich deshalb so ausführlich mitgetheilt, weil das einseitige Verdammungsurtheil eines sonst hochverdienten Fachmannes nur durch andere Männer desselben Faches widerlegt werdenkann, und weil unsere Gewährsmänner vor Herrn von Bischoff den unbestreitbaren Vorzug haben, daß sie nicht nur als Lehrer seit Jahren Frauen unterrichtet, sondern auch als Aerzte in der Klinik Gelegenheit gehabt haben, die angehenden weiblichen Aerzte am Krankenbette zu beoachten, die sorgfältigste Untersuchung und das diagnostische Talent an ihnen schätzen zu lernen und sie wegen umsichtiger Beobachtung und gewissenhafter aufopfernder Krankenbehandlung geradezu als Muster empfehlen zu können.

Auch gelegentlich ihrer Doktorpromotionen wurden mehrfach ähnliche Erfahrungen von Fachkollegen des Herrn von Bischoff betreffs der Antworten und Leistungen von Doktorandinnen gemacht und denselben öffentlich die Anerkennung der Fakultät ausgesprochen.

Hiergegen könnten allerdings mit Recht die Gegner des Frauenstudiums den Einwand erheben, aus derartigen ehrenvollen Promotionen Einzelner allgemeine Schlüsse zu ziehen, sei mindestens voreilig.

Ganz abgesehen aber vom Werthe oder Unwerthe solcher Promotionsformalitäten, dürfte man doch den ganzen Verlauf der Studienzeit bewiß als Beweismittel ansehen können.

Wenn also Studentinnen, wie es bisher nicht nur in Zürich, Bern und Edinburgh, sondern auch in Bologna und St. Petersburg, ganz abgesehen von Amerika, schon vielfach geschehen, ihr Fachstudium an einem Orte ganz absolvirten, mithin mehrere Jahre beobachtet und in der mannichfachsten Weise in den Laboratorien und Präparirsälen, wie am Krankenbette und in der mündlichen und schriftlichen Schlußprüfung erprobt werden konnten, so dürfte ein Urtheil über die Befähigung der Einzelnen gewiß zu ermöglichen und mit Fug und Recht auszusprechen sein.

Und war dieses Urtheil, wie wiederholt der Fall, auch nur bei Einzelnen ein günstiges, so hat jedenfalls die Theorie von der Unmöglichkeit einer Durchführung des Frauenstudiums ihre Hauptstütze verloren. Ausdrücklich sei jedoch hervorgehoben, daß es sich hier fast ausschließlich um Ausländerinnen aus der Schweiz, Amerika, Frankreich, Rußland und England handelt.

Der praktische Erfolg der weiblichen Aerzte läßt sich allerdings bei der noch mangelnden Statistik schwer vorhersagen und noch schwieriger begründen. Immerhin spricht für denselben eher günstig als ungünstig die Thatsache, daß nicht nur in Amerika, Italien, Rußland und England, sondern auch bereits in Deutschland, u. a. Darmstadt, seit Jahren weibliche Aerzte mit bestem Erfolge praktizirten und sich insbesondere in der Frauen- und Kinderpraxis großen Rufes und Vertrauens erfreuten. In Rußland waren (nach von Zehender) im Jahre 1875 nur drei

Frauen zur ärztlichen Praxis befugt. Doch wurde in St. Petersburg an der medizinisch-chirurgischen Akademie, getrennt von den männlichen Kursen, ein „Institut gelehrter Hebammen und Spezialistinnen für Frauen- und Kinderkrankheiten" eröffnet.

Wie aus Paris berichtet wird, ist daselbst Madame Sarrante, geborene Gaches, zum Assistenzarzt an der großen Oper ernannt worden.

Befugter Weise üben zur Zeit in Paris neun Frauen die Heilkunde aus.

Fünf derselben haben den Titel eines Doktors der Medizin erworben. Eine von ihnen ist Spezialistin für Gehirnleiden.

Obgleich wir hiermit den größtentheils rein theoretischen Ausführungen des Herrn von Bischoff ganz unparteiisch lediglich die dieselben widerlegenden Thatsachen gegenüber gestellt und auf diese Weise die Befähigung der Frauen nicht nur zum Studium, sondern auch zur Ausübung der Heilkunde wenigstens für Ausnahmefälle nachgewiesen zu haben glauben, müssen wir uns dennoch mit Herrn von Zehender, dessen nachstehenden Ansichten wir im Allgemeinen beitreten, sondern sogar mit Herrn von Bischoff, dem wir bisher nicht beipflichten konnten, dahin aussprechen, daß das weibliche Geschlecht im Allgemeinen zur ärztlichen Praxis keinen Beruf hat, und zwar hauptsächlich aus ethischen und ästhetischen Gründen und Bedenken.

Wir gelangen hiermit zur Erörterung der zweiten Frage, soweit sie uns für den vorliegenden Zweck gestattet ist.

„Der Arzt" — sagt Herr von Zehender — „muß, wenn er seine Pflichten treu und gewissenhaft erfüllen will, sich nicht selten der schwersten körperlichen Anstrengung, gemüthlichen Aufregung und Gesundheitsgefährdung aussetzen, die schmutzigsten Räume betreten, die widrigsten Dinge besichtigen und betasten und gelegentlich Arbeiten verrichten so ekelhafter Natur, wie sie keiner anderen Berufsart zugemuthet werden.

Wie unangenehm uns auch der Gedanke berühren mag, das schönere Geschlecht in so schwierige und widerwärtige Lebenslagen versetzt zu sehen, so müssen wir doch zugeben, daß auch dazu ihm die Befähigung nicht abgeht.

Die Frauen würden vielleicht weniger ausdauernd sein; (das möchten wir bestreiten. Die Red.) ihre Nerven würden sicher früher erlahmen; sie würden überhaupt viel eher den Strapazen erliegen, wie die Mehrzahl der gesunden und kräftigen Männer, und auch von diesen geht bekanntlich eine große Anzahl schon in jungen Jahren zu Grunde.

Niemand aber wird behaupten können, daß die Frauen zu solchem Berufe lediglich deshalb geradezu untauglich sind.

Wie steht es aber mit ihrer Erwerbsfrage?

Unzweifelhaft würden sie im Großen und Ganzen die Konkurrenz mit den männlichen Aerzten nicht auszuhalten vermögen. Sie würden, wo der Mangel an ärztlicher Hülfe nicht allzu groß ist, durchschnittlich mit geringerer Entschädigung fürlieb nehmen und, trotz ihrer geringeren Körperkraft, mit größerem Kraftaufwande arbeiten müssen. Die Beweise, daß es in Wirklichkeit sich so verhält, wären schon jetzt leicht zu erbringen.

Und sollten zu diesen ärztlichen Mühseligkeiten und Pflichten noch die der Mutter und Hausfrau hinzutreten, sollte der Aerztin zugleich noch es obliegen

„Den Knaben zu wehren,
Die Mädchen zu lehren,
Zu regen ohn' Ende
Die fleißigen Hände"

so muß man zugeben, daß solche Aufgabe die Grenzen des Möglichen weit übersteigt.

Trotz alledem kommt es uns Aerzten wahrlich nicht in den Sinn, die Frauen vom Krankenbette verdrängen zu wollen. Gerade hier vielmehr haben sie einen eigenen, für das Wohl des Kranken in vielen Fällen weit wichtigeren Beruf zu erfüllen, wie selbst der Arzt. Hält es doch sogar Herr von Bischoff für durchaus unnöthig, im Gegensatze zu dem, was er über das weibliche Geschlecht und seine natürlichen Befähigungen gesagt, seine Vorzüge gerade in Bezug auch auf Kranke und Leidende hervorzuheben. Wer ihn wegen des Gesagten mißverstehen wolle, der werde dasselbe thun, wenn jetzt die größte Lobrede auf das weibliche Geschlecht folge. Seine Sittsamkeit, Demuth, Geduld, Gutmüthigkeit, Aufopferungsfähigkeit, theilnehmende Lebensstimmung und Frömmigkeit seien so viel größer als bei dem männlichen Geschlechte, daß, wo es auf diese ankomme, die Frauen ebenso den Vorzug verdienen, als die Männer, da, wo Kraft, geistige Produktivität, Muth, Ausdauer und Ehrgeiz erforderlich sind.

Es sei also in medizinischer Hinsicht das Ge-

biet der Krankenpflege, in welchem die Frauen jedenfalls vor den Männern sich auszeichnen können, wenn sie sich dazu hinreichend ausbilden.

Die Natur habe ihnen dazu die Befähigung in hohem Grade verliehen, und sie haben es oft bewiesen, daß sie diese Befähigung auch thatsächlich erweisen können.

Daß sie dies indessen auch nicht immer thun, daß sie sich auch dazu bilden müssen, das beweise das Urtheil manches hochgestellten Arztes, der auch zu Krankenwärtern und Pflegern lieber Männer als Frauen haben wolle.

Dies betreffe aber gewiß nur mangelhaft oder schlecht gebildete und geleitete Krankenpflegerinnen, welche Nebenwerke, irgend welcher Art verfolgen.

Die reine, unverfälschte weibliche Natur besitze unzweifelhaft alle und die vortrefflichsten Eigenschaften zur Krankenpflege.

Man sorge, daß diese Eigenschaften gepflegt, gebildet und verwendbar gemacht werden, und man werde dem weiblichen Geschlechte einen größeren Dienst erweisen, als wenn man ihm einen Beruf aufpfropfen wolle, zu dessen befriedigender Lösung ihm von Natur die Eigenschaften und Kräfte versagt seien."

Auch wir gelangen — mit Herrn von Zehender — wenn auch auf verschiedenen Wegen, im Wesentlichen fast zu demselben Ziele unserer Schlußfolgerungen, wie Herr von Bischoff.

Der Arzt behandelt die Kranken, wer aber soll die Kranken pflegen?

Hat etwa der Mann den Beruf zur Krankenpflege?

Der Arzt behandelt die Kranken; die Pflege gebührt in erster Reihe den Frauen. Wer vermöchte, wie sie, mit Engelsgeduld am Krankenlager auszuharren und darüber gewissenhaft zu wachen, daß die Verordnungen des Arztes pünktlich ausgeführt werden?

Wer vermöchte, wie sie, dem Kranken jene Tausende von kleinen Diensten zu leisten, die an sich gering, im Ganzen aber, mit der nur den Frauen eigenen unermüdlichen Sanftmuth gespendet, oft mehr dazu beitragen, dem Kranken Gesundheit und Leben wiederzugeben, als alle ärztliche Kunst?

Die Mutter am Krankenbette ihres Kindes, die Gattin am Schmerzenslager des Gatten, die Diakonissin oder die barmherzige Schwester an der Seite jedes Pflegebedürftigen, in dem sie mit frommer Gesinnung das Ebenbild dessen sieht, was ihr am theuersten, am heiligsten ist — sie Alle sind, soweit die Geschichte reicht, von männlichen Pflegern noch niemals erreicht, geschweige denn übertroffen worden.

Zur Krankenpflege gehören andere Eigenschaften als zur Krankenbehandlung, vor Allem jene Seelenkräfte, die besonders unsere deutschen Frauen in weit reicherem Maße besitzen, wie irgend ein Mann.

Dies gilt in erster Reihe von jener Kraft, die langmüthig ist und freundlich, die nie das Ihre sucht und sich nie erbittern läßt, die Alles hofft und glaubt und duldet und nimmer aufhört!

Wenn es wahr ist, wie Eingangs behauptet wurde, daß die Frauen das nicht leisten können, was die Männer vermögen und umgekehrt, dann ist es auch wahr, daß der ärztliche Beruf oder die Krankenbehandlung dem Manne zukommt, die Krankenpflege aber der Frau, und daß Mann und Frau, ohne ihre innere Natur zu verläugnen, die Rolle nicht vertauschen können.

Mag immerhin der Mensch nach Jahrhunderten ein anderer werden, als er jetzt ist, mag dann auch die Frau andere Neigungen und Begabungen, andere körperliche und geistige Fähigkeiten annehmen, als sie heute hat — bei der kurzen Spanne Zeit, die unserer Lebensdauer zugemessen, erscheint es kaum angezeigt, an eine so ferne Zukunft zu denken und Hand an das Werk zu legen, um unsere Frauen vermeintlich vollkommener zu machen, als sie gegenwärtig sind.

Mögen immerhin Einzelne von ihnen mit besonderen Neigungen und Fähigkeiten begabt oder durch besondere Erziehung dazu vorbereitet, es vorziehen, auf bisher noch ungebahnten Wegen zu wandeln und einen für sie stets mehr oder weniger beschränkten Beruf zu wählen, welcher sie unter allen Umständen der Häuslichkeit entfremdet und in das öffentliche Leben hineintreibt — ein Nachtheil wird für uns daraus nicht erwachsen.

Aber erst wenn mit dem Fortschreiten des Frauenstudiums eine gewisse Arbeitstheilung sich entwickelt hat, halten wir es überhaupt für denkbar, daß man auch auf deutschen Hochschulen für besondere Krankheiten auch besondere Kurse für weibliche Aerzte einrichten könnte, in welchen

weibliche Professoren ihrem Geschlechte außer den allgemeinen theoretischen und praktischen Fächern die Gebiete der Frauen- und Kinderkrankheiten, sowie etwa noch der Zahn-, Ohren- und Augenheilkunde (auch der neuerdings mit Recht hierzu vorgeschlagenen Hygiene, siehe Heft 12) vortragen.

Selbstverständlich müßte der Staat zu diesen Einrichtungen, wie auch zu den für die Vorbildung dann unbedingt erforderlichen Lehranstalten, dann seine Hand bieten, wenn deren Nutzen allgemein anerkannt, ihr Bestand gesichert und ein wirkliches Bedürfniß dafür vorliegt.

Glücklicherweise haben wir die Frage, ob sich die Frauen trotz alledem für den praktisch-ärztlichen Beruf überhaupt ausbilden sollen oder nicht, hier nur unbefangen zu prüfen, nicht aber zu — entscheiden. Die maßgebende Beantwortung und Entscheidung dieser Frage untersteht einer kompetenteren Behörde — den Frauen selbst.

Sie allein können und müssen sich klar darüber werden, ob das Studium und die Ausübung der Heilkunde in vollster Ausdehnung ihrem Wesen und ihrer Weiblichkeit angemessen ist.

Wir dürfen und werden ihnen weder hindernd in den Weg treten, noch auch durch leichtfertiges Preisgeben aller bisherigen Traditionen, Gewohnheiten und Sitten ihnen höflichst alle Thüren öffnen und eine Richtung begünstigen, über deren Natur uns, da wir nicht selbst — Frauen sind, jedes sichere Urtheil fehlt.

Nicht minder gewichtige ethische und ästhetische Bedenken führt endlich auch Herr von Bischoff zur Begründung seiner Ansicht in das Feld.

„Ganz abgesehen davon, daß das Studium und die Ausübung der Medizin die besten und edelsten Seiten der weiblichen Natur, durch die sich dieselbe vor der männlichen auszeichnet, unzweifelhaft verletze, lasse sich die Bildung weiblicher Aerzte mit unseren staatlichen Einrichtungen auf Schulen und Universitäten nicht vereinigen, weil ihre Theilnahme an dem dort gebotenen Unterrichte denselben in unerträglicher Weise störe und beeinträchtige.

Weibliche Gymnasien und Universitäten würden also die ersten Anforderungen sein, die man an den Staat stellen müßte, wollte man dem weiblichen Geschlechte den Weg zum Studium der Medizin eröffnen, so lange es noch unentschieden ist, ob dazu nicht auch eine realistisch-mathematisch-physikalische Vorbildung ausreicht.

Wäre es aber möglich, für das weibliche Geschlecht einen Schulbildungszwang zu eröffnen, der dasselbe zum Studium der Medizin befähigte, so wäre es nicht nur ebenso möglich, sondern sogar absolut nothwendig, ihm damit auch den Zutritt zu allen anderen Studien, mit ihn der Jurisprudenz, der Theologie, der Philosophie, der Philologie und der Geschichte u. s. w. zu eröffnen und deren praktische Anwendung zu gestatten, was doch gewiß zu den absurdesten Konsequenzen führen würde.

Die Vertreter dieser falschen weiblichen Emanzipation sind zwar auch hierin durchaus nicht blöde.

Um so dringender erscheint es geboten, diese Frage auf das Ernsteste zu prüfen und die natürliche Befähigung des weiblichen Geschlechtes zu wissenschaftlichen Studien und Berufsarten überhaupt genauer zu erwägen.

Jene Lobredner geberden sich zwar, als existire diese prinzipielle Frage gar nicht, und als habe nur eine falsche Richtung der Kulturentwickelung die Frauen von einem auch für sie erreichbaren Kulturzwecke abgehalten und ihnen den Weg abgeschnitten, den unsere Zeit endlich ihnen frei zu geben, sich genöthigt sehe.

Solchem Vorgehen aber widerspricht auf das Bestimmteste die — Geschichte.

Unzweifelhaft siegt zuletzt immer der Stärkere und beweist sich dadurch als solcher.

Der Sieg, den das männliche Geschlecht überall unter allen Umständen und in allen Beziehungen, wo es sich um Wissenschaft und Fortschritt handelt, zuletzt über das weibliche davongetragen, beweist also die schwächere natürliche Anlage des Letzteren.

Wären Beide auch nur gleichgestellt, so würde dieser Sieg irgendwie und irgendwo zweifelhaft und in das Gegentheil umgewandelt worden sein.

Bei natürlicher Gleichheit der Kräfte ist eine dauernde Unterdrückung eines Theiles geradezu unmöglich.

Die Unterdrückung müßte auch irgendwie einmal angefangen haben, und man sieht gar nicht ein, weshalb sie gerade den weiblichen Theil überall getroffen haben sollte.

Man sage auch nicht, die Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes sei durch die größere Körperkraft des männlichen herbeigeführt worden.

Der Geist hat noch immer auf die Dauer den Sieg über den Körper davongetragen.

Die Geschichte lehrt uns ferner, daß es vielleicht zu allen Zeiten einzelne Frauen gegeben hat, welchen es gelang, sich durch ungewöhnliche Ausbildung ihrer geistigen Befähigungen über die große Zahl ihrer Mitschwestern zu erheben, und in der schönen Literatur und in den Künsten Leistungen aufzuweisen, die sich denen vieler Männer vollkommen ebenbürtig an die Seite stellen ließen.

Auch in der Medizin hat es thatsächlich Frauen gegeben, die sich ungewöhnliche praktische Kenntnisse erwarben und mit Erfolg praktisch thätig waren.

Schon Hippokrates gedenkt einer weiblichen Person, Achromos, die sich auf die „Arzneykunst" gelegt hatte.

Daß Frauen die höchsten Würden in der Medizin erhalten, und sogar Lehrämter der Naturwissenschaften an Universitäten bekleidet haben, ist in der Geschichte unserer Wissenschaft durchaus nichts Unerhörtes.

Namentlich hat Italien und ganz besonders die Universität Bologna eine Reihe weiblicher Professoren der Gynäkologie und sogar der Anatomie und Chirurgie von der Mitte des achtzehnten bis neunzehnten Jahrhunderts aufzuweisen.

Im Jahre 1754 promovirte an der medizinischen Fakultät zu Halle eine Frau Dorothea Christina Erxleben, nachdem sie zuvor in einer zweistündigen Prüfung alle ihr vorgelegten Fragen mit bewundernswürdiger Bescheidenheit, Gewandtheit und Geistesfrische in lateinischer Sprache beantwortet hatte.

Sie war die Tochter eines Arztes in Quedlinburg und, wie sie selbst erzählt, in ihrer zartesten Jugend ununterbrochen leidend gewesen, sogar aus einer Krankheit in die andere verfallen. Gleichwohl war es ihre liebste Zerstreuung, am Unterrichte ihres älteren Bruders theilzunehmen.

So lernte sie das Latein und studirte später in den lateinischen Werken der bedeutendsten medizinischen Schriftsteller so eifrig, daß sie eine treue Mitarbeiterin ihres Vaters bei seiner praktischen Thätigkeit werden konnte.

Lange nachdem sie sich bereits verheirathet und in ihrer glücklichen Ehe mit vier Kindern gesegnet war, regte sich bei ihr der Wunsch, sich den Doktorhut zu erwerben, welchen Wunsch sie nach eingeholter Königlicher Genehmigung in ihrem vierzigsten Lebensjahre glänzend erfüllt sah.

Ihre Dissertation war, wie Professor Rose mittheilt, „gerade so werth, gelesen zu werden, als die meisten medizinischen Werke der Zeit".

Aufsehen erregte ihre Schrift „Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht abhalten vom Studium!" u. s. w.

Frau Dr. Erxleben praktizirte in Quedlinburg, wo sie mit dem dortigen Diakonus an der St. Nikolaikirche verheirathet war.

Sie schrieb in ihrer Lebensbeschreibung, daß „der Ehestand das Studiren des Frauenzimmers nicht aufhebe, sondern daß es sich in der Gesellschaft eines vernünftigen Ehegatten noch vergnügter studiren lasse" u. s. w.

In den Jahren 1811 und 1812 studirte in Göttingen ein Fräulein Charlotte von Siebold, eine nahe Verwandte der vielen männlichen Berühmtheiten gleichen Namens. Sie promovirte 1817 in Gießen nach vorausgegangener öffentlicher Disputation.

Ihre Mutter, Frau von Siebold, erhielt, nachdem sie bereits längere Zeit in Darmstadt praktizirt hatte, von der medizinischen Fakultät Gießen den Doktorgrad als auszeichnende Anerkennung ihrer Wirksamkeit.

Wir könnten zwar mit unseren Gewährsmännern die Liste derjenigen Frauen, welche sich schon in einer früheren Zeit den Doktorhut erwarben, leicht vergrößern, zumal wenn wir auf andere Nationen übergreifen wollten.

Gleichwohl müssen wir bekennen, daß, wenn auch Einzelne dieser Frauen sich einen ehrenvollen Namen in der Gelehrtenwelt zu erringen gewußt haben, unter ihnen sich doch keine findet, die auch nur annähernd den Koryphäen unserer Wissenschaft sich vergleichen darf.

Wir sehen also, die Reformatoren unserer Zeit erstreben durchaus nicht etwas völlig Neues.

Sie wollen nur zur Regel machen, was bisher eine seltenste Ausnahme war. Sie wollen es den Frauen allgemein möglich und leicht gemacht wissen, sich zu Aerzten auszubilden.

Aber leider ist die Konkurrenz bereits jetzt schon so groß, daß der Arzt auf dem Lande kaum noch sein Auskommen findet.

Man denke sich auch den Ausbruch eines

großen Krieges. Würden die weiblichen Aerzte etwa geeignet und im Stande sein, unsere Armeen in das Feld zu begleiten, dort alle Strapazen auszuhalten und das zu leisten, was unsere männlichen Aerzte bisher noch stets so glänzend geleistet haben?

Wäre etwa der Einwand gerechtfertigt, es würde sich dann schon noch eine hinlängliche Zahl von männlichen Aerzten finden, die mit in das Feld ziehen, während unsere weiblichen Aerzte uns dann erst recht zu Hause erwünscht sein würden? Hat man schon vergessen, wie groß die Noth an Aerzten in den Jahren 1866 und 1870/71 war?

Und will man uns etwa ausreden, daß, wenn wir mit weiblichen Aerzten überschwemmt würden, die Zahl der männlichen unausbleiblich und unbedingt abnehmen müßte?

Oder wird man uns als Beweis, daß auch die Frauen vortreffliche Militärärzte abgeben würden, etwa das Beispiel jener in Zürich promovirten Russin vorführen, welche nach dem Zeugnisse des Herrn Professor Rose in Zürich (in seiner Schrift „Der Züricher Hülfszug nach dem Schlachtfelde bei Belfort") sich bei der Lazarethverwaltung in Hericort „durch ihre bescheidene und aufopfernde Thätigkeit bald Aller Herzen gewann?"

Gegen diesen Beweis für das Frauenstudium erhebt Herr von Bischoff mit Recht folgenden Einwand:

„Gewiß! Diese Dame wird mit unter die Beweise und Beispiele für diejenige Art jener pflegeärztlichen Thätigkeit aufzunehmen sein, für welche das weibliche Geschlecht, wie der Krieg auf's Neue gezeigt hat, so unübertrefflich und ganz naturgemäß geeignet ist, für die ärztliche Pflege und Wartung, aber gewiß nicht für die eigentliche ärztliche und wundärztliche Thätigkeit, für die dieselbe ebenso ungeeignet ist."

Wenn Professor Boehmert hierauf entgegnet, daß „1. ganz abgesehen von den schon von Frauen gelieferten Proben ärztlicher und wundärztlicher Thätigkeit, nach den Erfahrungen jedes Arztes in der guten Pflege und Wartung in der Regel schon die halbe Heilung liege, und daß es 2. ein unberechenbarer Segen für die Menschheit sein werde, wenn wissenschaftlich gebildete weibliche Aerzte gerade diese Seite der Heilkunde gehörig studiren und kultiviren, um ihr Geschlecht dereinst nicht blos zur verständigen Krankenpflege, sondern, was noch viel wichtiger sei, zur prophylaktischen Gesundheitspflege erziehen werden" — so wird unter 1. die Bischoff'sche Ansicht im Wesentlichen lediglich bestätigt.

Zu 2. aber fragen wir: Hat es zu diesem Zwecke etwa bisher der wissenschaftlich gebildeten weiblichen Aerzte bedurft?

Man denke sich endlich eine Frau als ärztliche Dirigentin eines (Männer-) Hospitales, (denn Frauenhospitale werden thatsächlich beispielsweise in London und Birmingham nach Boehmert bereits von Frauen geleitet).

Wie sollte eine Frau, selbst wenn sie die medizinischen Kenntnisse besäße, den hierzu erforderlichen Grad von Autorität auszuüben vermögen!

Oder als Gerichtsärztin, als Sachverständige vor einem Gerichtshofe oder Schwurgerichte — welch' eine schwierige und peinliche Aufgabe wäre es für eine Frau, dort aufzutreten, wo es gilt, ein Gutachten mit der ganzen Schärfe und Sicherheit ärztlichen Wissens öffentlich gegen technische und laienhafte Einwürfe zu vertreten!

Entgegnete man hierauf, es sei ja nicht nothwendig, daß weibliche Aerzte auch in solche Stellungen einträten, so wäre erstens nicht einzusehen, wie man Ersteren diese Stellungen irgendwie streitig machen könnte, wenn man sie einmal für gleich befähigt und berechtigt mit männlichen Aerzten erklärt hat.

Sodann aber würden die männlichen Aerzte das in dieser Ausrede enthaltene Zugeständniß der nicht genügenden Befähigung und Leistung weiblicher Aerzte ohne Weiteres acceptiren.

In Beantwortung der Eingangs gestellten Fragen geben wir nunmehr, wozu wir uns, die wir selbst durch Amt und Beruf im Dienste der öffentlichen Gesundheitspflege stehen, für durchaus nicht unbefugt erachten, unser Schlußurtheil dahin ab:

I. Die Frauen sind zum Studium der Heilkunde an sich nicht unbefähigt, zu deren — immerhin nur beschränkten — Ausübung jedoch nur in Abweichung von den Regeln der Natur und den Gesetzen der Weltordnung geeignet, mithin auch nur ausnahmsweise berechtigt.

II. Gegen die allgemeine Ausbildung und Wirksamkeit weiblicher Aerzte liegen schwerwiegende ethische und ästhetische Bedenken vor.*)

*) Selbstverständlich werden wir auch anders Denkenden das Wort gönnen. Die Redaktion.

Die Frauenarbeit in Fabriken.

Von Ludwig Fuld.

Die gegenwärtige, auf Beseitigung oder doch mindestens auf Einschränkung der Beschäftigung weiblicher Arbeiter in Fabriken gerichtete Bewegung scheint mit den Bestrebungen in unversöhnlichem Gegensatze zu stehen, deren Ziel die Erweiterung der weiblichen Berufssphäre ist. Der Gegensatz besteht aber nur scheinbar, thatsächlich vereinigt sich die Vertretung dieser Tendenzen nicht nur mit dem Zweck jener Bewegungen sehr gut, sondern sie muß, wenn sie richtig verstanden und aufgefaßt wird, mit Nothwendigkeit zu der thatkräftigen Unterstützung der Vorschläge führen, welche die Fabrikarbeit der Frauen reformirt wissen wollen. Wer von der Erweiterung der weiblichen Berufssphäre spricht und sich dabei von nebelhaften Phantastereien und unbestimmten Zukunftsbildern frei zu halten weiß, erhebt mit dieser Forderung nicht den Anspruch, die Frauen zu allen denkbaren Berufsarten zuzulassen, sondern er verlangt nur die Zulassung für solche Berufe, welche von der Frau auch wirklich erfüllt werden können. Wer nicht mit der Thatsache rechnet, daß die *physische* Beschaffenheit des Weibes seinen Ausschluß von gewissen Arbeiten mit Nothwendigkeit bedingt, lebt in *utopischen* Gefilden, aber nicht in der existirenden Welt. Nur sinnloser Unverstand kann es versuchen, die wichtigen Folgen zu übersehen, welche die physiologische Thatsache für das Erwerbsleben hat, daß der Mann etwa zweimal so stark ist wie die Frau. Dieser bedeutende Kräfteunterschied bedingt das große Gesetz der Arbeitstheilung, wonach solche Thätigkeiten, die eine bedeutende Körperkraft erfordern, von dem Mann und nicht von der Frau versehen werden müssen. Trotz aller Phantastereien gehirnschwacher, aber phantasiestarker Menschen wird sich der Vernünftige nie davon überzeugen, daß die Frau zum Schiffziehen und Steintragen, zum Eisenbahn- und Brückenbau ebensowohl verwendet werden kann, wie der Mann. Die Erweiterung der weiblichen Berufssphäre soll auch nicht unter Mißachtung des Prinzips der *Individualisirung* geschehen, sondern sie muß im Gegentheil von ihm ausgehen. Man begehrt lediglich die Eröffnung solcher Berufe, welche der weiblichen *Individualität* entsprechen, und darum ist die Sympathie für die Eingangs erwähnte Bewegung mit dem Kampfe für die Emanzipation wohl vereinbar. Man muß bei der Frauenarbeit die Beschäftigung *verheiratheter* und *unverheiratheter* Frauen wohl unterscheiden. Was die Fabrikarbeit der *Ledigen* anlangt, so ist kein Grund vorhanden, dieselbe schlechthin zu verbieten. Es giebt eine große Reihe von Arbeiten und Hantierungen bei der Fabrikation, welche so wenig körperliche Anstrengung erfordern, daß sie mit Leichtigkeit auch von Mädchen verrichtet werden können. Außerdem tritt ja bei dem Fortschritt der Technik, insbesondere bei der Vervollkommnung der Maschinen, die körperliche Anstrengung des Arbeiters mehr und mehr in den Hintergrund. Es wäre also eine durch nichts gerechtfertigte Grausamkeit gegen die zahlreichen mittellosen Mädchen, wollte man ihnen die Fabrikarbeit gänzlich untersagen. Nur darauf muß gesehen werden, daß sie bei keiner Arbeit beschäftigt werden, mit der besondere Gefahren für ihre Gesundheit und Sittlichkeit verbunden sind, und in dieser Beziehung ist der gegenwärtige Zustand freilich recht wenig befriedigend. Mindestens sollte die *Nachtarbeit* und die *Arbeit unter Tage* absolut verboten werden. Was zur Verbesserung in dieser Hinsicht geschehen kann, muß auch von den Anhängern der Emanzipation mit dem größten Beifall begrüßt werden. Zu Arbeiten, welche für die weibliche Körperkraft zu schwierig sind, sollten dagegen Mädchen überhaupt nicht verwendet werden dürfen. In erheblichem Umfange geschieht dies auch nicht; das eigene Interesse der Unternehmer spricht dagegen, und dies Motiv ist wirksamer, denn der wärmste Appell an die Karitas. Wenn nun in den Programmen mancher Parteien eine gänzliche Beseitigung der Frauenarbeit gefordert wird, so entspringt dieser Anspruch einem unsittlichen *Egoismus*. Weil

die weibliche Arbeit billiger ist, als die männliche, sehen sich die Arbeiter durch die Frauen in ihrer Konkurrenzfähigkeit bedroht und deshalb verlangen sie, daß ihnen der Staat zu Hilfe komme und auch auf diesem Gebiete ein Monopol des Mannes einführe. Gerade die extremsten Richtungen stellen diese Forderung und in ihrem Egoismus fühlen sie sich nicht zu der Frage veranlaßt, womit denn die mittellosen Mädchen ihr Brot verdienen sollen, wenn ihnen der Verdienst in der Fabrik genommen ist! Zum Glück ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und daß diese Forderung niemals erfüllt werden wird, dafür bürgt vor Allem die Unmöglichkeit, diese Personen auf andere Weise zu ernähren. Mit dem einfachen Verbot ist es auch nicht gethan, und wenn der Staat mittellosen Personen einen Erwerbszweig untersagt, der sie bislang ernährte, so hat er auch die Pflicht, für ihren Unterhalt so lange zu sorgen, bis sie einen andern gefunden haben. Bei der heutigen Ueberfüllung und Uebersetzung ist dies eine Aufgabe, deren Schwierigkeit der Quadratur des Kreises gleichkömmt.

Anders liegt die Sache bei der Arbeit verheiratheter Frauen. Kein Zweifel, daß es am wünschenswerthesten wäre, diese absolut zu verbieten. Durch die Fabrikarbeit der verheiratheten Frau wird nicht nur die Familie zerrüttet und aufgelöst, sondern auch die körperliche und geistige Erziehung der Kinder in schwerster Weise vernachlässigt und die Gesundheit der Frau Gefahren aussetzt, welche viel erheblicher sind als diejenigen, denen die ledige Arbeiterin unterworfen ist. Die physiologischen und pathologischen Erscheinungen, welchen die verheirathete Frau unterliegt, bedingen eine größere Schonung, die in der Fabrik nicht gewährt wird. Es sei beispielsweise nur an den groben Uebelstand erinnert, daß Frauen bis kurz vor ihrer Entbindung beschäftigt werden, und daß noch kein Gesetz besteht, welches diesem Mißstand ein Ende macht. Die absolute Beseitigung der Fabrikarbeit verheiratheter Frauen muß darum auch vom Standpunkte der Emanzipation als ein paradiesisches Ziel bezeichnet werden, aber leider ist nicht daran zu denken, bei den jetzigen Zuständen dasselbe zu erreichen. Ein absolutes Verbot würde die Arbeiterfamilien in das größte Elend stürzen; der Verdienst der Frau ist zur Zeit ein unbedingt nothwendiger Beitrag zu dem Haushaltungsbudget, und so lange er nicht auf andere Weise ersetzt wird, würde ein ausnahmeloses Verbot grenzenlose Noth zur Folge haben. Von einem Ersatze kann aber zur Zeit nicht ernsthaft gesprochen werden, denn es ist nicht daran zu denken, daß die Löhne der Arbeiter um so viel erhöht werden könnten, als der Ausfall beträgt, welcher durch den Abgang des Verdienstes der Frau entstehen würde. Die Reformen können sich also nur darauf erstrecken, die Frauen von allen Arbeiten fern zu halten, welche ihre Sittlichkeit und Gesundheit besonders gefährden, und in dieser Beziehung bereitet sich ein weites Arbeitsfeld vor dem Gesetzgeber aus. Die hierauf gerichteten Vorschläge werden den vollen Beifall der Anhänger der Emanzipation finden und nicht minder werden sie mit warmer Sympathie den Gedanken aufnehmen, die Sonntagsarbeit verheiratheter Frauen zu verbieten.

Die Stellung, welche diese Zeitschrift zu diesen Fragen einnimmt, ist hiernach vollkommen klar. Soweit ausführbar und die Lage der weiblichen Bevölkerung nicht verschlechtert würde, unterstützt sie die Bestrebungen, welche eine Entlastung der Frauen von der Fabrikarbeit zum Zweck haben, sympathisch begrüßt sie die Vorschläge, welche die Rücksicht auf Sittlichkeit und Gesundheit diktirt. Mit Energie bekämpft sie dagegen die von dem rücksichtslosesten Egoismus eingegebene Forderung, auch für die Fabrikarbeit ein Monopol des Mannes zu schaffen. Die Erweiterung der weiblichen Berufssphäre würde ohne Zweifel die Zahl der Fabrikarbeiterinnen vermindern. Wenn der Staat, die Gemeinden und Korporationen sich entschließen könnten, die subalternen Stellen nicht mehr ausschließlich mit Männern zu besetzen, würde eine große Anzahl weiblicher Personen, welche bislang keine andere Wahl hat, als in die Fabrik gehen, daselbst verwendet werden können. Es giebt zahlreiche Wirkungskreise im Gebiet der Eisenbahn-, Post- und anderen Verwaltungen, welche ebensogut von Frauen wie von Männern versehen werden können, und die Erfahrungen, die man mit den im Eisenbahndienst vereinzelt angestellten Versuchen in dieser Richtung gemacht hat, sind durchaus nicht gegen diese Forderung zu verwerthen. Wir wollen jedoch für heute diesen Punkt nicht weiter berühren; es sei nur nochmals hervorgehoben, daß der ungeheure An-

drang mittelloser Frauen nach den Fabriken mit dem Monopol des Mannes auf den meisten Gebieten untrennbar zusammenhängt. Wir möchten aber diese Erörterungen nicht abschließen, ohne darauf hinzuweisen, daß die traurige, oftmals unglaublich verwahrloste Lage der weiblichen Fabrikarbeiter durch ein regeres Interesse der Frauen unserer Großindustriellen in segensreicher Weise beeinflußt werden könnte und in dieser Beziehung dürfte eine Zeitschrift „Für edle Frauen" nicht unberechtigt sein, an die Karitas ihrer Leserinnen zu appelliren. Die Frau des Fabrikanten kann, wenn sie es versteht, ihren Arbeiterinnen Vertrauen einzuflößen und ihnen menschlich oder besser gesagt weiblich näher zu treten, zu der sittlichen Hebung derselben außerordentlich viel beitragen. Vereinzelte Beispiele, welche von einer derartigen Thätigkeit hochgesinnnter Frauen bekannt geworden sind, lassen dies deutlich erkennen. Die Versittlichung der Arbeiterinnen, ihre Bewahrung vor einem sittenlosen Lebenswandel gelingt einer Frau leichter und besser als dem umsichtigsten Manne. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß sich glänzende Resultate auf diesem Felde karitativer Thätigkeit erzielen lassen; Resultate, welche für die Hebung des gesammten weiblichen Geschlechts von höchster Bedeutung sind. Es genügt nicht, dem gefallenen Mädchen die Hand zu reichen und es aus dem Schlamm und Morast, in den es versunken, wieder herauszuziehen, man muß auch gleichsam prophylaktisch wirken, man muß mit allen Kräften dem Fall vorzubeugen und das Versinken zu verhüten suchen. Möchten darum die Frauen der Industriellen die gegenwärtigen Bestrebungen zur Reform der Fabrikarbeit der Frauen zum Anlaß nehmen, auch ihrerseits an der „Sozialreform" mitzuarbeiten, möchten sie innerhalb ihres Wirkungskreises sich der Hebung und Versittlichung ihrer vom Glücke minder begünstigten Geschlechtsgenossinnen annehmen. Es ist ein hohes Ziel, welches sich hier der einsichtsvollen Thätigkeit vom Geiste des Karitas beseelter Frauen darbietet, und es wäre wahrlich ein schöner Erfolg, wenn der Gedanke seiner Erreichung die Frauen der großen Arbeitgeber veranlaßte, aus ihrer passiven Rolle herauszutreten und sich wirksam an der sozialen Mission unserer Zeit durch Versittlichung und Hebung der Arbeiterinnen zu betheiligen.

Erziehungsresultate.

Von Marie Beeg.

Man war gemüthlich um den Theetisch versammelt. Im großen Kamin knisterte das Feuer, und wenn zuweilen ein Funke heller aufsprühte und mit seinem lichten Glanz über den weichen dunkelgrünen Teppich hinfuhr, dann konnte es den Anschein gewinnen, als husche ein Sonnenstrahl über die Waldwiese hin, hätte das trauliche Bild am Theetisch nicht sogleich den Traum von Frühling und Sonnenschein verdrängt. Denn hier mußte eine große hellleuchtende Astrallampe, die an vergoldeten Ketten von der Decke hing, das Gestirn des Tages ersetzen, und ihr weißes Licht floß weich und glänzend auf den zierlich arrangirten Tisch herab, wo auf buntgesticktem altdeutschen Tischläufer all' die silbernen Kannen und Kännchen, Tablets und Geleeschalen, die duftenden Kuchenkörbe und gehäuften Zuckerdosen so reizend um ein farbenglühendes Rosenbouquet gereiht standen, daß die Augen der umsitzenden Damen mit sichtlichem Wohlgefallen auf dem anmuthigen Bilde ruhten.

Die Hausfrau, eine wohlbehäbige Wittwe, feierte heute ihren Geburtstag im Kreise ihrer Bekannten; so hatte sie, außer einigen ihrer intimen Freundinnen, angesehenen Damen mittleren Alters gleich ihr, auch zwei junge Damen eingeladen, welche freilich hart an der Grenze der Jugend standen, sie wohl auch überschritten haben mochten, die aber dennoch in Kleidung und Gebahren bemüht schienen, eine angenehme Täuschung hierüber festzuhalten. Herrschte bei allen anwesenden Damen der kleinen Tafelrunde eine solide Einfachheit in Anzug und Auftreten

vor, so lenkten diese beiden Schwestern in nicht gerade angenehmer Weise den Blick auf sich; denn ihre Toiletten zeigten bei einer sehr durchsichtigen Aermlichkeit der Stoffe dennoch solch auffallende Farben und Schnitt, daß der aufmerksame Beobachter von dem Eindruck, den die beiden jungen Damen machten, unschwer auf deren Verhältnisse schließen mochte, welche überdies auch allgemein bekannt waren.

Die Schwestern waren Töchter eines leider zu früh verstorbenen Majors, welcher seine Familie in schwer bedrängter Lage zurückgelassen, so daß die beiden Töchter mit einer Anzahl jüngerer Brüder unter dem Schutz der armen Mutter ein recht trauriges Dasein führen mochten.

Wie ihre Häuslichkeit eigentlich beschaffen war, dies hatte noch nie das Auge eines Fremden ergründen dürfen, denn außer einem sehr elegant gehaltenen Besuchzimmer wurden alle andern Räume dem Einblick Anderer streng verborgen gehalten; man hielt gar viel auf Anstand und guten Schein bei Majors, und wenn es auch ein ewiges Räthsel blieb, wie die große Familie bei der kleinen Pension sich eigentlich durchbrachte, so zeigten die zartgepflegten weißen Hände der Fräulein Eveline und Emeline doch keinerlei Spuren rauher Arbeit, sie waren täglich auf Promenaden, Nachmittags und Abends in Gesellschaft zu treffen — es fanden sich immer mitleidige Seelen, die ihnen hie und da ein Freibillet im Theater anboten, während zu Hause die Frau Majorin, welche, wie ihre Töchter bedauernd zu Jedem äußerten „das Ausgehen aus Bequemlichkeit nicht mehr liebte," hinter verschlossen Thüren von früh bis Nacht für ihre Kinder thätig war.

Neuerdings, seit die beiden Schwestern mit Schrecken gewahr wurden, wie ihre Jugend dahin schwand, hatten sie sich auf einen neuen Sport geworfen, der ihnen Glanz verleihen sollte — sie wollten die Emanzipirten spielen! Jedes Blatt und jeden Bericht über die Emanzipation der Frauen wurde von ihnen mit glühendem Eifer verschlungen und gar eifrig und geräuschvoll schwangen sie das Panier „Gleiche Rechte und gleiche Arbeit für uns Frauen." Diese und einige andere Phrasen hatten sie auswendig gelernt, ohne in den Sinn derselben einzudringen und danach zu handeln — sie glichen den Drohnen im Bienenstock, welche von dem, was ihre arbeitsamen Schwestern mit Fleiß gesammelt, sich einen müheloſen Genuß verschaffen wollten. Wie gerne sonnten sie sich in dem Gedanken, arme Unterdrückte ihres Geschlechtes zu sein, und gleich Prophetinnen fühlten sie sich dazu berufen, in begeisterten Worten für die Frauenemanzipation einzutreten und ihr neue Anhängerinnen zu gewinnen.

So hatten sie auch heute, als man so gemüthlich um den Theetisch bei Frau Präsidentin Sicher saß, das Gespräch gar geschickt auf ihr Lieblingsthema zu bringen gewußt und nun wohl schon seit einer halben Stunde in schwungvollen Worten ihr Glaubensbekenntniß vertreten, ohne daß es einer der ziemlich verwundert dabei sitzenden Damen gelungen wäre, sie zu unterbrechen.

Endlich, als Fräulein Eveline ganz erschöpft eine Pause machte, ließ sich die sonore Stimme der freundlichen Wirthin ganz trocken vernehmen:

„Aber wo wollen Sie denn eigentlich damit hinaus?"

„Wie meinen Sie, Frau Präsidenten?" frug Eveline verblüfft.

„Was Sie mit all Ihren schönen Reden bezwecken wollen?"

„Nun, ich glaubte, mich doch deutlich auszudrücken, gnädige Frau," rief das Fräulein lebhaft, „unser allgemeines Streben geht dahin, gleiche Rechte in allen öffentlichen Fragen, vor allem gleiche Theilung mit den Männern auf allen Gebieten der Arbeit zu erzwingen, ferner" —

„Ganz recht," meinte die alte Dame nun langsam, „ich kenne allerdings die allgemeinen Bestrebungen ganz genau, allein meine Ansicht ist, daß es mit dem Reden allein nicht gethan ist, gehandelt muß werden! Sie und Ihr Fräulein Schwester wissen mit solch warmen Worten den Segen der Frauenarbeit zu schildern — und die Leistungsfähigkeit der Frauen in jeder Hinsicht ins beste Licht zu stellen, daß, nehmen Sie mir's nicht übel, es mich gewaltig verwundert, warum Sie Beide noch niemals den Versuch gemacht, diese Leistungsfähigkeit z. B. an sich selbst zu erproben?"

Ziemlich verblüfft starrten die beiden Fräuleins die muthige Fragerin an, und die anderen Damen, welche die Lebensweise der Schwestern kannten, konnten ein Lächeln nicht unterdrücken; doch rasch hatte sich Emeline gefaßt und rief lebhaft:

„Wir sind eben Vertreterinnen der Theorie und andern mag es überlassen bleiben, die Praxis zu üben. — Wer als Verkünder der Wahrheit hoch über lichten Wolken schweben will, der hat nicht Zeit, zugleich das steinige Feld zu pflügen. Und überdem leben wir ja leider Gottes noch in jener Zeit, da uns Frauen auf allen Pfaden, die wir betreten wollen, Widerstand entgegentritt — noch sind uns die Felder der Arbeit nicht erschlossen."

„Nun, ich glaube doch, daß Sie hierin etwas zu schwarz sehen," meinte trocken die Frau Präsidentin, „so viel ich weiß, ist auch heutzutage noch kein Mädchen, das ernstlich und redlich sich etwas Tüchtiges zu schaffen bemühte, verhungert und was den Unterschied zwischen Theorie und Praxis anbelangt, so ist es meiner Ansicht nach immer verdienst- und auch wirkungsvoller, mit der letzteren, als mit ersterer als Beispiel voranzugehen, zumal wenn man," fügte sie etwas malitiös hinzu, „vom Schweben über den Wolken" allein nicht leben kann. Sehen Sie meine Damen, da habe ich eine alte Freundin, die hat, glaube ich, das Wort Emanzipation wohl selten genannt, und doch wäre sie würdig, unter den Reihen der ersten Vorkämpferinnen genannt zu werden, weil sie, wenn auch nicht durch ihre Worte, so doch durch Thaten bewiesen hat, was eine Frau durch eigenes Bestreben zu leisten und wie sie segenbringend zu wirken vermag. Sie hat ihre drei Töchter zu einer Zeit, als die Vorurtheile unter der höheren Gesellschaft, gegen eine Berufsthätigkeit der Frauen noch sehr groß waren, dennoch gleich am Anfang in jene Bahnen gelenkt, welcher der Begabung jeder Einzelnen ihrer Mädchen entsprach und nun dieselben in eine Zeit hineingewachsen sind, in der jede weibliche Bethätigung, so lang sie sich eben in den Grenzen der Weiblichkeit bewegt, lohnende Anerkennung findet, wissen die drei Töchter es ihrer voraussehenden Mutter nicht genug Dank, daß diese sie zu solch freudigem Schaffen erzogen hat. So kam jedes der Mädchen in jungen Jahren dazu, sich eine sorgenfreie Existenz zu gründen, welche sie in den Stand setzt, der Zukunft muthig ins Auge zu schauen. Eine derselben ist Musikerin, die zweite Malerin." —

„Ha ha!" lachte Fräulein Emeline gezwungen auf „gleich zwei brotlose Künste; das haben wir an uns selbst erfahren; denn weder unser Talent zur Musik noch das zur Malerei hat uns noch einen Pfennig eingebracht."

„Das glaube ich wohl," gab nun die alte Dame, auch ihrerseits aufgebracht über die höhnische Antwort zurück, „die beiden Künste verlangen von ihren Jüngern eine ganze und volle Hingabe und nicht nur spielerische Versuche zum Zweck einiger prahlerischen Leistungen vor dem Publikum. Wer freilich unter jene glücklich Gestellten gehört, die dem Dienst der Musen sich hingeben können, mit jeglichem Verzicht auf klingenden Erfolg — der darf sich, wenn nicht glühender Drang ihn anders treibt, den Luxus gestatten, nur in herrlichen Mußestunden oder um Andere zu erfreuen, den Künsten zu huldigen. Die es aber ernst mit ihrem Beruf meinen und denen er zum Zweck des Lebens werden soll, müssen womöglich schon in früher Jugend seinem Dienste sich weihen; ihr Streben muß ganz und voll darauf gerichtet sein, die höchste Stufe bis zum Gipfel der Kunst zu erklimmen, mag dies auch manchen sauern Schweiß, manch bittre Entsagung kosten."

„Sie vermögen ja äußerst ideal zu schildern, gnädige Frau," sprach Emeline spöttisch, als die Präsidentin erregt schwieg, „ich fürchte aber, zu ideal, denn wo findet sich ein Kind, oder blutjunges Mädchen, das von einer solch heiligen Begeisterung durchglüht zu sein fähig ist, und wenn dies auch der Fall, wie vermöchte es, konsequent genug zu sein, derselben jeden andern Genuß, den ihr die Jugend bietet, zum Opfer zu bringen?"

Jetzt flammten die Augen der alten Dame hell auf, als sie rief:

„Ist es denn möglich, daß Sie noch niemals von gottbegnadeten Künstlerseelen vernommen haben sollten, welche bereits schon im Kindeskörper von dem heiligen Feuer durchglüht, ihre höchste Seligkeit im Dienst ihrer genialen Kunst gefunden? Doch halt, wenn Ihnen dies Gefühl zu begreifen nicht möglich ist, so spreche ich Ihnen von dem Gefühl der Pflicht, das selbst in Augenblicken der Entmuthigung den zagenden Jünger noch an seine Kunst bindet. Freilich giebt es auch schwache Seelen, welche das Ideal dann aber auch kaum zu erreichen vermögen. In der frühen Jugend aber, wenn der Geist noch nicht genug gereift, ist es eben die Sache vernünftiger Eltern, hervorragend begabte Kinder auf den richtigen Weg zu führen, wie meine

Freundin es mit den ihrigen gethan hat. Ich hätte Ihnen gern etwas mehr von diesen erzählt, doch fürchte ich, bei den beiden Fräuleins nicht damit willkommen zu sein."

„Aber uns Andern wird es gewiß doppelt interessant sein," riefen nun die umsitzenden älteren Damen, welche sich bis jetzt nur passiv verhalten hatten, im Stillen aber ihrer würdigen Wirthin einstimmig Recht gaben, „wir bitten sehr darum", und auch die beiden jungen Damen mußten Höflichkeitshalber ihre Zustimmung geben.

„Aber ich muß vor allem ersuchen, nichts Außergewöhnliches zu erwarten," sprach nun die liebenswürdige alte Dame, „denn wenn ich die Erziehungsresultate meiner Freundin des Berichtes für werth erachte, so ist dies weniger darum der Fall, weil sie außerordentlicher Natur sind, als weil sie, den jetzigen Zeitbestrebungen angepaßt, Beifall und Nachahmungen finden könnten.

„Meine Freundin hatte das Unglück, zu einem Zeitpunkt Wittwe zu werden, als ihre sechs Kinder noch sämmtlich dem frühesten Kindesalter angehörten und gar wohl der Stütze des Vaters noch bedurft hätten — zudem hatte sie das Schicksal jener Vielen zu theilen, deren Rang und Stellung ihnen eine Menge äußerlicher Verpflichtungen auferlegen, welchen doch nur mit den größten pekuniären Opfern nachzukommen ist. Wie viel geheime Sorgen, wie manche stille Thräne diese äußeren Verpflichtungen kosten mögen, das wissen nur Jene, welche selbst darunter gelitten.

„Meine Freundin Johanna aber besaß Energie genug, sich nicht auch unter jene gesellschaftlichen Fesseln schmieden zu lassen, nun sie nicht mehr als Gattin des angesehenen Beamten zu repräsentiren hatte. Sie zog sich mit ihren sechs Kindern ganz in die Stille zurück, für ihre eigene Person auf jeden anderen Genuß verzichtend, als ihre Kinder zu lebenstüchtigen und zufriedenen Menschen heranwachsen zu sehen. Sie wußte, daß das einzige Erbtheil derselben dereinst nur in Ausnutzung aller geistigen Fähigkeiten zu bestehen vermochte und daß eine ausgezeichnete Erziehung allein den Schlüssel dazu geben kann. So war ihr kein Opfer zu groß, kein Weg zu weit, keine Mühe zu schwer um für ihre Kinder jenes Ziel zu erstreben. Den Neigungen und Talenten jedes Einzelnen Rechnung tragend, lenkte sie Jedes bei Zeiten in jene Bahnen ein, welche ihr die richtigen schienen. Für ihre beiden Knaben den Bildungsgang zu finden, wurde ihr nicht sehr schwer — ist ja in der staatlichen Ordnung alles auf's beste dafür eingerichtet, heranwachsende Knaben für die Zukunft lebenstüchtig zu machen — was aber mit den aufblühenden Mädchen beginnen, von welchen zwei ausgesprochene Liebe und Talent zu den beiden Schwesterkünsten, Musik und Malerei, die dritte nur praktische Talente besaß? Das jüngste spielte noch zu der Mutter Füßen und brauchte derselben vorläufig kein Kopfzerbrechens zu machen.

Frau Johanna, deren offener Blick an der Seite eines geistvollen Gatten mit Verständniß die Strömung der Zeit erfaßte und welche empfand, daß das weibliche Geschlecht ebenso durch eigenes Wissen und Können auf die Füße gestellt werden müsse wie das männliche, zögerte darum auch nicht, ihre Töchter auf einen Lebenspfad hinzuführen, in welchem sie bei geachteter Stellung sich eine sorgenfreie Zukunft zu gründen vermochten, und so ließ sie denn, nachdem ihre Mädchen eine ausgezeichnete Institutsbildung genossen, jedes seinem Talente nach für den künftigen Beruf vorbereiten.

Wohl schüttelten Verwandte und Freunde lange Zeit den Kopf über das viele „hinausgeworfene" Geld, wie sie meinten; sie hätten es für klüger gehalten, wenn die Mutter ihre Töchter sich zur Stütze im Haushalt herangebildet hätte — allein diese ließ sich nicht irre machen, da sie ganz richtig meinte:

„Die Mädchen wachsen in die Zukunft hinein, welche von dem weiblichen Geschlecht mehr verlangt, als gute Kenntnisse im Hauswesen; zumal unvermögende Mädchen, bei denen eine Heirath sehr in Frage steht, nicht bald genug zur Selbständigkeit erzogen werden können. Je höher aber in geistiger Hinsicht der Beruf steht, eine um so bessere Stellung nimmt die Ausübende desselben in der Welt ein und um so größerer materieller Vortheile darf sie sich erfreuen — vorausgesetzt, daß sie Hervorragendes leistet; da nun meinen Töchtern Gottlob verschiedene künstlerische und praktische Talente verliehen sind, würde ich mich einer Unterlassungssünde schuldig machen, wenn ich diese von Gott verliehenen Pfunde unverwerthet verkümmern ließe."

So ließ Frau Mathilde denn ihre älteste

Tochter eine hervorragende Musikschule absolviren, und da sich ihr Talent dort als ausübende Künstlerin für unzureichend erwies, so wurde ihre Ausbildung dahin geleitet, sie zu einer pädagogisch und praktisch vortrefflichen Lehrerin heranzubilden. Als solche war es ihr denn auch nicht schwer, sogleich eine sehr gute Anstellung zu finden, und da sie nebenbei auch noch Privatunterricht ertheilte, so erfreute sie sich gar bald eines sehr schönen Einkommens, das sie befähigte, den Haushalt zu unterstützen und dabei noch Ersparnisse zurückzulegen. Nach einer Reihe von Jahren, die sie in dieser Thätigkeit verbrachte, verheirathete sie sich in sehr glücklicher Weise und ist ihrem Mann eine ebenso gute Hausfrau geworden, als manche, welche ihre ganze Mädchenzeit nur in Ausübung häuslicher Geschäfte zugebracht hat; denn ihre höhere Bildungsstufe gab ihr einen viel besseren Ueberblick, das Rad des Haushalts zu leiten, die Dienstboten zu beherrschen und vor allem, dem Mann in geistiger Hinsicht die ebenbürtige Freundin und Beratherin zu sein.

Die zweite Tochter, deren Talent sich mehr der Malerei zuneigte, erhielt auf einer Kunstschule und später noch bei anderen Meistern ihre künstlerische Ausbildung. Auch bei dieser zeigte sich das Talent nicht in so genialer Weise hervortretend, daß sie es auf dem Wege der hohen Kunst in der Oelmalerei mit den großen Meistern hätte aufzunehmen gewagt, zumal ihre Gesundheit sich diesen Anstrengungen nicht gewachsen zeigte und ihr Sinn in Kleinerem Genüge fand. So wandte sie sich dem Illustrations- und Kompositionsfach zu, welches gerade in heutiger Zeit einen hochgeachteten Rang einnimmt und in herrlichster Blüthe steht.

Obgleich sie nun auch auf diesem Felde sich ein gar bescheidenes Plätzchen erwählte, nämlich der Kinder- und Jugendwelt mit ihrem Pinsel und Griffel zu dienen, so fand sie doch gar bald ein glückliches Genügen, Ehre und Anerkennung darin. Ihr erstes mit großem Beifall aufgenommenes Werk ermunterte sie bald, demselben andere nachfolgen zu lassen — je mehr ihr Name bekannt wurde, um so besser stellten sich auch die Honorarsätze, und dazwischen fehlte es auch nicht an Lithographen und Verlegern, welche einzelne Skizzen oft mit sehr guten Preisen erwarben."

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie unterbreche," warf hier eine ältere Dame ein, welche selbst eine talentirte Tochter besaß, „könnten Sie mir ungefähr angeben, wie hoch solche Bilderbücher und Skizzen honorirt werden?"

„Nun, es läßt sich dafür gerade keine eigentliche Norm feststellen," erwiderte die Frau Präsidentin, „das Erstlingswerk meiner jungen Freundin wurde bereits mit eintausend Mark honorirt, ein späteres mit zweitausend. Manchmal kam es vor, daß sie ein Blatt für hundert Mark veräußerte, dann wieder nur für 25 — je nach Ausführung und Bestellung. Da sie zudem das Glück hatte, recht rasch arbeiten zu können, so konnte sie sich gar bald sehr schöner Jahreseinkünfte erfreuen, ohne sich besonders überanstrengen zu müssen."

„Das hört sich freilich recht verführerisch an," bemerkte nun Fräulein Emeline, mit etwas spöttischer Miene — „wenn es früher hieß „Handwerk hat goldenen Boden," so könnte man dies ja jetzt nach Ihren Erfahrungen für die Kunst anwenden. Wie stiefmütterlich mag sich die dritte Tochter Ihrer Freundin dagegen vorgekommen sein, welche wie Sie sagten, durch keine künstlerischen Talente begnadigt war?"

„Durchaus nicht, mein Fräulein," erwiderte die alte Dame, mit ernstem Blick die Spötterin messend, „Fleiß und festes Streben finden allenthalben ihren Lohn, sicherer noch in einer praktischen, als in der idealen Sphäre. Emma, die dritte Tochter meiner Freundin durfte dies auch an sich erfahren, nachdem sie von einer klugen Mutter in das richtige Fahrwasser gelenkt worden war. Es war damals gerade zur Zeit, als die ersten Frauenarbeitsschulen in Blüthe kamen, daß meine Freundin ihre der Schule entwachsene Tochter einer solchen zur Ausbildung übergab, und nach vollendeten Kursen fand das kaum 18jährige Mädchen bereits eine gesicherte Anstellung, welche sie nach einigen Jahren noch mit einer vortheilhafteren vertauschen durfte. Ihre hervorragende Geschicklichkeit befähigten sie aber später, in einem der ersten Modenblätter Anstellung als Redaktionsdame zu finden, und nun stand sie sich dem Gehalt nach besser als ein Premierlieutenant, ohne das kostspielige Leben eines solchen führen zu müssen; auch blieb ihr nebenbei noch Zeit, sich an der Herausgabe eines größeren Werkes zu betheiligen, so daß auch sie sich eine, nach jeder Seite hin gesicherte Stellung schaffen konnte.

So hat denn die Mutter jener drei Töchter ihre Erziehungsaufgabe an denselben glücklich gelöst, jede hat sich unter ihrer Anleitung aus eigener Kraft eine glückliche und angesehene Existenz gegründet und darf ohne Sorgen der Zukunft ins Auge blicken. Aus dem vierten Töchterchen, dem Nesthäkchen, kann meine Freundin sich, nun ihre Kräfte anfangen, geringer zu werden, ein stützendes Hausmütterchen heranziehen, das wie ihre anderen Kinder, die Freude ihrer alten Tage bildet. Wissen Sie, meine Damen, welcher Vers mir schon immer in den Sinn kam, wenn ich dieser edlen Frau gedenke:

„Und ich, an meinem Abend wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich."

Helle Thränen standen der alten Dame in den Augen, als sie nun abbrechend schwieg, so daß selbst Fräulein Emeline und Eveline kein spöttisches Wort mehr zu erwidern wagten. Sie empfahlen sich aber so eilig als möglich und den anderen Damen war es nicht leid darum — die Frau Präsidentin sagte nur, als sich die Thüre hinter ihnen geschlossen hatte:

„Wir dürfen den jungen Damen im Grunde nicht so böse sein — sie sind eben auch ein Pröbchen von Erziehungsresultaten."

Der allgemeine deutsche Frauenverein, gegründet zu Leipzig 1865.

Dreizehnte Generalversammlung in Leipzig, September 1885.

Von Henriette Goldschmidt.

Der zwanzigjährige Bestand eines Vereins in unserer schnelllebigen Zeit ist an und für sich ein Zeugniß seiner Lebensfähigkeit, seiner Lebenskraft: je weniger Mittel ihm von Außen zu Hilfe kommen, desto größer muß die Energie derjenigen sein, die ihn allen Schwankungen der Zeit und der Verhältnisse ungeachtet, zu erhalten wissen. Und in der That! Wenn irgend eine Genossenschaft, die zur Erreichung der von ihr als nothwendig erkannten Aufgaben sich zusammengefunden, Begeisterung für eine Idee, Ausdauer in schwierigen Zeiten, Hingebung ohne Rücksicht auf persönliche Interessen — nachgerühmt werden kann, so gewiß derjenigen Genossenschaft, die im Herbste vorigen Jahres mit ihrer 13. Generalversammlung das zwanzigjährige Bestehen ihres Vereins feiern konnte.

Vor 20 Jahren war der bedeutsame Schritt im Vaterlande noch nicht geschehen — der Schritt, der die einzelnen, deutschen Staaten zum Einheitsstaate führen sollte. Die partikularen Interessen der einzelnen Glieder des Vaterlandes traten nur in den Wanderversammlungen, bei den Turn-, Gesang- und Schützenfesten vor dem großen Gedanken der Volksgemeinschaft zurück. Schon deshalb ist es höchst beachtenswerth, daß von Leipzig der Ruf nach einer Vereinigung aller deutschen Frauen ertönte und eine Konferenz berufen wurde, die sich nicht auf Leipzig oder Sachsen beschränkte. An der Spitze des Aufrufs befand sich die in weiten Kreisen bekannte Frau Luise Otto-Peters, die auch noch jetzt als Vorsitzende den Verein leitet. Es war in diesem Aufrufe, der in den meisten, deutschen Zeitungen veröffentlicht worden, die Nothwendigkeit einer Berathung und Verständigung über die Verbesserung des Frauenloses klargelegt. Wie gering auch die Zahl derer war, die 1864 dem Rufe zu einer Konferenz folgten, immerhin war durch dieselbe der bedeutsamste Schritt für die Angelegenheit in Deutschland geschehen: Die Frauenfrage war von den Frauen selbst auf die Tagesordnung gesetzt.

Wer vor 20 Jahren Zeuge der Verwunderung gewesen, als Frauen es zum ersten Male wagten, öffentlich eine ernste Angelegenheit zu besprechen — wer gesehen, wie sonst vorurtheilslose Männer und die größere Zahl der Frauen es gar nicht begreifen konnten, daß sie ihre Mit-

schwestern nicht nur singen, spielen und deklamiren, sondern sprechen hörten, der wird es würdigen, welch ein sittlicher Muth in den Frauen vorhanden gewesen muß, um die Initiative zu ergreifen.

Es scheint uns nothwendig vorauszuschicken, daß die Schöpfung des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins", die aus jener Konferenz hervorgegangen, der Vorläufer aller Frauenbildungs- und Erwerbsvereine in Deutschland gewesen — ja, daß er selbst, ohne jedes andere Mittel als dasjenige der Hingebung und des Opfermuthes seiner wenigen Mitglieder eine große Zahl der jetzt in deutschen Städten thätigen Frauenvereine geschaffen — und zwar in durchaus buchstäblicher Bedeutung.

Es ist höchst lehrreich und tröstlich, daß in einer Zeit, wie in der unsrigen, in der das Wort von den „realen Machtverhältnissen" zum Stichwort geworden, eine kleine Anzahl von Frauen ohne materielle Mittel, ohne hervorragende Stellungen, eine Wirksamkeit entfaltet, die abgesehen von dem moralischen, idealen Werthe Tausenden von weiblichen Wesen die materiellen Existenzmittel gegeben hat.

Der allgemeine Deutsche Frauenverein stellte bei seiner Gründung im Jahre 1865 ein Programm auf, es lautet: „Die Arbeit, welche die Grundlage der ganzen modernen Gesellschaft bildet, ist die Ehre und die Pflicht auch des weiblichen Geschlechts: Der Verein will bestrebt sein, alle Hindernisse, die sich der Entfaltung der weiblichen Arbeitskraft entgegenstellen, aus dem Wege zu räumen.

In öffentlichen Versammlungen, durch mündliche Vorträge von Frauen und Männern wurde das Programm erläutert und die Arbeit der wohlhabenden Frauen für ihre ärmeren Mitschwestern, die Pflicht der gebildeten, bevorzugten Klassen gegen die ungebildetern und niedriger gestellten Kreise der Gesellschaft vorzugsweise betont. Diese Versammlungen fanden in jedem Jahre an einem andern Orte statt und waren ebensowohl Versammlungen der Mitglieder wie „Frauentage", bestimmt, in jeder der betreffenden Städte einen Lokalverein zu gründen.

Angeregt durch die von Frauen gehaltenen Vorträge entstand in den Tausenden von Zuhörerinnen, die vielleicht nur zuerst aus Neugierde in solcher Fülle zu den Versammlungen strömten, daß die größten Säle in Frankfurt a./M., in Hannover, in Braunschweig u. a. O. die Menge nicht fassen konnten — das Bestreben, Hand anzulegen an die Mißstände und ihre Kraft in den Dienst dieser wichtigsten, aller sozialen Fragen zu stellen. An jedem Orte, wo der Verein tagte, wurde noch unter seinem Präsidium ein Frauenbildungsverein gegründet, der je nach den lokalen Bedürfnissen seine Thätigkeit konzentrirte. Diese Vereine sind in stetem Zusammenhange mit dem „Mutterverein". Demnach — und das ist das Eigenartige dieser Genossenschaft — hat der Allg. d. Fr. Verein, der zur Zeit seiner Gründung aus wenig mehr als seinen Vorstandsmitgliedern bestand, jetzt Tausende von Mitgliedern durch die Zweigvereine. Diese befinden sich in den bereits genannten Städten: Braunschweig, Hannover, Frankfurt a./M., Stuttgart, Heidelberg, Gotha, Eisenach Lübeck, Dresden, Düsseldorf u. a. O. In Leipzig wurde der erste Zweigverein 1864 gegründet und als erster Frauenbildungsverein trat er mit der „ersten Fortbildungsschule für unbemittelte confirmirte Mädchen in Deutschland" ins Leben. Das mündliche Wort, das Wort vom Herzen zum Herzen hatte sich auch hier als eine wahrhaft schöpferische Kraft erwiesen; deshalb ist es geboten, diejenigen Rednerinnen namhaft zu machen, die ohne alle und jede Vorbereitung auf eine oratorische Aufgabe — ja ohne irgend einen Gedanken an eine künstlerische Leistung, nur von ihrer sittlichen Ueberzeugung bewegt, doch eine Mission erfüllten, die ohne die Kraft der Beredsamkeit nicht erfüllt werden konnte.

In erster Reihe ist hier Fräulein Auguste Schmidt zu nennen, Vorsteherin einer höhern Mädchenschule und eines Seminars für Lehrerinnen in Leipzig, deren Talent als Rednerin sie bereits 1863 durch öffentliche Vorträge bekundete.

Sie ist die einzige in einer nun schon stattlichen Reihe von Rednerinnen, die vor der Wirksamkeit an Frauentagen bereits sich als solche selbst erkannt hatte. Neben ihr war es die Verfasserin, welche bis dahin ein durchaus privates Leben im Kreise ihrer Familie geführt, und die nur durch die Macht der Idee bestimmt worden, öffentlich das Wort zu

ergreifen; sie hatte aber in kurzer Zeit Gelegenheit weit hinaus über den Kreis der Frauentage als Rednerin für die Angelegenheit wirksam zu sein. Von dem Verein für öffentliche Vorträge aufgefordert, hat sie in Städten, wie Mannheim, Cassel, Mainz, Braunschweig, Lübeck, Magdeburg, Stettin u. a. O. die Frauenfrage in Versammlungen behandelt, die zum größeren Theile aus Männern bestanden und deren Vortragende die bedeutendsten Männer der Wissenschaft, wie Dubois-Reymond, die Professoren Riehl, Dahn u. A. m. waren.

Den genannten beiden Damen schloß sich bald Fräulein Marie Calm aus Cassel an, deren langjähriger Aufenthalt in England sie namentlich befähigt, die Unterschiede in der gesellschaftlichen Stellung der Frauen in England und Deutschland zu kennzeichnen — Unterschiede, die nicht immer zu Gunsten der Deutschen Frauen bestehen.

Wie die Vorsitzende, Frau Luise Otto-Peters, die eigentliche Gründerin des Vereins, so sind die genannten drei Damen noch bis jetzt die Hauptvertreterinnen desselben nicht nur als Vorstandsmitglieder. Neben ihnen sind Fräulein Menzzer aus Dresden, Frau Professor Weber aus Tübingen, Frau Lina Morgenstern aus Berlin als Vorstandsmitglieder und Vortragende für die Zwecke des Vereins wirksam gewesen. An jedem Orte, wo der Verein tagte, schlossen sich Damen aus der Bevölkerung, oder in der Nähe derselben Wohnende, den Vereinen an und vertraten eine oder die andere Frage. So Frau Laddey (damals in Stuttgart), Fräulein Auguste Aßmann in Hannover u. A. m.

In dem 6. Hefte dieser Zeitschrift wurde über den Verbandstag deutscher Frauenbildungs- und Erwerbsvereine in Breslau 1883 und in Weimar 1884 berichtet, dessen Führung und Präsidium der Letteverein in Berlin hat. Der letztere steht mit dem Allgemeinen Deutschen Frauenverein in einem Bunde — oder besser — in einem geschwisterlichen Verhältnisse. Beide Verbände berufen seit dem Jahre 1876 abwechselnd in je einem Jahre eine Versammlung, die von demjenigen Vereine, der in dem Jahre nicht das Präsidium hat, durch Delegirte vertreten wird.

Bei der vorigjährigen Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Leipzig war die Vorsitzende des Lettevereins, Frau Schepeler-Lette und Fräulein v. d. Laage, die Schriftführerin desselben, anwesend. Außer ihnen Frau Dr. Gubitz aus Berlin, Fräulein Bertram und Frau Elb aus Dresden u. A. m. Ganz besonders interessant war die Anwesenheit der durch ihre streng wissenschaftlichen, feinsinnigen, psychologischen Arbeiten bekannten Frau Dr. Susanna Rubinstein und Fräulein Dr. med. Bayer aus Bern.

Montag, den 28. September, Nachmittags 3 Uhr, fand die erste Versammlung im Lehrerhause statt. Frau Otto-Peters eröffnete dieselbe mit einem Rückblicke auf die zwanzigjährige Thätigkeit des Vereins, die wir in allgemeinen Zügen diesem Berichte vorausgeschickt. Sie theilte mit, daß der Verein, der bis dahin nur die prekäre Existenz einer Privatgesellschaft geführt, in diesem Jahre die Rechte einer juristischen Person erworben und als „Genossenschaft" in das betreffende Register des sächsischen Staates eingetragen worden. Ferner berichtete sie, daß der Stipendienfonds für Frauen, die sich dem ärztlichen Studium widmen, und der mit seinem Fond von 1000 Mark nicht viel leisten gekonnt, jetzt zur Feier seines zwanzigjährigen Bestehens ein großes Kapital von einer edlen Geberin zu erhalten hoffen darf, dessen Zinsen für das ärztliche Studium der Frauen bestimmt sind, sie schloß ihre Rede mit folgenden bezeichnenden Worten: „Wer, wie ich, nicht nur der Eröffnung des ersten Frauentages in Leipzig, sondern der Eröffnung einer der ersten deutschen Eisenbahnen — es war die Leipzig-Dresdener — miterlebt, der weiß es, wie zaghaft und kurzsichtig die Menschen neuen Einrichtungen gegenüber sind. Damals gab es eine Eisenbahnfrage, wie es heute eine Frauenfrage giebt. Man lächelte über die Hirngespinnste derer, die für die Eisenbahnfrage eintraten, bekämpfte sie als falsche Propheten. Wie wenig weiß das jetzige Geschlecht davon. Wie komisch wäre es, wenn jetzt noch jemand im alten Sinne von einer Eisenbahnfrage sprechen wollte. So komisch wird in künftigen Zeiten das Wort „Frauenfrage" klingen."

Als erste Vortragende sprach Frau Professor Weber aus Tübingen „Ueber die Betheiligung der Frauen an der Armenpflege". Es war derselbe Gegenstand, den die geschätzte Rednerin in Weimar 1884 in derselben warmherzigen und klar durchdachten Weise

behandelte, über den im Einzelnen bereits in Nr. 6 dieses Blattes berichtet worden. Im Anschluß an diesen Vortrag theilte Frau Lina Morgenstern mit, daß der Vaterländische Frauenverein im Sinne der Rednerin vorgehe, daß in Elberfeld die Armenpflege sich theilweise in den Händen der Frauen befinde, sowie in Berlin die Waisenpflege. Fräulein Marie Calm theilte mit, daß die Stadt Kassel in 13 Bezirke getheilt sei, denen 13 Armenpfleger und ebensoviel Armenpflegerinnen vorständen. Eine Dame führe die Oberaufsicht über dieselben, — die selbst Sitz und Stimme im Stadtrathe habe.

Frl. v. d. Lage erstattete nunmehr Bericht über die Wirksamkeit des Lettevereins. Die Institute desselben, welche der gewerblichen, künstlerischen und häuslichen Erziehung der weiblichen Jugend gewidmet sind, haben in Summa 1000 Schülerinnen, 34 Lehrkräfte und Beamtinnen. Im Laufe dieses Jahres soll eine Dienstmädchenschule ins Leben gerufen werden. Außer diesen der Erziehung und dem Unterricht gewidmeten Anstalten ist der Verein bestrebt, durch Unterstützungen, Darlehen auch die materielle Noth von Wittwen, alleinstehenden Mädchen, zu lindern.

Den zweiten Vortrag hatte Frl. Marie Calm aus Kassel: „Ueber die Stellung der deutschen Frau in Familie, Staat und Gesellschaft. In knapper Form das umfängliche Thema klar und durchsichtig behandelnd, wies sie zunächst auf die Besonderheit des nationalen Charakters der Völker hin und kennzeichnete diese Besonderheit bei den drei Kulturvölkern der Engländer, Franzosen und Deutschen. In England hat die Frau den, dem Lande eigenthümlichen Sinn für Selbstständigkeit — sie betheilige sich an politischen, sozialen Fragen in ganz persönlicher Weise: die seit Jahrhunderten bestehende parlamentarische Regierungsform hat die größere politische Reife auch bei den Frauen gezeitigt. In Frankreich, wie überhaupt in den romanischen Ländern erzeuge das leicht erregte Sinnen- und Phantasieleben eine Art Gleichheit zwischen Mann und Frau: auch hier sind die staatlichen Kämpfe, die Erregung über politische Zustände durch die Theilnahme der Frauen mitbestimmt. In Deutschland hingegen treten die Charakterunterschiede zwischen Mann und Frau stärker hervor, als bei den Romanen und die so lange zurückgehaltene politische Machtstellung, der bisherige Mangel an einem starken Nationalgefühl hat es bei den Frauen es zu einer Entwickelung nach dieser Seite hin nicht kommen lassen, so daß sie auch noch jetzt ihren Gedankenkreis mit geringen Ausnahmen auf das Haus beschränken. In der Familie habe die Frau aus anderen — größtentheils ökonomischen Gründen — eher die Stellung einer „Hausdienerin" als die der englischen „Hausherrin". Von dem Gesetze sei sie nicht genügend in ihrem Privateigenthum geschützt — nach §. 205 des preußischen Landrechts geht das Vermögen der Frau in die Verwaltung über, wenn die Verwaltung der Frau nicht ausdrücklich durch Gesetze oder Verträge vorbehalten wird. Was die Frau während der Ehe erwirbt, erwirbt sie der Regel nach dem Manne (§. 11). Aehnliche Verhältnisse hatten auch in England geherrscht; aber die Bewegung von Seiten der englischen Frauen war eine so mächtige, daß am 20. August 1882 the married Women's Property Bill erlangt wurde, in welcher das Eigenthum der Frau ihr selbst zuerkannt worden. Man dürfe sich nicht wundern, meinte die Rednerin, daß die englischen Frauen Stimm- und Wahlrecht verlangten; die politische Reife und Selbstständigkeit des weiblichen Geschlechts in England sei eine ganz andere, als bei uns, wo selbst die Inangriffnahme humaner Bestrebungen von Seiten der Frauen nur schüchtern gewagt worden, während in England wesentliche Reformen auf sozialem Gebiete von den Frauen ausgegangen seien. Miß Nightingale's, Miß Fry's, Miß Carpenter's und vieler anderer Bestrebungen für Verbesserung der Krankenpflege, des Gefängnißwesens, der Auswanderung der Frauen, sind allbekannt." Wir begnügen uns mit diesem kurzen Hinweis auf einen der bedeutsamsten Vorträge der Versammlung. Frau Morgenstern erstattete Bericht über die Thätigkeit der von ihr vertretenen Vereine. Der segensreichste Einfluß muß dem Volksküchenverein in Berlin zugeschrieben werden, dessen 15 Küchen jährlich $2^1/_2$ Millionen Portionen Essen verabfolgen. Außerdem ergiebt sich aus dem Referat, daß der Hausfrauenverein eine Kochschule, ein Stellennachweisungsbüreau, eine Prämienkasse für treue Dienstboten und eine Altersunterstützungskasse geschaffen.

Diesem Referate schloß sich ein Vortrag über die Lohnverhältnisse der Arbeiterinnen von Frl. Bertram aus Dresden an. Diese Frage, die

namentlich in Berlin durch die Arbeiterinnenversammlung viel Staub aufgewirbelt hat, ist trotz der bedauerlichen Exzesse der Einzelnen doch eine der brennendsten sozialen Fragen. „Es steckt ein berechtigter Kern in ihr," sagen wir mit unserm großen Kanzler. Die Rednerin faßt nach Kennzeichnung der Mißstände die Forderungen für die Arbeiterinnen in folgende Punkte zusammen: 1. gleiche Löhne für Frau und Mann bei gleicher Arbeit, 2. Beseitigung der billigen Gefängnißarbeit, 3. Einsetzung von Kommissionen von Arbeitgebern und Arbeitsuchenden, 4. Feststellung eines Minimalsatzes und 5. Anstellung von Inspektorinnen. Mit diesem Vortrage und einigen Schlußworten von Frl. Aug. Schmidt war die Tagesordnung erledigt.

Am Nachmittage des 29. September fand die zweite öffentliche Versammlung unter so zahlreicher Betheiligung des Publikums statt, daß man es als ein gutes Zeichen für die Stellung der in Leipzig wohnenden und dort wirkenden Mitglieder des Vereins nehmen konnte. Die Vortragenden waren die Damen: Fr. Dr. Goldschmidt und Frl. Auguste Schmidt aus Leipzig. Die erstere sprach: „Ueber die höhere weibliche Berufsbildung". Sie behandelte das Thema in Rücksicht auf den Zusammenhang, in welchem es mit der eigentlichen „Frauenfrage" stehe: Diese wäre eigentlich die Frage nach einem Berufe. Während die Arbeiterinnenfrage der unteren und theilweise der mittleren Schichten der Bevölkerung einen Theil des sozialen Elends und der sozialen Frage bildet, ist die Frauenfrage nicht nur eine Noth- und Brod-, sondern eine Berufsfrage. Es ist namentlich der wissenschaftliche Beruf, dessen Berechtigung für die Frau am meisten in Zweifel gezogen wird. Man bestreitet die Befähigung des weiblichen Geschlechts für das ernste Studium und dennoch hätte der Staat, der bereits das Lehramt den Frauen in umfassender Weise zugänglich gemacht, ihnen die Befähigung für ernstes, wissenschaftliches Arbeiten zuerkannt. Niemand aber würde behaupten, daß die Auffassungsfähigkeit des weiblichen Intellekts grade nur soweit reiche, wie das Regulativ für die Lehrerinnenprüfung. Auch hätten Frauen, wie die Staël, Necker de Saussure, Lady Sommerville und viele Andere, wie die gegenwärtig anwesende Frau Dr. S. Rubinstein ihre wissenschaftliche Befähigung nachgewiesen. Im Interesse eines gesunden Kulturlebens fordert die Rednerin für die zwei Berufszweige „des höheren Lehramtes und der ärztlichen Thätigkeit" Gewährung der nothwendigen Vorbereitung. Zu einer rechten Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend für ihren eigentlichen, den „Erziehungsberuf" sei sowohl der weibliche Arzt als Lehrer für die Gesundheits- und Krankenpflege, wie die wissenschaftlich gebildete Lehrerin nothwendig, ganz abgesehen davon, daß die Praxis für Frauen- und Kinderkrankheiten, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise den weiblichen Aerzten zukommen. Fr. Dr. Goldschmidt, Gründerin des seit 1871 in Leipzig wirkenden Vereins für Familien- und Volkserziehung und des von ihm errichteten Lyceums für Damen, betonte namentlich, daß wir wohl in den letzten 20 Jahren eine große Anzahl von Fachschulen erhalten hätten, daß wir aber noch keine Vorbereitungsstätten für den höchsten weiblichen Beruf, den Erziehungsberuf, besäßen. Das durch ihre Initiative in Leipzig gegründete Lyceum ist das einzige in Deutschland, das für die fünfte Fakultät die dem Erziehungsberuf gewidmete vorzubereiten bestimmt ist. Die jungen Damen erhielten neben einem wissenschaftlichen Unterrichte in Geschichte, Literatur- und Kunstgeschichte, in Sprachen und Naturwissenschaften, auch Gesundheits- und Erziehungslehre und eignen sich die eben so geistvolle, als künstlerisch-bildende Fröbel'sche Erziehungsmethode an. „Diese höhere Berufsbildung" verlangt eine Anzahl wissenschaftlich-geschulter, weiblicher Lehrkräfte. Das Beste aber, was eine Tochter lernen kann, lernt sie auch in der besten Weise von ihrer Mutter — wenn diese „Lehrmeister" zu sein versteht —; so wird die weibliche Jugend auch in der besten Weise lernen, wenn die Lehrerinnen „Lehrmeister" zu sein verstehen werden. „Es ist eine Forderung der Zeit," sagt der bisher sowenig verstandene jüngste, schöpferische Pädagoge Fröbel, „das weibliche Geschlecht seiner nur instinktiven, darinnen Bedeutung zu entheben und es von Seiten seines Wesens und seiner Menschheit obliegenden Bedeutung zu gleicher Höhe, wie das männliche zu erheben."

Anknüpfend an diesen Vortrag sprach Fräulein Auguste Schmidt über die „Möglichkeit des Studiums der Frauen". Sie führt aus, daß die

Mädchen wie bisher eine höhere Töchterschule besuchen sollten und daß dann für die Schülerinnen, die das Alter von 15 Jahren erreicht hätten, und eine hervorragende, wissenschaftliche Befähigung zeigten, eine Klasse eingerichtet werden solle, in der sie in 5 Jahren die Gymnasialbildung sich anzueignen hätten, um mit 20 Jahren das eigentliche Studium zu beginnen. Eine Hauptaufgabe des Vereins wäre es, die Möglichkeit einer Prüfungskommission für Abiturientinnen zu schaffen. Es sei bedauernswerth, daß die deutschen Mädchen gezwungen sind, im Auslande zu suchen, was sie als Töchter ihres Vaterlandes zu beanspruchen im Rechte wären. Die Rednerin hofft, durch den in Aussicht gestellten Fond zur Verwirklichung der Anträge „für höhere, weibliche Berufsbildung" schreiten zu können. Beide Damen wurden bei ihrem Erscheinen und beim Schlusse der Vorträge durch Beifallsbezeugungen von Seiten des Publikums ausgezeichnet.

Der bekannte Ausspruch „Wie Vieles würde in der Theorie unmöglich scheinen, wenn nicht die Praxis die Möglichkeit bewiese" erhielt seine Bestätigung durch das Erscheinen des Fräulein Dr. Bayer, die aufgefordert, ihren Entwickelungsgang zu beschreiben, in kurzen, schlichten Worten etwa Folgendes erzählte: „Bis zu ihrem 11. Jahre habe sie die Volksschule für Knaben und Mädchen besucht — dann eine Zeitlang wirthschaftlich im Hause gearbeitet (was ihr sehr gut gethan), so daß sie erst mit 22 Jahren die Maturitätsprüfung bestanden habe: jetzt hätte sie noch das Staatsexamen abzulegen, hoffe aber mit Ehren zu bestehen."

Den Vorträgen folgten Berichte und telegraphische Grüße von verwandten Vereinen — darauf schloß Frl. Schmidt die 13. Generalversammlung mit Dankesworten an die so zahlreich Erschienenen: „sie hoffe, daß auch diese Versammlung wie alle bisher stattgehabten dazu beitragen würde, oberflächliche Urtheile zu widerlegen und die Gleichgiltigen für die Zwecke des Vereins zu erwärmen. Es möge das 3. Jahrzehnt, das der Verein beginne, ein gesegnetes sein."

Außer den öffentlichen Versammlungen an den Nachmittagen des 28. und 29. September fanden Berathungen in dem intimern Kreise der Mitglieder in den Vormittagsstunden statt — sowie Besichtigung von Instituten, die in mehr oder weniger innigem Zusammenhange mit den Bestrebungen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins stehen. — Besondere Aufmerksamkeit erregte die Ausstellung der Arbeiten der Modellirschule, ein Zweig des von dem unter der Leitung von Frau Dr. Goldschmidt stehenden Lyceums für Damen (gleichfalls eine Schöpfung für Familien- und Volkserziehung). Es waren vorzügliche Kopien von Meisterwerken griechischer Kunst: Zeus, Diana, Apoll, der Laokoon u. a. m. Außerdem Reliefs, Büsten (Porträts lebender Personen), sowie selbständig erfundene Gruppen: z. B. Haiderösschen, Ritterſporn ꝛc. — Die große Anzahl der ausgestellten Arbeiten (es waren über 50 Exemplare) ist das Ergebniß des Talentes und Fleißes von nicht mehr als 7 Schülerinnen unter der Leitung eines vortrefflichen Lehrers.

Der Abend des 29. September vereinigte in heiterer Geselligkeit bei einem gemeinschaftlichen Abendbrot die Mitglieder des Vereins und eine Anzahl Freunde desselben. Die üblichen Toaste fehlten auch dieser Versammlung nicht und hatten ihre Berechtigung als Ausdruck der augenblicklich erregten Stimmung: für einen weiteren Kreis und eine objektive Betrachtung ist der Schluß der Versammlung Abschluß des Berichtes.

Ist es uns auch nicht möglich gewesen, den historischen Verlauf und die zwanzigjährige Wirksamkeit eines Vereins zu schildern, dessen Vertreterinnen mit ihrer Persönlichkeit den Kampf gegen Vorurtheil und Trägheit aufnahmen, so wird aus dieser kurzen Skizze der aufmerksamen Leserin doch wohl klar werden, daß der Allgemeine deutsche Frauenverein die Frauenfrage nicht von dem dürftigen Standpunkte der Noth- und Brodfrage allein betrachtet, sondern sie als eine der wichtigsten Kulturfragen unserer Zeit zum Bewußtsein bringen will. Das Wort des Dichters, mit dem die Rednerin über „höhere, weibliche Berufsbildung" ihren Vortrag schloß, bezeichnet den Standpunkt, von dem man bei Gründung des Vereins ausgegangen und dem man durch zwei Jahrzehnte unentwegt treu geblieben.

„Nur an des Lebens Gipfel, der Flamme,
Zündet sich Neues, in der organischen Welt,
In der empfindenden an."

Eine edle Heimgegangene: Therese Tenge-Rietberg, geborene Bolongaro Crevenna.

Ein Erinnerungsblatt von Elise Polko.

Motto:
Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß. Goethe.

Vor Jahren war es, als wir an einem sonnigen Junitage von Frankfurt am Main, bei Gelegenheit einer Spazierfahrt nach Höchst, die damalige Bundesgesandtin, Frau von der Pfordten und die Schreiberin dieser Zeilen, an einem alten Prachtbau vorüber kamen, der uns lange fesselte. Am Main lag ein mächtiges Schloß im Rennaissancestil mit gewaltigen Seitenflügeln und Pavillons, umgeben von einem schattigen Garten, fast wie eine trotzige Veste, in strenger vornehmer Abgeschlossenheit. Rosen und Lindenblüthen, Goldregen und Schneeballen hingen schwer über die Brüstung der Mauer. An dem offenen Fenster eines Gartenpavillons tauchten schöne Frauenköpfe auf, und von den Tasten eines Flügels schwebte eben, meisterhaft gespielt, eine jener süßen träumerischen Melodien, die Franz Schubert „Moments musical" genannt, zu uns hin.

Es war ein alter Herrensitz, damals schon im Hauptgebäude nicht mehr bewohnt und mit Spuren des Verfalls. Der Name des Besitzers aber, nach dem wir fragten, hatte einen fremden südlichen Klang: Bolongaro Crevenna. Allein an eben diesen Namen reihte sich sofort eine Erinnerung aus den blauen Tagen sorglosester Jugendzeit, wo mich mein lieber musikalischer Beschützer Otto Dresel, der Freund unseres genialen Robert Franz, der mit ihm gemeinschaftlich die Ausgabe der Werke Johann Sebastian Bach's besorgte, in Frankfurt in das Haus einer schönen blonden Frau brachte, seiner Schwester, welche die angehende Sängerin sehr warm empfing. Sie hieß Frau Bolongaro Crevenna. — An jenem Besuchstage aber erschien neben der jugendlichen Mutter auch ein reizendes Mädchen von etwa 12 bis 13 Jahren und reichte mir die Hand. „Mein Töchterchen Therese," sagte damals jene schöne Frau. „Sie treibt auch tüchtig Musik, ihr Oheim Otto ist ein strenger Lehrmeister." Ich wußte selber nur zu gut, wie streng er war, wie unbarmherzig er jeden Taktfehler rügte, wie kein noch so warm gesungener Ton den leisesten Verstoß in dieser Beziehung gut zu machen im Stande, wie erfüllt sein Herz aber auch allezeit von wahrer Begeisterung, wie heilig ernst er es mit der Kunst der Musik meinte. Ob er wohl jetzt im fernen Osten, wo man den deutschen Musiker so fest hält und so hoch ehrt, noch zuweilen der herrlichen Lieder des Robert Franz gedenkt, die wir zusammen durchnahmen, und des Schumann'schen „Waldesgespräch's", wo er die Stirne am Schluß so kraus zog, weil die junge Sängerin im letzten Takte der Singstimme, in ihrer Erregung, immer ein wenig zu früh einsetzte! — Wie viele strahlende Gestalten, die von sich reden gemacht in einer oder der anderen Weise, sind seitdem verschwunden und vergessen, — als eine für mich unvergeßliche, schwand vor einigen Monaten erst, von dieser Erde ein geistig wie musikalisch hochbedeutendes Wesen, das Musterbild einer Frau und Mutter und zugleich eine echte Künstlernatur und treue aufopfernde Beschützerin aller hülflosen, jungen Musikalente, eine stille Wohlthäterin Aller, die mühselig und beladen: Therese Tenge-Rietberg, geb. Bolongaro Crevenna.

Wer in der Oeffentlichkeit wirkt und ihr angehört, gleichviel in welcher Art, dessen Thun und Treiben wird, nachdem er heimgegangen, auch wohl schon früher, der Welt in längeren oder kürzeren Biographien vorgelegt, und wie manches Menschenleben, das sich hinter der Schutzmauer streng begrenzter Häuslichkeit verbirgt und abspinnt, ist doch kein weniger interessanter Vorwurf zu einem derartigen Bilde. So sei es denn mir vergönnt, auch einmal eine Federzeichnung zu versuchen, die nur die Umrisse einer Frauengestalt aus einem geschlossenen Kreise wiedergeben will, einer Frauengestalt, die

gleichwohl ein Denkmal verdienen dürfte, wie wenige andere. Ich möchte eine Skizze niederſchreiben zur Erinnerung an eine Freundin, die von Vielen gekannt, verehrt, und geliebt wurde, — ein Gedenkblatt, ebenſowohl für ihre Angehörigen und Freunde, als auch für Diejenigen, die nicht das Glück gehabt ſie zu kennen, — denn an einer ſo edlen Weiblichkeit muß ja jedes Herz Antheil nehmen, derartige Typen ſind zu keiner Zeit allzuhäufig in der Welt unſerer Geſellſchaft erſchienen. — Das feine Köpfchen Thereſens taucht im Rahmen einer intereſſanten Zeit auf, neben einem vielbeſchäftigten Vater, Ludwig Bolongaro Crevenna, einem Nachkommen jenes nach Deutſchland eingewanderten Lombarden, der einſt das ſtolze Herrenhaus am Main auf dem Wege nach Höchſt ſich erbaute, und ſpäter nach Frankfurt überſiedelte, — und der bezaubernden Mutter, der eifrigen Pflegerin der damals ſo charakteriſtiſchen Geſelligkeit der freien Reichsſtadt. Der gaſtliche Hausherr, Mitglied des damaligen geſetzgebenden Körpers und demnächſt des Senats, widmete ſich ganz und gar der Politik, ſofern ſie ſich auf Frankfurt bezog, — die Hausfrau dagegen, eine liebenswürdige Rheinländerin, Hermine Dreſel aus Geiſenheim, wurde die gute Fee der Kunſt genannt und war insbeſondere die Schützerin der Muſik und ihrer Vertreter. Die damalige Geſellſchaft der freien Reichsſtadt zeigte eine entſchiedene internationale Phyſiognomie, und wurde von den Mitgliedern des Bundestages und dem, in ſeinen Umgangsformen ebenſo liebenswürdigen als gewandten öſterreichiſchen Militär beherrſcht. Der „ſelige“ Bundestag vereinigte eine Fülle von Intelligenz in ſeinen Mitgliedern, und Allen, die mit ihm zuſammenhingen, vornehme Engländer und Franzoſen ließen ſich auf längere oder kürzere Zeit in der ebenſo reizenden und geſunden Stadt nieder; an künſtleriſchen bedeutenden Perſönlichkeiten war kein Mangel, man begegnete immer neuen und vielen intereſſanten Menſchen, und der Ton war damals ein vornehmer und zugleich zwangloſer. In dem gaſtlichen Salon des Hauſes Bolongaro Crevenna gaben ſich ganz beſonders die verſchiedenartigſten Perſonen der damaligen Kreiſe ein Stelldichein zu der angeregteſten und anregendſten Unterhaltung, „platzten“ die hervorragenden „Geiſter“ nicht ſelten „aufeinander“. Es war eben ein neutraler Boden, auf welchem ſich dort Alle bewegten. Als häufigen Gaſt traf man den liebenswürdigen franzöſiſchen Geſandten, Grafen Fenelon, den Fürſten Cantacuzeno, den originellen Dr. Neuberg, ſpäteren Bürgermeiſter, und ſeinen geiſtvollen Freund, den Dr. jur. Ohlenſchläger mit ſeiner wunderſchönen Frau, den gefeierten Maler Profeſſor Jacob Becker, Schwager Wolfgang Müller's, deſſen Künſtlerhaus die liebſte Heimſtätte des Ehepaars Bismarck-Schönhauſen geworden war. Eine hochintereſſante Figur war der uralte Marcheſe Zocchi de Morechi, öſterreichiſcher General und Chargirter der Armee, ein Cavalier von ſo verbindlichen Formen, als ob er an dem Hof Ludwigs XIV. ſeine Studien gemacht. Der heitere Clavierviruos und Komponiſt Aloys Schmitt mit ſeiner Familie, gehörte zu den ſtändigen Gäſten und ganz beſonderer Gunſt erfreute ſich im Hauſe Bolongaro, der damals nur erſt als Virtuoſe hochgeſchätzte, nun auch heimgegangene Ferdinand Hiller. — Daß ein Kranz reizender Frauen die blonde ſchlanke Herrin umgab, war ſelbſtverſtändlich in der, an weiblichen Schönheiten allezeit reichen alten Stadt. — In dieſer vom Duft mannigfaltigſter Anregung durchzogenen Atmoſphäre, entwickelte ſich nun Thereſe unter den Augen der zärtlichen Mutter geiſtig und körperlich in überraſchender Weiſe, zur beſonderen Freude ihrer trefflichen Inſtitutslehrerin Bertha Ryhiner und der treuen häuslichen Mitarbeiterin am Erziehungswerke, Henriette Vogt. Letztere wurde, ihrer geiſtigen Eigenſchaften wegen, lebhaft von Berthold Auerbach bewundert. Unter die beſondere Pflege ausländiſcher Lehrer ſtellten die Eltern das bedeutende Sprachtalent Thereſe's — auch der italieniſche Flüchtling Marcheſi de Caſtrone ertheilte ihr Unterricht. Er wurde der Gemahl der bekannten und ausgezeichneten Sängerin Mathilde Graumann, — der jetzigen berühmten Sangesmeiſterin Mathilde Marcheſi de Caſtrone in Paris, die ſo viele glänzende Schülerinnen in die Welt ſchickt.

Marcheſi's damalige intereſſante junge Sprachſchülerin beherrſchte, als kaum erwachſenes Mädchen vollkommen, in Wort und Schrift, die italieniſche, franzöſiſche und engliſche Sprache und ſchrieb, der ſicherſte Beweis der wahren Bildung, in ihrer Mutterſprache einen eben ſo klaren, wie graziöſen Styl.

Das eigentliche Lebenselement Thereſe's

war aber von frühester Kindheit an — die holde Kunst der Musik, Seele und Finger waren in gleichem Maaße musikalisch. Bewundert und geliebkost von allen Hörern, spielte schon die kleine Sechsjährige Mozart'sche Sonaten, mit glühenden Kinderwangen und leuchtenden Augen, obgleich die kleinen Hände noch keine Oktave zu greifen vermochten. Ihre tüchtigen Lehrmeister, Schoch und Bischoff, erklärten bald scherzend, daß ihre junge Schülerin sie überholt. Da trat denn jener gestrenge Lehrmeister und zugleich Oheim, Otto Dresel, ein und erfaßte mit fester Hand die Zügel des musikalischen Unterrichts seiner Nichte. War und ist er doch selber einer der glänzendsten Interpreten der klassischen Musik von Bach bis Beethoven, der seit Jahren in Boston, dem amerikanischen Athen, als Musikbeherrscher, eine glänzende Stellung einnimmt. Damals führte eben seine Hand Therese in die Wunderwelt der strengen Klassiker ein, und auf diesem felsigen Grund führte er den Bau ihrer ungewöhnlich umfassenden musikalischen Bildung auf. Mit hohem Ernst wandte sich das junge Mädchen ihrer Aufgabe zu, ihre enthusiastische Seele war ja erfüllt von der heiligen Schönheit der geliebten Kunst. Die ewigen Gesetze der Musik, die Gliederung der Schöpfungen der verschiedensten Meister, wurden ihr klar durch das eifrige Studium der Harmonielehre, und das blonde Köpfchen mit der edlen Stirn und den geistvollen Augen faßte die Lehren des Kontrapunktes mit einer Leichtigkeit, die den Lehrmeister und Oheim in Staunen setzte. Das wohltemperirte Klavier des berühmten Kantors der Leipziger Thomasschule wurde durchgenommen, der Gradus ad Parnassum des Clementi gründlich verarbeitet, dann übte man mit eiserner Konsequenz die „Exercices dans le style sévère et libre." Die Folge dieses ernsten und konsequenten Studienganges war eine bewunderungswürdige Fertigkeit im Notenlesen, und zugleich das innige Vertrautwerden mit den in fortschreitender Reihenfolge ihr vorgelegten Klavierwerke eines Johann Sebastian Bach und seiner Söhne, Kirnbergers, des feinen Couperin, Ramau Scarletti, Field und Anderer, bis hinauf zu den, von Himmelsluft umwehten Höhen Ludwigs von Beethoven. Er entwickelte in der jugendlichen und begeisterten Musikschülerin zugleich ein wunderbares Verständniß für jede künstlerische Individualität, gleichviel welcher Richtung, ein rasches Erfassen jeder Eigenart der verschiedensten Komponisten, Eigenschaften, welche später in dem Klavierspiel Theresens so überraschend und ergreifend wirkten und jeden Künstler entzücken mußten. — Wohl jedem musikalisch begabten Kinde, dem solche Führung wird.

Alle diese Studien, sowie die überreichen Bildungselemente der bevorzugten Stadt, verbunden mit dem bewegten geselligen Verkehr des elterlichen Hauses, würden vielleicht zu einer Ueberanstrengung aller Kräfte, Ueberreizung und Frühreife Theresens geführt haben, wenn nicht die Sorge und Zärtlichkeit der Mutter das richtige Gleichgewicht herzustellen verstanden hätte, durch einen regelmäßigen längeren Aufenthalt ihrer Tochter auf dem Lande, theils im Rheingau auf den schönen Landsitzen der Familien Dresel und Lade, theils im Gartenpavillon des alten Höchster Schlosses oder am herrlichen Genfersee. Dort überall wurde der Grund gelegt zu der leidenschaftlichen Liebe Theresens zur Natur und der Freude an den Landschaftsbildern jeder Art und jeder Beleuchtung. — Ich habe gefunden, daß das dankbare Entzücken an der Schönheit und Großartigkeit der Schöpfung, wo und wie sie sich immer offenbaren mag, sowie der geschärfte Blick für den Reiz von Wald, Berg und Flur sich häufig bei tief musikalischen Menschen findet: es ist eben das angeborene Gefühl für die erhabenen Gesetze der Harmonie in jeder Gestalt, also auch für die, welche uns entgegentreten in der Schöpfung Gottes.

In das poetische Landleben im Rheingau fielen damals zuweilen eigenthümliche Schlagschatten. Es war die Zeit der kleinen bewegten Ständeversammlungen in Karlsruhe, Wiesbaden und Kassel — diese einzigen politischen Lebenszeichen des im Uebrigen noch sanft schlummernden Deutschlands. Der alte Dresel, als eifriges Mitglied des Nassauischen Landtages, empfing in der gastlichsten Weise seine Freunde und an den aufmerksamen jungen Augen Theresens glitten die charakteristischen Gestalten eines Idstein von Holgarten und des feurigen Friedrich Hecker wiederholt vorüber. Wie manche tief ernsten, oft auf das Leidenschaftlichste bewegten Gespräche über die Nothwendigkeit einer einheitlichen Gestaltung des geliebten Vaterlandes, wurden unter den rauschenden Bäumen des herrlichen Gartens in Geisenheim geführt, und patriotische Gesänge aus kräftigen Männerkehlen, Lieder von Max von Schenkendorf, Uhland und

Arndt, ſchlichte Weiſen, aber voll Feuer und Leben, zogen in den Abendſtunden weithin in's Land und die Wellen des grünen Rheins bildeten die Begleitung:

„Freiheit die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine
Süßes Engelsbild!"

Die ſchönen Frauen ſaßen dann lauſchend auf der Veranda und mitten unter ihnen aufhorchende reizende Mädchenknospen, mit dem Motto auf den roſigen Lippen:

„Ich höre gern, wenn kluge Männer reden,
Daß ich verſtehen kann, wie ſie es meinen!"

Thereſe und ihre jungen Freundinnen aus dem Hauſe Labe.

Am Genferſee ging auch der Stern Mendelsſohn am Himmel Thereſens auf — die Familie Bolongaro Crevenna war ja von Frankfurt her mit der Familie der ſchönen Cécile Jeanrenaud befreundet, der geliebten Gefährtin Felix Mendelsſohns, und ich habe nie die Klavierkompoſitionen des ſo früh Verklärten poeſievoller und vornehmer ſpielen hören, als von Thereſe Tenge. Sie waren durchzittert von der Erinnerung an jene Begegnung mit ihm, der damals im Schmerz um den Tod Fanny Henſel's in die großartige Alpenwelt geflüchtet war, wo der Zauber der Natur und die Augen ſeiner Kinder, die Liebe ſeines Weibes, ihn tröſten mußten. Damals ſtrich er viel im Freien umher, — und da mußte es wohl geſchehen, daß jener brennende Schmerz — wie es in einem ſeiner ſchönſten Frühlingslieder heißt, gleichſam aufthaute:

„Es thaut der Schmerz und löſt ſich lind" — —

An Mendelsſohn zeigt ſich deutlich, daß ein echter Muſiker ein Naturfreund ſein muß: kein Herz konnte empfänglicher ſein für die ſchöne Gotteswelt, als eben das ſeine. Zu allen Jahreszeiten hat er ihre Herrlichkeit beſungen in ſeinen Liedern, und Niemand empfand tiefer den Troſt des Frühlings, vom erſten Veilchen bis zum frühen Ende:

„Holder Lenz du biſt dahin,
Nirgend, nirgend darfſt du weilen!"

Keiner liebte inniger die Roſen:

„denn die Roſen eilen" — —

und freute ſich mehr des Herbſtes, wo:

„Im Walde rauſchen dürre Blätter" —

und dennoch „im leuchtenden Teppichgemache" die Holde harrt. — —

Wie gern möchte man Mendelsſohn's große und kleine Schöpfungen bei Seite ſchieben, in unſeren Tagen der grübelnden Gedankenmuſik, in der Zeit der geiſtreichen Experimente! Wie aber Meiſter Wagner ſich erquickte an der Hebriden-Ouvertüre, und ihm das Herz aufging bei der vierten Symphonie Mendelsſohn's, wo der Saltarello, den einſt der junge Felix im Mondſchein mit ſeinen Malerfreunden vor dem Wirthshauſe Santa Lucia in Amalfi tanzte, als Motiv uns in den vollen Zauber des Südens trägt, — ſo wird Felix Mendelsſohn fort und fort diejenigen berauſchen, denen der Begriff vornehmer muſikaliſcher Formen, und einer vornehmen Seele noch nicht abhanden kam.

Die Mendelsſohn'ſchen Lieder hörte Thereſe in ſeltener Vollendung zuerſt von der prachtvollen Stimme einer auch ſchon längſt Heimgegangenen, in Geiſenheim in dem Hauſe Labé ſingen: von Johanna Tenge aus Barkhauſen in Weſtfalen — und die junge Schülerin Otto Dreſel's wurde die bevorzugte Begleiterin dieſer ſeltenen Sängerin.

Barkhauſen!

Mit dieſem Namen erhebt ſich ein Stück des romantiſchen, Sagen-umſponnenen Weſtfalenlandes, das nun das Frankfurter Kind mit ihren Freundinnen kennen lernen ſollte, in ſeiner ganzen ernſten und ſtrengen Schönheit.

Das ſtattliche Gut liegt am nördlichen Saume des Teutoburger Waldes und Ferd. Freiligrath, Levin, Schücking und viele andere Poeten und Künſtlergenoſſen im reichſten Maße die Gaſtfreundſchaft ſeines Beſitzers, des alten Herrn Tenge, damals im Volksmund „Fürſt Tenge" genannt. — Der Naturfreund wie der Maler iſt entzückt von dieſem Fleckchen der rothen Erde. — Auf drei Seiten erheben ſich waldgekrönte Hügel und Berge in ſanft geſchwungenen Linien; nur der zurücktretende höchſte Höhenzug, an deſſen öſtlichem Ende Ludwig der Fromme die Hünenkapelle erbaut hatte, deren Trümmer noch zu dem heutigen Geſchlechte von der Einführung des Chriſtenthums reden, iſt auf ſeinem ehrwürdigen Scheitel kahl. Barkhauſen war ein Tafelgut, das von Ludwig dem Frommen einſt dem Biſchof Meinwerk von Paderborn geſchenkt wurde. Im Anfang dieſes Jahrhunderts gelangte es in den Beſitz der, vorher im Fürſtenthum Osnabrück anſäſſigen Familie Tenge. Jeder der uralten Bäume, die im Park des

Herrenhauses noch zur Stunde rauschen, hat seine Geschichte. Zu zahllosen dichterischen Versuchen hat Barkhausen seit langen Zeiten schon Veranlassung gegeben — man hat diese, oft höchst seltsamen, Begeisterungsproben in verschiedenen gedruckten Bänden in der Bibliothek des Gutes aufbewahrt, und manch liebliches Köpfchen hat sich wohl lächelnd über ihre vergilbten Blätter geneigt. Der längst verschollene lippesche Dichter Stockmeyer hat diesen Theil seines Heimathlandes sogar in einem mächtigen Oktavband zu preisen versucht. — Unter den zahlreichen liebenswürdigen Mitgliedern der Familie Tenge auf Barkhausen, ragte die glänzend begabte Johanna hervor, die mit ebenso viel frischem Humor als Anmuth die Honneurs im Hause ihres Vaters machte. Die große Zahl der dichtenden und musizirenden „Ritter vom Geiste" und von der Tonkunst, die auf Barkhausen zu jeder Zeit ein denkbar behagliches Asyl fanden, hat gar oft dies schöne Heim scherzend den westfälischen „Hof von Ferrara" genannt. Namen wie Wolfgang Müller, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Devrient, Schücking, Mathilde Raven, sind in die Hauschronik eingeschrieben worden, neben vielen anderen künstlerischen Zeitgenossen. Eine besondere „Hofzeitung" wurde herausgegeben, mit hauspolitischem Text, literarischem Feuilleton, und einer Fremdenliste. Es war kein Zweifel, man verstand zu leben auf Barkhausen, das versicherte Jeder, der daselbst aus- und einging, und das ganze Dasein dort bestand im Grunde aus einer Reihe von „schönen Tagen", die aber, allem Anschein nach, sich, entgegen dem Göthe'schen Wort, gar leicht ertragen ließen. Bälle wurden improvisirt, Lustspiele und Singspiele auf der allerliebsten Hausbühne aufgeführt, und zu den letzteren lieferte kein Geringerer die reizende Musik als: — Robert Franz.

Und im seltsamen Gegensatz zu dem streng konservativen Besitzer von Barkhausen, führte damals, kaum eine Stunde entfernt, auf dem Schlosse Holte, der Schwiegersohn des alten „Fürsten" Tenge ein abgeschlossenes, absonderliches Gedankenleben, einzig dem Studium der sozialpolitischen Wissenschaften sich hingebend, und ganz andere Gäste fanden sich dort ein, die in ihrer Richtung in keinem Zusammenhang zu stehen schienen mit den fröhlichen Festen des kleinen „Hofes von Ferrara." — Schloß Holte beherbergte nämlich häufig jene schriftstellerischen Elemente, welche damals noch durchaus vereinzelt, jene dreißig Jahre, später ganz Europa bewegende, soziale Frage als das wichtigste Problem der Menschheit mit Feuereifer behandelten. Hoch interessante Charakterköpfe aus aller Herren Länder tauchten dort auf, unter ihnen Proudhon, Karl Marx, Anneke von Trier, Dr. Otto Lüning, Karl Grün u. s. w., sie alle verweilten längere oder kürzere Zeit in diesem romantischen Versteck, und erschienen nur zuweilen, ernste Gestalten aus einer fremden Welt, in dem sonnigen Garten der Barkhauser Geselligkeit. Nur in dem Reiche der Harmonie fanden sich Alle Geister friedlich zusammen: wenn Johanna Tenge die dunkeln Adlerschwingen ihrer herrlichen Stimme entfaltete, oder Theresens schlanke Hände auf die Tasten des Flügels sich legten, dann lösten sich alle Disharmonien der verschiedenen Streitfragen der erhitzten Köpfe durch das Machtgebot der heiligen Cäcilia. —

Welch unauslöschlichen Eindruck mußten aber alle diese bewegten Bilder auf die junge empfängliche Seele Therese's hervorbringen! Sie ging oft umher wie im Traum — aber alles Neue jede bedeutende Erscheinung trieb diese eigenartige Natur nur vorwärts, ließ sie eine neue Bildungsstufe ersteigen. Und wenn alle Eindrücke, die wir in unserer Kindheit in uns aufnehmen, Samenkörnern gleichen, die früher oder später einmal zu keimen und zu sprossen beginnen, um Blüthen und Früchte zu tragen, dann haben vielleicht eben jene, so oft ventilirten Fragen, die auf Schloß Holte verhandelt wurden, und nach Barkhausen herüber wehten, Fragen, die dem Elend der Menschheit galten, jenes opferwillige Mitleid wachgerufen mit den Armen und Verlassenen, jenen praktischen Wohlthätigkeitssinn, der das spätere Wirken Theresens wie mit einem Goldglanz umzieht. —

Ein schriller Ton sollte aber auch ihre harmonische Welt durchzittern: — die Märzrevolution. Sie veränderte plötzlich gar Vieles, — vertraute Beziehungen wurden jäh zerrissen — befreundete Gestalten verschwanden — viele auf Nimmerwiedersehen — aus dem Salon des Hauses Bolongaro Crevenna. In Frankfurt war der Bundestag in alle Winde zerstoben, das Parlament tagte. — Der geistvolle glänzende Dichter Alfred Meißner, neben dessen Namen auch seit einem Jahre ein Kreuzlein steht, der längst heimgegangene geniale

Poet Moritz Hartmann, als Menſch vertrauend und unpraktiſch wie ein Kind, ſchön, und ſchwärmeriſch bewundert von den Frauen — Mitglieder der Nationalverſammlung — verkehrten beſonders häufig bei den Eltern Thereſens. Wie manches neue Gedicht wurde faſt unter ihren jungen Augen niedergeſchrieben, feurig vorgetragen, voll Entzücken aufgenommen. — Aber in der verwirrenden Unruhe jener neuen Aera flüchtete ſich das junge Mädchen, mehr als je, in das ideale Reich der Muſik, und fand in dem Studium der geliebten Meiſter, beſonders ihres Beethoven, Schubert und Mendelsſohn, ſtets die beglückende und erſehnte Ruhe und Klarheit des Herzens wieder. — Später erſt vertiefte Thereſe ſich mit leidenſchaftlicher Freude in die Schöpfungen Schumanns und Chopin's, und wenn je dies unvergleichliche Genie, deſſen Tonträumereien jetzt jede Schülerin, jeder Schüler verarbeiten zu dürfen glaubt, und ungeſtraft verarbeitet, in ſeiner wunderbaren Eigenart bis in die feinſten Faſern von einer deutſchen Künſtlernatur begriffen und wiedergegeben worden iſt, ſo geſchah dies von Thereſe Tenge. Wer ſie jemals ſeinen „Trauermarſch", oder eines ſeiner Präludien und Nocturnos ſpielen hörte, wird dies Zeugniß unterſchreiben.

Der reiche Liebesfrühling dieſes Herzens erblühte ſtill auf rother Erde, ihm folgte ein kurzer glücklicher Brautſtand, — und zur Roſenzeit des Jahres 1853 wurde Thereſe Bolongaro die glückliche Frau des älteſten Sohnes des Beſitzers von Barkhauſen, dem ſpäter die in Weſtfalen belegene Grafſchaft Rietberg als väterliches Erbe zufiel. —

An der Weſtſeite des Städtchens Rietberg liegt das Herrſchaftshaus, die Münte, das erſte Heim des jungen Paares, das dort 32 Jahre lang wohnen ſollte. — Wie Viele kennen dieſe Stätte, lieben ſie und laſſen ihre Gedanken einkehren, voll wehmüthiger Freude und Dankbarkeit, in ihren gaſtlichen, künſtleriſch geſchmückten Räumen — wo jetzt deſſen ſchönſter Schmuck — die Herrin fehlt. —

Ueberraſchend verwandelte ſich das, doch immerhin in gewiſſem Sinne verwöhnte, junge Mädchen in die ernſte, gewiſſenhafte Hausfrau, deren Sorge Nichts „zu klein oder gering" erſchien. Wenn Lewes in ſeiner Meiſterbiographie Göthe's ſagt: „Das Kind iſt der Vater des Mannes," ſo dürfen wir doch mit demſelben Rechte das kleine Mädchen die Mutter der Frau nennen. Schon in der jungen Thereſe lag einſt das leidenſchaftlichſte Beſtreben, in ihrem Bereich etwas Fertiges, Geordnetes, Vollſtändiges zu Stande zu bringen, allem Dilettiren fern zu bleiben.

Ein außergewöhnlicher Ordnungsſinn, eine Schweſter des Schönheitsſinnes, machte ſich bemerkbar in der gewiſſenhafteſten Führung und Ueberwachung des Hausſtandes, wenn auch eben die unerbittliche Wirklichkeit dieſem idealen Streben, dem unabläſſigen Bemühen nur Vollkommenes zu leiſten ein gebieteriſches „Halt!" zurief. Der Grundzug ihres Weſens und Handelns als Frau blieb eben, zu jeder Zeit und Stunde, das Streben nach den höchſten Zielen, und ſtrenge Wahrhaftigkeit war der Goldgrund ihres Charakters.

Daß in dem kleinen Rietberg das höchſte Glück, die liebſte Zerſtreuung Thereſe's die Muſik ſein und bleiben mußte, war ſelbſtverſtändlich. Die „holde Kunſt" war längſt ein Theil ihres Selbſt geworden, und durchdrang ihr ganzes Sein, ihr widmete ſie einen wahren Kultus, und zugleich die gewiſſenhafteſte Arbeit, faſt bis zu ihrem letzen Erdentage. Von den Wänden ihres Muſikzimmers ſchauten ihre Lieblinge, Beethoven, Chopin und Schumann, auf ihre ſo unermüdlich vorwärtsſtrebende glänzende Jüngerin herab und eine ſchöne Kopie der Santa Cäcilia, nach Carlo Dolce, von Anna Begas, gab dem Raum noch eine ganz beſondere Weihe. So haben ihn viele Augen geſehen — und ſo hat die trauernde Liebe ihn unberührt gelaſſen.

Die ſtille Sehnſucht ihres Herzens, ſich gleichſam auszuleben mit Künſtlernaturen, trieb Thereſe Tenge dazu, mittelloſe muſikaliſche Talente, wo ſie dieſelben immer entdenkte, durch einen ähnlichen ſtreng ſyſtematiſchen Unterricht, wie ſie ihn ſelber genoſſen, zu Künſtlern heran zu bilden, ſie ſpäter paſſend unterzubringen, voll mütterlicher Sorge aus der Ferne ihren weiteren Entwickelungsgang zu überwachen, und für ihr ferneres Fortkommen zu ſorgen. Wie viele, in allen Ländern zerſtreut, verdanken ihr allein eine muſikaliſche Stellung! — Alljährlich veranſtaltete ſie Wohlthätigkeitskonzerte, deren Ertrag jungen Talenten zu Gute kam. Sie ſelber ſaß dann am Flügel, in ihrer ſchönen, ſeeliſchen Erregung, die ihr ganzes Geſicht verklärte, und gab das Beſte. Ihr Ton, die Art ihres Anſchlags, die üppige Fülle des Klanges,

die Weichheit bei aller Kraft, die Durchsichtigkeit der Passagen, der große Zug in Spiel und Auffassung, erinnerte an die Weise ihres Ideals: an Clara Schumann.

Ein bekannter ausgezeichneter Geiger, dem sie einst in ihrem Salon eines der schwierigsten Bravourkonzerte Prima Vista, vollendet in Technik und Ausdruck, begleitete, ließ plötzlich verzweifelt sein Instrument sinken und rief: „Was ich seit Jahrzehnten in vergeblicher Arbeit anstrebte, das leisten Sie spielend, als wenn sich dergleichen ganz von selbst verstände! —"

Und wie verstand sie die seltene und schwere Kunst der Liederbegleitung! Wie viele Sänger mögen sich dankbar daran erinnern! — Für mich, die Schreiberin dieser Zeilen, war es stets ein Fest, wenn Therese Tenge mir meinen Schubert und Schumann, Franz und Mendelssohn, Beethoven und Mozart begleitete. —

In Rietberg wurde oft bis tief in die Nacht — wohl auch bis zum Morgengrauen musizirt, zur Freude der Hörer, wie der Ausführenden, und alle waren mit Herz und Seele dabei. Neben dem ausgedehnten Familienkreis, den die innigste Liebe verband, fanden sich zu allen Jahreszeiten liebenswürdige und bedeutende Menschen ein, man darf sagen, fast aus allen Ländern und Welttheilen, man übte dort eine gleiche edle Gastfreiheit wie einst in Barkhausen, von der Schwelle des Herrenhauses Munte rief man von Herzen das alte „Vale" jedem Kommenden entgegen. — Das Fremdenbuch zeigte die Sinnsprüche des gelehrten Begründers der internationalen Sozialdemokratie Karl Marx und des Erbprinzen von Japan friedlich nebeneinander, und eine Reihe interessantester verschiedenartigster Namen. — Und bei all diesen Ausflügen in das Reich der Töne, bei all diesem persönlichen und schriftlichen Verkehr mit geliebten, anregenden und bedeutenden Menschen und Künstlern, vergaß Therese Tenge doch nie das Ehrenamt der Hausfrau und Mutter. Sie verstand die Kunst, die Göthe so hoch preist, in ihrem Hause Jedermann „ein Wohl" zu bereiten, erzog ihre Kinder mit der zärtlichsten Sorgfalt, in echt deutschem Wesen, und es war ihrem stolzen und patriotischen Herzen eine Wonne, drei ihrer Söhne bei der Reiterei ihrem Kaiser und seinem Reich dienstbar zu sehen.

Neben der, immer wachen, Sorge für ihre Lieben, gehörte aber auch die werkthätige Hülfe der Armen zu den Lieblingsarbeiten ihres Lebens. Stadt und Land pries und empfand die Wohlthätigkeit der Frau Tenge-Rietberg, — sie war und blieb bis ans Lebensende die Zuflucht der Mühseligen und Beladenen. — Mit dem lebhaftesten Interesse faßte sie jenen großen Gedanken unserer edlen Kaiserin Augusta auf, durch den vaterländischen Frauenverein gleichsam ein Netz von Hülfsstätten über das Vaterland zu ziehen, und ein wohlgeordnetes System menschenfreundlicher Hülfe an die Stelle planloser Almosenspenden zu setzen. Therese begründete und leitete einen Zweigverein des vaterländischen Frauenvereins für Rietberg, rief einen für die Arbeiterfrauen so segensreichen Kindergarten ins Leben und wandte den Schulen und der Armenpflege eine unausgesetzte thätige Aufmerksamkeit zu.

Der Schwerpunkt ihres Denkens und Thuns lag nun einmal außerhalb ihres Selbst. — Ihr unwillkürliches Streben war, Freude zu bereiten, ihre einzelnen Handlungen brachten dieses Verlangen oft zum rührendsten Ausdruck, das wissen Alle, die sie gekannt. — Alles was sie besaß und empfing, und das Schönste zuerst, theilte sie mit Anderen — gab sie hin mit glücklichem, Lächeln und strahlenden Augen, — an sich selbst dachte sie zuletzt oder — nie. — In ihrer äußeren Erscheinung zeigte sie die vornehme Frau, der interessante Kopf mit der gedankenvollen Stirn konnte nirgends unbemerkt bleiben.

Fremde nannten sie oft kühl und stolz, weil ihr eine gewisse Zurückhaltung in den äußeren Formen eigen war, aber Niemand verdiente solchen Vorwurf weniger als Therese Tenge. Der Menge hat sie freilich nie die Schätze ihres Innern enthüllt, und nur wenige Auserwählte durften an ihrem eigentlichen Herzensleben Theil nehmen. Voll und ganz gab sie sich wohl nur den Ihrigen. — — Aber auch ihre Armen und ihre musikalischen Freunde wissen von der Wärme und Begeisterung dieses Herzens zu erzählen.

Sie hat ein beglückendes und beglücktes Leben gelebt und stand, wie ein Freund des Hauses den trauernden Hinterbliebenen tröstend zurief, als sie geschieden: „auf der Höhe, welche einem Sterblichen beschieden!"

Mögen noch einige kleine persönlichen Erinnerungen hier ein Plätzchen finden:

Es war nach einem Konzert Joachims in Minden, als wir uns, in den Räumen unseres

Hauſes, in gehobenſter Stimmung zuſammen fanden, auch Thereſe Tenge und der Geigerkönig ſelber war unter uns. Heiter und liebenswürdig nahm er unſeren Enthuſiasmus auf, ich ſehe ihn noch in dem tiefen Seſſel ſitzen, das Glas in der Hand. — —

Er ſelber war es, der Thereſe ſpielen zu hören wünſchte. Und jenes leidenſchaftliche und zugleich träumeriſche Tonbild aus Schuberts „Moments musicales“ gar über die Taſten des Flügels, welches einſt aus dem geöffneten Fenſter des Bolongaro'ſchen Gartenpavillons zu uns gedrungen, vor langer langer Zeit. — Sie ſpielte diesmal mit tiefſter Bewegung, war doch ihr Zuhörer, Joſeph Joachim, für ſie, wie auch für mich, ein unerreichbares Künſtlerideal. — Mir drang es ins Herz, und ich fragte unſeren gefeierten Gaſt leiſe: „Spielt ſie nicht wunderbar warm, poetiſch und erregt?“

„Wahrhaft künſtleriſch“ antwortete er, „nur vielleicht etwas zu erregt im Moment.“ —

Wie oft ſprachen wir ſpäter noch davon, ſie hatte damals ſich ſelber nicht genug gethan, nach ächter Künſtlerart, und war unzufrieden mit ſich, wie ſie denn überhaupt an ſich ſelber ſtets die höchſten Anforderungen ſtellte, unerbittlich ſtreng ihrem Selbſt gegenüber in allen Dingen ſich zeigte, und uns Alle hatte ſie doch an jenem Abend hingeriſſen!

„Vor ihm, meinem Künſtlerideal, zu ſpielen und ruhig zu bleiben!“ ſagte ſie, „aber was muß er von mir gedacht haben! — —

Nun, er dachte ohne Zweifel, daß ſich ihm in dieſem „Moment musicale“ eine ächte Künſtlernatur, eine geflügelte Künſtlerſeele offenbarte — war er doch: Joſeph Joachim! — Zum letzten Male haben wir uns, Thereſe Tenge und die Schreiberin dieſer Zeilen, warm und tief in die Augen geſchaut in den Pfingſttagen des letzten Kölner Muſikfeſtes, das Ferdinand Hiller, unſer gemeinſamer Freund, dirigirte. — Wir Frauen ſtanden ſtill und bewegt nebeneinander, wartend bis der Sturm ſich gelegt, der ihn umbrauſte, und wir zu dem Gefeierten vorzudringen vermochten. „Der alte liebe Mann!“ ſagte Thereſe leiſe mit feuchtſchimmernden Augen, „wir werden ihn nie wieder am Dirigentenpulte ſehen. Das iſt nun auch vorüber!“ — —

Ihre letzte Erdenfreude war das Herzensglück ihrer zweiten Tochter — der Vermählungstag des jungen Paares. — Thereſe Tenge war damals ſchon leidend, ein hartnäckiger Bronchialkatarrh, gegen den ſich alle Badekuren unwirkſam erwieſen, machte den Arzt beſorgt. — Der Polterabend wurde, um der Leidenden jedwede Unruhe fern zu halten, Anfang September in Schloß Holte, die Hochzeit aber in Barkhauſen gefeiert. Da ſtrahlte denn das alte Haus noch einmal auf, in ſeinem früheren Glanz und Zauber, da ſchienen die Tage der ehemaligen Feſte zurückgekehrt, da klang und ſang es wie einſt in allen Räumen. Den Garten durchſtrömte bunter Lichterglanz. Eine heitere Geſellſchaft, eine fröhliche Jugend, feierte das Brautpaar in Wort und Lied — und die Herrin und Mutter blickte mit einem wahrhaft verklärten Lächeln auf Beide. — Ach, dies Antlitz, dieſe Geſtalt, hatte ja der Tod ſchon gezeichnet!

Man konnte Thereſe nicht ohne Thränen ſehen! ſchrieb ihre liebenswürdige Schwägerin Marie Cäſar auf Rothenhof, am Fuße der Porta, nach jenem Abend von ihr.

Gegen Ende Oktober wandte ſie ſich dem Süden wieder zu, um Geneſung wieder zu gewinnen. Ihr Herz hing mehr an den Alpen, wo ſie ſchon ſo häufig Erfriſchung und Stärkung geſucht und gefunden — aber der ärztliche Rath bezeichnete diesmal auf das Beſtimmteſte das milde Klima Algiers als das Ziel ihrer Reiſe. — Dort lebte ihr zweiter Sohn Alfred auf dem Gute bei Cherchell am Mittelmeer, das er bewirthſchaftete. Frohen Herzens ging ſie dem Wiederſehen ihres langentbehrten Kindes, in Begleitung der zärtlichſten Pflegerin, ihrer ältern Tochter, entgegen. Sie ſollte ihren Sohn hinieden nicht wieder umarmen. — Auf der Reiſe traten wiederholte Lungenentzündungen ein. Nur ihre Allen bekannte, ſtarke Willenskraft und Energie, welche ſie bis zum letzten Moment nicht verließ, machte es möglich, noch Lugano, dieſen herrlichen Punkt des Gottesgartens, zu erreichen. Aus den Fenſtern des Parkhotels ſchauten ihre Augen noch in ſtiller Bewunderung auf das herrliche Landſchaftsbild von See und Bergen. — Am erſten November aber ſchloſſen ſich dieſe klaren Augen ſanft für immer — — ohne Kampf endete dies harmoniſche Daſein, verſchwebte im All, wie ein reiner Akkord.

Unter einem Blumenhügel hat man Thereſe Tenge in der weſtfäliſchen Heimath aufgebahrt, in der kleinen Johanniskapelle bei Rietberg. — Die Armen beteten an ihrem Sarge

und wie Viele klagten in der Ferne um sie! — Wie Viele hat sie künstlerisch gefördert, weiter gebracht, sicher auf eigene Füße gestellt! — Ein endloser Zug geleitete die theueren Ueberreste auf den Weg nach Barkhausen, unter den Klängen des von der Heimgegangenen so sehr geliebten Beethovenschen Trauermarsches. — Auf dem belaubten Vorgebirge des Teutoburger Waldes, nahe der bekannten tausendjährigen Linde — auf dem Punkte, von welchem man das Lippesche und Ravensberger Land bis zum Wesergebirge überschaut, erhebt sich über dem Erbbegräbniß der Familie Tenge ein ernster Bau, dem Parthenon nachgebildet. — Dorthin hat man die Heimgekehrte zur letzten Ruhe gebettet und die uralten dunklen Tannen haben zugeschaut und halten eine treue Wacht. — —

Die Majestät der Natur an dieser Ruhestätte versöhnte an jenem schweren Tage einzig und allein mit dem großen Opfer, welche ihre ewigen Gesetze hier gefordert.

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß.“ Sie aber — die theure, von Allen verehrte Frau soll unvergänglich in unser Aller Gedächtniß leben, — bis wir selber ihr nachfolgen in das Reich der ewigen Sphärenmusik.

Kalypso.

Eine Homerstudie. Von F. A. Feddersen.

In strahlender Nymphengrotte sitzt am goldenen Webstuhl Kalypso. Und sie webt aus unsterblichem Stoff ein unsterbliches Kleid. Sie webt's für Odysseus, den theuern sterblichen Mann. Ewige Jugend wird's ihm verleihen, wenn er ihrem Wunsche gewillfahrt: Alles, was er als Mensch geliebt, zu vergessen, und, ein Gott, in ihren göttlichen Armen zu ruhen. — Sie aber, die auf- und absteigenden Füße lieblich im Takt regend, singt ein bethörendes Lied. Mit dämonischer Liebesgluth schallt es hinaus an den meerkühlen Strand, wo Odysseus weilt. Und es ruft ihm zu: „Werde, wie ich! Vergiß Dein Weib, Deinen Sohn, und werde, wie ich, ein unsterbliches Wesen! Wir wollen uns ewig lieben und selig sein! . . .“

Er aber saß am Ufer, das thränenmüde Haupt an eine Felswand gelehnt, die traurig sehnsüchtigen Augen hinaus gerichtet in die endlose Fluth. Und die rastlos auf- und absteigenden Meereswogen sangen in sein bekümmertes Herz den Wiegengesang und das ewig rauschende Lied von der Heimath. Und sie zauberten vor seine Seele ein Haus, und in dem Hause ein Weib, und bei dem Weibe ein Kind — und: „Telemach! Penelopeia!“ — so rang es sich wie gewaltige Sehnsuchtsseufzer los aus der gequälten Mannesbrust. . . .

Da umschlang ihn ein Arm. Ein sterbliches Menschenherz und eine unsterbliche Nymphenseele ruhten neben einander, beide von Liebe durchglüht und von Sehnsucht gemartert; aber von verschiedener Liebe und Sehnsucht! . . . Und sich zu ihm neigend, sah die Nymphe mit so lieblicher Freundlichkeit aus ihren meertiefen Augen ihn an, als wollte sie nun noch einmal ihr ganzes seliges und unsterbliches Leben in seine Seele lächeln. Er aber wandte unmuthig und seufzend sich von ihr hinweg und sprach: „Was willst Du wieder, Kalypso? Entlaß mich in die Heimath! Was kannst Du mir bieten?“

„Unsterbliches Leben!“ antwortete sie mit lächelnder Begeisterung — „unsterbliches Leben, wie es den Göttern beschieden ist, und meine Liebe, Odysseus! Ist Dir das noch immer zu wenig? — Wende doch einmal den Blick von diesem traurig einförmigen Meere hinweg! — Dort, Odysseus, wo meine Wohnung steht, wo die rieselnden Bäche rinnen und mit so süßem Geplätscher ihr murmelndes Lied singen; wo purpurn die Traube glüht, und an den ewig grünen Bäumen golden die Frucht glänzt; wo durch buntblumige Wiesen und dunkelschattige Haine sanft sich der Fluß schlingt; wo die Rebe rankt und in lieblichen Grotten die goldenen Vögel nisten und singen — — dort, Geliebtester — welch' ein Leben könnten wir führen! . . . Dort schmück' ich Dich mit ewiger Jugend, dort

web' ich Dir strahlende Kleider; dort sing' ich in Dein nie alterndes Herz die ewigen Lieder, dort wieg' ich Dich singend in meinen unsterblichen Armen, dort laß ich Dich ruhen an meiner seligen Brust . . . ewig . . . dort, Odysseus, wenn Du mein wirst!"

Er aber wies wieder hinaus in's graue dunkelwogende Meer. „Dort, Kalypso, dort weithin über's Meer ist meine Heimath. Aber weißt Du, was Heimath ist? Menschenheimath, heilig durch Sitte und Menschengemeinschaft? Wo wir als Kinder gespielt und als Männer gelitten — — doch Du weißt das nicht; denn Du warst nie ein Kind, Kalypso! Dich schaukelte nie ein Vater auf seinen Knieen, und eine Mutter drückte Dich nie an ihr hochwallendes Herz. Du weißt nicht, was Heimath ist! — Dort, Kalypso, irgendwo hinterm Meere liegt auch ein Eiland. Freilich ist's so üppig blühend und mit Früchten prangend nicht, wie das Deine. Nur einige Ziegenheerden, Rinder und Schweine nährt es dürftig auf seinem felsigen Grunde. — Da war ich König einst! Da lebt mir ein Weib und ein einziges Kind. Das Weib war treu mir in Leid und Freude gesellt, und von dem wonnigen Knaben nahm ich mit Thränen Abschied — — Telemach!... Wie er, noch unwissend, lächelte über mein Weinen, und wie wir, mein Weib und ich, miteinander weinten über sein Lächeln! . . . . Doch wozu erzähle ich das Alles Dir, Kalypso? Was weißt Du von diesen menschlichen Dingen? Weißt Du etwas von der Liebe eines Erdenvaters zu seinem Kinde, oder von der Sehnsucht eines Mannes nach seinem Weibe? Weißt Du etwas von den Banden des Blutes und der segensreichen Gemeinschaft, welche in Glück und Leid die Menschen freundlich umschlingen? . . . Ihr mächtigen Götter lebt wohl länger als wir sterblichen Menschen; aber wir leben das Bischen, was wir leben, tiefer als ihr. Uns verbindet Schmerz und Freude und des vielwechselnden Lebens reiche Erfahrung. — Was wäre mir jetzt Dein ganzes unsterbliches Leben gegen einen Blick aus den Augen meines treuen Weibes? Ja, für einen einzigen solchen Blick gäbe ich Deine ganze menschenleere Seligkeit hin! — Und ließest Du mir die Wahl, Kalypso, zwischen ewigem Leben bei Dir und sofortigem Tode, nachdem ich noch einmal meine Vaterstadt gesehen und mein liebes Weib und meinen theuren Sohn und den aufsteigenden Rauch von den Dächern meiner Heimath — wahrlich, ich wählte das Letztere! . . . . . Darum entlaß mich; denn es kreist kein Götterſaft in meinen Adern und kein Menschenblut in den Deinigen. Es schlägt kein Menschenherz in Deiner Brust, und nur an einem solchen kann das meine glücklich ruhen und selig sein! . . ."

„Aber ewig jung, Odysseus!" begann auf's Neue eifrig drein redend die Nymphe — „bedenkst Du auch dieses? Dort auf Deiner Felseninsel wirst Du einmal alt werden. Häßliche Runzeln werden Dein jetzt so schönes Angesicht entstellen, Krankheit und Alter Deine herrlich ragende Gestalt beugen. Und zuletzt kommt der Tod und ein Schattendasein, das kein Leben mehr ist. Tod — o, wie mir schaudert, wenn ich nur das Wort höre . . . Ewig, Odysseus! Weißt Du, was ewig ist?! — Niemals alt zu werden, in unvergänglicher Jugend und Schönheit zu wandeln; Alles um sich her altern, wechseln, vergehen zu sehen, aber selbst wechsellos zu verharren — ewig jung, ewig schön, ewig geliebt . . . ach, Odysseus — wie selig könnten wir sein! . . ."

„Auch dieses rührt mich nicht, Kalypso, was Du jetzt redest. Alt — o, auch das Alter hat seine Freuden, wenn man ein Mensch gewesen ist, und in den Kindern unserer Kinder werden wir wieder jung. — Krank — bin ich's denn nicht schon immer bei Dir, wenn mich die Sehnsucht quält und der Gram um meine verlorene Heimath und um mein verlassenes Weib? Sterbe ich nicht täglich? — Aber krank zu sein, wie Du meinst, und von meinem Weibe gepflegt und behütet, oder zu sterben in ihren Armen — ach, wie selig müßte das sein! Wie gerne gäbe ich für ein Jahr solcher seligen Krankheit Deine ganze ewige Jugend oder alle Zeit, wo mir hier nutzlos bei Dir mein Leben zerrinnt. — Laß mich, Kalypso! Laß mich dort hinaus, wo meine Heimath ist!"

„Du wirst dort viel leiden müssen auf dem stürmischen Meer," hauchte die Nymphe mit fast wehmüthiger Ergebung — „hier wohnst Du sicher!"

„Und ob ich auch noch so viel litte auf dem Wege zu ihr, zu meinem Weibe — o, dieses ‚Auf dem Wege zu ihr!' läßt mich Alles ertragen. Und müßte ich sterben auf brandender See und verschlänge das Meer mich — ach, ein solcher Tod auf dem Wege zu ihr erscheint mir

noch ſelig gegen ein Leben, wie ich es hier lebe!“ — — —

. . . Jetzt blickte auch die Nymphe hinaus auf die wogende Fluth, hinter welcher die Menſchen wohnen. Und es ſchimmerte faſt etwas wie Sehnſucht in dieſem Blick. In ihr großes meerblaues Auge aber trat verdunkelnd eine Thräne — die erſte und einzige, die ſie je geweint. In dieſer Thräne begrub ſie den ſchönſten Traum, den eine Nymphenſeele auf Erden träumen kann: den, ein ſterbliches Menſchenkind mit unſterblicher Liebe an ſich zu ketten . . .

Dann erhob ſie ſich.

„Komm, Odyſſeus! Du ſollſt frei ſein! Hermes war bei mir. Zeus und die olympiſchen Götter befehlen mir, daß ich Dich in die Heimath entlaſſe. — Komm, mein Freund, wir wollen ein Schiff bauen!“ . . .

Ein Drama.

Von Helene von Hülſen.

(Schluß.)

VII.

Mehrere Wochen ſind ſeit jenen mich tief bewegenden Mittheilungen Lady Eugenien's im Bois de Boulogne dahingegangen. Es iſt ein gewitterſchwüler Sommernachmittag, an dem ich mich — weit von dem Strudel Pariſer Lebens — im neuen Garten zu Dresden befinde. Ich komme mir ſelbſt ganz wunderbar vor, ſo unerwartet und grell iſt der Gegenſatz von dem Treiben der Seineſtadt zu dieſen einſamen Alleen, grünen Raſenplätzen und ſchattigen Ruheſitzen des Elb-Athens.

Und dennoch hat ſich dieſe, an dem Boulogner Plauderabende noch nicht entfernt geahnte Heimreiſe ſehr einfach vollzogen. Als ich nämlich an dem Morgen nach demſelben aus einem verſpäteten, von wüſten Träumen geſtörten Schlummer erwachte, ſtand meine Großmutter vor meinem Bette, und überreichte mir ein Telegramm.

„Siehe hier, mein Kind!“ ſagte ſie ganz erregt. „Ich werde durch dieſes Telegramm Deines Onkels ſo ſchnell als möglich nach Dresden berufen, woſelbſt ein reicher ruſſiſcher Fürſt mein dortiges Haus mit allem Zubehör kaufen, und mir daſſelbe — will ich es ihm bis 1. Juli überlaſſen — im dreifachen Werthe bezahlen will. Es iſt dieſes nun, liebe Eva, für mich und ſelbſt für Deine Zukunft eine ſo wichtige Sache, daß ich keinen Augenblick zögern will, den Verkaufskontrakt abzuſchließen. Natürlich kann dieſes aber nur durch meine perſönliche Gegenwart und Unterſchrift geſchehen, und ſo muß ich mich denn zu ſofortiger Heimreiſe entſchließen!“

„Aber mein Stundenkurſus, meine Studien bei der Gracia, Großmama!“ rief ich ganz übernommen und beſtürzt.

„Sollen im Auguſt oder September ſicher hier in Paris wieder aufgenommen werden!“ entgegnete dieſelbe beſtimmt. „Keinenfalls aber reiſe ich ohne Dich zurück. Ich bin zu kränklich und alt, als daß ich eine ſo weite Tour ohne eine liebende, mich im Nothfall pflegende Begleiterin unternehmen könnte. Alſo ſchnell aufgeſtanden und die Koffer gepackt. Alle nöthigen Vorkehrungen werden von mir getroffen werden.“

Ohne Zögern, wenn auch viel mehr betrübt, als erfreut, ſprang ich empor. Ich ſuchte das Letztere aber möglichſt zu verbergen; denn ich ſah wohl ein, daß meine Großmutter uns mit dieſem Entſchluſſe kein geringes Opfer brachte. Iſt es doch für keinen fühlenden Menſchen leicht, ſich von einem, ihm von Kindheit an lieb gewordenen Beſitzthume zu trennen und alte Gewohnheiten aufzugeben. Und nun erſt für meine mit den Erinnerungen dieſes Hauſes ſo eng verwachſene Großmutter! Ich fühlte tief und dankbar, daß ſie es nur aus Liebe für mich und ihren Sohn, aus Rückſicht auf eine ſo unverhofft große Verbeſſerung unſerer einſtigen pekuniären Lebenslage zu bringen im Stande war. So mußte denn jeder etwa mögliche Einwurf meinerſeits ſchweigen, und nur eiligſt das Nothwendigſte beſorgt und Abſchied genommen

werden. Wie ſchwer mir derſelbe aber in vieler Hinſicht, beſonders aber von Lady Eugenie Holborn fiel, bedarf wohl keiner Verſicherung.

„Und jetzt, gerade jetzt müſſen Sie fort, wo ich ſo beſonders eines befreundeten Weſens, einer Tröſterin und mitfühlenden Frauenſeele bedarf!“ rief dieſelbe ein Mal über das andere, und ſchloß mich unter Thränen an ihre Bruſt. „O, Fräulein Eva, meine beſte Eva, wie ſchwer fällt mir das!“

„Schreiben Sie mir, Mylady, ich bitte Sie, ſchreiben Sie mir möglichſt Alles, was Sie bewegt!“ bat ich inſtändig, indem ich mich mit ſchmerzlichem Widerſtreben aus ihren mich krampfhaft umſchlingenden Armen löſte. „Sie wiſſen es ja, wie hoch mich Ihre Freundſchaft beglückt, und welches tiefe Verſtändniß ich Ihnen, theure Lady, entgegenbringe. Alſo — — ſchreiben Sie mir! — Mit welcher Spannung und Theilnahme werde ich der Entwickelung dieſes, Ihres wirklich erſchütternden Lebensdramas entgegenſehen!“

So waren Lady Eugenie und ich damals in Paris geſchieden. Aber bis heute noch harrte ich vergeblich einiger Zeilen, welche mir die erſehnte Kunde von dem Ergehen meiner mir in der Seineſtadt gewonnenen Freundin bringen und mich über die Entwickelung ihrer momentanen Lebenslage beruhigen ſollten.

„Meine Großmutter ſcheint auszubleiben!“ ſagte ich zu mir ſelbſt, indem ein Blick auf meine Taſchenuhr mir zeigte, daß die verabredete Stunde unſeres Zuſammentreffens bereits längſt vorüber war.

„Möchte kein unangenehmer Zwiſchenfall die ſtets ſo pünktliche Frau an der Ausführung ihres Vorſatzes verhindert haben!“

Ein plötzlicher Luftzug ſtrich durch die Wipfel der Bäume, und die Vögel, welche die ihnen von mir geſtreuten Broſamen zu meinen Füßen aufpickten, flatterten unruhig empor, als ob ſie von dem unerwarteten Rauſchen in ihrem Vorhaben geſtört worden wären. Unwillkürlich ſah ich auf, und bemerkte mit Beſorgniß, wie ſich eine Anzahl dunkler Wolken an der Weſtſeite des neuen Gartens zuſammenzogen.

„Nur keinen Gewitterſturm hier im Freien!“ dachte ich, mich ſchnell erhebend, und griff nach Schirm und Umſchlagetuch, das ich auf der Bank neben mir niedergelegt hatte. Aber noch bevor ich daſſelbe um mich geſchlagen, und mich zum Aufbruch gerüſtet hatte, war meine Großmutter um die Ecke des Bosquets gebogen und ſtand vor mir.

„Es thut mir leid, daß ich mich verſpätet habe, liebes Kind!“ ſagte ſie und zog einen großen, ſtark verſiegelten Brief aus ihrer Arbeitstaſche. „Aber gerade in dem Augenblick, wo ich in den Wagen ſteigen und mich hierher begeben wollte, erſchien der Poſtbote mit dieſem ‚eingeſchriebenen‘ Dokumente, das er mir nur gegen meine eigenhändige Unterſchrift übergeben und zurücklaſſen wollte. Da dieſes Schreiben nun den Poſtſtempel von Paris und die Adreſſe die Schriftzüge Lady Holborn's trug, ich aber weiß, mit welcher Sehnſucht ein ſolches ſchon längſt von Dir erwartet worden iſt, ſo erſchien mir die ſofortige Erledigung dieſer Angelegenheit als Gewiſſenspflicht. Da bin ich denn die zwei Treppen unſerer Wohnung nochmals heraufgeſtiegen und bringe Dir nun dieſes Volumen von Brief mit dem Wunſche, daß es Erfreuliches von Deiner Freundin vermelden möge!“ —

Gerührt küßte ich die liebe Hand der Ueberbringerin, und fragte ſchüchtern: „Ob ſie meine, daß die drohendenden Wolken die Lektüre des mich ſo höchlich intereſſirenden Schreibens gleich noch hier im Freien geſtatten würden?“

Sie bejahte lächelnd, ließ ſich ſorglos auf einen der bequemen Gartenſtühle in meiner Nähe nieder, zog ihre Häkelarbeit aus der Taſche, und lauſchte geſpannt und mit immer wachſendem Antheil, während ich mit bewegter Stimme, oft von unwillkürlichen Ausrufen unterbrochen, las, was Lady Eugenie in offenbarſter Erregung geſchrieben hatte.

VIII.

Meine theure Eva!

Erſt heute bin ich von einem Krankenlager erſtanden, das mich an den Rand des Grabes gebracht und mehrere Wochen in faſt andauernde Bewußtloſigkeit verſenkt hatte. Es war eine böſe Zeit und mit Schauder denke ich an die lichten Momente, — die furchtbaren Eindrücke zurück, welche die erſten Tage meiner Erkrankung noch hin und wieder begleiteten. Aber jetzt liegt, gelobt ſei Gott, die furchtbare Kataſtrophe mit ihren, ſich an dieſelbe knüpfenden Erlebniſſen inſoweit hinter mir, daß ich darüber zu ſchreiben mich fähig, ja den Erguß

meines Herzens an eine mir wie Sie befreundete Seele als eine Art von wohlthuender Erleichterung fühle. Und so darf ich denn, liebes Fräulein Eva, wohl mit Zuversicht auf ihre Geduld und Theilnahme, auf ein nicht minder tiefes und herzliches Verständniß, als Sie es meinen mündlichen Mittheilungen erwiesen haben, auch für diese Zeilen hoffen. — Sie wissen, in welcher Aufregung und Herzensangst ich mich befand, als wir vor einigen Monaten in Paris den so unvermuthet über uns kommenden Abschied nahmen. Als damals Ihr Wagen um die Ecke der Rue Rivoli bog, und ich den letzten Gruß Ihres liebevoll und bewegt mir zunickenden Antlitzes empfangen hatte, fühlte ich mich so grenzenlos einsam und verlassen, daß ich mir — der Anwesenheit meines Vaters eingedenk — selbst einen Vorwurf darüber machte. Ich hatte indessen wenig Zeit, mich einer Schwermuth hinzugeben. Denn schon, nachdem ich kaum eine halbe Stunde in unser Hotel zurückgekehrt war, ließ sich Mister Gylesly, mein Rechtsanwalt, melden, der ihnen sicherlich noch von jenem ersten Table d'hôte-Mittage her erinnerlich, und mir in aufopferndster Hingabe ergeben ist. —

„Machen Sie sich, verehrte Mylady, auf eine, vor Gericht stattfindende Konfrontirung mit Lord Arthur, und zwar bereits in den nächsten Tagen, gefaßt!" begann derselbe, sobald er mein Zimmer betreten und sich nach der Ursache meiner verweinten Augen erkundigt hatte.

„O Gott, wenn Sie wüßten, wie entsetzlich mir dieser Gedanke, die ganze Oeffentlichkeit dieses Verfahrens ist!" — — rief ich händeringend und in bangem, nicht zu beherrschendem Vorgefühle des Kommenden.

„Ich begreife das!" entgegnete der wackere Mann mitleidig, bedaure aber, nichts bei der Sache ändern zu können. Bleiben Sie muthig und fest. So nur hege ich die Hoffnung, diese ganze leidige Angelegenheit zu dem von Ihnen berechtigterweise so sehnlich gewünschten Ende zu führen!"

Natürlich mußte ich das einsehen und mich also, — etwa zwei Tage später, — begleitet von Mister Gylesly und meinem Vater in das „Palais de Justice" begeben, woselbst mich Lord Arthur bereits erwartete. Das Herz schlug mir so heftig, als ich die breite, in halbes Dämmerlicht gehüllte Treppe zu dem großen Saale erstieg, daß ich mich mehreremale an dem Geländer halten und sogar auf dem Treppenabsatz einige Momente niedersetzen mußte.

Bebend betrat ich den Saal und glaube sicher, daß ich bei dem Anblick meines Gatten umgesunken wäre, wenn mich der Arm meines Vaters nicht so kräftig gestützt und seine leise, aber deutlich gesprochenen Worte der zärtlichen Ermuthigung mich nicht aufrecht erhalten hätten.

Es waren nicht viele Personen anwesend.

Wäre aber auch der ganze mächtige Raum mit Zuhörern gefüllt und die Zahl derselben eine dreifach so große gewesen, — ich würde doch wohl schwerlich etwas Anderes, als das todtenbleiche, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wuth und Haß auf mich gerichtete Antlitz Lord Arthur's gesehen haben.

Ein namenloses Gefühl des Schreckens, Abscheus und muthlosen Zagens ergriff mich für einen kurzen Augenblick.

Dann aber nahm ich, — nur von einem Wunsche, von einer unbezwinglichen Sehnsucht endlicher Befreiung aus den, mir gleich dem Tode verhaßten Banden meines Ehejoches beseelt, alle mir zu Gebote stehende Energie zusammen und richtete mich stolz hervor.

Die Verhandlungen nahmen ihren Anfang, und die beiden Rechtsanwälte überboten sich in Argumenten für und gegen mich und meinen Gatten. Endlich hatte Mister Gylesly die Sache soweit gebracht, daß die Entscheidung seiner siegreichen Durchführung meiner Wünsche nur noch an meinem Worte hing.

„Ist es Ihr unabänderlicher Entschluß, auf der gerichtlichen, nur durch seine Ausschreitungen möglich gewordenen Scheidung von ihrem Ehegemahle, Lord Arthur Holborn, zu bestehen?" drang Mister Gylesly's sonore Stimme scharf und schneidend zu mir hinüber.

„Mein unabänderlicher, reiflich erwogener, durch keine Kondescendenz oder Rücksicht seinerseits mehr zu beirrender Entschluß!" entgegnete ich so laut und deutlich, daß ich vor mir selbst erschrak, indem ich meine Blicke mit verzweifelter Entschlossenheit auf meinen mich wüthend anstierenden Gatten richtete.

„Verfluchtes Weib! — Fahr' hin, wohin Du längst gehörst, und von woher es keine Rückkehr mehr giebt!" schrie dieser auf, daß es mir noch jetzt vor den Ohren zu gellen scheint,

und stürzte vor. Ein Schuß — ein wilder Schrei! — Ich sah und fühlte nichts mehr, als daß ich auf etwas Hartes fiel. Ich glaubte, von Lord Arthur's Kugel getroffen, meinen letzten Athemzug auszuhauchen.

Wie lange ich damals das Bewußtsein verloren, und was das völlige Schwinden desselben eigentlich verursacht hatte, ist mir noch bis heutigen Tages nicht völlig klar geworden. — Ich weiß nur, daß ich in dem Bette meines Hotelschlafzimmers wieder zu mir kam, und dasselbe von meinem Vater, meinem Sohne und unserem Arzte umstanden sah. Der Letztere war beschäftigt, mir eine kalte Kompresse um den Kopf zu legen, und mit Erstaunen bemerkte ich, daß dieselbe starke Blutspuren zeigte.

„Wie? — Bin ich verletzt?" fragte ich mit schwacher Stimme und strebte mich empor zu richten.

„Ja, meine geliebte, unaussprechlich geliebte Tochter!" sagte mein Vater, indem er sich zärtlich über mich beugte, während mein Sohn meine rechte, auf der Bettdecke ruhende Hand ergriff und sie stürmisch an seine Lippen zog.

„Aber ich fühle kaum einen Schmerz!" entgegnete ich gerührt und versuchte zu lächeln, was mir nicht recht gelang.

„Nein, gelobt sei Gott, der Schuß des Schurken hat nur Deinen Hinterkopf gestreift, und der Blutverlust ist nicht erheblich gewesen, so daß wir auf baldige Herstellung zu hoffen berechtigt sind!" rief mein Vater mit dankbarem Blick nach oben und faltete die Hände.

„Aber wenn des Allmächtigen Gnade nicht schützend über Dir und Deinem Leben wachte — wenn die Kugel traf, und ich Dich jetzt entseelt in meinen Armen hielte —, o Gott, es ist nicht auszudenken!"

Ein Gefühl unaussprechlichen Dankes gegen Gott, tiefster Rührung und Zärtlichkeit für meine Lieben kam über mich. Dann schloß ich wieder die Augen, um in eine Art von Lethargie und halber Bewußtlosigkeit zurückzusinken, die mich auf Tage und Wochen fast ausschließlich gefangen nahm. Aber immer und immer fühlte ich mich von der zartesten Fürsorge und Pflege umgeben, bewußt oder unbewußt von derselben getragen und dem Tode abgerungen.

Es war ein wundervoller Sommermorgen. Zum ersten Male fühlte ich mich nach einem ausnahmsweise ununterbrochenen Schlummer völlig erquickt und mich dem Leben, wie der Gesundheit zurückgegeben.

„Ich möchte aufstehen!" sagte ich zu der mich treulich pflegenden Wärterin.

„Wie wird sich mein Vater, mein Edward freuen, wenn ich sie Beide außer Bett empfange!"

Meine Pflegerin hatte nichts einzuwenden. Erfreut und mit dem unsagbar wohlthuenden Gefühle wiederkehrender Körperkräfte ließ ich mich zu einem bequemen Sessel am Fenster führen und begann in den dort auf einem Tische liegenden Journalen und Zeitungen herumzublättern.

Mancherlei darin fesselte und interessirte mich, und manche Nachricht von näheren oder ferneren Bekannten erregte meine Aufmerksamkeit.

„Es ist unglaublich, wie Vieles sich in den wenigen Wochen zugetragen hat, wo ich diese Blätter nicht gelesen habe," bemerkte ich, zu meiner Pflegerin gewandt, die sich mit einer nützlichen Handarbeit an der anderen Seite des Zimmers beschäftigte.

„Ja, wir leben schnell, nicht mehr wie in meiner Jugendzeit," entgegnete die würdige Matrone, ohne sich in ihrer Beschäftigung stören zu lassen.

„Aber haben Mylady nicht genugsam Kenntniß von diesen Zeitungen genommen? Es scheint mir doch, daß Mylady deren Lektüre für heute nicht zu lange ausspinnen sollte!"

Ich fühlte die Richtigkeit dieser Bemerkung und stand soeben im Begriff, den „Figaro" aus der Hand zu legen, als mein eigener Name, tief in einer der unteren Spalten befindlich, mich gewaltsam fesselte. Mit Erstaunen und wohlberechtigter Neugier blickte ich darauf hin und las mit stockendem Athem und fliegenden Pulsen wie folgt:

Paris, den 29. Juli 1885.

Soeben, noch gerade vor Schluß der Redaktion, geht uns die Nachricht zu, daß sich Lord Arthur Holborn, den man wegen eines im Palais de Justice versuchten Mordattentates auf seine mit ihm im Scheidungsprozesse befindliche Gemahlin in strenger Gefängnißhaft gehalten, daselbst das Leben genommen hat. Wie es dem betreffenden Lord gelang, sich mit dem dazu erforderlichen Gifte zu versehen und diesen unerwarteten Selbstmord auszuführen, ist noch nicht ermittelt worden. Lady Eugenie Holborn, seine unglückselige Ge-

mahlin, ſoll zwar in der Geneſung begriffen, aber doch noch nicht genugſam von der empfangenen ſchweren Kopfverletzung hergeſtellt ſein, um ihr die Mittheilung der ſchaudervollen That zugehen zu laſſen.

Was ich, meine theure Eva, in jenem Augenblick empfand, und wie mich dieſe ſo unermartet empfangene Kunde erſchütterte, es bedarf keiner Worte.

Denn, — — — was auch Lord Arthur an mir und Anderen geſündigt, und welche Befreiung und Erlöſung mir dieſer ſein Tod auch errungen hatte, — — die entſühnende Macht deſſelben war mir doch nahe getreten. — Und ſo will ich denn, nun allmählich von Neuem in den Vollbeſitz meiner geiſtigen und körperlichen Kräfte gelangt, mehr und mehr zu vergeſſen und mich in der Hoffnung auf die mir durch die Liebe meines Sohnes verklärte Zukunft emporzuraffen ſuchen.

Gottes Gnade helfe mir dazu!

Ihre

treue Freundin Eugenie.

Ich hatte zu Ende geleſen. Bewegt und kaum eines Wortes mächtig, ſaß ich da und blickte auf die feinen Schriftzüge der Unterzeichneten, die mir einen ſo unerwartet kraſſen Schluß des mir durch ihr freundſchaftliches Vertrauen offenbarten Herzensdramas übermittelt hatten.

„Gott gebe der Aermſten Frieden und erfülle die Hoffnungen, die ſie auf ihren Sohn zu ſetzen berechtigt zu ſein ſcheint!“ unterbrach endlich meine Großmutter die lange, durch meine völlige Verſunkenheit in das Geleſene entſtandene Pauſe.

„Ja, das walte Er in ſeiner Gnade!“ — fügte ich — jäh emporſchreckend — hinzu, indem ich die Blicke zu dem noch vor Kurzem mit düſteren Wolken bedecktem Himmelszelte erhob, welche ſich nun faſt gänzlich zertheilt und einem ihre dichten Maſſen plötzlich durchbrechenden Sonnenſtrahl Platz gemacht hatten.

„Sieh' nur, wie ſich das drohende Ungewitter verzieht und der Himmel ſich dort gen Weſten ſchon in die Gluthen des Abends zu tauchen beginnt. Möge es uns ein freundliches Omen für die Zukunft Lady Eugenien's und ihres einzigen, ſo hoffnungsfroh von ihr geliebten Sohnes werden!“

Verloren.

Von Hermance Potier.

Das iſt die heiße Liebe nimmer,
Die einſtens mich ſo hoch beglückt —
Nein, nur ein wehmuthsvoller Schimmer
Des Sternes iſt's, der mich entzückt!

O elend Daſein, ſieh, ich harre,
Daß Du vollendeſt Deinen Lauf,
Wie ein gefall'ner Engel ſtarre
Ich zum verlor'nen Himmel auf.

Ich hab' nicht Seligkeit ertragen,
Das Heiligſte in mir verletzt,
Als grinſende Dämone jagen
Mich die verhöhnten Götter jetzt.

Verflucht bin ich zu langem Wandern
Durch Finſterniß und Erdenduft;
Es ſinkt ein Stern mir nach dem andern
Zu Schutt und Aſche in der Bruſt!

Am Waldsee.

Novelle von Benvento Sartorius.

(Fortsetzung.)

Sie, die junge Schloßherrin, war damals sehr freundlich und liebenswürdig gewesen gegen die neuen Verwandten, ja die Art und Weise, wie sie bei der Begrüßung ihrem Schwager die Hände entgegen gestreckt, konnte man beinah herzlich nennen; gleichwohl konnte derselbe das Gefühl der Abneigung, gegen die Frau, das ihn schon bei der Nachricht von des Bruders Verlobung beschlichen, nicht los werden. Vor allen Dingen empörte es ihn, daß sie sich so gleichgültig zeigte gegen die Aufmerksamkeiten ihres Gatten, daß sie keinen Blick der Bewunderung, ja nicht einmal ein Wort des Dankes für den ihr zu Liebe hierher gezauberten Wunderbau hatte.

Er hatte sich das alles freilich schon vorher gesagt. Von Jugend auf durch galante Huldigungen jeder Art und bereitwilliges Entgegenkommen auf ihre Wünsche verwöhnt, nahm sie das alles nur als selbstverständlich hin. Nach den Kindern, denen sie Mutter zu sein versprochen, fragte sie nicht. Die Kleinen blieben vor der Hand bei dem Onkel. „Es wäre ja auch grausam," äußerte sie diesem gegenüber, „dieselben von der ihnen liebgewordenen Umgebung loszureißen" — sie blieben so lange dort, bis ihre Erziehung es nothwendig machte, sie im Verein mit dem Vetter Erich auf ein städtisches Gymnasium zu schicken, so daß nur die sommerlichen Ferienwochen die gänzliche Entfremdung vom Elternhause verhüteten.

Das Einzige, was ihn mit der zweiten Ehe des Bruders einigermaßen aussöhnte, war die Geburt Nadjeschdas. Das kleine wilde Ding mit den treuherzig derben Manieren wuchs ihm völlig in's Herz. Sie war sein Augapfel, sein ganzer Liebling. Sie, so wie der um ein Jahr jüngere Gori brachten auch einen großen Theil des Jahres auf dem Gute des Onkels zu; denn die neue Schloßherrin, nicht gewillt, ihre Jugend und Schönheit auf dem Lande zu vertrauern, setzte es mit Leichtigkeit bei ihrem nachgiebigen Gatten durch, daß der Winter in der Residenz zugebracht ward. Die beiden Kleinen, denen die beschwerliche Reise, sowie der Aufenthalt in der großen Stadt nicht zuträglich sein konnte, wurden während der langen Winterzeit der Obhut des Onkels anvertraut; so war es natürlich, daß er sie bald so lieb gewann, als wären es seine eigenen Kinder. Ihre fröhlichen Stimmen hatten es ihn vergessen lassen, daß er den einzigen Sohn — die Mutter war bei der Geburt Erich's gestorben — in Rücksicht auf seine Erziehung von sich geben mußte.

Allmälig sollte es immer einsamer um ihn werden. Der kleine Gori war mit der Zeit auch herangewachsen und hatte den Brüdern in die Stadt folgen müssen. Erich, an dessen häufige Abwesenheit sich der Vater durch die langen Studien allerdings bereits hätte gewöhnen können, ging in's Ausland, und Nadjeschda sollte diesen Winter zum ersten Male ihre Eltern in die Residenz begleiten.

Und sie alle schieden von ihm mit leichtem Herzen, ohne tieferes Weh! Der Sohn ging, von Wissensdrang und Erwartungen die Brust geschmellt, freudig in die große Welt, und die kleine Nichte baute viel tausend glänzende Luftschlösser, wenn sie an das buntfarbige Leben der Residenz dachte, deren Pracht und Schönheit sie aus den begeisterten Schilderungen der Mutter ahnte. — Das ist das Schicksal des Alters, bei Seite geschoben, vergessen zu werden sobald die verlockenden Vergnügungen der Welt oder die hohen Ziele für Arbeit und unabhängiges Streben der Jugend winken!

Der Abend naht, denn der Tag hat sich geneigt, und es wird still werden in ihm und um ihn . . . . . der alte Herr fuhr sich mit der umgekehrten Hand über die Augen und zerdrückte eine Thräne, die ihm in der grauen Wimper hing. Ein tiefer Seufzer hob seine breite Brust. Er gewahrte erst jetzt, daß das Feuer in seiner Pfeife ausgegangen war. Die traurigen Ge-

danken, die ihn überkommen, hatten ihn sogar seine Lieblingsbeschäftigung, das Rauchen vergessen lassen. Und während er nun durch Stahl und Zunder die geliebte Pfeife wieder in Brand setzte, und durch einige lange Züge das innere Gleichgewicht wieder herstellte, beschlich ihn ein geheimes Gefühl der Beschämung gegenüber seinem Sohne. Wie oft hatte er in Gegenwart desselben die Gefühlsmenschen verurtheilt, sie für untauglich erklärt für's praktische Leben, wie oft die ihm unter allen Umständen als Richtschnur geltenden Worte eingeprägt: ein guter Landwirth müsse vor allen Dingen die ihm zunächst liegenden alltäglichen Vorkommnisse fest in's Auge fassen, daß die klare, ruhige Ueberlegungskraft durch nichts beeinträchtigt werde. Und jetzt hatte er selbst, der weise verständige Mann sich in Gegenwart des Jünglings, dem er Lehrer und Vorbild zugleich sein sollte, von einer solchen Schwäche übermannen lassen! Er warf einen etwas unsicheren Blick auf seinen jugendlichen Begleiter, wodurch jedoch sofort alle seine Besorgnisse in dieser Hinsicht zerstreut wurden. Der Gesichtsausdruck des jungen Mannes verrieth deutlich genug, daß die Vorgänge der Außenwelt unverstanden von ihm an seinem Auge vorüberzogen. Er blickte so angelegentlich in das grüne Dickicht des Waldes hinein, als riefe er jedem Blättchen und Gräschen Lebewohl zu, und „Auf Wiedersehen im nächsten Jahre!"

Ein leichter Schlag auf die Schulter weckte ihn aus seinen Träumereien. Durch einen kurzen Ruck von der sicheren Hand des Lenkers zurückgehalten, standen die Pferde einen Augenblick still. Sie hatten den Ausgang des Waldes erreicht, der hier zu beiden Seiten coulissenartig zurücktrat. Vor ihnen dehnte sich die einförmige graue Ebene aus, am Horizonte begrenzt von einem breiten, glänzenden Streifen, der silbern glitzerte in dem schimmernden Sonnenlichte. — Das war der gewaltige Spiegel des Peipussees. Und auf diesem lichten Hintergrunde zeichnete sich klar und deutlich ein kleiner grauer Häuserkomplex ab. Der alte Herr hob die Rechte und zeigte mit aufleuchtenden Blicken darauf hin:

„Schau dorthin, Erich, und präge Dir dieses Bild so tief in Deine Seele ein, daß keine Verlockung der fremden Welt stark genug sei, den Eindruck desselben zu verdrängen; denn dort mein Sohn, auf diesem kleinen Fleckchen Erde liegt Deine Heimath, Deine Zukunft!"

V.

Ich ging im Walde
So vor mich hin,
Und nichts zu suchen
Das war mein Sinn...
Göthe.

Die lautlose mittägliche Stille eines sonnigen Frühlingstages lagerte über der kleinen, im buntesten Blüthenschmuck prangenden Waldwiese. Nicht der leiseste Lufthauch bewegte die Wipfel der sie umschließenden Waldbäume und wie eine durchsichtige blaue Glaskuppel spannte sich der wolkenlose sonnendurchglühte Himmel über sie aus. Wie träumend schauten die blauäugigen Waldvergißmeinnicht und die zart rosig angehauchten Sterne des Schwalbenauges aus den goldbraun schimmernden Blüthenrispen des Waldgrases hervor. In den duftenden Blumenkelchen lagen schlummernde kleine Käfer, deren grüngoldene Flügeldecken wie Edelsteine in der Sonne funkelten, und wie ein Schleier zogen sich lange Spinngewebe über die blühende Flur. Die ganze Natur schien in einen Zauberschlaf versunken, durch welchen buntschillernde Schmetterlinge und leicht beschwingte Libellen wie gaukelnde Träume lautlos von Blume zu Blume glitten.

Es war als ob die Sonnenstrahlen ihre magische Kraft auch auf das junge Mädchen ausübten, das bewegungslos, das Köpfchen auf die eine Hand gestützt, im Schatten der alten Eiche ausgestreckt lag. Ihre andere Hand hielt lose einige frische Waldblätter gefaßt, und eine lange grüne Blätterguirlande lag wie ein dunkler Saum auf dem weißen Kleide. Zuweilen huschte ein Sonnenstrahl blitzschnell durch das dunkle Laubdach und lockte rothgoldene Lichter aus den braunen Flechten und den kurzen krausen Löckchen, die jedem Zwang spottend, muthwillig auf die weiße Stirne herabfielen.

Worüber sie nachsann? Sie wußte es wohl selbst kaum, die kleine Nadjeschda. Am Morgen erst war sie mit den Ihrigen aus der Residenz zurückgekehrt. Müde und abgespannt von der anstrengenden, mehrtägigen Wagenfahrt, hatten sich ihre Eltern der langentbehrten Ruhe hingegeben, sie selbst aber lockte der schöne Frühlingstag in's Freie, in's frische, duftige Waldesgrün, das sie so lange und so schmerzlich vermißt hatte.

In Gedanken versunken, hatte sie, fast ohne

es zu wissen, den altgewohnten Weg zu ihrem Lieblingsplätzchen eingeschlagen; sie bemerkte es erst, da sie, aus dem Dunkel des Waldes tretend, geblendet von dem leuchtenden Sonnenschimmer, der auf der Lichtung ruhte, aus ihrem Sinnen geweckt ward. Dicht vor ihr erhob die alte Eiche ihr wetterzerrissenes, ehrwürdiges Haupt und streckte die mit frischem Grün bedeckten knorrigen Aeste wie schützende Arme über die blumige Waldwiese. Das junge Mädchen überkam bei ihrem Anblicken ein eigenthümliches Gefühl scheuer Rührung, als stände sie auf geheiligtem Boden. Es war ihr zu Muthe wie dem Kinde, das nach der Konfirmation zum ersten Male wieder die Kirche betritt. Wohl ist es derselbe, altbekannte Ort, indem es allsonntäglich gebetet, und doch dünkt er ihm so ganz anders als früher, denn der bedeutungsvollste Moment seines jungen Lebens ist mit dieser Stätte innig verknüpft, der Ort, der ihm sonst gleichgültig war, birgt nun für ihn eine ewige, unauslöschliche Erinnerung. So waren auch die Gedanken Nadjeschda's mit dieser stillen Waldwiese unauflöslich verkettet seit jenem denkwürdigen Tage ihrer Verlobung. Hier hatte sie den ersten selbständigen Schritt im Leben gethan, hier hatten ihre Kinderlippen lächelnd das schwerwiegende Wort ausgesprochen, dessen Gewicht ihre luftige Schmetterlingsseele allerdings noch kaum ahnte. Sie erinnerte sich auch daran, daß damals Erich scherzend ihren Namen in den altersgrauen Stamm der Eiche eingeschnitten hatte, „zum bleibenden Eingedenken an diese schnell verfliegende schöne Stunde", wie er ihr sagte. — Noch hatte sich die Rinde nicht vollständig wieder über die verletzte Stelle geschlossen; aus den halbvernarbten Wunden war das Harz herausgetreten und hing wie goldklare Thränenperlen an den verschlungenen Buchstaben. Ihre Hand glitt liebkosend darüber hin, und sinnend haftete ihr Blick an den eingeschnittenen Schriftzeichen, dann leuchtete ein Gedanke in ihrem Auge auf, sie nickte dem Baume, wie einem alten Kameraden freundlich zu und begann auf den weichen Moosteppich, der seine knorrigen Wurzeln bedeckte, hingestreckt, emsig aus den am Wege gepflückten Blättern eine Ranke zu winden, um damit den altehrwürdigen Zeugen ihrer Verlobung zu schmücken.

Seit jenem bedeutungsvollen Sommerabende hatte sie den Wald nicht wieder betreten. Fast zu gleicher Zeit mit Erich waren die Brüder in die Universitätsstadt zurückgereist, und nur wenige Wochen später hatte auch sie in Begleitung ihrer Eltern das Schloß verlassen, um in die Residenz überzusiedeln.

Ein Winter in der Residenz! in dem prächtigen, goldschimmernden Petersburg, dieser Wunderstadt des Nordens! Wie hatte ihr das Herz erwartungsvoll geklopft bei diesem Gedanken! Auf der ganzen langen Reise hatte er ihre Seele ausschließlich erfüllt. Sie war nicht müde geworden, ihre Eltern mit Fragen zu bestürmen, trotz der strengen Verweise der Mama, deren überreizte Nerven gebieterisch nach Ruhe verlangten. Doch als dann endlich die vergoldeten Kuppeln der Riesenstadt vor ihnen auftauchten und bald darauf der schwerfällige Reisewagen langsam durch die erleuchteten Straßen und Plätze dahinfuhr, da war mit einem Male der redselige kleine Mund verstummt, und die Augen wurden immer größer und größer beim Anblicke dieser märchenhaften Pracht und Herrlichkeit; bis sie endlich, nicht fähig, länger ihre Aufregung zu unterdrücken, laut aufjubelnd der Mama um den Hals fiel, die in ihrem Schlummer gestört, sich unwillig den enthusiastischen Liebkosungen der kleinen Tochter entzog.

Die ersten Wochen, in denen die Mama sich allmälig von den Strapazen der Reise erholte, genoß Nadjeschda an der Hand ihres Vaters, der ihr treuer Begleiter und Führer war, in vollen Zügen die Wunder der neuen, unbekannten Welt. Schnell wie ein Traum entschwand diese schöne Zeit, und dann — dann folgte die Enttäuschung! Wie leichte Kartenhäuser wurden all die glänzenden Phantasiegebilde, die, bunten Seifenblasen gleich, in ihrer Seele aufgestiegen, vernichtet durch das Machtwort ihrer Mama!

Sie begriff eigentlich noch jetzt nicht, wie es so gekommen, nur eines wußte sie, daß sie selbst daran schuld sei, daß ihr kindisches Benehmen in der Oper — es war ihr erster und einziger Theaterbesuch — dazu Veranlassung gegeben.

Die Eltern hatten, ihrem sehnlichsten Wunsch entgegenkommend, das Töchterchen mit in die Aufführug des Oberon genommen. In einer Loge ersten Ranges saß sie an der Seite der wunderschönen Mama und wartete mit fieberhafter Spannung auf den Beginn der Vorstellung. Im Anfang hielt sie sich, der Weisung ihrer Eltern folgend, scheu und bescheiden zurück;

bald aber nahm das Gesehene ihre Phantasie so in Anspruch, daß sie, ganz ihre Umgebung vergessend, sich weit über die Brüstung beugte, und athemlos, mit glänzenden Augen und lebhaftem Mienenspiele, dem Gange der Handlung folgte, um sich nur nichts von den Herrlichkeiten entgehen zu lassen, die sich da vor ihren Blicken entrollten. Kein Wunder, daß das lebhafte Kind bald die Neugierde und Aufmerksamkeit des Publikums erregte. Selbst von der kaiserlichen Loge aus ward sie lächelnd beobachtet. Es war, als hätte sie die auf ihr ruhenden Blicke gefühlt; denn als zum Schlusse des ersten Aktes der Vorhang herabsank, wandte sie das Köpfchen nach jener Seite und blickte nun auch ihrerseits mit gespanntem Interesse hinab. Es waren nur wenig Personen darin, Mitglieder der kaiserlichen Familie, das wußte sie durch die einsilbigen Erklärungen der Mama. In Begleitung einer älteren Dame zwei jugendliche brillantengeschmückte Frauengestalten, und hinter der einen stolz blickenden Schönheit, die ein funkelndes Diadem im dunklen Haar vor ihren Begleiterinnen auszeichnete, nachlässig auf die Lehne ihres Fauteuils gestützt ein stattlicher ordengeschmückter Herr. Wer mochte das sein? war es einer der Großfürsten? oder am Ende gar der Kaiser selbst? vornehm und imposant genug sah er aus, und wer sonst als er durfte es wagen, so frei und vertraulich mit der fürstlichen Frau zu verkehren? — — jetzt schien er durch eine der Damen auf die ihn neugierig anstarrenden Mädchenaugen aufmerksam gemacht zu werden; er richtete sich rasch aus seiner gebeugten Stellung empor und blickte scharf herüber. Heftig erröthend über ihre Ungeschicklichkeit wandte sie sich zu ihrer Mama, derselben ihre Vermuthung mitzutheilen, und sie um Auskunft zu bitten — allein ihre Frage blieb unausgesprochen: Die schöne Frau war von ihrem Sessel aufgesprungen, ein Zornblick streifte die kleine Tochter — dann ergriff sie hastig den Arm ihres Gemahls und aus der gedämpften Stimme klang deutlich die gewaltsam unterdrückte Aufregung hervor: „Nadja benimmt sich so auffallend, daß sie alle Blicke auf sich zieht! Es wäre von mir als Mutter unverantwortlich, dieser Koketterie des Kindes Vorschub zu leisten. Fahren wir nach Hause!“ Das war das Ende des schönen Abends. — —

Und am folgenden Morgen hatte sie mit festzusammengebissenen Zähnen und thränenvollen Augen vor ihrer Mama gestanden und von derselben das Programm für die folgenden Monate empfangen: Stunden und wieder Stunden! Kein Theater keine Gesellschaft mehr — o, es war zu schrecklich! Eine trotzige Entgegnung schwebte ihr auf den Lippen — da legte sich die Hand des Vaters leicht auf ihren Scheitel, und beschwichtigend ihr reiches Haar streichelnd, flüsterte er ihr mit freundlichem Ernst zu: „Ich hoffe, Du wirst eine brave kleine Tochter sein! Die sechs Monate sind ja keine Ewigkeit!“ und die Mama, deren feines Ohr die letzten Worte aufgefangen, ergänzte scharf: „oder hast Du Dir vielleicht eingebildet, auf Soireen und Bällen zu glänzen? das ist noch nichts für Dich; Kindern,“ sie hob das beleidigende Wort scharf markirend hervor, „Kindern ist nichts schädlicher als Nachtwachen.“ — —

Das junge Mädchen seufzte tief auf in der Erinnerung an die erlittene Kränkung ihrer sechzehnjährigen Würde. Die halbvollendete Blätterguirlande war ihrer Hand entglitten — sie bemerkte es nicht. — Umsonst versuchte sie ihren Erinnerungen weiter nachzuhängen, sich in die trostlos-einförmige Zeit zurückzuversetzen, die jenem verhängnißvollen Theaterabend gefolgt; doch diese leichte flatterhafte Kinderseele war nicht zum Grübeln geschaffen. Die tiefe Stille der sie umgebenden Natur, mehr noch die Uebermüdung der letzten Tage, machten auch auf sie ihr Recht geltend, und allmälig lösten sich ihre Gedanken mehr und mehr in jenem traumhaften Zustand, der dem Schlaf vorherzugehen pflegt, in dem wir alles sehen und hören, ohne uns doch über das Wahrgenommene klar zu werden. — — Nicht weit von ihr lag mitten im glühendsten Sonnenschein ein großer abgeplatteter Stein; einer der vor Jahrtausenden hierher geschwemmten erratischen Blöcke, auf dem sich regungslos eine kleine grünschillernde Eidechse sonnte. Nadjeschda's Blicke blieben wie gefesselt daran hängen, das Thierchen lag da wie todt; nur die funkelnden kleinen Aeuglein verriethen, daß noch Leben in ihm sei. Auch sie selbst kam sich vor wie verzaubert, als habe eine allmächtige Hand sie in Stein verwandelt, ihr Glieder und Zunge gelähmt und ihre Blicke auf dem einen Punkt festgebannt — war es der auch in ihrem Herzen sich regende alte Volksglauben, der der Mittagsstunde gleiche Gewalt über die Geister verleiht,

wie der geheimnißvollen Mitternacht? Dort jener unförmliche Stein barg vielleicht einen unterirdischen Schatz und die ihn hütende Eidechse war die verzauberte Prinzessin, die nicht leben noch sterben konnte, bis ein unschuldiges Menschenkind das erlösende Wort gesprochen; und wem es gelang, das rechte Wort zu finden, dem gab sie ihre goldene Krone und alle ihre Schätze und er wurde unermeßlich reich. — — —

Ein großer weiß besäumter Trauermantel kam leichten, schwebenden Flugs über die Wiese daher und streifte mit leisem Flügelschlage die Stirn des jungen Mädchens. Sie richtete sich halb auf, ihre Lippen öffneten sich, als wollte sie sprechen, und mechanisch strich sie mit dem Rücken der Hand leicht über die berührte Stelle.

„Und sie bewegt sich doch!" deklamirte unweit von ihr eine sonore Männerstimme. Erschreckt fuhr sie aus ihrem Halbschlummer empor und wandte das Gesicht nach der Seite, von wo die Worte zu ihr hinübertönten.

Im Schatten des Waldes, nur einige dreißig Schritt von ihr, saß ein Herr und schlug das Skizzenbuch, in dem er augenscheinlich gezeichnet hatte, zusammen. Bei ihrem erschreckten Umblicken hatte er sich erhoben, und kam nun, den Hut nachlässig lüftend, über die Wiese her auf sie zu.

Die Augen des jungen Mädchens hafteten in einer Art scheuer Bewunderung an der prächtigen Erscheinung, die voll imponirender Ruhe und Hoheit vor ihr stand, während seine Augen mit einem seltsamen Ausdruck auf sie niederschauten: wie ein Funken fuhr es über sie hin. Sie fühlte, wie sie unter diesem Blick dunkelroth wurde; und unfähig ihre Verwirrung zu bemeistern, schob sie mit unsicherer Hand die grüne Guirlande, die ihr Kleid bedeckte, von sich während sie mit der andern nach dem auf der Seite hinabgeglittenen Hute griff.

Der Fremde beeilte sich auch durchaus nicht, ihr in ihrer peinlichen Situation zu Hilfe zu kommen. Ein fast unmerkliches Lächeln umspielte seine Lippen, und die dunklen Augen leuchteten in unverkennbarer innerer Belustigung, da er einige Minuten stumm ihrer immer mehr wachsenden Verlegenheit zusah.

„Die armen Blätter," unterbrach er endlich die Stille, „wodurch haben sie es verdient, daß sie hier, in der heißen Mittagssonne verschmachten sollen? Die kleine Hand, die sie von ihrem mütterlichen Zweig gerissen, wirft sie achtlos fort, nachdem sie ihr zum Zeitvertreib gedient, ich zweifle," fuhr er, in leicht persiflirenden Ton verfallend, fort, „ob sie das Glück zu würdigen verstehen ‚für Sie, zu Ihren Füßen' zu sterben."

Nadjeschda gab keine Antwort, dagegen machte sie den Versuch sich zu erheben, um aus der Nähe dieses seltsamen Menschen zu kommen. Wie sehr sie auch sonst für alles abenteuerliche eingenommen, fühlte sie doch instinktiv, daß es unpassend sei, mit einem wildfremden Manne allein im Walde zu konversiren. Wie durfte er es überhaupt wagen, sie anzureden, ohne sie zu kennen? Hielt er es vielleicht nicht der Mühe werth sich ihr vorzustellen?! Ein trotziger Zug verfinsterte ihre klare Stirn, während sie unschlüssig auf den, durch die athletische Gestalt des vor ihr Stehenden, verlegten Weg blickte.

Er schien die in diesem Blick enthaltene Aufforderung, sich zu entfernen, nicht zu verstehen, wenigstens machte er nicht Miene, derselben nachzukommen, er änderte auch seine Stellung nicht im Geringsten, sie vorbeizulassen. Das überlegene Lächeln von vorhin spielte wieder um seine Lippen, als er fortfuhr:

„Sie halten es vielleicht für eine unverzeihliche Taktlosigkeit meinerseits, mit Ihnen, ohne Ihnen meinen Namen, Stand ꝛc. genannt zu haben, ein Gespräch anzufangen. Doch stimmen Sie gewiß meiner Ansicht bei, daß es überflüssig, ja lächerlich ist, die Konvenienz des Salons auch bis in Gottes freie Natur auszudehnen. Jedenfalls kann ich Ihnen versichern, daß ich weder ein Räuber, noch ein Verschwörer, noch sonst ein Bösewicht bin, sondern ein ganz einfacher, harmloser Mensch. Und nun lassen Sie mich die Bitte hinzufügen: würden Sie mir wohl, nach dieser beruhigenden Erklärung gestatten, gleich Ihnen ein wenig im Schatten dieser prächtigen nordischen Eiche auszuruhen?" Und ohne eine zustimmende Antwort abzuwarten, ließ sich der Fremde ihr gegenüber nieder, wodurch ihr jede Möglichkeit, sich bald zu entfernen, abgeschnitten ward; denn an der andern Seite versperrte eine hohe, knorrig emporragende Wurzel den Rückweg. Wäre sie allein gewesen, so hätte ihr dies Hinderniß nicht viel Kopfzerbrechen verursacht, denn sie kletterte wie eine Katze — allein in Gegenwart eines Fremden nützte ihr diese Geschicklichkeit nichts. Es blieb ihr also nichts

anderes übrig, als sich in ihr Schicksal zu fügen, und ruhig zu warten, bis es ihrem Vis-á-Vis gefällig sei aufzustehen.

„Wenn er sich einbildet, daß ich mit ihm reden werde, so irrt er sich gewaltig," dachte sie, während sie die vorhin unterbrochene Arbeit wieder aufnahm und mechanisch Blatt an Blatt heftete; „wir wollen doch sehen, wessen Geduld länger aushält."

Es war einige Augenblicke ganz still, — was mochte er jetzt wohl thun? Ob er sein vergebliches Bemühen aufgab und sich zum Gehen anschickte? — Das junge Mädchen schaute verstohlen zu ihm hinüber: doch da saß er noch immer in stoischer Ruhe, die Arme übereinandergeschlagen, der helle Sommerhut lag neben ihm im Moos, und die Sonne spielte auf dem glänzend schwarzen lockigen Haar . . . und wieder traf sie der seltsam glimmende Blick, daß sie, unwillkürlich in sich zusammenschauernd, sich tiefer über ihre Arbeit beugte.

„Sie scheinen mir noch immer nicht ganz zu trauen, gnädiges Fräulein," tönte die tiefe Stimme neben ihr. „Mein unvorhergesehenes Erscheinen hat Ihnen Furcht eingeflößt — ich muß Sie deshalb noch um Verzeihung bitten! — Doch war es nicht allein meine Schuld; der Wald, die Sonne, ja, was sage ich: Sie selbst, mein Fräulein, haben diese Scene heraufbeschworen. Ja schauen Sie mich immerhin ungläubig fragend an, Sie selbst, ich wiederhole es! — Gestatten Sie mir Ihnen eine Geschichte zu erzählen: Seit Jahren durchstreife ich die Welt, Norden und Süden, Osten und Westen durchirrend, unstet und ruhelos — Sie meinen vielleicht, ich hätte Ihnen doch vorhin so halb und halb eine Lüge gesagt, ich bin wirklich ein Herumtreiber gewesen im strengsten Sinne des Worts und bin es noch — trotzdem ich — — doch nein, das gehört nicht hier her! . . Auf meinen Wanderungen und Streifzügen führt mich mein Fuß eines Tags in einen hohen dichtverwachsenen Urwald. Kaum gelingt es mir, durch das Gestrüpp hindurch einen Pfad zu bahnen, sumpfige Strecken sind zu umgehen, niedergestürzte Baumriesen versperren mir den Weg. Der ganze Wald ist in ein geheimnißvolles Dämmerlicht gehüllt, denn kein Sonnenenstrahl durchbricht das dichte Blätterdach der Bäume. Allein muthig dringe ich vorwärts! Je mehr Hindernisse sich mir entgegenstellen, desto ungestümer wird mein Verlangen, den Zauber, den dieser Wald birgt, zu entdecken . . . . Und siehe da, plötzlich, wie im schönsten Märchen, theilt sich vor mir der Wald, die Bäume weichen zurück, ein Paradies liegt vor mir! Berauschender Blumenduft, grüngoldiges Sonnenlicht strömt mir entgegen — daß ich geblendet von dem wundersamen Glanz die Augen schließe. Und da ich sie endlich wieder aufschlage, was erblicke ich? Mitten in dieser schönen, blühenden, duftenden Wildniß die holde Fee, die dieses Zauberland beherrscht, wie eine vom Himmel herabgewehte, weiße Wolke auf dem schwellenden grünen Moosteppich. — Noch wage ich es nicht, mich zu bewegen, kaum zu athmen; aus Furcht, das schöne Bild werde vor dem Hauch meines Mundes vergehen, in Nichts zerfließen — da plötzlich hebt die Fee die Hand — und da sind mir unwissentlich die bösen Worte entflohen, die Ihnen soviel Furcht und Schrecken eingeflößt haben.

„Sie lachen mein Fräulein? Doch nicht über meinen Märchenglauben? Noch habe ich ihn nicht ganz abgestreift; denn ich weiß nicht, ob ich es nicht doch am Ende mit einem Feenkinde zu thun habe, das — nur die Feensprache spricht — denn noch habe ich kein Wort aus Ihrem Munde vernommen."

Die lustige ungezwungene Weise, in der der Fremde sich gab, wirkte ansteckend auf die Zuhörerin. Schon während der Erzählung hatte es oft verrätherisch um ihren Mund gezuckt, und bei seinen letzten Worten mußte sie das Taschentuch an die Lippen pressen, um das übermächtige Lachen zu verbergen, — jetzt meinte sie mit gezwungenem Ernst, wobei doch ihre natürliche Schalkhaftigkeit hervorbrach: „Wenn Sie so sehr bewandert in der Feenwelt sind, so werden Sie doch auch diese Sprache verstehen."

„Nun," erwiderte er auf ihren Ton eingehend, „Gott sei Dank, die Feen reden heut zu Tage auch unsere Sprache."

Nadjeschda biß sich auf die Lippen; sie hatte sich richtig hinreißen lassen, ihrem Entschlusse — nicht mit ihm zu reden, ihn nicht zu beachten — untreu zu werden, und nun, da sie sich daran erinnerte, war es zu spät!

Er schien den Eindruck seiner Worte nicht bemerkt zu haben; denn er fuhr in demselben leichten Tone fort: „Uebrigens wird von uns armen Sterblichen nur Sonntagskindern das

Glück zu Theil in ihr Reich einzudringen; und Sonntagskindern ist ja, wie Ihnen wohl bekannt sein dürfte, von der Natur die Gabe verliehen, alle Sprachen zu verstehen, ohne sie gelernt, — alle Künste auszuüben, ohne sich darin versucht zu haben."

Nadjeschda's Blicke glitten bei seinen Worten unwillkührlich nach dem kleinen grauen Buch hinüber das neben ihm im Grase lag. Er bemerkte es, und indem er es aufhob und ihr zuvorkommend hinreichte, sagte er artig: „Sie meinen wahrscheinlich, von meinen Sprachkenntnissen seien Sie bereits mehr als genugsam überzeugt und möchten nun prüfen, ob es auch mit der zweiten Eigenschaft seine Richtigkeit habe. Hier sind einige Proben meiner Kunstfertigkeit, die ich Ihrer scharfen Kritik unterbreite."

„Es sind meist Studienköpfe, auf meiner langjährigen Wanderschaft gesammelt," setzte er beruhigend hinzu, da er bemerkte, wie sie mit scheuer Aengstlichkeit, das kleine Skizzenbuch uneröffnet in der Hand hielt.

Sie mochten wohl auch weniger für das Auge eines jungen, halberwachsenen Mädchens bestimmt sein, diese „Studien": hier eine hübsche dralle Bauerndirne, dort eine nachlässig hingegossene üppige Frauengestalt, dazwischen eine Gruppe treu der Natur abgelauschter zerlumpter Zigeunermädchen, in mehr oder weniger mangelhaftem Kostüme, anmuthige Schauspielerinnen, schöne Ballettänzerinnen in den verwegensten Stellungen . . . Sie durchblätterte es absichtlich schnell, nur ab und zu einige flüchtige Blicke hineinwerfend. Plötzlich entfuhr ihr ein leiser Schrei der Ueberraschnng. Sie hatte die meisterhaft entworfene Skizze ihrer eigenen kleinen Person gefunden, und unter der Zeichnung stand in russischer Schrift: „Nadjeschda". Sie dachte beim Lesen nicht an die Bedeutung des Wortes,*) sie sah nur, daß es ihr Name war, der ihr von diesen Blättern wie ein Räthsel entgegenstarrte. Wie kam er zu dieser Kenntniß? Sie schaute furchtsam zu dem unheimlichen Menschen empor, als vermöchte er die verborgensten Gedanken ihrer Seele zu enträthseln. „Wer sagte Ihnen meinen Namen?" fragte sie halblaut.

„Ihren Namen?!" er erwiderte nicht minder erstaunt den Blick, dann schlug er sich mit der flachen Hand vor die Stirn und lachte leise vor sich hin. „Wer? — ich könnte Ihnen darauf zur Antwort geben: Mein guter Genius, das Ahnungsvermögen der Sonntagskinder — doch, ich will ganz offen sein: der Zufall! — Ich irrte, wie Sie bereits wissen, schon lange genug in der Wildniß umher, um jede Hoffnung einen Menschen wiederzufinden, aufzugeben. Da traf der Lichtschimmer inmitten des Urwalds mein Auge und weckte von neuem meinen so tief gesunkenen Muth: ich fand hier, was ich seit längem verloren, „die Hoffnung" wieder. — Aus diesem Grunde schrieb ich Nadjeschda. — —

„Freilich," fügte er in einem ganz anderen Ton, wie nur zu sich selbst sprechend hinzu, wie sollten Sie auch anders heißen!" Er versank einige Augenblicke in Schweigen und starrte gedankenschwer vor sich hin.

Das junge Mädchen war durch dies seltsame Benehmen wieder einigermaßen aus der Fassung gekommen. Die Stille war ihr jetzt zum Mindesten eben so peinlich, wie vorhin die unerwartete Anrede des Fremden.

„Merkwürdig," begann sie endlich lustig — um doch etwas zu sagen, „daß ich noch nie ein besonderes Talent an mir habe entdecken können, obgleich — wie Katja mir öfter erzählt — auch ich ein Sonntagskind bin."

Ein eigenthümlich gespannter starrer Ausdruck war bei ihren Worten in seinem Auge aufgetaucht, jetzt lachte er wieder kurz und leise vor sich hin: „Sie haben in der Wiege die Fähigkeit erhalten, eine unerklärliche Gewalt über die Seele der Menschen auszuüben; indeß hat diese Feengabe allerdings die Eigenthümlichkeit, um so stärker zu wirken, je unbewußter sie ausgeübt wird."

Sie sah ihn groß an: was meinte er eigentlich? Von all' dem, was er ihr sagte, verstand sie keine Sylbe. Dieser fremde Mensch hatte eine Art und Weise, mit ihr zu verkehren, daß sie sich vorkam, wie ein dummes unwissendes Schulmädchen. Er legte es offenbar darauf an, sie zu demüthigen, um nachher draußen in der großen Welt, in Gesellschaft hochgebildeter, geistreicher Damen über die kleine dumme Waldbewohnerin spotten zu können! — Zorn und Ungeduld erfaßten sie und ließen sie ihre Scheu vergessen. Ihm einen empörten Blick zuschleudernd, sprang sie von ihrem Sitze auf.

Erstaunt richtete er sich empor: „Sie wollen schon fort?"

*) Nadjeschda — die Hoffnung.

„Man wird mich zu Hause vermissen," antwortete sie kurz, ohne ihn anzusehen und wandte sich zum Gehen.

Er griff ruhig nach seinem Hute: „Ist es erlaubt, sie zu begleiten?"

„O bitte," rief sie ihm über die Achsel schnippisch zu, ohne dabei im Gehen inne zu halten, „ich kenne den Weg von Kind auf; er ist gar nicht zu verfehlen — ich fürchte mich durchaus nicht, allein nach Hause zu gehen."

„Nun," meinte er gleichmüthig, indem er ein paar kleine dürre Aeste abbrach, die über den Weg hingen und zurückschlagend seine Wange gestreift, „nehmen Sie also an, ich fürchtete mich und bäte Sie unterthänigst" — er lüftete ironisch den Hut und machte eine tiefe Verbeugung, „meine Begleitung noch eine kurze Strecke zu dulden, bis wir auf gebahnte Wege gelangen."

Sie erwiderte nichts, aber sie schritt so schnell, als es der mit Fichtennadeln bestreute glatte Waldpfad erlaubte, vorwärts.

„Fräulein Nadjeschda," begann er nach einer kleinen Weile auf's Neue, in demselben gemacht unterwürfigen Tone, „darf ich mir eine Frage erlauben?"

Sie waren unterdeß an der Stelle angelangt, wo der vom Schloß kommende Fahrweg den Waldpfad kreuzte. — Die Angeredete blieb stehen und wandte ihm fragend das erhitzte Gesichtchen zu: „Nun?"

„Sie haben vorhin einen Namen genannt, — wenn ich nicht irre ‚Katja' — würden Sie wohl so freundlich sein, mir einige Aufklärung über die Persönlichkeit zu geben, die denselben trägt?"

Das junge Mädchen fühlte sich nicht wenig geschmeichelt durch die Förmlichkeit, die ihr jetzt statt der früheren spöttischen Ueberlegenheit entgegenklang. Es bestärkte sie in der Ueberzeugung, ihm imponirt zu haben. Ihre kühl-abweisende Haltung hatte ihm deutlich gezeigt, daß man jungen Damen gegenüber einen anderen Ton anschlagen müsse. Sie erwiderte daher freundlich:

„Katja? — o das ist die alte Wärterin, die mich erzogen, die Mutter unseres Fischers. Sie ist schon lange bei uns. Mama hat sie aus ihrem Elternhaus mitgebracht, wo sie ihr Kammerfrauendienste leistete."

Er hatte ihren Worten aufmerksam zugehört und zuletzt ein paar Mal beistimmend mit dem Kopfe genickt, als sei das Gehörte nur die Bestätigung einer früheren Vermuthung. Da sie geendet, sagte er herzlich: „Ich danke Ihnen für die gute Nachricht, die Sie mir da von einer alten Bekannten mitgetheilt. Wenn Sie zu ihr gehen, so grüßen Sie sie von mir! Sie wird sich meiner wohl noch erinnern, ich heiße Harald!" — Er sandte einen langen Blick über die Fahrstraße zum See hinunter, von wo die stolze Façade des Schlosses herüberschimmerte, — dann erfaßte er hastig die Hand des jungen Mädchens: „Und nun will ich Sie nicht länger mit meiner Gegenwart belästigen, leben Sie wohl, Nadjeschda, auf Wiedersehn!" Und ehe sie noch ein Wort des Grußes erwidern konnte, hatte er ihre Hand losgelassen und war bei einer Biegung des Weges ihren Blicken entschwunden.

Sie blieb lange wie festgewurzelt auf derselben Stelle stehen und starrte grübelnd in's Weite. Wer mochte dieser seltsame Mensch nur sein? Er war ihr so fremdartig erschienen; so ganz anders als alle die Herren, die sie bis jetzt kennen gelernt, und doch wieder so bekannt, als ob sie ihm schon einmal begegnet, doch konnte sie sich nicht erinnern, wo. Seine letzten Worte klangen ihr noch im Ohr: „Ich heiße Harald," — ein schöner Name, grade wie man ihn in Romanen findet — und Katja kannte ihn? Die Erinnerung daran gab ihren Gedanken eine bestimmte Richtung. Rasch entschlossen verließ sie den Fußpfad und eilte, durch's Gestrüpp hindurchschlüpfend, zum See hinab, der Fischerhütte zu.

VI.

Manch Bild vergess'ner Zeiten
Steigt auf aus seinem Grab.
Schack.

An dem westlichen Ufer des Sees zog sich ein großer Rasenplatz über die allmälig zum Wald aufsteigende Anhöhe. Mitten auf demselben stand das kleine Fischerhäuschen, schon von weitem durch die vor seiner Thür aufgehängten Geräthschaften kenntlich. Es sah sehr freundlich und einladend aus mit seinen weißgetünchten Wänden, und den blankgeputzten Fensterscheiben, deren Sauberkeit für den, unter dem esthnischen Volk so selten anzutreffenden, Reinlichkeitssinn der Bewohner zeugte. Ein alter von Wind und Wetter krumm gezogener Paradiesäpfelbaum lehnte sich, wie Schutz suchend, an seine Rückwand und hatte das ganze Strohdach mit einer Wolke von weißrosigen Blüthenblättern

übersät, als wolle er dadurch seine Erkenntlichkeit für die ihm gewährte Stütze beweisen. Ein oder der andere der tiefer hinab hängenden Zweige trug noch vereinzelte duftige Blüthensträußchen, die wie die letzten Grüße des scheidenden Frühlings in die kleinen Fensterchen hineinlugten. Ein paar Blumenbeete, die sich längs der Mauer hinzogen, vervollständigten das anmuthige Bild und ließen den Unterschied zwischen dem Fischerhäuschen und den gewöhnlichen esthnischen Bauerwohnungen noch schärfer hervortreten. Es war eben ein „herrliches“ d. h. ein auf Kosten des Schloßherrn erbautes Haus, das er bei seiner Hochzeit dem Sohn der alten Katja als lebenslängliche Wohnung angewiesen, eine Vergünstigung, die derselbe nur den langjährigen, treuen Diensten dankte, welche seine Mutter der jungen Schloßherrin geleistet. Als mit dem zunehmenden Alter die Kräfte der alten Katja immer mehr schwanden, auch die ihrer Obhut anvertrauten Kinder ihrem Wärterinnenamt entwachsen waren, zog sie ganz zu ihrem Sohne und übernahm die Aufsicht über ihre kleinen Enkelkinder, — deren Eltern durch ihre Arbeit meist außer dem Haus beschäftigt waren, — indem sie sich so für den Rest ihrer Tage möglichst nützlich zu machen suchte.

Das kleine Häuschen lag heut still wie ausgestorben; denn der Fischer hatte den hellen, windstillen Tag benutzt, und war mit seinem ältesten Buben hinausgefahren auf den See; die beiden jüngeren Kinder saßen am Rande des Waldes und hüteten die zwei kleinen mageren Kühe, die ihre Familie mit dem nothwendigsten Lebensbedarf versorgten. Das kleine Mädchen hatte sich einen Strauß der in Samen stehenden Löwenzahnblüthen gepflückt und blies langsam Kerze auf Kerze aus, daß die befiederten Samen wie weiße Schneeflocken weit über die Wiese dahinflogen. Die Kleine verfolgte sie mit aufmerksamen Blicken, während sie unermüdlich mit lauter Stimme einen kurzen esthnischen Vers wiederholte. Die schmucklosen Stengel, die sie bei Seite geworfen, benutzte die ältere Schwester, um lange Halsketten daraus zu winden, mit denen sie zuerst sich und ihr Schwesterchen und mit dem Rest auch die weidenden Thiere schmückte. Als die in ihr Spiel vertieften Kinder das aus dem Wald hervortretende Fräulein gewahrten, warfen sie die Blumen hin und eilten ihr entgegen.

„Freilen, willst Du mit uns spielen?“ sagte die Kleine und zupfte bittend das Kleid der Kommenden.

„Oder willst Du uns Märchen erzählen?“ fügte die Größere hinzu und streckte ihr treuherzig die Hand zum Gruß entgegen.

Das Fräulein schüttelte lachend den Kopf. „Laßt mich, Kinder, ich habe heute keine Zeit, ich muß ins Schloß zurück. Ist die Großmutter daheim?“ wandte sie sich fragend an das ältere Mädchen.

„Ja Freilen, soll ich sie herausrufen?“

„Nein, nein, ist nicht nöthig! Ich gehe selbst zu ihr. Laßt euch in eurem Spielen nicht stören.

Das Innere des Fischerhäuschens, in welches das junge Mädchen eintrat, stimmte im Allgemeinen mit dem Aeußeren überein. Der Stall, den sie durchschreiten mußte, um in die niedrige, kleine Stube, den einzigen bewohnbaren Raum zu gelangen, so wie diese selbst waren außerordentlich sauber gehalten. Der Fußboden war nicht gedielt, sondern bestand, wie in allen esthnischen Bauernhäusern, aus fest gestampfter Lehmerde. Den größten Theil des Raumes nahm der kolossale viereckige Kachelofen ein, der den Bewohnern zur Winterszeit abwechselnd zur Schlafstätte dient; das danebenstehende roh gezimmerte Bett war von den Eheleuten bereitwillig der Großmutter eingeräumt worden. Die Kinder schliefen unter dem Dache im Heu, wohin man vom Stalle aus auf einer breiten Leiter, einer Art Hühnerstiege gelangte.

Als Nadjeschda das Zimmer betrat, traf sie die alte Katja am Spinnrad. Mit ihrer dünnen Stimme sang sie die Melodie eines der sich nur in den obersten Tonlagen bewegenden esthnischen Volkslieder vor sich hin. Das Spinnrad schnurrte dazu seine einförmige Begleitung, und die große Katze, die sich ihr zu Füßen gelegt hatte und sich in den, durch die kleinen Fenster hereinfallenden Lichtstrahlen sonnte, hatte behaglich die Augen zugedrückt und schnurrte auch.

Das junge Mädchen blieb einen Augenblick wartend auf der Schwelle stehen, dann kam sie mit langsamen Schritten nach vorn gegangen. Die Alte hatte bei ihrem Eintritt den Singsang abgebrochen und zu ihr aufgesehen, jetzt sagte sie mit ihrer rauhen, monotonen Stimme ohne dabei das Spinnrad einen Augenblick feiern zu lassen:

„Bist lange nicht bei uns gewesen, Kind!

Glaubte schon, das gnädige Freilen hätte die alte Katja vergessen!"

Die Angeredete hatte sich einen der niedrigen Strohsessel herbei gezogen, wie man sie in jedem esthnischem Bauernhause findet, deren Bewohner dieselben in den langen Wintern verfertigten, sie ließ sich zu den Füßen der ehemaligen Wärterin darauf nieder und sagte vorwurfsvoll:

„Wir sind ja erst diese Nacht aus Petersburg zurückgekommen, da war es mir doch nicht möglich, Dich früher zu besuchen."

„Nicht möglich!" wiederholte bitter die Alte und schüttelte mißbilligend ihr graues Haupt, „nicht möglich! Und in früheren Zeiten, wenn die kleine Nadja zurückkehrte nach langer Abwesenheit, und die Hand des Onkels hatte sie aus dem Wagen gehoben, da war der erste Weg ins Fischerhäuschen. So schnell die kleinen Füße sie trugen, eilte sie zu der alten Katja, um zu sehen, ob sie noch lebe und wie es ihr gegangen die lange Winterzeit ohne ihrem Liebling, ihr Augenlicht. Aber das ist freilich jetzt alles anders. Du bist in der großen Stadt gewesen und weißt nun auch, daß eine alte Wärterin nicht mehr Anspruch auf Liebe hat, wie der Hund in Deinem Hause; man stößt mit dem Fuße nach ihnen, wenn man sie nicht mehr braucht!"

Sie hatte das alles langsam und tonlos gesagt, als wäre es etwas Selbstverständliches, jetzt hielt sie erschöpft inne.

Das junge Mädchen strich beschwichtigend mit ihrer weichen, warmen Hand über die fleischlosen Arme der Spinnerin.

„Aber Katja, wie kannst Du so etwas denken! Du weißt doch, wie sehr wir alle an Dir hängen, wie gern ich zu Dir komme; — aber die Mama erlaubt mir jetzt nur gar selten herunter an den See zu laufen, sie meint" — — — sie stockte ein wenig — „ich sei zu groß, um den ganzen Tag zu verspielen."

„Weiß schon, weiß schon," murmelte die Alte, „stolz ist sie die Mutter, eine hohe, vornehme Dame, will nicht, daß ihr Fleisch und Blut in die Hütte der Armen gehe zu den Enkeln der alten Dienerin, hat vielleicht auch Angst, mein Mund werde Dir erzählen von vergangenen Zeiten, aber nein, nein, die alte Katja kann schweigen, sie mag ruhig sein, ruhig" — — — Das weitere verlor sich in unverständlichem Gemurmel.

Nadjeschda hatte nicht viel darauf geachtet. Von Kind auf an das seltsame Wesen der alten Katja gewöhnt, legte sie den unzusammenhängenden Reden derselben kein sonderliches Gewicht bei. Sie hatte sich zu dem großen, schwarzen Kater hinabgebeugt, der sie aus den halbgeschlossenen Lidern schläfrig anblinzelte, und streichelte liebkosend das dichte, glänzende Fell des schönen Thieres. Es war ein Weilchen ganz still in der kleinen Stube, nur das eintönige Schnurren des Spinnrades ließ sich hören; man hätte fast glauben können, die Alte habe die Anwesenheit ihres Besuches ganz vergessen, so theilnahmslos glitten ihre Blicke an demselben vorbei und starrten gerade aus in's Leere.

Dem jungen Mädchen schien jetzt der günstige Augenblick für ihre Mittheilung gekommen zu sein. Sie richtete sich aus ihrer gebückten Stellung in die Höhe und sagte laut:

„Ich habe Dir einen Gruß zu bringen!" Die Spinnende wandte den grauen Kopf nach ihr um: „Wer läßt mich grüßen, wer denkt jetzt noch an die alte Katja? — Ja, als ich jung war, Mädchen, jung und schmuck wie Du, da haben sich viele um mich bekümmert, mancher schöne, vornehme Herr hat sich nach der armen Dirne umgeschaut; aber das ist schon lange her, sehr, sehr lange!"

Nadjeschda schlang die gefalteten Hände um ihre Knie und schaute gedankenlos zum Fenster hinaus. Nachdem sie eine Zeit lang vergebens auf eine Fortsetzung von Katja's Rede gewartet, begann sie ausführlich ihre Begegnung im Walde zu erzählen. Als sie die Gestalt und das Aussehen des Fremden beschrieb, hörte das Schnurren des Spinnrades auf. Die Alte legte die gefalteten Händen in den Schooß und heftete ihre Augen mit solcher Spannung auf den Mund der Erzählerin, als wollte sie ihr die Worte aus der Seele ablesen. Nadjeschda schloß jetzt mit dem Auftrag des Fremden: „Wenn Sie die alte Katja sehen, so grüßen Sie sie von mir, sie wird sich wohl noch meiner erinnern, ich heiße Harald!"

„Harald," wiederholte die Alte mit einer ihr sonst fremden Lebhaftigkeit und streckte mit einer fast inbrünstigen Bewegung die Arme aus, als wolle sie ein unsichtbares Wesen an ihre Brust ziehen, „Dank sei Dir, o allgütiger Gott, daß Du ihn behütet, daß er wieder zurückgekehrt ist in die Heimath! Nun kann ich ruhig sterben . . Harald . ." (Fortsetzung folgt.)

Blumengruß.

Von Karl Stelter.

Komponirt von Ed. de Hartog, überſetzt von Jules Barbier.

Blumen grüßen Dich zum Feſt,
Grüßen Dich mit Zauberdüften;
Was in Wunſch ſich kleiden läßt,
Naht ſich Dir auf linden Lüften,
Schlinge ſich zum vollen Kranz,
Der Dich ſchmückt im Feſtesglanz;
Welken, Teure, wird er nie,
Deinen Lebensfrühling ſoll er halten
Friſch in ew'ger Harmonie.

Blumen grüßen ſo zum Feſt
Mit des Lenzes Zauberdüften,
Hergetragen durch den Weſt;
Was ſich träumen läßt
Hält die Seele feſt
Und ſo grüß ich Dich
Bis der Tag entwich;
Möcht es, wenn Dein Lebensabend dunkelt,
Mahnen Dich an mich!

Blumen, die den Lebenspfad
So mit Herzenswünſchen zieren,
Können, wenn der Winter naht,
Ihren Zauber nicht verlieren;
Ob ſie Liebe, Freundſchaft bringt,
Ob es hell im Liede klingt —
Dich umweht's mit Poeſie,
Die zu nie geahnten Idealen
Führt in ewger Harmonie.

Laß auf Deinen Lebenspfad
Mich die Blumen niederlegen,
Daß, wenn einſt Dein Winter naht,
Eben bleib Dein Pfad,
Keine Wolke naht!
Wenn der Tag entwich
Wieder grüß ich Dich,
Fragend: ob der Jugend Dichterſegen
Mahnet Dich an mich?

Uebersetzung.

Doux parfums, brillantes fleurs
Saluez ce jour de fête!
De tes yeux sêchant les pleurs,
Q'un rayon sur toi s'arrête!
Puisses tu garder longtemps
Ce sourire du printemps
Qui conronne ta tête!
Loin de toi l'hiver et la tempête
Loins de toi les noirs autans!
Doux parfums, brillantes fleurs
Saluez ce jour de fête,
De tes jeux sêchant les pleurs,
Oublie à jamais peines et douleurs!
Le temps est rapide et les ans sont courts!
De ce jour heureux souviens toi toujours!

Par nos voeux laisse fleurir
Cette route ou Dieu t'appelle!
Rien ne les saurait flétrir,
Leur fraicheur est éternelle!
Leur parfum comme un encens
Monte aux cieux éblouissants
Dans l'aurore nouvelle!
Qu'à nos voix le choeur céleste mêle
Ses accords rétentissants!
Par nos voeux laisse fleurir
Cette route où Dieu t'appelle,
Rien ne les saurait flétrir.
Ces fleurs là jamais ne peuvent mourir,
Le temps est rapide et les ans sont courts!
De ce jour heureux souviens-toi toujours!

Aus dem Tagebuche einer Frau.

Von Alexandrine von Mendt.

(Fortsetzung.)

16. Sticht Dich die Viper des Neides, des Hasses, der Mißgunst und der Verleumdung, so brenne mit dem Feuer der christlichen Liebe das Gift aus der Wunde, — dann schmerzt sie nicht weiter und vernarbt schnell.

17. Welch ein allgemein verbreiteter Götzendienst ist der der Eitelkeit!

18. Von unserem Nächsten nichts — von sich selbst wenig — von Gottes Gnade alles erwarten und hoffen — ist wohl das sicherste Mittel, nicht enttäuscht zu werden.

19. Eine wirkliche, wahre Liebe weiht den Menschen für's ganze Leben der guten Sache — oder ist vielleicht auch nur der allem Edlen und Großen zugewendete Mensch einer solchen Liebe fähig?

20. Es sollte uns keine Sache zu klein erscheinen, um darauf einzugehen und darüber nachzudenken, was sie wohl von uns fordern könnte. Versäumen wir diese Prüfung — müssen wir oft diese „Kleinigkeit" als ersten Ring einer Kette von Unannehmlichkeiten und Selbstvorwürfen wiederfinden und müssen unsere versäumte Aufmerksamkeit bitter bereuen.

22. Der Sentimentalität des Herrn, die keine Erhörung finden soll, setzet die Frau am besten Humor entgegen.

23. Verschwiegenheit im Glück und in der Freude ist schwerer, aber auch nothwendiger als in der Trauer.

Es trösten unsere Mitmenschen so gerne, doch meist mit einer geheimen, sich selbst nicht eingestandenen Schadenfreude; — selten aber verträgt unser Nächster die Ueberzeugung, es sei der Freund glücklicher als er selbst. — Nur in der Ehe erhöht das Glück des Einen immer das des Andern durch das Bewußtsein, den wesentlichsten Theil zu diesem Glücke beigetragen zu haben.

24. So lange die Einbildungskraft rege ist, sind uns einsame Stunden gar lieb, — ist diese erstorben, brauchen wir erst Unterhaltung von Außen.

(Fortsetzung folgt.)

Frau Generalmajor von Schlegell. So sehr schmeichelhaft es uns immer ist, daß Sie, gnädige Frau, uns zu Hülfe und in die Waffen gegen Professor Dr. Ferdinand Maria Wendt rufen, so innig bedauern wir, uns nicht in allen Punkten auf Ihre Seite stellen zu können. Damit wollen wir aber keineswegs gesagt haben, daß wir uns unbedingt den Ansichten unseres verehrten und getreuen Mitarbeiters F. M. Wendt anschließen. Da Sie, gnädige Frau, aber uns, resp. den Herausgeber dieser Blätter, geradezu um ein offenes Glaubensbekenntniß in dieser Sache ersuchen, so wollen wir nicht damit zögern, und zwar halten wir ein Zusammenfassen der beiden Mittel zur „Gemüths-Veredlung" des Weibes für das einzig Richtige, von Erfolg Gekrönte: nur dann, wenn die Frau bei dem Emporklimmen der Leiter zur Wissenschaft sich auf die Religion stützt, wird sie ungefährdet die obersten Stufen erreichen, nur dann wird sie ein weibliches Weib bleiben, gleichviel ob es sich um deutsche oder englische oder außereuropäische Frauen handelt; denn der Begriff Weib in seiner idealen Bedeutung bleibt sich immer und allerorten gleich. Unserer Meinung nach wird ein Weib ohne Religion niemals ein wahrhaft edles sein können, und hätten die Pforten des Tempels der Wissenschaften sich ihm noch so sperrweit geöffnet — aber ebenso wenig wird eine Frau, welche nichts hat als ihre Religion und ihren Glauben, zu dem Ideal ihres Geschlechtes heranreichen, wenn ihr all das fehlt, was Jene besitzt; ist es doch ein grundloser und unsinniger Wahn (so landläufig er sein mag), daß der denkende, tief in das Wissen eindringende Mensch — gleichviel, ob Mann, ob Weib — nothwendig mit diesem Eindringen seinen Glauben an das Göttliche, also seine Religion zu Grabe tragen müsse! — Es ist hier nicht der Ort, um näher auf diesen unerschöpflichen Stoff einzugehen, oder gar Beispiele und Belege für das Gesagte zu erbringen: man braucht keineswegs immer zu den Füßen Kant's und anderer derselben Richtung zustrebenden Philosophen zu sitzen; aber in diesem einen Fall möge man

es thun und auf die tiefe Religiosität, den felsenfesten Glauben von Männern lauschen, welche der Wissenschaft alles abgerungen hatten, was Menschen möglich ist. Ja, wir sind der Ueberzeugung, daß man Gott desto besser und leichter findet und begreift, je umfassender der eigene Geist gebildet, je Gott gleicher man also ist; denn Demant schleift nur der Demant. Aber umgekehrt — und hier sind wir entschiedene Gegner Professor Wendt's, also völlig auf Ihrer Seite, gnädige Frau, — halten wir die Behauptung, daß „die Grenzen des Gedankenkreises auch die Grenzen des Charakters sind", für nicht allein zuweit gegriffen, sondern für geradezu verkehrt, selbst ob wir auch meinen, daß eine ungebildete oder wenig gebildete Frau nicht von allen Gesichtspunkten aus dem „Idealweib" zugerechnet werden kann. Es giebt Millionen Frauen, welche der sogenannten „Bildung" gänzlich fern stehen, deren „Gedankenkreis" also ein unglaublich beschränkter ist, und allen denen sollte ein Charakter ganz abgesprochen oder doch derselbe genau nach dem so begrenzten Gedankenkreis ab- und zugewogen sein? nimmermehr! wir haben in Jahrtausenden Frauen und Männer aus den niedrigsten Sphären, mit dem kleinsten Minimum von Verstand begabt, große Thaten ausführen sehen, und wenn diese auch oft nur dem Augenblick entsprangen, einer inneren plötzlichen Regung, so war es doch der Charakter, der ihnen diese Regung eingab; denn solche kann nur aus dem innersten Innern, aus tiefster Brust kommen, von daher, wo der Charakter wohnt, also doch wohl aus diesem selbst. Es ist ja möglich, daß ein Mensch einmal einen plötzlich gefaßten Entschluß gegen seinen eigentlichen, d. h. seinen sonstigen Charakter fassen und ausführen kann, aber ist das nicht im Grunde dennoch sein Charakter in dem Moment des Gedankens, der That? angenommen jener und dieser sind nicht von Gründen des Egoismus oder ähnlichen beeinflußt, sondern kommen direkt aus dem Innern heraus! Und wollte man uns entgegnen: Herz und Charakter ist nicht dasselbe! nun, so antworten wir, das eine bildet sich und erwächst doch aus dem anderen, ändert sich eines, so muß das andere folgen.

Nein, jene Behauptung schießt weit über das Ziel hinaus. Wenn sie lautete: „die Grenzen des Wissens sind auch die Grenzen des Gedankenkreises", so würden wir das getrost unterschreiben; denn wenn auch jeder Mensch im Stande ist, ohne fremde Hülfe zu denken, so werden die Früchte, welche aus einem Denken ohne Wissen reifen, doch niemals gute und ausgewachsene sein: erst mit dem Anhäufen fremden Wissens in uns erwacht die Regung, der Zweifel oder der Glaube und die Zustimmung und damit eine Selbständigkeit des Denkens.

Wie verlockend dieses Thema auch ist, der uns offen stehende Raum an dieser Stelle ist erschöpft, und so müssen wir uns vorbehalten, ein anderes Mal oder an anderer Stelle darauf zurückzukommen. Es würde uns herzlich und aufrichtig freuen, wollten und könnten Sie, gnädige Frau und die verehrten Leserinnen, welche uns folgten, unsere Ansichten zu den Ihrigen machen, unsere Ansichten, welche darin gipfeln, daß die Gemüthsveredelung des Weibes im echtesten Sinne des Wortes nur möglich ist, wenn der Geist mit dem Glauben, das Wissen mit der Religion Hand in Hand gehen.

Ernestine v. G. Mit Vergnügen empfingen wir Ihren Brief, wir bitten Sie, gnädiges Fräulein, sich direkt an die Verfasserin zu wenden, um ihr alle die liebenswürdigen Dankesworte für den Ihnen bereiteten Genuß zu wiederholen — das ist der schönste Lohn, welcher den Schreibenden zu Theil werden kann. Die Adresse ist: Ihrer Excellenz Baronin von Breidenbach auf Schloß Louisenberg bei Mannenbach, Thurgau (Schweiz). Uebrigens wird es Sie interessiren, daß in den nächsten Tagen ein Buch derselben Verfasserin (in unserer Verlagshandlung) erscheint, eine Schweizer Geschichte, die wir (das Manuskript lag uns vor) als ein echtes, rechtes Kabinetstück bezeichnen möchten, das bald ein Liebling aller derjenigen sein wird, welche das herrliche Alpenland kennen und lieben lernten. Wir kommen später darauf zurück. Ihre Grüße, gnädiges Fräulein, erwidern wir herzlich dankend.

Graf K. K. Ihre Frage, ob Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien) Mitarbeiterin des „Deutschen Schriftsteller-Albums" (Adolf Hinrichsen mit Ernst von Wildenbruch) ist, beantworten wir mit „ja", indem wir, Ihrem Wunsche entsprechend, der erhabenen Dichterin Beitrag hier citiren:

Die Sphynx.

Mit meinen weiten Gedanken
Lieg' ich in Stein gebannt,
In unbezwingliche Schranken
Gefesselt und ungenannt.

Und weil sie so lang' mich kennen,
Drum werd' ich Nichts mehr gefragt,
Die Lippen zittern und brennen
Und hätten Welten gesagt,

Und hätten geküßt wie Keine —
Nun lieg' ich in dürren Sand
Vergraben, an öde Steine
Gefesselt, und unerkannt!

Edelweiß. Um Ihres schönen Namens willen wollen wir „gut sein" und Ihr Gedicht (armes Wort!) hier — nicht abdrucken.

Provinzlerin. Sie fragen, ob es wahr und möglich ist, „daß eine Dame in Berlin bei hellem, lichtem Tage es nicht wagen darf, ohne Begleitung über die Straße zu gehen" — leider ja! das ist „wahr und möglich", in dieser Beziehung sind hier „herrliche" Zustände!

Patriotin. Wir halten diese Blätter aller Politik streng verschlossen, dennoch finden wir Ihren Ausdruck „undankbares Gesindel" für unsere edlen Bismarckfeinde keineswegs zu kräftig; im Gegentheil: wir bedauern, daß die Aesthetik die richtige Benennung für diese — Zierden des Vaterlandes unmöglich macht.

E. St. Ihre so allerliebst angebrachte Bitte erfüllt Adolf Hinrichsen gerne mit nachstehendem kleinen plattdeutschen Liebesgedicht:

Dat giwt ein Sprak, de Jeder kennt,
Ob hei sick hoch- ob plattdütsch nennt,
Gliekvel, ob riek, ob arm hei is:
De Sprak, de kennt hei, dat's gewiß!

't mag männig Unnerscheid süß sin
In Redensorten groww und sin;
Doch diff' Sprak spräken's alltomal
In jeden einzeln Lud egal.

Un wat dat Beste an de Sak
Is, dat man liernen kann diff Sprak
Ähn jede Meuh un ahn Verdruß:
Bi hartlich Kosen, Scherz un Kuß.

Un wenn sei di noch frömd, min Kind,
Denn will ick's lieren di gewind,
Villicht, ihr' oft de Mahn to Rüst
Sprekst Du sei sülwst —: de Leiw's sprak is't!

— Unverlangt uns zugeschickte Manuskripte senden wir nur dann zurück, wenn Rückporto beiliegt.

Bei der großen Masse der uns zur Beantwortung an dieser Stelle vorliegenden Briefe erbitten wir die Geduld der liebenswürdigen Absenderinnen, welche in dem heutigen Hefte nicht berücksichtigt werden konnten.

Robert Proelß bereicherte unsere Literatur um ein vorzügliches Werk: „Heinrich Heine, sein Lebensgang und seine Schriften" (Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung). Mit wahrem Bienenfleiß und kunstgeschickter Hand hat der Verfasser die einzelnen Stücke zusammen getragen und zu einem werthvollen Ganzen vereinigt, so daß der unglückliche Dichter uns mit all seinem heißen ungestillten Sehnen, all seinen seltsamen Zügen, all seinem vielfach selbst verschuldeten Leid, aber auch in seinem ganzen großen Genius klar vor das Auge gerückt wird.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Von einer der talentvollsten Schriftstellerinnen unserer überproduktiven Zeit, Marie von Ebner-Eschenbach, erschien soeben ein neues Buch, betitelt „Neue Dorf- und Schloßgeschichten" (Berlin, Gebrüder Paetel). Diese Hand weiß den Griffel zu führen, besonders in der Kleinmalerei leistet die liebenswürdige Erzählerin Hervorragendes, so daß wir das vornehm und anmuthig zugleich geschriebene interessante Werk unseren Leserinnen auf das Wärmste empfehlen können.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Einen gleich warmen Wunsch möchten wir Robert Byr's neustem Musenkind „Dora", ein Roman (Jena, Hermann Costenoble) mit auf den Weg geben: Robert Byr ist zweifellos einer unserer hervorragendsten Romandichter, und er hat alle Erfordernisse hierzu, ein feines Verständniß für Frauenherzen, eine scharfe Charakteristik und daneben einen glänzenden Stil, der leicht auch über die, der Handlung nach wohl nicht zu vermeidenden kleinen, oft vielleicht allzu plastisch gezeichneten Freiheiten, die aber gewisse Grenzen nicht überschreiten, hinweghilft.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Zu viel des Guten ermüdet, wenn es immer in derselben Form geboten wird. Das bewahrheitet sich auch bei Otto Sutermeisters „Gedenkblättern" (Zürich und Leipzig, Th. Schröter). Wie gesagt, es ist viel Gutes in diesen Gedenkblättern, mancher zu beherzigende Spruch, aber 646 ist „ein wenig viel".

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Lebensweihe für Jungfrauen" von St. Friedr. Evertsbusch (Elberfeld, R. L. Friedrichs). Dieses bereits in 3. Auflage erschienene Buch möchten wir unseren verehrten Leserinnen besonders warm empfehlen. Der unerschöpflich große und reiche Stoff, welcher vom Verfasser hier in zwei Abtheilungen eingetheilt ist: „Wie stehet das Leben vor Dir" und „Wie stehest Du vor dem Leben", ist ganz eigenartig, aber doch mit Einfachheit und zartem Feinsinn, das Ganze durchdrungen von echter tiefer Frömmigkeit, behandelt. — Ebenso gern machen wir auch auf ein, ähnlichen Stoff verarbeitendes Buch aufmerksam „Der Führer der Jungfrau und Frau im häuslichen und geselligen Leben" herausgegeben von Friedericke Lesser (Erfurt, Fr. Bartholomäus). Dieses, wie ersteres, gleichfalls elegant ausgestattete Werk richtet sich mehr auf das praktische Leben und giebt Frauen und Jungfrauen manchen beherzigenswerthen Wink. Besuche, Unterhaltung, „bei Tisch", Bälle, Spiele, Reisen, Umgang der jungen Mädchen mit dem männlichen Geschlecht, Toilette u. s. w. — alle Vorkommnisse im Leben des Weibes sind hier berücksichtigt und mit Geschick und Umsicht in anmuthiger Form und Weise behandelt, so daß es uns schwer wird, ob wir diesem oder dem schönen Werk „Die Sitten der guten Gesellschaft, ein Rathgeber für das Leben in und außer dem Hause" von Marie Calm (Stuttgart, J. Engelhorn) den Vorzug geben sollen, zumal das zuletzt genannte Buch noch den Vortheil vieler in den Text gestreuten vorzüglichen Illustrationen besitzt. Jedenfalls wollen wir auch dieses vortreffliche und von Frauenhand mit echtem Frauensinn geschriebene Werk gern empfehlen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Originale unserer Illustrationen in diesem Heft sind aus den Ateliers von Feilner & Stahmer, Oldenburg, bez. Fr. Hertel, Weimar, bez. W. Kuntze-müller, Baden-Baden, hervorgegangen. Lichtdruck von Albert Frisch, Berlin.

Alle für die Redaktion bestimmte Sendungen sind zu richten Berlin, SW., 76 Markgrafenstraße 76.

Alle Rechte — insbesondere das der Uebersetzung — vorbehalten. Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Adolf Hinrichsen. — Verlag von Wilhelm Friedrich Nachf. in Berlin. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Das Traumleben der Frauenseele.

Von Prof. Dr. J. M. Wendt.

Das Traumleben der Seele bleibt trotz aller Fortschritte der Physiologie und Psychologie noch immer mit einem Schimmer des Räthselhaften, ja des Mystischen umkleidet. Das letztere Moment läßtdie Träume insbesondere den Frauen interessant erscheinen. Die Traumdeutung, wenn auch von den meisten als Aberglaube preisgegeben, klingt doch selbst dann und wann ins Leben der gebildeten Frau hinein. Denn manchmal scheint sich das bekannte Wort: „Träume sind Schäume" doch nicht zu bestätigen. Ob dieser Schein in der That eine gewisse Berechtigung hat, das wird die denkende Leserin leicht im Lichte der nachstehenden Erklärungen über die Erscheinungen der Traumwelt selbst beurtheilen können.

Man kann den mit einer gewissen Aalglätte gleich nach dem Erwachen entschlüpfenden Phänomen des Traumlebens von zwei Seiten beizukommen suchen. Die eine ist die physiologische. Diesen Weg hat nach meiner Meinung am besten Professor Wundt in seiner „Physiologischen Psychologie" eingeschlagen. Der andere Weg ist der rein psychologische, und hier ist die beste und lichtvollste Arbeit das Buch über „Die Träume" vom Professor Strümpell. Will man aber wirklich zu einer Lösung der Traumräthsel gelangen, so müssen beide Methoden, die physiologische und psychologische verbunden werden, und dies Verfahren wird der Verfasser einschlagen. Dabei soll zugleich die eigenartige Stellung der Frauen zu jeder der sich ergebenden Offenbarungen des Traumlebens besprochen werden.

Vor allem dürften die scharfsinnigen Leserinnen mich schon hier mit der Frage unterbrechen: „Was veranlaßt uns überhaupt, aus dem wachen Zustande in den des Schlafes überzugehen? Liegt der Grund auf der körperlichen oder geistigen Seite unseres Wesens?" So berechtigt diese Frage erscheint, so schwer ist sie zu beantworten. Selbst unsere besten Physiologen lehnen die ganze Frage mit der Bemerkung ab, das Wesen des Schlafes sei noch dunkel. Die Psychologen leiten, wie z. B. Professor Lindner, die Entstehung des Schlafes von einer Verdunklung der Gesammtmasse unserer Vorstellungen her, so daß auf jede derselben ein so winziger Bruchtheil von Bewußtsein komme, daß der Zustand der Bewußtlosigkeit entstehe. Sogleich wird jede denkende Leserin wieder fragen: „Ja, woher kommt diese allgemeine Verdunklung der Vorstellungen?" „Von einem durch den Körperzustand bedingten eigenartigen, alles klare Einzelvorstellen überfluthenden Strome des Allgemein-Empfindens," antwortet Lindner. Aber da sind wir schließlich doch wieder auf körperliche Ursachen verwiesen, welche nach der bereits citierten Behauptung der Physiologen uns bis jetzt dunkel geblieben sind. Andere Psychologen meiden in ihren Lehrbüchern eine Erklärung des Schlafes, wie z. B. Professor Strümpell, oder sie schließen sich den Physiologen an und sagen: „die Erklärung des Schlafes konnte bis jetzt nicht gegeben werden," wie das z. B. Dr. Drbal thut.

Was soll ich also auf die Frage nach der Entstehung des Schlafes antworten? Seit einem

Jahreszehnt beobachte ich mich über dem Einschlafen, und ich bin nach verschiedenen Versuchen zu folgender Ansicht gekommen: Der Schlaf hat körperliche Ursachen. Dieselben liegen vorzugsweise im Gehirne. Die herabgesetzte Athmungs- und Herzfrequenz und die damit zusammenhängende Abnahme der Körperwärme beim Einschlafen und im Schlafzustande ist eine Folge der verminderten Stärke der vom Gehirn ausgehenden Innervationen. Das vegetative Nervensystem, welches die Thätigkeit der inneren Organe, nemlich des Herzens, der Lunge, des Magens ꝛc. anregt und durchführt, hat nach meinen Erfahrungen nur dann einen Einfluß, wenn durch gewisse Genußmittel speziell die Schnelligkeit der Cirkulation oder die Beschaffenheit des Blutes geändert wird. Alles, was die Ernährung des Gehirns, sowie der Empfindungs- und Bewegungsnerven begünstigt, mindert die Schläfrigkeit, was die Ernährung der Nerven-Centralorgane herabsetzt, begünstigt die Schläfrigkeit. Ein voller Magen z. B., welcher eine starke Blutzufuhr nach den Unterleibsorganen behufs Verdauung erfordert, wirkt Schlaf befördernd. Der Genuß von Kaffee, welcher die Blutcirkulation anregt, wirkt Schlaf aufhaltend. Da den verschiedenen Vorstellungskreisen verschiedene Partien des Gehirns dienen, so kann der Schlaf dadurch verzögert werden, daß man noch nicht ermüdete Partien des Gehirns durch Aenderung der geistigen Thätigkeit in Wechselwirkung mit der Seele bringt. Ist die überwiegende Masse der Gehirnzellen und ihrer Fasern einer Regeneration durch den Stoffwechsel bedürftig geworden, d. h. ist die Wegschaffung der Zersetzungsprodukte und die Herstellung der normalen chemischen Zusammensetzung nicht mehr aufzuschieben, so läßt sich der Schlaf nicht mehr aufhalten. Man kann ihn jedoch nach beliebig kurzen Zeiträumen unterbrechen, und es kann alsdann in einem jener Vorstellungskreise weiter gearbeitet werden, die vor dem Einschlafen noch nicht völlig ermüdet waren.*)

Allein dieser herabgesetzte Thätigkeitszustand des Gehirns pflanzt sich auf alle Nerven mit Ausnahme der sogenannten vegetativen fort. Meine Versuche an Schlafenden haben mich belehrt, daß alles Empfinden, insbesondere auch das Allgemein-Empfinden sich so herabmindert, daß Reize von gewöhnlicher Stärke viel zu schwach sind, um den Werth der sogenannten Reizschwellen zu erreichen, bei denen zuerst das Bewußtwerden der Empfindung beginnt. Erst nach eingetretener Regeneration der Nervenzellen und Fasern (was in der Regel für minder gebrauchte Partien nach 1—1½ Stunden geschieht) leiten die Nerven wieder, und von da an beginnen auch die Perceptionsträume, oder die aus Perceptionen und Reproduktionen gemischten Träume, welche nachher besprochen werden sollen.*)

Am längsten scheint die Regeneration der motorischen Nerven zu dauern. Das Erwachen der Seele in motorischer Hinsicht, d. h. der Zustand, wo sie die Herrschaft über die Muskeln wiedergewonnen hat, kann nur durch starke Reize erreicht werden. Eine starke Ermüdung der motorischen Nerven und der motorischen Gehirncentren kann das Erwachen bedeutend verzögern, weil dadurch der die Seele anregende sogenannte Muskelsinn, und damit die Hauptunterstützung unseres Zurechtfindens im Raume fehlt.

Es könnte gleich hier die Frage berührt werden, ob die Frauen des Schlafes bedürftiger sind, als die Männer. Im Allgemeinen ist die Frage zu bejahen; weil die geringere Athmungs- und Blutthätigkeit der Frauen und die geringere Anzahl von Sauerstoff aufnehmenden rothen Blutkörperchen es mit sich bringt, daß die Erfrischung der Nervenzellen und Nervenfasern, insbesondere ihre Neusättigung mit Sauerstoff bei Frauen etwas längere Zeit erfordert. Auch kann im Allgemeinen nicht ge-

*) Die vollständige Regeneration stark in Anspruch genommener Hirnpartien scheint im Maximum sechs Stunden zu erfordern; weniger erschöpfte Gehirnpartien regeneriren sich oft nach einer Viertelstunde. Diese Versuche sind sehr interessant, doch bedarf es zu ihrer Durchführung einer starken Willensenergie Schließlich erlangt man in diesen Erprobungen der Regenerationsdauer, d. h. in der beliebigen Unterbrechung des Schlafes und Neubeginn der geistigen Thätigkeit, eine gewisse Uebung. Die Seele ist immer fähig, in den wachen Zustand zurückzukehren, sobald ihr von den Gehirnzellen die nöthigen Eindrücke zufließen.

*) Das höhere geistige Leben kommt vorzugsweise unter Betheiligung des großen Gehirnes zu Stande; doch ist bei den Willensthätigkeiten insofern sie auf Bewegungen abzielen auch das Mittelhirn wesentlich betheiligt.

leugnet werden, daß die Frauen in Folge der Beschaffenheit ihrer Blutbildungs- und Blutcirkulationsorgane leichter den Sauerstoffgehalt ihrer Nerven und ihres Gehirns verbrauchen, und somit rascher ermüden; doch büßen die Frauen ihre größere Reizempfänglichkeit auch während des Schlafes nicht ein, sie reagiren leichter auf Nervenreize und offenbaren diese stärkere Erregbarkeit auch in ihren Traumempfindungen, wie wir sehen werden.

Da die von den Gehirnzellen der Seele zufließenden Reize kurze Zeit nach dem Einschlafen so schwach werden, daß sie die Reizschwellen nicht mehr erreichen, so versinkt die Seele ziemlich bald in den Zustand der Bewußtlosigkeit, in den sogenannten traumlosen Schlaf. Dieser tritt nach meinen Beobachtungen aber nicht sofort nach dem Einschlafen ein, sondern diesem Zustande der Traumlosigkeit gehen oft noch Reproduktionsträume vorher, von denen gleichfalls bald die Rede sein wird.

Sobald während des Schlafes der Stoffwechsel die Erfrischung der Nerven herbeigeführt hat, so gewinnen zunächst die am meisten gekräftigten Partien anfangs in geringerem Grade, bald jedoch immer stärker die Fähigkeit zur Erregung des seelischen Bewußtseins, und dies gilt nach und nach für immer mehr Partien des Gehirns.*) Damit beginnt nun die Befähigung zum Traumleben, welche Disposition sich stetig steigert und gegen das Erwachen hin am stärksten ist, wobei nicht ausgeschlossen bleibt, daß die Erregung des Empfindungslebens in der Seele solche Bewegungsimpulse veranlaßt, welche zum Erwachen führen können.

Das volle Erwachen findet natürlich immer erst statt, wenn die Seele die Herrschaft über die motorischen Nerven des Gehirns wiedergewonnen hat, d. h. wenn die Bewegungsorgane den Willensimpulsen der Seele wieder zugänglich geworden sind.

Auch hier zeigt es sich, daß der den Frauen eigene allgemeine Zustand leichterer Empfindungserregbarkeit im Traumleben sich gleich bleibt. Die Frauen haben, wie die Leute sagen, einen leiseren Schlaf, sie sind meist rascher zu erwecken. Ihre leicht bewegliche Seele, wenn man so sagen darf, antwortet auf die Empfindungsreize auch im Schlaf- und Traumzustande schneller durch Willensimpulse. Natürlich können gewisse Körperzustände diese Erregbarkeit entweder herabsetzen oder wesentlich erhöhen. Die Charakteristik des eigenthümlichen Verhaltens der Frauen im Traumzustande schließen wir am besten an die Besprechung der einzelnen Traumarten an.

Die Träume zerfallen zunächst in zwei Klassen, nämlich in Träume des rein mechanischen Vorstellungsverlaufes, und in Träume mit theilweise normirtem Vorstellungsverlaufe. Die erste Gruppe zerfällt wieder 1. in Träume, die mit Empfindungserscheinungen, und 2. in Träume, die mit Bewegungserscheinungen verbunden sind.

Wir beginnen mit der ersten Gruppe, welche wieder einerseits Träume mit neuen *Sinnesperceptionen* und andererseits Träume mit *Reproduktionen* umschließt.

Da unser vegetatives Nervensystem auch während des Schlafes seine Thätigkeit fortsetzt, so ist, sobald die zum Gehirne führenden Nerven für das Allgemein-Empfinden durch die Stärkung während des tiefen traumlosen Schlafes die nöthige Leitungsfähigkeit wieder erlangt haben, unausgesetzt Anlaß geboten, der Seele Empfindungen zuzuführen. Bald aber geschieht dies auch von den Tast- und Temperaturnerven, von den Gehörs- und vielleicht auch von den Geruchsnerven, weniger von den Geschmacksnerven und am mindesten von den Gesichtsnerven, insofern es sich bei letzteren um die Leitung *äußerer Lichtreize* handelt, weil nicht nur die Augen geschlossen sind, sondern auch zumeist Dunkel im Schlafzimmer herrscht. Die von den wieder leitungsfähig gewordenen Sinnesnerven der Seele zugeführten Reize erregen nun Traumvorstellungen und müssen die Seele zunächst zur Lokalisation veranlassen, d. h. zur Verlegung der empfangenen Reize an bestimmte Körperstellen (wie dies beim Wachen immer geschieht) verbunden mit einem Schlusse auf die veranlassende Ursache des auf eine bestimmte Körperstelle ausgeübten Reizes. Da beginnt nun sofort eine eigenthümliche Gestaltung des Traumlebens. Die Reize werden *falsch* lokalisirt und oft in geradezu ungeheuerlicher Weise *umgedeutet*.

Man spricht in diesem Sinne von sogenannten *Illusionsträumen*.

*) Es ist durch Versuche erhärtet, daß gewisse Partien des großen Gehirns bestimmte geistige Thätigkeiten vermitteln helfen; namentlich scheinen die Faserzüge der Sinnesorgane in abgegrenzten Gebieten der Großhirnrinde zu endigen.

Unter einer Illusion verstehen wir bekanntlich die falsche Deutung sinnlicher Eindrücke, wie wenn wir einen glatten und kalten Stein bei der Berührung für naß, das Miauen einer Katze für das Geschrei eines kleinen Kindes, einen Baumstumpf in der Dämmerung für einen Menschen halten.

Ein schmerzhafter Druck auf einen Körpertheil wird im Traume z. B. als Biß oder Stich empfunden. Als veranlassende Ursache wird, da ein Orientiren, wie beim Wachen unmöglich ist, oft das Fernliegendste angenommen. So glaubt sich der Träumende von einer Waffe gestochen, von einem Thiere gebissen u. s. w. Einer im Zustande solcher Traum-Illusionen befindlichen Frau träumt z. B., ein Mörder stoße mit dem Dolche nach ihrer Seite, ein wüthender Hund beiße sie ins Bein. Der von der zur Faust geschlossenen Hand eingeklemmte Daumen veranlaßt ein Mädchen, wenn es vielleicht noch mit dem Kopfe auf dieser geschlossenen Hand liegt, zur Empfindung des Einschnürens ihres Damens. Diese Empfindung erfährt dann z. B. die Deutung, sie sei von Daumschrauben hervorgebracht, die man dem Mädchen in einer Folterkammer anlegt.

Soweit ich aus Erzählungen von Träumen schließen kann (welche übrigens aus einem später anzugebenden Grunde nur mit großer Vorsicht aufzunehmen sind) neigen die Frauen vermöge ihrer großen Empfänglichkeit für sensible Eindrücke leicht zu solchen Traum-Illusionen.

Die zweite Art der Träume mit mechanischem Vorstellungsverlaufe sind die Reproduktionsträume. Sie bestehen aus Erinnerungsvorstellungen. Dieselben folgen einander im tollen Wirbel, dann geben sie vielleicht eine zeitlang eine Vorstellungsreihe in bester Ordnung wieder, bald aber überspringen sie eine Menge Glieder und gerathen dann im sonderbarsten Zickzack aus dem Hundertsten ins Tausendste. Das nimmt die Menschen oft Wunder, und es ist doch das am wenigsten Wunderbare des Traumes. Der mechanische Vorstellungsverlauf im Wachen nimmt denselben regellosen Gang. Bei einiger Gewandtheit läßt sich während des wachen Zustandes die normirende Kraft der logischen, ästhetischen und sittlichen Normen, sowie auch der Einfluß, welchen die Normen der Erfahrung und Sitte ausüben, für eine Zeit außer Wirkung setzen, und damit steht die Seele plötzlich allen ihren einmal erlebten erinnerungsfähigen Vorstellungen offen. Diese beginnen sofort einen Reigentanz. Voll bunten Wechsels, wie beim Kaleidoskop, gestalten sich die psychischen Bilder. Jede Vorstellung kann das Anfangsglied einer neuen Reihe werden, und wie ein sich zerfasernder Blitzstrahl springt das Bewußtsein in den Vorstellungskreisen umher. Ein Unterschied zwischen diesem Spiele der mechanisch verlaufenden Vorstellungen und dem Reproduktionstraum besteht nur insofern, als wir uns beim wachen Träumen, sobald wir wollen, oder sobald man uns stört, an der Außenwelt orientiren und das Richtige dieses Vorstellungstanzes jeden Augenblick zu erkennen vermögen.

Im Traume halten wir jedoch diesen Vorstellungswirrwarr für ein wirkliches Erleben, und wir wollen nun einen solchen Traum erzählen.

Fräulein M. fährt zu einem Maskenballe. Pfeilgeschwind fliegt der Wagen über die beschneite Straße. Jetzt nähert er sich dem Hotel, wo der Ball stattfinden soll. Die Dame erkennt bereits deutlich die Aufschrift des Hotels: „Stadt London." Da hindert sie auf einmal ein breites Wasser am Weiterkommen. Wettfahrende Ruderboote fliegen vorüber, beim Hotel stehen eine Menge Menschen und schauen zu. Auf einmal ist der Wagen auf der andern Seite des Wassers, die Verehrer des Rudersportes sind zu Gaffern geworden, welche die Ballgäste anstaunen. Die Dame will sich ein wenig wundern, daß die Kellner des Hotels alle im Matrosenkostüme in der Einfahrt und auf der Treppe stehen; aber schon sieht die Ballbesucherin sich mit denselben Matrosen auf dem Verdecke eines Kriegsschiffes. Dort ist alles zum Balle vorgerichtet, und die Herren und Damen ihres Bekanntenkreises begrüßen die Neu-Angekommene. Der Tanz beginnt. Die Paare wirbeln durcheinander, sie wiegen sich hin und her, das Schiff folgt dieser Bewegung. Immer heftiger schwankt es, da gleiten die Ballgäste nach der Seite, sie stürzen über Bord. Die Dame sucht sich angstvoll anzuklammern, aber blitzschnell gleitet sie bis zum Rande des Verdecks und — wacht auf. Sie findet sich in der That in höchst unbequemer Lage, nahe am Rande des Bettes, den Kopf auf ganz schräg zusammengedrängten Kissen, ein Bein ein wenig über den Rand des Bettes geglitten. Diese letztere Thatsache erzeugte ein

unangenehmes Allgemein-Empfinden, welches als Gleiten vom Verdecke mißdeutet wurde und dem Reproduktions-Traum einen Abschluß nach Art eines Illusionstraumes gab. Der übrige tolle Spuk der Einbildungskraft aber ist nichts anderes, als ein Ueberspringen von verschiedenen Gliedern der Reproduktionsreihe in Nebenreihen. Die Vorstellung von „Stadt London" (der Name des Hotels) weckt die zeitlich und räumlich damit verknüpften Vorstellungen „großes Wasser"; daran konnte sich dann die Umbildung der Kellnertracht in Matrosenkostüme anschließen, und durch Association wurden die Kellner dorthin versetzt, wo man eigentlich Matrosen sieht, nämlich auf ein Schiff, wobei sich die Hauptvorstellung „Ball" wieder eindrängte. Das Wiegen beim Tanze aber rief sofort die Schaukelbewegung des Schiffes in der Erinnerung wach. Der körperliche Schmerz beim unbequemen Liegen brachte dann die Umdeutung der unangenehmen Empfindung durch eine Verbindung mit der bisher verlaufenen Vorstellungsreihe zu einem Gleiten vom Verdecke u. s. w.

Ein solches Umherspringen in den Associationen, die sich nach den Gesetzen des gleichzeitigen Beisammenseins, oder der unmittelbaren Aufeinanderfolge sowie der Aehnlichkeit oder des Gegensatzes gestalten, ist, wir betonen es nochmals, dem mechanischen Vorstellungsverlaufe im Wachen gerade so eigen, wie im Traume. Frauen, die schon am Tage sich gern dem Zwange der Vorstellungsnormirung entziehen, die nämlich bei minderer Bildung ihre oft sehr mechanischen häuslichen oder technischen Wirtschaftsarbeiten besorgen, unterhalten sich bei der geringeren Aufmerksamkeit, die häufig ihre Industriearbeiten fordern, mit einem solchen traumähnlichen sprunghaften Ablaufenlassen der Vorstellungen, und es stellt sich bei ihnen eine gewisse Fertigkeit im wachen Träumen ein. Solche Frauen setzen in der Nacht dieses eigenartige Geistesleben im Traume um so leichter fort, als der Versuch, die Hirnthätigkeit während des Schlafes in bestimmter Richtung zu normiren, wie wir später sehen werden, selbst bei geistig wie körperlich hoch entwickelten Menschen der Seele nur schwer gelingt.

Also nicht die oft an Narrheit grenzende sprunghafte und zusammenhangslose Buntheit der Reproduktionsträume kann sonderlich Wunder nehmen; denn diese wechselnde Bilderreihe mit ihrer der Logik Hohn sprechenden Zügellosigkeit ist ja nach den Gesetzen des psychophysischen Mechanismus begreiflich. Nein, das wirklich Räthselhafte einer solchen Traumerlebnis-Reihe liegt darin, daß der Schlafende das bunte Gaukelspiel des Traumes für volle Wirklichkeit hält und nicht für ein Spiel bloßer Erinnerungen.

Die Erklärung hiefür hat schon gar viele denkende Köpfe beschäftigt. Wir hoffen, eine zufriedenstellende Begründung geben zu können.

Wie kommen wir dazu, während des Wachens uns eine Außenwelt gegenüber zu setzen? Dadurch, daß wir die Empfindungen — z. B. den Schmerz eines Nadelstiches — den Glockenklang — wohl in uns selbst erlebt denken, ihre Ursachen aber entweder auf gewisse körperliche Stellen z. B. den Finger (Localisation) oder in gewisse außer unserem Körper befindliche Gegenstände z. B. die schwingende Glocke (Projection) verlegen.

Während wir durch die Lokalisation nur zum Begriffe des körperlichen „Ich" gelangen, schafft uns die Projektion die äußerst wichtige Vorstellung von den Dingen, welche unseren Gesammtbegriff von der „Außenwelt" ausmachen.

Für jeden unserer Sinne giebt es ein sogenanntes Projektionsfeld, d. h. jeder unserer Sinne verlegt seine Empfindungen in einer ganz bestimmten Richtung nach außen. Das Projektionsfeld des Auges nennen wir das Sehfeld, es giebt aber ebensogut Projektionsfelder für Schall-, Geruchs- und Geschmacks-, für Tast- und Temperatur-Eindrücke. Das Allgemein-Empfinden und der Muskelsinn haben nur Lokalisationsfelder, d. h. wir verlegen Empfindungen, deren Ursache in den Zuständen unserer Organe und in Muskeln bei ausgeführten Bewegungen liegen, nur in unseren eigenen Körper.

Da die Projektionen, d. h. die Verlegung unserer Empfindungen in der Form von Wahrnehmungen in die Außenwelt in derselben Richtung zentrifugal erfolgen müssen, in welcher der veranlassende Reiz zentripetal verlaufen ist, so sind die Projektionsfelder gewissermaßen Flächen oder Räume, welche als Abschlüsse des betreffenden Sinnesorgans zu betrachten sind, von denen aus die Projektion erfolgt. Während des Wachens sind nun unsere sämmtlichen Projektionsfelder durch allerlei uns wahrnehmbar werdende

sogenannte Dinge der Außenwelt besetzt, besonders das Auge, wohin ichs auch richte und wende, ist bei hellem Tage oder im beleuchteten Raume des Abends mit einer enorm großen Summe projicirter Bilder erfüllt.*) Aber auch das Ohr wird bestürmt von einer außerordentlich großen Menge von allerlei Schall-Eindrücken. Es kommt uns nämlich so vor, als ob die von unserem Innern nach außen projicirten Empfindungen gewissermaßen sich von außen in unser Bewußtsein drängten.

Die Felder des Tast- und Temperatursinnes sind meist auch stark durch Eindrücke okkupirt, weniger dagegen die Projektionsfelder der Geruchs- und Geschmacks-Eindrücke. Das Lokalisationsfeld der Allgemein-Empfindungen und der Muskelgefühle erscheint zwar durch die Ueberfülle der Eindrücke meist recht verschwommen, aber ob wir uns wohl oder übel befinden, das spüren wir auch, wenn uns nicht gerade ein ganz bestimmter Schmerz plagt.

Im Schlafe nun sind all diese Projektionsfelder durch von außen kommende Eindrücke sehr wenig besetzt. Ja, die Augen sind sogar geschlossen, um das Eindrängen dieser Eindrücke zu verhüten. Ebenso tritt bei den anderen Sinnen mehr oder weniger eine gewisse Abstumpfung der die Reize aufnehmenden Endigungen der Sinnesorgane ein, wovon man sich durch Versuche leicht überzeugen kann. Man hat freilich gesagt, daß gerade die Empfindungs-Mittelpunkte des Gehirns und des Rückenmarkes es seien, welche im Schlafe weniger reizempfänglich sich zeigten, weshalb die Sinnes-Eindrücke sehr stark sein müßten, um sich Einlaß ins Bewußtsein zu erzwingen. Sorgfältige Versuche jedoch zeigen, daß die mindere Reiz-Empfänglichkeit während des Schlafes und des Traumlebens thatsächlich bei den Endorganen der Sinne beginnt.

Nun ist freilich festzuhalten, daß alle unsere Empfindungen, also auch die daraus sich entwickelnden Vorstellungen und die aus denselben sich aufbauenden Anschauungen von Dingen nur unter Mitbetheiligung der Gehirnzellen vor sich gehen. Die Lokalisation und Projektion jedoch sind reine Seelenthätigkeiten, welche durch die Gehirnzellen und Sinnesorgane nur angeregt werden, sonst aber einzig und allein durch die Gesetze des seelischen Mechanismus zu Stande kommen.*) Das von mir auf den Rosenstock projicirte Bild der blühenden Rose, sowie ihr Duft, den ich mit diesem Bilde verbinde, sind in meiner Seele, und ich projicire sie bloß in der Richtung, wo ich die Ursache vermuthe, welche die Farben- und die Duftempfindungen der Rose veranlaßt. Diese Ursache kann ich freilich nicht wahrnehmen, denn mein Seelenbild von der Rose und der von mir in der Seele empfundene Duft sind nicht die Rose am Stocke und sind nicht die Gase, welche die Duft-Empfindung anregen. Daß Duft- und Farbenwahrnehmung etwas specifisch Seelisches sei, bekundet am besten die wunderbare Fähigkeit der Seele, auch ohne Erregung der Sinne (jedoch unter Mitwirkung der Gehirnzellen) solche Vorstellungen, wie z. B. die einer blühenden und duftenden Rose hervorzubringen. Man nennt diese wiederbelebten Empfindungen Reproduktionen.

Dieselben unterscheiden sich während des Wachens sehr deutlich von den wirklichen Empfindungen, Wahrnehmungen und Anschauungen. Wir können nämlich diese Reproduktionen nicht projiciren, da durch wirkliche Erlebnisse unsere Projektionsfelder besetzt sind. Wir müssen die Augen schließen, um die Erinnerung an die Rose so lebhaft zu empfinden, daß wir sie zu sehen meinen; d. h. wir müssen das Projektionsfeld des Auges von anderen Eindrücken frei machen, um z. B. das Erinnerungsbild der Rose projiciren zu können. Und doch gelingt uns dies auch bei geschlossenem Auge während des Wachens noch sehr schwer, weil die Seele von den lebhaften Eindrücken der anderen Sinne zu Projektionen gedrängt wird; und weil wir an denselben uns fortwährend orientiren und uns dessen bewußt bleiben, daß nicht eine wirkliche Rose, sondern nur ein Erinnerungsbild derselben unsere Seele beschäftige.

Aber im Traume, da sind die Projektionsfelder der Sinne, wie bereits gesagt wurde,

*) Es ist nämlich das Bild jedes einzelnen Gegenstandes, z. B. die Gesichtswahrnehmung, welche mir eine Dame in einem Salon gewährt, aus einer Fülle von Theilbildern — man denke nur an die verschiedenen Partien des Kopfes — zusammengesetzt.

*) Die Gesetze des psychischen Mechanismus hat der Verfasser im 6. Jahrgange des „Naturhistorikers“ (Leipzig 1884) kurz entwickelt.

durch äußere Eindrücke nicht besetzt, und damit fehlt zugleich die Orientirung für die Außenwelt. Selbst wenn im Traume Sinnes-Eindrücke entstehen, so sind sie meist durch ihre Schwäche so wirkungslos, daß sie uns anstatt zur Orientirung zu dienen, im Gegentheil zu Illusionen veranlassen, wie wir gleichfalls schon oben sahen.

Da muß denn der Reproduktionstraum das gewinnen, was er wirklich besitzt, nämlich den vollen echten Eindruck nicht einer Reihe von Erinnerungen, sondern einer Reihe wirklicher neuer Erlebnisse, hervorgebracht durch irrthümlich angenommene Eindrücke der Außenwelt; d. h. ganz einfach, wir projiciren im Traume unsere Reproduktionen in die Außenwelt, werden dadurch zur Auffassung einer solchen genöthigt und sehen nun leibhaftig die Rose, genießen ihren Duft, fassen den Apfel, empfinden seine Kühle, seinen Widerstand beim Drucke, seinen Geschmack beim Essen ganz so, als ob wir es mit einen wirklichen Apfel zu thun hätten. Da jede korrigirende Orientirung gänzlich fehlt, so halten wir im Traume den ganzen Vorgang des Apfelpflückens und Schälens sowie des schließlichen Genießens für ein wirkliches Ereigniß und empfinden ganz genau dasselbe, als wenn wir im Wachen alles Genannte an einem wirklichen Apfel erlebten.

Man nennt ein Träumen, wobei alle Vorstellungen mit großer Deutlichkeit als Erlebnisse sich darbieten, mit vollem Rechte ein „lebhaftes" Träumen. Alle Frauen, von denen ich mir Träume erzählen ließ (wobei freilich gewöhnlich während des Erzählens fast unbewußt vieles hinzugeträumt wird) stimmten darin überein, daß ihre Träume außerordentlich lebhaft seien.

Wenn jemand während des Wachens seine Reproduktionen (d. h. seine Erinnerungsbilder, denen gar keine äußeren Reize zu Grunde liegen) für wirkliche Erlebnisse hält, so sprechen wir von Hallucinationen, wie wenn z. B. eine religiös erregte Person plötzlich die Mutter Gottes oder einen Engel und dergleichen erblickt. Diese Personen haben ein wirkliches Erlebniß, sie können es mit gutem Gewissen durch einen Eid bekräftigen, daß sie sich im Zustande eines wirklichen Erlebnisses befanden; aber freilich — es war nur eine Hallucination.

Manche rechnen schon Ohrenklingen und Funkensehen zu den Hallucinationen, allein letztere Erscheinungen sind nur eine bestimmte Art von Illusionen, welche durch wirkliche Vorgänge in den Sinnesorganen veranlaßt werden. Der Hallucination jedoch darf gar kein äußerer Reiz zu Grunde liegen. Sie ist stets eine nach außen projicirte Reproduktion. Die Hallucinations-Träume sind übrigens doppelter Art. Sie projiciren entweder getreu die Reproduktion, z. B. eine Gegend, wie wir sie wirklich schon einmal ganz genau gesehen haben; oder es sind ungenaue Reproduktionen, sogenannte Einbildungsprodukte, entweder mit Auslassungen (Abstraktionen), wenn ich im Traume eine Uhr ohne Zeiger sehe, oder mit Zusätzen (Determinationen), wenn ich meine Uhr im Traume mit zwei Zifferblättern erblicke, oder Zusammensetzungen (Kombinationen) wenn ich von einer Taschenuhr träume, welche zugleich als Tabaksdose dient. Daß in dieser Beziehung die Träume Wunderliches leisten, ist richtig. Dies geschieht besonders, wenn Illusions-Empfindungen sich mit Hallucinations-Erscheinungen verbinden. Eine Dame träumt z. B. von einer früheren Reise mit ihrem Manne. Sie fahren vom Bahnhofe zum Hotel. In diesem Moment schlägt die Uhr in ihrem Schlafzimmer, und die Dame träumt nun, es werde vom Thurme wiederholt ein Glockenzeichen für das Hotelpersonal gegeben.

(Schluß folgt.)

Die medizinische Schule für Frauen in London.

Von B. von der Lage.

Nicht will ich hier eingehen auf die Ansichten für und wider das ärztliche Studium der Frauen, sondern lieber mit Sancho Pansa sprechen, „was da ist, wird auch sein können". Thatsachen sind die besten Beweise, deshalb greife ich kühn hinein in das volle Menschenleben und führe den Lesern ein lebendes Beispiel vor die Augen, aus denen sie selbst sich ihre Schlüsse ziehen mögen: die Geschichte der medizinischen Schule für Frauen, wie ich sie einem Aufsatze der „Fortnightly Review" entnehme.

Vor kaum 11 Jahren, bemerkt Mr. Wilson in dem Aufsatze Aesculapia Victrix, war der Gedanke, daß eine Frau praktische Arzneikunde ausüben könnte, für anständige Menschen geradezu schaudererregend. In den Straßen Edinburgs wurden Frauen auf ihrem Wege zur medizinischen Vorlesung geschmäht und vom Pöbel verfolgt (rabbled). Jetzt studiren englische Mädchen Arznei- und Wundarzneikunde in ihrem eigenen Institute in London unter hervorragenden Professoren; versehen mit Diplomen und akademischen Lorbeeren gehen alljährlich eine gute Anzahl von ihnen hinaus in die Welt, um ihre Kunst auszuüben, und die Welt, die einst erklärte, daß eine solche Ausdehnung der weiblichen Arbeitssphäre die ganze Gesellschaft zertrümmern müßte, sieht unbeängstigt zu. Wie hat sich dieser Umschwung bewerkstelligt? Im Frühlinge 1869 erbat sich Miß Jex Blake von dem Kollegium der Universität zu Edinburg die Erlaubniß, mit vier gleichgesinnten Frauen sich daselbst als Studentinnen der Medizin immatrikuliren zu lassen. Die Genehmigung wird ertheilt, wie der Berichterstatter meint, aus dem nicht sehr ehrenwerthen Grunde, diese thörichte Laune zu gestatten, da sie ja unschädlich sei und schönes Honorar einbringe. Von dem Augenblicke aber, wo es den Professoren klar wurde, daß es den Frauen Ernst sei mit ihrer Arbeit, daß sie Fleiß und Fähigkeiten genug hatten, um die Staatsprüfungen zu bestehen, verwandelte sich die Duldung in Bekämpfung, die Mehrzahl der Professoren verhinderte die 5 Frauen am Weiterstudiren, indem sie ihnen das Recht verweigerten sich zu den Prüfungen zu melden. Nach vergeblichen Versuchen, sich dasselbe zu erkämpfen, siedelten die 5 Studentinnen nach London über, wo sie eine warme Freundin in Mrs. Garret Anderson,*) M. D., der berühmtesten Aerztin Englands, fanden. Die ungerechte Behandlung, die ihnen in Edinburg zu Theil geworden, erregte in weiteren Kreisen lebhaften Unwillen, 24 der angesehensten Aerzte Londons faßten den Plan, den Frauen bei Gründung einer selbstständigen medizinischen Schule behülflich zu sein. Der Hauptgedanke dieser Männer war der, solche Vorsichtsmaßregeln zu treffen, daß keine Behörde die Zulassung der Studentinnen zu den Examina verweigern könnte auf Grund etwaiger inkompetenter Lehrkräfte. Das gesammte Lehrpersonal mußte deshalb anerkannten öffentlichen Instituten angehören, und so finden wir unter den Professoren nur Aerzte der Londoner Hospitäler und der Londoner Universität, unter ihnen auch die zwei bedeutendsten Aerztinnen Londons, Dr. Elizabeth Garrett Anderson und Dr. Elizabeth Blackwell, die Elite der Londoner medizinischen Welt.

Mit 1000 Pf. Sterl. begannen sie das Unternehmen am 14. Oktober 1874; 23 Studentinnen traten ein zu einem 3jährigen Versuchskursus. Düster war der Blick in die Zukunft, denn die Prüfungskommissionen („licensing bodies") verweigerten der Schule die Anerkennung und den Studentinnen die Prüfung; kein Krankenhaus gestattete ihnen den Besuch der Säle, und doch durfte kein Student zu irgend einer Prüfung zugelassen werden, der nicht in einem englischen

*) Sie war die erste englische Aerztin und bestand ihre Prüfung in Paris. Von ihr schreibt mir Miß Grove aus London: „Sie hat große Erfolge erzielt, wird als Aerztin von Kollegen und Kolleginnen hoch geachtet, sie ist eine liebevolle Gattin und hingebende Mutter zweier Kinder, deren Erziehung sie viel Zeit widmet, ihr Haus ist ein Muster von Schönheit und Sauberkeit. Ihre Studien mußten alle privatim gemacht werden, da noch keine Frauenschule existirte."

Hospital von wenigstens 100 Betten gearbeitet hatte. Die Hospitalverwaltungen waren wohl bereit, sie einzulassen, aber die Aerzte verhinderten die Erlaubniß. Erst im Jahre 1877 gelang es Mr. Stansfeld, Mitglied des Parlaments, und Mr. Hopgood, dem Vorsitzenden eines Hospitalkomités, einigermaßen genügende Vorrichtungen zu treffen: das Royal Free Hospital in Gray's Inn Road gestattete den Studentinnen den Eintritt in seine Säle gegen Bezahlung von jährlich 315 Pfd. Sterl. an das Hospital und 400 Pfd. Sterl. an die Aerzte desselben. 1876 wurde Mr. Russell Gurney's Bill angenommen, wonach alle britischen „licensing bodies" Frauen prüfen durften. The King and Queen's College of Physicians in Irland erklärte sich dazu bereit — Edinburg*) blieb bei seiner Weigerung —, London University folgte. Am 15. Mai 1878 wurde ein neues Gesetz angenommen, nach welchem den Frauen alle, auch die höchsten medizinischen Prüfungen offen sein sollten. Bei der Abstimmung hierüber waren die Stimmen vertheilt wie folgt:

Für das Gesetz: 22 Aerzte, 33 Philosophen, 28 Juristen, 148 Philologen,
Gegen dasselbe: 83 Aerzte, 4 Philosophen, 9 Juristen, 36 Philologen

Interessant bei diesem Kampfe gegen Herkommen und Vorurtheil ist, daß alle licensing bodies übereinstimmten, keine Frau zur Prüfung zuzulassen, ausgenommen die pharmazeutische Kommission, die aber als Zulaßbedingung den Besuch der ihnen verschlossenen Institute aufstellte, daß in Zeit von 3 Jahren ein vollständiger Sieg errungen war durch rastlose Energie ohne lauten Lärm und öffentliches Auftreten der Kämpfer. 3 Jahre genügten den englischen Frauen, weil sie ernstlich wollten und wußten, was sie wollten! Selbst die für den Unterhalt so nöthigen Gelder wurden durch Legate und Subskriptionen gedeckt, aber trotzdem diese Anstalt die einzige Großbritanniens ist, die den Frauen die ärztliche Ausbildung giebt, die der besten der Männer gleichkommt, ist das Institut arm und immer noch auf Privatunterstützung angewiesen, der Staat gewährt ihnen keine Subvention. Und dennoch versteht die Schule den Studentinnen das Leben daselbst heiter und angenehm zu gestalten, ohne den Ernst der Arbeit zu schädigen. Abgelegen von dem geräuschvollen Treiben Londons, in einer ruhigen Straße in Bloomsbury (London), umschlossen von hohen Mauern und beschattet von stattlichen Bäumen, befindet sich das Gebäude, ehemaliges Eigenthum einer aristokratischen Familie. Ein Portierhäuschen steht am Eingange zu dem freundlichen Garten mit seinem Grasplatze, auf dem zu Zeiten ein fröhliches Treiben der jungen Damen herrscht, die ihre Studien hier bei einer Lawntennispartie vergessen. Steintreppen führen zu ihm hinab von der Terrasse auf der einen Seite des Hauses, während die Fenster des Erdgeschosses auf der anderen Seite nach einer Veranda hinausgehen. Die Auditorien, das Museum, die Bibliothek, das Laboratorium, gemüthliche kleine Lese- und Theezimmer, das Secirzimmer, alles luftig, hell und peinlich sauber. Entgegen den englischen Einrichtungen nimmt die medizinische Schule für Frauen keine Pensionäre auf. Das Kuratorium geht von dem Gedanken aus, daß jedes Spezialstudium den geistigen Horizont beschränkt, wenn nicht ein Gegengewicht vorhanden ist, deshalb sollen die Studentinnen lieber in anderer Umgebung leben. Aus demselben Grunde ist auch anderen studirenden Frauen der Besuch der Vorlesungen gestattet. Der Eintritt hängt nur von einer Aufnahmeprüfung ab; freilich muß die junge Studentin außer den dazu erforderlichen Kenntnissen scharfen Verstand und gute Gesundheit besitzen und über ein kleines Kapital verfügen können, denn um alle Lebens- und Studienkosten bestreiten zu können, muß sie auf eine Ausgabe von 200 Pfund jährlich rechnen.

150 Studentinnen haben seit 1874 die Anstalt besucht, 41 von ihnen sind in Irland und 13 in London geprüft worden, andere in Bern und Zürich, eine in Montpellier und 2 in Paris. 65 studiren gegenwärtig, 28 sind Missionärinnen geworden, 26 besuchten die Vorlesungen zu anderen Zwecken, und nur 15 haben den Studien entsagt aus verschiedenen Gründen, unter ihnen nur 2 aus Kränklichkeit. Verschiedene der Damen haben sich bei den Prüfungen ausgezeichnet, eine derselben, die leider im Herbst an Diphtheritis verstorbene Miß Helene Pribeaux, gewann — wie noch zwei nach ihr — die goldene Medaille für Anatomie und errang die höchsten

*) Seit kurzer Zeit — Monat März 1886 — hat Edinburg seine Weigerung zurückgenommen.

Auszeichnungen bei den Examina.*) Kurz vor ihrem Tode wurde sie als Hausärztin in dem Kinderhospital zu Paddington angestellt, eine andere ist Aerztin an der Post. Zahlreich sind die Dankesbriefe der Patienten in dem Krankenhause, in welchem die Studentinnen ihre praktischen, sehr gründlichen Studien durchmachen, zahlreich die anerkennenden Berichte über die nach den Kolonien gegangenen Aerztinnen.

„War die Schule eine Nothwendigkeit?" fährt der Verfasser fort; „daß Frauen den ärztlichen Beruf mit Beifall und Erfolg in privater und öffentlicher Thätigkeit ausüben, beweist, daß sie einem wirklichen Bedürfniß entsprechen, das hervorgeht aus einem zarten Schicklichkeitsgefühl, welches nur Brutalität unterdrücken oder mißachten könnte." Wie aber steht es mit dem pekuniären Erfolg der Aerztinnen? In Amerika giebt es geschickte und ungeschickte Doktoren beider Geschlechter, die ersteren haben zu leben, die letzteren nicht. Nicht selten ist es in den größeren Städten, daß die weiblichen Mitglieder der Familie eine Aerztin, die männlichen einen Arzt konsultiren. Mädchenpensionate haben Aerztinnen; in dem berühmten Gefängniß für Frauen in Massachusetts steht eine Aerztin an der Spitze, der Gehülfinnen untergeordnet sind. Im Jahre 1881 wurden folgende statistische Notizen in Saratoga gegeben: von 430 geprüften Aerztinnen haben 390 praktizirt, von denen nur 11 nicht im Stande waren, sich selbst zu erhalten; von 13 Frauen, die aus Kränklichkeit dem Beruf entsagten, konnten nur 4 (!) ihren Gesundheitszustand auf das Studium zurückführen, 67 haben sich theils vor, theils nach der Prüfung verheirathet und sind gesunde und tüchtige Hausfrauen und Mütter kräftiger Kinder geworden; 25 haben sogar nach der Verheirathung ihre ärztliche Thätigkeit fortgesetzt. „Kein Wunder," meint Mr. Wilson, „denn die sogenannte zarte Gesundheit der Frauen ist zum großen Theil herzuleiten von einem müßiggängerischen Stubenhocken, während das frische thätige Leben einer Aerztin ihre Gesundheit kräftigt."

*) Die Prüfungskommissionen machen absolut keinen Unterschied zwischen Studenten und Studentinnen; wenn es also heißt: Miß Prideaux war die erste unter zwanzig, so sind dies zwanzig Männer. Sie war die erste Frau, welche die goldene Medaille errang, eine hohe werthvolle Auszeichnung.

Ueber die Praxis der Aerztinnen in England urtheilt Mr. Wilson im Allgemeinen günstig, besonders für diejenigen in den größeren Provinzialstädten, weniger aussichtsvoll sei es auf dem Lande. In Indien, China, Egypten dagegen eröffnen sich ihnen gute Aussichten, vorzüglich in Indien. Unter dem Protektorate der Königin hat sich unter der Gräfin von Dufferin Vorsitz ein Komité gebildet zur Ausbildung indischer Aerztinnen. Dr. Mrs. Scharlieb in Madras, Dr. Miß Pechey in Bombay haben dort angesehene Stellungen, Miß Howard hat sich die Anerkennung und Dankbarkeit des chinesischen Vicekönigs Li-Hung-Chang durch die glückliche Kur seiner Gemahlin erworben, und in England selbst werden bald alle Schulen, Hospitäler, Arbeitshäuser, Gefängnisse, Besserungsanstalten, selbst alle Auswandererschiffe, für ihre weiblichen Insassen Aerztinnen anstellen.*)

Ehe ich diesen kurzen Bericht aus dem wirklichen Leben beschließe, sei es mir vergönnt, noch einige interessante subjektive Bemerkungen Mr. Wilsons hinzuzufügen Die große Mehrzahl der geprüften Aerztinnen, sagt er, heirathen meist unmittelbar nach ihrer letzten Prüfung. Man könnte fast glauben, daß die Männer gerade diejenigen Frauen sich erwählten, deren intellektuelles Streben sie angeblich verurtheilen. — Warum, fährt er später fort, sollen verheirathete Frauen ihre Praxis aufgeben? Können sie nicht ihre häuslichen Pflichten mit ihrer Thätigkeit so gut vereinigen wie viele Künstlerinnen und Schriftstellerinnen, besser vielleicht sogar als manche vornehme Dame, die einen politischen „Salon" eröffnet? — Die Humanität wird dadurch keine Fortschritte machen, daß sie diejenigen, die nicht im Stande sind, ihr ganzes Leben mit Familieninteressen auszufüllen, zwingt ihre Sehnsucht nach anderer Thätigkeit gewaltsam zu unterdrücken, vorausgesetzt, diese seien in sich nicht demoralisirend. Aber keine gebildete, vorurtheilslose Person glaubt heutzutage, daß Praxis oder Studium der Medizin eine Frau demoralisiren kann. Der Krankendienst hat in allen Jahrhunderten eine große An-

*) In Berlin geht der Letteverein in dieser Hinsicht mit rühmlichem Beispiele voran. Fräulein Dr. Tiburtius ist Aerztin am Viktoriastifte sowie an der Haushaltungsschule. Auch die Besserungsanstalt in Reinickendorf hat dieselbe Aerztin.

ziehungskraft auf Frauen ausgeübt, und es ist wohl jedem gesunden Menschenverstande zuwider, anzunehmen, daß eine Frau durch denselben unweiblich werde, sobald er aufhöre, unwissenschaftlich zu sein. Seit 11 Jahren treiben englische Frauen theoretisch und praktisch die Arzneikunst, angefeuert durch die öffentliche Sympathie und ohne im geringsten die Hochachtung der Gesellschaft in ihren Eigenschaften als Töchter, Gattinnen und Mütter zu verlieren, oder ihre feineren Herzensgaben einzubüßen. Die Mehrzahl der englischen Männer denkt ohne Zweifel, daß sobald eine Frau wirkliche Liebe zur Wissenschaft und Streben nach Selbstständigkeit hat, ihr wenigstens dieselbe Freiheit des Versuchs gelassen werden sollte wie den jungen Männern."

Was da ist, wird auch sein können!

Triebfedern des Lebens.

Von Max von Weißenthurn.

Jedweder von uns lebt leicht nach der Regel,
Solang ein günstiger Wind treibt sein Segel,
Doch nur wer auch in Sturm und Meerestoben
Die rechten Bahnen einhält, ist zu loben.
Mirza Schaffy.

Der Hunger und die Liebe, sagt man, wären die beiden mächtigsten Faktoren, welche das Menschenleben lenken, Glück und Unheil hervorzurufen im Stande seien, mehr denn eine Existenz vernichtet haben — vernichten werden, so lange der Weltengeist besteht. Im Bunde der Mächte die Dritte, welcher man solche Gewalt zuschreiben darf — ist die Eitelkeit. Nur sind die Fälle, wo diese segenspendend zu Tage tritt, weit seltener als bei der Liebe und dem Hunger.

Wer fröhlich tändelnd, nur oberflächlich in den Tag hineinlebt, an dem Heute sich freut, ohne an das Gestern und Morgen zu denken, wird vielleicht keiner der drei obengenannten Eigenschaften auch nur ein Atom jener Macht einzuräumen geneigt sein, welche sie thatsächlich besitzt; wenn man aber Gelegenheit hatte, Umschau zu halten, Einblick zu thun in den heißen Kampf des Lebens, so giebt man mir vermuthlich Recht.

Wie manches Verbrechen, wie manchen den allerdings oftmals dornenvollen Pfad der Tugend verlassenden Lebenswandel, hat, wenn man's recht bedenkt, im allerersten Entstehen nur der Hunger verschuldet. Jene, die ihn nie gekannt, haben es freilich leicht, sich in tugendprotzender Entrüstung abzuwenden; ihnen fällt es nicht schwer, von Pflicht und Moral zu predigen, wenn sie an der gedeckten Tafel sitzen, es frägt sich nur, ob im gegebenen Falle sie selbst Pflicht und Moral in hinreichendem Maße geübt haben würden, um stoisch jeder Versuchung zu widerstehen.

Wie Viele giebt es, die von Kindheit an dem Müßiggange zugethan, in demselben aufgewachsen, an keine regelmäßige Arbeit gewöhnt, von der Hand zum Munde lebten, so lange die letzten Mittel reichten; dann, zu schwach, sich irgend etwas zu versagen, änderten sie nichts an der gewohnten Lebensweise, verschafften sie sich die zu derselben nöthigen Hilfsquellen, entweder durch einen mehr oder minder leicht zu Tage tretenden Betrug, oder durch andere kaum weniger unlautere Schleichwege, — im günstigsten und besten Falle durch eine reiche Heirath, bei der das Herz nichts zu thun hat und wo nur der wohlgefüllte Geldsack gefreit wird.

Die Liebe — daß sie einen wesentlichen Einfluß übt und immer üben wird auf Schicksale und Charaktere, wer wollte, wer könnte es in Abrede stellen? Sie ist die Hohepriesterin, welche dem Dasein Weihe verleiht, Herzen veredelt, Menschen beglückt, Verbrechen entsühnt; sie kann aber auch dämonische Gestaltung annehmen und vernichtend eingreifen in die Lebensschicksale jener, welche ihr anheimgefallen.

Ein Chef der Pariser Sicherheitspolizei hat vor Jahren den seither zum geflügelten Worte gewordenen Ausspruch gethan: „Cherchez la

femme“ und wollte damit andeuten, daß die Ursache so mancher aufregenden, tief eingreifenden Ereignisse meistens in der Frau zu suchen sei. Viel treffender sollte man sagen: „Cherchez l'amour;“ denn giebt es auch kaum einen Mann, in dessen Leben die Frau keine Rolle spielt, so finden sich doch auch gewiß blutwenig irdische Wesen, weß' Geschlechtes und weß' Völkerstammes sie auch seien, in deren Dasein der Liebe nicht zu irgend einer Zeitepoche gewaltige Macht eingeräumt worden wäre. Freilich begegnet man auch grausigen Abarten von Liebe, welche diese weihevolle Bezeichnung gar nicht verdienen, die der hohen, heiligen Empfindung anscheinend als Blasphemie entgegen stehen; sucht man aber deren Genesis, so war sie ursprünglich doch Liebe, wenn auch irrig aufgefaßte.

Und nun erst die Eitelkeit! Sie wird vielfach für eine jener harmlosen Untugenden angesehen, welche überlegene Geister mitleidig belächeln, welche in erster Linie nur den Frauen zur Last gelegt wird, und der man deshalb auch keine sonderliche Tragweite beimißt. Daß Frauen häufig mit einer tüchtigen Dosis Eitelkeit ausgestattet zu sein pflegen, ist eine Thatsache, welche sich auch wirklich nicht in Abrede stellen läßt; nur darf man durchschnittlich annehmen, daß die Eitelkeit der Frau sich damit genügen lasse, wenn sie in Toilettentand, Geheimhaltung des Alters und ähnlichen banalen Dingen ihr Szepter schwinge, während sie beim Manne gefährlichere Dimensionen anzunehmen pflegt. Jener Mann, bei dem die Eitelkeit nur im tadellos gemachten Rocke, im „feschen Schnurrbart“, der hinreichend steifen Manchetten steckt, jener Mann, der die Schwäche besitzt, entweder durch physische Vorzüge, an denen er ganz unschuldig ist und die er nur der Mutter Natur zu danken hat, oder durch Schneiderkunst, als siegender Adonis leuchten zu wollen, ist meist eine so jämmerliche, geistige Null, daß seine Eitelkeit ebenso wenig wie sein ganzes übriges Ich in Erwägung gezogen zu werden verdient. Gefährlich und verhängnißvoll kann Eitelkeit im Grunde genommen nur bei gescheuten Leuten beiderlei Geschlechtes sein. Wollte man nachforschen, wo man dieselbe durchschnittlich mehr finde, bei klugen Männern oder klugen Frauen, so halte ich dafür, daß sie bei den ersteren viel stärker und viel bedeutsamer vertreten sei als bei dem schwachen Geschlecht.

Es giebt meines Erachtens zwei Arten von Eitelkeit! Erstens jene, welche sich auf den äußeren Menschen und dessen Ausschmückung beschränkt und so lange harmlos ist, als sie eben nicht dermaßen um sich greift, daß ihr Alles zum Opfer gebracht wird. Zweitens giebt es die Eitelkeit geistig bedeutender Menschen, welche nur allzuhäufig auch an das Herz greift und dessen edelstes Empfinden untergräbt.

Aus verletzter Eitelkeit ist die Frau manch' unedler Handlung, manch' unfeiner Regung fähig, selbst, wenn sie im Grunde genommen, nicht schlecht. Aus verletzter Eitelkeit begeht der Mann die größte Niedrigkeit, deren er sich bei kaltem Blute schämen müßte. Die Eitelkeit ist die Achillesverse, an der selbst der bedeutendste Mann verletzbar sein kann; durch die Eitelkeit läßt er sich sogar von rohen Elementen ausnutzen, denen er sonst geistig und ethisch bei Weitem überlegen. Durch die Eitelkeit und den Weihrauch, welcher derselben gestreut wird, verlieren an sich kluge Menschen Maßstab und klaren Blick, sehen sie Dinge, welche nicht vorhanden sind und überblicken solche, welche ihrem Auge nahe liegen sollten und die sie bei klarer Erkenntniß vor wesentlichem Unheil zu behüten im Stande wären. Blickt man viel um sich im Leben, so verliert man oftmals die Freude an guten Handlungen, die man begehen sieht, weil man zu deutlich erkennt, daß nicht das gute Herz, sondern nur die Eitelkeit sie veranlaßt haben.

Hunger, Liebe, Eitelkeit — diese drei Faktoren sind es also — welche von der Wiege bis zum Grabe den höchsten Einfluß besitzen auf die Menschen, denen das Gleichgewicht zu halten, es aber auch wieder drei Dinge giebt, die eines ohne das andere nie so segenbrindend wirken, als in edler Vereinigung — Arbeit — Vernunft — Herzenstakt.

Für den Hunger, die Arbeit — welche Subsistenzmittel und Frohsinn im Gefolge hat, für die Liebe — die Vernunft, damit sie edel, rein und vornehm bleibe, für die Eitelkeit — den Herzenstakt, damit sie nimmer jene Dimensionen annehme, welche schädlich wirken, sondern stets nur das Körnchen Selbstgefühl bleibe, dessen man bedarf, um sich nicht im Schlamme zu verlieren.

Erinnerungen an Prinzessin Carl von Hessen, geborene Prinzessin Elisabeth von Preußen.

Von Gebhard Bernin.

Es war am 21. März 1885 in der 6. Abendstunde, als eine hohe Frau aus diesem Leben abberufen wurde. In dem altehrwürdigen Königsschlosse zu Berlin hatte sie 69 Jahre vorher das Licht der Welt erblickt, und den größten Theil ihrer reichgesegneten irdischen Thätigkeit hatte sie in ihrem freundlichen kleinen Palais zu Darmstadt entfaltet, bis sie einer müden Wanderin ähnlich, welche ihr Tagewerk vollbracht hat, in ein besseres Leben hinüberschlummerte, sanft und ohne Klage, wie das stets ihre Gewohnheit gewesen war. Der Name dieser hohen Frau, dieser deutschen Fürstin hat im ganzen Reiche einen guten Klang: es ist Prinzessin Carl von Hessen, geborene Prinzessin Elisabeth von Preußen.

Seitdem ist ein volles Jahr verflossen. Eine berufene und pietätsvolle Hand hat es inzwischen unternommen, nach zuverlässigen Materialien und eigener genauer Kenntniß ein Lebensbild der verstorbenen Prinzessin zu entwerfen, welches soeben in Buchform als hochwillkommene literarische Gabe im Druck erschienen ist. Daß dieser Führer ein völlig zuverlässiger ist, wird schon durch die Thatsache als bewiesen gelten können, daß das Lebensbild von dem langjährigen Seelsorger und treuen Freunde der Verblichenen, dem gegenwärtigen Oberhofprediger zu Darmstadt, verfaßt worden ist.

Prinzessin Elisabeth von Preußen ist am 18. Juni 1815, dem Schlachttage von Waterloo, geboren. Ihr Vater war Prinz Wilhelm, der jüngste Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., ein tapferer Degen aus dem Hohenzollerngeschlecht, welcher einen ruhmvollen Antheil an den Kriegen mit Frankreich genommen und sich besonders auch in der unglücklichen Schlacht bei Auerstädt hervorgethan hat. Wie patriotisch dieser ritterliche Prinz dachte, ergiebt sich schon aus der einen Thatsache, daß derselbe nach Abschuß des Friedens von Tilsit sich selbst dazu erbot, zur Bürgschaft für die Bezahlung der dem König Friedrich Wilhelm III. auferlegten hohen Kriegsentschädigung (150 Millionen Thaler) als Gefangener nach Frankreich zu gehen, wenn Napoleon I. sich zu milderen Friedensbedingungen bereit erklärte. Es kam nicht dazu, dagegen konnte der Prinz noch wacker in den Kriegen von 1813—15 mitkämpfen und mehrmals seine Umsicht und Tapferkeit bewähren.

Seine Gemahlin war Prinzessin Maria Anna, Tochter des Landgrafen Friedrich V. von Hessen-Homburg, eines gleichfalls ächt ritterlichen Geschlechts. Nicht weniger als 6 Brüder waren in den Krieg gegen Frankreich gezogen, und einer derselben, Prinz Leopold, hatte fast gleichzeitig mit dem berühmten General Scharnhorst auf dem Schlachtfelde von Groß-Görschen am 2. Mai 1813 sein Leben für das Vaterland gelassen. Aehnlich wie die Königin Luise hatte Prinzessin Wilhelm im Herbste 1806 von Berlin nach Königsberg und bis Memel flüchten müssen, und auf dieser Reise waren ihr zwei Kinder gestorben: eine ungetaufte Tochter und die am 4. Juli 1803 geborene Prinzessin Amalie.

Prinzessin Elisabeth von Preußen kam in dem sogenannten „blauen" Zimmer des alten Schlosses in Berlin zur Welt und empfing in der heiligen Taufe am 3. Juli 1815 außer ihrem Rufnamen noch die Namen Maria, Caroline, Victoria, den letzteren unter Bezugnahme auf den Sieg von Waterloo; zu ihren Pathen zählte sie den Feldmarschall Blücher, den Herzog von Wellington und den General von Bülow, in dessen Korps Prinz Wilhelm an der Spitze einer Kavallerie-Brigade am 18. Juni tapfer gekämpft hatte.

Von der Mutter wurde die kleine Erdenbürgerin „Elschen" genannt; sie hatte offene Gesichtszüge, blühende Farbe, lebhafte Augen und prachtvolle braune Haare. Bald konnte auch der aus dem Felde zurückkehrende Prinz Wilhelm sein Töchterlein an sein Herz schließen und sich des lange entbehrten Familienglückes erfreuen; am 2. August 1817 beschenkte ihn

seine Gemahlin mit einem neuen Prinzen Waldemar, dem am 15. Oktober 1825 die Prinzessin Maria folgte.

Es waren schöne Tage, welche damals die Mitglieder der gesammten königlichen Familie genießen konnten. Prinzessin Mariane bildete nach dem leider so früh erfolgten Hinscheiden der Königin Luise, welche am 19. Juli 1810 diesem Leben entrissen worden war, den natürlichen Mittelpunkt des Hoflebens, ohne ihre Mitwirkung wurde nicht leicht eine wichtige Angelegenheit entschieden. Die königlichen Kinder liebten sie wie die eigene Mutter, besonders war ihr der warmherzige, hochbegabte Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., mit voller Hingebung zugethan.

Das Familienleben — so berichtet unser Gewährsmann, wahrscheinlich nach eigenen Mittheilungen der verewigten Prinzessin — trug das Gepräge einer edlen Einfachheit und vollzog sich nach einer festen Hausordnung. Der Vormittag war der Arbeit und dem Unterricht gewidmet, worauf eine Spazierfahrt folgte. Um 4 Uhr fand das Mittagessen statt, um 7 Uhr wurde der Thee getrunken. Nach dem Thee pflegte der Prinz etwas vorzulesen, die Damen beschäftigten sich mit Handarbeiten, die Kinder spielten oder lasen in den Nebenzimmern. Um 9 Uhr war gemeinschaftliches Abendessen, und Punkt 10 Uhr wurden Alle entlassen. Am Sonntag war der Besuch des Gottesdienstes feststehende Sitte. Außer in den Dom ging die fürstliche Familie besonders in die Kirche der böhmischen Gemeinde, wo Goßner, oder in die Parochialkirche, in welcher Arndt predigte.

Prinz Waldemar und Prinzessin Elisabeth standen unter der Aufsicht einer Predigerwittwe Namens Mebes und schliefen mit derselben in einem Zimmer. Da sie nie allein waren, erwachte einmal in ihnen das Verlangen, sich das Vergnügen des Alleinseins zu verschaffen, und sie verabredeten mit einander, eines Morgens in aller Stille unbemerkt von der noch schlafenden Bonne aufzustehen. Als dieselbe erwachte und die Kinder nicht in ihren Betten fand, wurde sie von Schreck und Angst ergriffen und stürzte in das Nebenzimmer; hier saßen die beiden Kleinen vergnügt neben einander am Fenster und wünschten jubelnd „guten Morgen". Prinzessin Elisabeth liebte die freie ungenirte Bewegung. Das offen herunterhängende Haar war ihr oft sehr unbequem. Wenn sie am Geburtstag, zur Erinnerung an Waterloo, einen Lorbeerkranz tragen mußte, schüttelte sie ihn manchmal ungeduldig vom Kopfe, und gern entwischte sie den Händen der alten Kinderfrau, um sich zu verstecken, aber mit der Bitte zurückzukehren: „Sei nicht böse, Mutterchen!"

Mit dem 10. Jahre erhielt sie in Fräulein von Obstfelder eine Erzieherin, ohne jedoch dadurch der besonderen Leitung ihrer Mutter entzogen zu werden. Prinzessin Wilhelm hatte den Grundsatz, sich möglichst viel mit ihren Töchtern zu beschäftigen, sie schon früh in ihr eigenes Thun und Wirken hineinzuziehen, um sie bei Zeiten an nützliche Thätigkeit zu gewöhnen und für das spätere Leben tüchtig auszubilden. Bereits in ihrem 12. Lebensjahre wurde darum Prinzessin Elisabeth mit der Arbeit christlicher Liebe und Barmherzigkeit vertraut gemacht.

Frau Prediger Weiße in Pankow bei Berlin hatte ihre 6jährige Tochter durch den Tod verloren und hierauf zwei arme Waisenkinder in ihr Haus aufgenommen. Bei ihrer innigen Liebe zu den Kindern und einer besonderen Neigung und Befähigung zur Pflege derselben erwachte in ihr der Gedanke, eine Anstalt für Findlinge und arme Waisen zu gründen. Sie legte ihren Plan der Prinzessin Wilhelm vor und empfing die Zusicherung der wärmsten Theilnahme und kräftigsten Unterstützung. Die Mitglieder der königlichen Familie spendeten alsbald reiche Geschenke für die erste Einrichtung, und mit Einwilligung des Königs (Friedrich Wilhelm III.) übernahm die junge Prinzessin das Protektorat über das nach ihr genannte Elisabethstift zu Pankow. Am 5. Mai 1826 wurde das Haus mit sechs Kindern und 2 Krankenstellen eröffnet. Prinzessin Elisabeth wohnte der Eröffnungsfeier und der mit derselben verbundenen ersten Taufe eines Kindes bei, dessen Mutter bei seiner Geburt gestorben war. Ihre eigenhändige Unterschrift bei Gelegenheit dieser Feier (die Prinzessin war damals noch nicht 11 Jahre alt!) wird jetzt noch sorgsam im Stift aufbewahrt. Die Prinzessin bildete mit ihren Freundinnen einen Nähverein, in welchem für das Stift gearbeitet wurde und blieb bis ans Ende eine treue Freundin der ersten, ihrer Fürsorge vertrauten Anstalt.

Das war also die erste Gelegenheit, bei welcher sich das für Andere sorgende Gemüth

der Prinzessin zu bethätigen hatte. Eine ganze Reihe anderer wohlthätiger Anstalten ist im Laufe der späteren Zeit der wohlwollenden und stets hilfsbereiten Gesinnung, oft auch der Initiative der edlen Prinzessin zu Dank verpflichtet worden. Vielleicht ist auch das Vorbild der heiligen Landgräfin Elisabeth von Thüringen für sie von Einfluß gewesen, wenigstens hat sie selbst durch die That bewiesen, wie sehr es ihr in ihrem ganzen Leben Ernst damit war, das Beispiel jener Stammmutter des fürstlich hessischen Hauses nachzuahmen.

Die so gewonnene frühe Bekanntschaft mit dem Ernste und Elende des Menschenlebens that keineswegs dem frischen fröhlichen Geiste Eintrag, welcher in dem Berliner Königsschloß damals zu herrschen pflegte. Bei der bekannten großen Neigung des Königs Friedrich Wilhelm III. für das Heerwesen war es natürlich, daß insbesondere militärische Spiele von den Prinzen der königlichen Familie getrieben wurden. Mit mehreren Altersgenossen, wie den Grafen Georg und Albrecht von der Groeben, Alfred von dem Knesebeck und Anderen führten die Prinzen derartige Spiele vielfach auf, und dann wurde wohl die ganze kleine Gesellschaft nach Schloß Schönhausen eingeladen, worauf der Prinzessin Elisabeth mit ihren Gespielinnen, wie Emilie v. Zeuner, Gräfin Laura von Wartensleben, Cäcilie von dem Knesebeck, Mathilde von Werdeck und Anderen die gern erfüllte Aufgabe zufiel, die jungen Krieger mit selbstbereiteten Speisen zu bewirthen.

Auch in diesen Spielen machte sich bisweilen eine bemerkenswerthe Nachwirkung an die großen Befreiungskriege von 1813—1815 geltend, die einmal erweckte vaterländische Begeisterung hatte selbst die Kinderwelt ergriffen. So berichtet unser Gewährsmann, daß ein Lieblingsspiel der jungen Prinzessin und ihrer Freundinnen „der Besuch bei dem bösen Napoleon" gewesen sei. Die Spielenden bewaffneten sich hierbei mit Baumzweigen, stürmten auf eine steinerne Figur los, welche auf einer Terrasse des Schlosses stand, und ließen sodann dem großen Eroberer der Welt und Schlachtenkaiser jedesmal eine kräftige Züchtigung zu Theil werden.

Es herrschte damals in Preußen sowohl in den vornehmsten, wie in den einfachsten Familien eine sehr bescheidene Lebensweise, eine Folge der Entbehrungen während der mehrjährigen Kriegszustände, welche große Einschränkungen aller Art nach sich zogen. (Der Schreiber dieser Zeilen, aus dessen Familie zwei junge Männer als „freiwillige Jäger" die Befreiungskriege von 1813—15 mitgemacht haben, erinnert sich aus seiner Kindheit noch sehr wohl hierüber der bezeichnendsten Erzählungen, die in der heutigen Zeit kaum noch glaublich erscheinen.) Auch Prinzessin Elisabeth bewährte schon als Kind jene Einfachheit und offenbarte bereits damals jene Abneigung gegen unnöthige Bedürfnisse und Genüsse, welche sie während ihres ganzen späteren Lebens ausgezeichnet hat. Dieselbe aß z. B. sehr gern Erdbeeren und saure Milch, den hierzu dargebotenen Zucker wies sie jedoch stets als überflüssig zurück. Ferner zeigte sie sich oft hart gegen sich selbst und tapfer in der Unterdrückung von Aeußerungen des Schmerzes. Einst wurde sie bei einem Soldatenspiel von ihrem Bruder Adalbert (dem bekannten späteren Admiral) mit solcher Heftigkeit überfallen und in einen Graben geworfen, daß sie sich den Fuß verletzte und ohnmächtig wurde; als sie wieder zur Besinnung erwachte, war ihr erstes Wort: „Nichts sagen, es geht vorüber!"

Einen großen Theil ihrer Jugendzeit, namentlich im Sommer, verlebte Prinzessin Elisabeth in dem schönen Schlosse Fischbach in Schlesien. Um das Jahr 1822 kaufte Prinz Wilhelm von dem Freiherrn von Zedlitz das in dem Hirschberger Thale, einer der schönsten und interessantesten Gegend des schlesischen Riesengebirges, gelegene Schloß und richtete dasselbe in kunstsinniger und behaglicher Weise ein. Die mit Gemälden, Büsten und Familienerinnerungen reich ausgestatteten Zimmer dieses Tuskulums gewähren die prächtigsten Aussichten auf die berühmte Schneekoppe, sowie nach dem Falkenstein, auf dessen Gipfel Prinzessin Wilhelm im Jahre 1830 am Geburtstage ihres Gemahls ein großes Kreuz aus Gußeisen errichten ließ mit der Inschrift: „Des Kreuzes Segen über Wilhelm, seine Nachkommen und das ganze Thal."

Hier in Fischbach vereinigte sich mit dem Genuß des Landlebens und der schönen Gegend ein belebender anregender Verkehr mit manchen in der Nähe wohnenden edlen Familien. In Buchwald war es die Gräfin Reden, eine durch Wohlthätigkeit und kirchlichen Sinn ausgezeichnete Dame (sie veranlaßte unter Anderem die neue Herausgabe der Hirschberger Bibel und gab Anstoß zur Abfassung des Gerlach'schen

Bibelwerks), mit welcher die Familie des Prinzen Wilhelm oft zusammenkam. In Ruhberg bei Schmiedeberg hielt sich im Sommer öfters die Fürstin Radziwill, geborne Prinzessin Luise von Preußen, auf; mit ihr kamen dann die reichbegabten Töchter, die Prinzessinnen Elisa und Wanda. Nach Stonsdorf kam dann Prinz Reuß mit Gemahlin und nach Kreppelhof bei Landshut Graf Anton Stolberg zu Wernigerode. In solcher Umgebung gedieh Prinzessin Elisabeth körperlich und geistig in gleich vortrefflicher Art; sie entwickelte sich zu einer gesunden, anmuthigen Erscheinung und bildete ihren Verstand in vielseitiger Art.

Unser Gewährsmann berichtet, daß sie sich gern mit jüngeren Kindern beschäftigt habe. Bei Spaziergängen erzählte sie denselben eine oder die andere Geschichte, gerieth aber bisweilen in Verlegenheit, weil der Stoff auszugehen drohte. In einem ihrer Briefe aus jener Zeit spricht sie ihr Bedauern darüber aus, daß sie so Vieles vergessen habe und äußert dann weiter: „Nur die Rosa von Tannenburg ist mir noch so ziemlich klar, die muß ich nun immer erzählen, denn sie gefällt ihnen auch am besten. Heute habe ich nun mich vorbereitet, indem ich die „Waldkapelle" und das „Kanarienvögelchen" gelesen habe, denn es ist zu langweilig, immer dasselbe zu erzählen, da die Kinder es nun so gut wissen wie ich. Gestern Abend habe ich ihnen vorgelesen, nämlich den „Heinrich von Eichenfels"; man muß nun sehen, wie das weiter gehen wird." Die Prinzessin begnügte sich nicht allein mit dem bloßen Vorlesen, sondern sie gab auch erläuternde Zuthaten; sie suchte die Kinder zu belehren, z. B. über das Ritterthum, die Geographie und Geschichte von Deutschland und Anderes, das sie gerade aus dem Vorrath ihres Wissens zu schöpfen vermochte. In solchem Thun prägte sich schon früh bei der Prinzessin die Neigung zu nützlicher Thätigkeit aus, die sie zeitlebens nicht verlassen hat.

In einem ihrer Briefe hat Prinzessin Elisabeth auch das Leben in Kreppelhof, wo sie zu Besuch war, geschildert und von der dort eingeführten Tagesordnung folgendes Bild entworfen:

„Um 8 Uhr wurde zur Morgenstunde geläutet; die Gräfin (von Stolberg) kam mit Mariane und holte mich ab. Wir gingen in das Familienzimmer, wo man sich guten Morgen sagte. Dann begaben wir uns in die kleine Kapelle, sangen einige Verse von dem Liede: „Christi, wahres Seelenlicht", und darauf las der Hauslehrer ein Kapitel aus dem Evangelium des Lukas vor, was sonst Graf Stolberg zu thun pflegt. Nach dem Frühstück setzten wir uns um einen Tisch ans Fenster zur Arbeit; und ich lernte von Marie Perlen auf Leinwand nähen. Am Mittag trieben wir uns mit einander herum bis zum Thee, und nach 9 Uhr fand die Abendstunde statt, in welcher die drei ersten Verse des Liedes: „O Jesu Christi, mein schönstes Licht" gesungen wurden."

Als die Prinzessin nach Fischbach zurückkehrte, wurde sie bei der Ankunft tief bewegt. Sie schrieb darüber: „Mama und Papa empfingen mich im Hofe. Ich kam mir vor, als käme ich zum Besuch; ich hatte ein Vorgefühl davon, wie es mir zu Muthe wäre, wenn ich einst werde hierher als fremd kommen. Dieser Gedanke hatte sich so meiner bemächtigt, daß ich weinen mußte und ganz laut schluchzte. Mama bemerkte es, that, als sei nichts, ich sah aber, daß ihr auch etwas die Thränen in den Augen standen."

Schloß Fischbach war auch ein Anziehungspunkt für die Mitglieder und Verwandten der königlichen Familie, welche längere oder kürzere Zeit dort Aufenthalt nahmen.*) Zu den will-

*) „Das liebliche idyllische Fischbach", nennt ein Besucher vom Jahre 1840 dieses schöne Fürstenschloß, indem er weiter noch Folgendes über das dortige Leben zu jener Zeit berichtet:

„Die ganze königliche Familie vereinigte sich zeitweise in pietätvoller Haltung in Fischbach. Auch für andere hohe Gäste ward es zu Huldigungszwecken dem neuen Herrn (König Friedrich Wilhelm IV.) gegenüber ein Rendez-vous."

Nachdem dann erzählt worden, daß die Kaiserin von Rußland, Schwester des Königs und unseres Kaisers Wilhelm, zum Besuche auf Schloß Fischbach erschienen sei, heißt es weiter:

„ . . . Es war ein entzückender Anblick diese blühende Schaar unvergleichlich schöner Prinzessinnen. Ich genoß das Glück, die Tochter des prinzlichen Hauses, Prinzeß Marie, jetzige Königin-Wittwe von Bayern, welche in dieser Zeit eingesegnet wurde, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, desgleichen ihre verheirathete Schwester, die Prinzeß von Hessen und bei Rhein, die Großfürstin Olga, jetzige Königin von Württemberg, das Ebenbild ihres in imponirender Hoheit strahlenden Vaters, deren Schwester, die

kommenen Gästen gehörte ferner der Freiherr von Stein, welcher die dort empfangenen Eindrücke in folgender Weise wiedergegeben hat: „In diesem Schmiedeberger Thal ist ein seltener Verein edler und ausgezeichneter Menschen. Nichts übertrifft an Vollkommenheit das Bild des auf inneren Frieden, religiösen Sinn, geistige Bildung gegründeten Familienglückes der Besitzer von Fischbach; möge es lange wohlthätig, Heil verbreitend auf Alle, die mit ihnen in Verbindung stehen, ungetrübt fortdauern unter dem Schutz der göttlichen Vorsehung."

Prinzessin Elisabeth wurde zur weiteren Ausbildung öfter bei den Reisen der Eltern mitgenommen. Ein Besuch von Dresden mit seinen Kunstschätzen und der damals noch im alten Schlosse zu Meißen untergebrachten berühmten Porzellanfabrik scheint einen großen Eindruck bei ihr zurückgelassen zu haben. Sie schreibt darüber: „Wir haben uns dort Alle ruinirt. Papa kaufte eine schöne Vase zum Tafelaufsatz hier, dann eine Tasse für Stolberg, Mama kaufte sich einen Schwan, mir einen Hirsch und Reh, für Waldemar einen Hund, Mariechen eine Katze, kurzum eine ganze Menagerie. Ich ruinirte mich nun vollends, da ich für mich selbst etwas kaufte, was selten geschieht, und zwar für acht Thaler eine kleine Büste von Georg IV., König von England, die aber so herzig und lieb ist, daß ich sie oft küsse."

Das Jahr 1830 brachte eine wichtige Veränderung in dem Leben der Prinzessin. König Friedrich Wilhelm III. ernannte den Prinzen Wilhelm, welcher in den Jahren 1824–29 bereits die Stelle eines Gouverneurs der Bundesfestung Mainz bekleidet hatte, zum Generalgouverneur der Rheinprovinz und von Westfalen, die Familie mußte nun ihren Wohnsitz in Cöln nehmen. Die Fahrt von Mainz nach Cöln, welche auf dem Rheinstrom zurückgelegt wurde, war für die mit sehr empfänglichem Sinn für Naturschönheit ausgestattete Prinzessin Elisabeth von ganz besonderem Reiz. Zum ersten Male trug sie dieser schönste Fluß Deutschlands auf seinem Rücken, in dessen unmittelbarer Nähe sie wenige Jahre später ihr eigenes Heim aufschlagen sollte. Während der Fahrt befragte sie den Steuermann um die einzelnen Orte und Burgen am Rhein. Während ihre Mutter besonders von dem Siebengebirge, von Rolandseck, Drachenfels und Nonnenwerth angezogen wurde, knüpften sich für sie an Sternberg, Liebenstein und Kloster Bornhofen interessante Erinnerungen aus deren Geschichte. In Cöln erweckte vor Allem der majestätische Dom, in welchem sie der vom Weihbischof vollzogenen Zeremonie der Fußwaschung beiwohnte, dann die Andreas- und Gereonskirche ihre Bewunderung; der Gesang der Seminaristen der Jesuitenkirche ergiff sie tief.

Auch von Cöln aus unternahm Prinz Wilhelm mit seiner Familie öfters Reisen in die ihm unterstellten Provinzen. So wurden u. A. Düsseldorf, Wesel, Elberfeld und von hier das dem Freiherrn von Stein gehörende Kappenberg besucht. In Münster nahm die fürstliche Familie längeren Aufenthalt, nach dessen Beendigung dem Prinzen für freundliches Entgegenkommen und das bewährte Interesse an den Wohlthätigkeitsanstalten eine besondere Dankadresse von der Stadtvertretung gewidmet ward.

Prinzessin Elisabeth zeigte schon frühe eine Eigenthümlichkeit, die derselben während ihres ganzen Lebens geblieben ist, nämlich eine äußerst bescheidene Zurückhaltung im öffentlichen Leben. Unser Gewährsmann sagt darüber u. A.: Die mit der Stellung des Vaters verbundene Aufgabe, in der Gesellschaft hervorzutreten, gehörte zu denjenigen Obliegenheiten, zu deren Erfüllung sie sich immer auf's Neue nöthigen mußte, und sie war stets darauf bedacht, die Sache mit dem möglichst geringen Aufwand zu erledigen.

Herzogin von Leuchtenberg, die Prinzessin Anna von Anhalt-Dessau, selbst die jetzt regierende (inzwischen verstorbene) Kaiserin von Rußland, damalige Prinzeß Marie von Hessen-Darmstadt. In diesem glänzenden Kreise bewegte sich in durch den Kontrast noch besonders hervortretender körperlicher Gebrechlichkeit die sieche, sonst anmuthige Kaiserin von Rußland. Ein kontinuirliches Nervenzucken durchflog ihren Körper. Neben der Herrin des Hauses, der allgemein und besonders in ihrem ländlichen Besitzthum vergötterten Prinzeß Wilhelm bewegten sich in diesem Damenkreise auf längere Zeit noch die Frau Herzogin von Anhalt-Dessau und vorübergehend die Prinzeß Friedrich der Niederlande und andere hohe Herrschaften. Die milde Königin erschien während der Anwesenheit des Königs alle Tage an der Seite ihres Gemahls."

Man vergleiche: „Erinnerungen aus dem Dienstleben eines alten pensionirten Offiziers der königlich preußischen Armee, in warmer Kameradschaft seinen werthen Freunden aus alter und neuer Zeit zugeeignet, Görlitz, 1875."

Welche Nüchternheit sie behauptete, wenn solche Anforderungen an sie herantraten, beweist ein Brief, der zugleich ein schönes Zeugniß ist für ihre Ordnungsliebe und ihren haushälterischen Sinn. In diesem Briefe bittet sie eine Freundin in Berlin, ihr mehrere für eine bevorstehende Festlichkeit nothwendige Gegenstände zu schicken und beschreibt ihr mit größter Genauigkeit, wo sie das Einzelne zu suchen habe:

„Ich habe unglücklicherweise dieses Mal nichts Ordentliches mitgebracht, laß mir also das rothseidene und grünmoirirte Kleid kommen. Du kennst den Schrank in meinem Zimmer, er klappt sich auf, da wirst Du gleich vor Dir eine Thür sehen, an welcher (wie ich glaube) der Schlüssel ist; hier wirst Du viele Futterale finden, darin suche die beiden Armbänder, das eine breite von der Orloff mit den Vergißmeinnichten, das andere von der Kaiserin mit kleinen Perlen und zum Schloß einen Smaragd. Sodann laß Dir im Schlafzimmer den Karton zeigen, in welchem meine Blumen liegen und schicke mir die Rose, die ich oft aufhatte, nebst dem blauen und silbernen Kranz, den ich bei des Königs Dejeuner trug."

Zu Anfang des Jahres 1832 erfolgte die Rückkehr von Cöln nach Berlin. Kurze Zeit darauf wurde, und zwar am 17. April, in einem Saale des Königlichen Schlosses die Konfirmation der Prinzessin in Anwesenheit des Königs und des ganzen Hofes durch den Hofprediger Dr. Strauß vollzogen. Bei der ihrer Einsegnung vorausgehenden Prüfung beantwortete Prinzessin Elisabeth die an sie gerichteten Fragen mit einer alle Anwesenden in Staunen versetzenden Bestimmtheit, und trotz der inneren Erregung las sie dann mit lauter und fester Stimme das von ihr selbst verfaßte Glaubensbekenntniß vor.

Von besonderem Interesse ist das Verhältniß treuer Anhänglichkeit, welches zwischen der Prinzessin und ihrer Cousine, der Herzogin Helene von Mecklenburg,*) der späteren Herzogin von Orleans, bestand, und von welchem wir bei Gelegenheit dieser Konfirmation die erste Kunde erhalten. Die nur wenige Monate ältere Herzogin schrieb damals der Prinzessin zu ihrer Konfirmation u. A. folgende freundliche Zeilen:

„. . Daß ich an dem Tage Deiner Konfirmation recht viel in Gedanken Dich umgeben werde, bist Du mit Recht überzeugt, denn ich weiß es, welch' heiliger Tag er dem Herzen ist, und glaube gewiß, daß er Dir vielen Segen bringen wird. Liebe Elisabeth, obgleich wir uns beinahe unbekannt sind, wollen wir doch die schönen Bande der Verwandtschaft nicht sinken lassen, und ich denke, die geistigen Bande umfassen uns ebensowohl und führen uns einem herrlichen Ziele entgegen, an welchem wir uns doch gewiß einst wiederfinden. Ich denke, wir beide stimmen darin überein, daß wir gnädig geführt worden sind von einer liebenden Vaterhand, die in Freuden und Leiden uns mächtig beschützte und uns eine innere Welt erschloß, deren Licht nimmer verlöschen soll." Von den Briefen der Herzogin Helene sagt unser Gewährsmann, daß dieselben „tiefempfunden, nicht selten von einer etwas schwärmerischen, fast melancholischen Stimmung durchweht" seien. Daß die beiden jungen Fürstenkinder sich bald geistig näher getreten sind, ersieht man leicht aus einem Schreiben der Herzogin Helene, das sie an Prinzessin Elisabeth zum Danke für einen Trostbrief aus Franzensbad sandte, wohin sie ihren schwer leidenden Bruder begleitet hatte. Es heißt darin: „Meine herzliebe, gute Elisabeth! Könnte ich nur die Freude schildern, die ich heute früh bei dem Empfang Deines lieben Briefes empfand; ich hätte Dir um den Hals fallen mögen und Dir durch einen Kuß den Dank ausdrücken, den die kalten ungeschickten Schriftzüge nicht wiederzugeben vermögen; Gott segne Dich, mein liebes Herz, für den Balsam, den Du mir reichtest und schenke Dir auch Freude, wenn Du betrübt bist."

Bei mancher Verschiedenheit fühlten sich die beiden jugendlichen Herzen auf das innigste verbunden durch eine Seelenverwandtschaft, welche die Herzogin Helene als „die Sympathie nicht der großen Geister, sondern der liebenden Herzen" bezeichnet hat.

Im Jahre 1834 empfing der Prinz Wilhelm seine abermalige Ernennung zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz, und von dort aus machte Prinzessin Elisabeth wieder manche Reise in die Nähe und in die Ferne. So wohnte sie mit vielen Fürstlichkeiten auch den großen russischen Manövern bei, welche im Jahre 1835 in Kalisch stattfanden und besuchte bei dieser

*) Dieselbe war die jüngste Tochter der Erbgroßherzogin Auguste Friederike von Mecklenburg-Schwerin.

Gelegenheit dann wieder das liebliche Schloß Fischbach, um dort längeren Aufenthalt zu nehmen, welcher diesmal einen entscheidenden Einfluß auf ihre Zukunft haben sollte. Die Prinzessin hatte einige Monate vorher das 20. Lebensjahr vollendet und gerade um jene Zeit einer Freundin (M. v. W.) den herzlichsten Glückwunsch zur Verlobung gesandt, wobei sie u. A. schrieb: „Ich denke mir die Zeit des Brautstandes als eine prächtige, wenn man liebt und geliebt wird." Sehr bald darauf sollte sie hierin eigene Erfahrungen machen, wie wir aus folgendem Auszug aus einem Brief der Prinzessin vom 11. Dezember ersehen. Darin heißt es: „ . . Am 3. d. Mts. bekam Mama einen Brief von der Großherzogin von Hessen-Darmstadt (der Gemahlin des Großherzogs Ludwig II.), daß ihr Sohn Prinz Carl gegen den 6. Dezember hier eintreffen werde! Du kannst Dir unsern Schreck denken; bei jedem Geräusch fahre ich zusammen. Ich hatte angefangen mich zu beruhigen, da heißt es plötzlich, den siebenten Nachmittags: Er kommt! Das Herz fiel mir in die Schuhe vor Schrecken! Er kam, sah und siegte. Ich lernte ihn kennen und verehren, mit einem Wort: gestern, am 10. Dezember Abends 7 Uhr, habe ich ihm mein Jawort gegeben, und zwar mit der festen Hoffnung und Zuversicht auf Gott, daß wir glücklich werden. Er ist zu gut, wir haben so viele gleiche Neigungen. Er hat ein gar liebes hübsches Gesicht, ist groß, etwas mager, blond mit einem Backenbart, 26 Jahre alt, verlegen, dies jetzt aber weniger und daher viel hübscher. Mit ihm kam sein Freund uud Vertrauter, ein Herr v. Trotha.

Der König, die Kronprinzessin und Adalbert wissen davon. Im Schloß ahnt Jeder etwas, doch keiner spricht es aus.

Ich bin ganz unbegreiflicherweise gar nicht verlegen und so glücklich! Ich liebe ihn schon sehr, habe mich auch schon recht mit ihm aussprechen können, da wir alle Nachmittage zusammen allein waren. Bitte Gott, daß er mir die Kraft schenkt, den Mann glücklich zu machen, der sich mit ganzem Herzen mir hingegeben hat; ich fürchte mich schon vor der Trennung. Du weißt, ich habe mir nie eine große Partie gewünscht; das habe ich ihm auch gesagt, als er etwas der Art andeuten wollte. So schön hat er gesprochen, da er mir den Antrag machte, Alles Gott anheimstellend. O, ich bin seiner gar nicht werth! Er liebt ein häusliches, stilles Leben und hat sich daher, wie er sagte, sogleich bei uns zu Hause gefühlt. Gott segne ihn von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

Ueber den Verlobten der Prinzessin Elisabeth macht unser Gewährsmann folgende, auf eigener Beurtheilung nach persönlicher Kenntniß fußende Mittheilungen: Prinz Carl war schüchtern, verlegen, in größerer Gesellschaft schweigsam und zurückhaltend und allem öffentlichen Hervortreten abgeneigt; aber ein durch und durch edler Charakter, dem alles Unreine und Gemeine widerstrebte. In ihm wohnte eine kindlich fromme, für alles Gute und Schöne empfängliche Seele, ein weiches, zartes Gemüth, das dem Wohl und Wehe Anderer die aufrichtigste Theilnahme schenkte und mit Wissen und Willen Niemanden zu kränken vermochte. Seinen Eltern, Geschwistern und Anverwandten war er mit wahrer Zärtlichkeit zugethan. Mit großer Pietät suchte er das Ueberkommene zu bewahren, wobei ihn das in der Familie erbliche vortreffliche Gedächtniß sehr unterstützte. Er war mit einem vielseitigen, gründlichen Wissen ausgestattet, und wenn es darauf ankam, seine Ueberzeugung zu behaupten und seinen Grundsätzen treu zu bleiben, dann bewies er bei aller Herzensgüte eine große Entschiedenheit und Festigkeit.

Mit seiner Verlobten theilte er die aufrichtig fromme Gesinnung, die Abneigung gegen alles äußerliche Scheinwesen und die Liebe zu einem stillen zurückgezogenen Leben. Gleich ihr war er kein Freund von geräuschvollen Festlichkeiten, die er auch wegen seines häufigen Kopfleidens nicht ertragen konnte, und über das Tanzen sprach er ganz im Sinne seiner Braut: ich tanze mehr ex officio, als aus Vergnügen.

Das verlobte Paar verlebte einen in der That sehr glücklichen Brautstand. Im September 1836 verweilte die Prinzessin wieder in Fischbach und schrieb von dort: „Noch einen Monat und meine Hochzeit ist vor der Thür! Wie eigen! Wie schwillt mir das Herz! Alles ist kraus und bunt in meinem Kopf! Ich kann nur den lieben Gott bitten, daß er mich stärkt, Alles zu überwinden; Verlegenheit, Rührung, Angst und besonders den Abschied!"

Mit großer Pracht wurde am 22. Oktober 1836 in dem Berliner Königsschlosse die Vermählung der Prinzessin Elisabeth von Preußen

mit dem Prinzen Carl von Hessen vollzogen. Die Braut war mit einer Krone geschmückt, die von der Kronprinzessin und der Prinzessin Wilhelm auf ihrem Haupte befestigt worden war; sie trug ein weißes Kleid von Silberstoff, welches später von ihr für den Altar der Hofkirche zu Darmstadt gewidmet wurde. Die Weiherede hielt Bischof Eylert, welchem die Hofprediger Ehrenberg, Theremin, Sack und Strauß zur Seite standen. Nach dem Segensspruche wurde im weißen Saale vor dem König und dem Brautpaar die Cour gehalten. In den nächsten Wochen folgten noch verschiedene Festlichkeiten des Hofes zu Ehren des frohen Ereignisses.

(Schluß folgt.)

Durch Sturm zum Hafen.

Von Victor Granella (W. Tangermann).

Dem Meere gleich, im Auf- und Niederwogen
Umstürmen uns des Lebens wilde Fluthen;
Sie haben schnell, bevor wir es vermuthen,
Des Daseins schönsten Schmuck hinweggezogen.

Schon manchen hat das Wellenspiel betrogen,
Durchzittert von des Frühroths Rosengluthen;
Vom stillen Eiland, wo die Stürme ruhten,
Den Pfad nur tiefer in den Strom gebogen.

Das gläub'ge Herz darf dennoch nicht verzagen,
Ob's plötzlich auch nach sonnenhellen Tagen
In Sturmesgraus und Wogenschwall versenkt.

Die Hand des Herrn zum sichern Hafen lenkt;
Sie reicht herab aus Sturm und Wolkenrissen,
Daß Nacht und Finsternisse weichen müssen.

Am Waldsee.

Novelle von Benvento Sartorius.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen hatte aufmerksam die Wirkung ihrer Erzählung beobachtet. „Du kennst ihn also, wer ist er?“ fragte sie neugierig.

Die Alte schien in ihrer Aufregung die Frage überhört zu haben; sie antwortete nicht darauf sondern fragte ihrerseits: „Und war er heiter — ruhig? sprich Kind!“

„Heiter?!“ Die Gefragte warf zornig die Lippen auf, „unverschämt war er, ein unausstehlicher eingebildeter Mensch, der mich mit seinen unverständlichen Redensarten aus einer Verlegenheit in die andere brachte, um dann über mich zu spotten! Behandelt hat er mich wie ein kleines Kind, der Abscheuliche!“ fuhr sie in ausbrechender Heftigkeit fort, „o ich wünschte ich wäre ein Mann, dann . . .“ sie brach ab, biß die Zähne zusammen und machte mit der geballten Faust eine ausdrucksvolle Bewegung.

Die Alte erhob drohend den knöchernen Zeigefinger; „Nimm Dich in Acht Kind, so sprachen schon manche, die später vergebens nach dem sich sehnten, was sie einst übermüthig von sich gestoßen — — — Ob ich ihn kenne“ — murmelte sie, in ihrem Gedankengang an die Frage Nadjeschda's anknüpfend, halblaut vor sich hin, als spräche sie zu sich selbst, „habe ich ihn doch auf diesen meinen Armen getragen und viel hundert Mal diese welke zitternde Hand auf seine reine schöne Knabenstirn gelegt. Hab ihn heranwachsen sehen zum Jüngling, die Freude, der Stolz meiner Augen! Wie war er schön und klug, und dabei so gut, so gut gegen die alte Katja . . . Wenn er über die Straße ging, so stolz und vornehm wie unser Herr und Kaiser selbst, wie schaute da manches Augenpaar sehnend nach ihm hin, und manch Mädchenherz klopfte bänglicher in seiner Nähe . . . Er aber hatte nur Sinn für Eine, eine stolze hochgestellte Dame. Sie war älter als er, doch schien sie Wohlgefallen zu finden an dem feurigen Wesen des Jünglings . . Ich warnte ihn vor ihr; denn wie er es als Kind schon gethan, so schüttete er mir auch jetzt sein ganzes Herz aus . . . ach, umsonst war all' mein Reden, meine Worte in den Wind gesprochen. Er glaubte der Geliebten mehr als der alten treuen Dienerin. Jeden freundlichen Blick, jedes aufmunternde Wort berichtete er mir jubelnd — bis er eines Tages zu mir kam, bleich und verstört, um Abschied zu nehmen für's ganze Leben. Es war aus zwischen ihnen, das war alles was er mir sagte. Wie es so gekommen — darüber kam kein Wort über seine Lippen. Ich fürchtete, er werde' sich ein Leids anthun, aber als ich ihm davon sprach, da lächelte er nur so unsäglich traurig, wie Einer, dem das Herz gebrochen ist; aber er schüttelte stolz den Kopf. „Sei ruhig Katja, ich will den Leuten keinen Anlaß zum Reden geben, aber ich muß fort, die Luft hier macht mich krank — weit fort, in ein Land, wo Niemand mich kennt — Lebwohl . . . Ich habe ihn nie wieder gesehen!“

Das junge Mädchen war mit steigender Aufmerksamkeit der Erzählung der Alten gefolgt. Ihr Athem schien zu stocken, ihre Stirn zog sich finster zusammen und die kleinen Hände ballten sich krampfhaft, als koste es ihr die furchtbarste Anstrengung die Thränen des Zornes zurückzuhalten, die ihr bei den letzten Worten in die Augen getreten waren. Nachdem Katja geendet fragte sie stürmisch: „Und sie, Katja, kanntest Du sie? lebt sie noch? hat Gott sie für ihr Thun bestraft? was ist aus ihr geworden?! o sprich!“

Die Alte brachte mit einem heftigen Stoß ihr Spinnrad wieder in Bewegung: „Laß das ruhen Kind! Was bringst Du mit Deinen Fragen wieder Dinge an den Tag, die längst vergessen und begraben sind . . . . Geh nun ins Schloß zurück, geh! die alte Katja will nicht, daß ihr Liebling ihretwegen gescholten wird. Geh, und hab Dank Kind, daß Du gekommen.“

Stillschweigend erhob sich Nadjeschda, reichte der Alten wortlos die Hand zum Abschied, und eilte zur Thür hinaus ins Freie.

VII.

Vergessen und verweht sind längst
die Träume . . .
Heine.

Die schweren Damastvorhänge an den hohen Bogenfenstern waren zusammengezogen, um den lichten Frühlingssonnenstrahlen den Eingang zu verwehren; die Fenster selbst fest verschlossen, daß kein frischer kräftiger Luftzug die mit betäubenden Wohlgerüchen geschwängerte Atmosphäre durchwehe. Ein mattes Dämmerlicht herrschte in dem Gemach. Die Bewohnerin liebte die helle Lenzsonne nicht, wollte nichts sehen noch hören von dem Aufwachen der jungen Natur. Was war ihr frisches Grün und Blüthenduft! was das vieltausendstimmige lockende Gezwitscher der kleinen Waldvögelein —, sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit — leere Begriffe, tönende Worte für ein Herz, das Liebe nie gekannt, das nie in freudig — unbefangener Jugendlust gejubelt! Die ganze Frühlingsseligkeit rauschte unverstanden an ihrem müden blasirten Geist vorbei . . . Mit dem Rücken gegen das Fenster gewendet, als wolle sie selbst den Gedanken an das frischknospende Leben da draußen von sich fernhalten, einen seichten Roman in der Hand, lag die schöne Frau vom Hause auf einem niedrigen türkischen Divan und — langweilte sich. Der Inhalt des Buches, dessen Lektüre sie vorhin noch mit einem Anflug von Interesse begonnen, hatte keinen Reiz mehr für sie. Die Bücher waren sich ja schließlich alle gleich, lauter alltägliche, abgeschmackte Geschichten, nichts neues, pikantes — nichts, was im Stande war, diese abgestumpften Nerven zu fesseln und in Spannung zu erhalten. Verstimmt legte sie es aus der Hand und gab sich ganz der finsteren Grübelei hin, die sich ihrer Seele bemächtigte.

Vor wenig Tagen noch mitten im glänzenden Gewühl der Residenz; bewundert, gefeiert von Allen, denen es vergönnt war, gleich ihr in den höchsten Kreisen zu verkehren, die berauschende Hofluft zu athmen, die ihr Lebenselement war, und jetzt auf's Neue verbannt in diese trostlose Waldeinsamkeit, auf den Verkehr mit der eigenen kleinen Familie beschränkt, ohne gesellige Vergnügungen, der tödtlichsten Langeweile preisgegeben! Und der Mann, der sie zu diesem einsamen Leben verdammt, der ihr Schicksal an das seinige gekettet, er erkannte das Opfer kaum an, das sie ihm durch diesen Landaufenthalt brachte. Die Verwaltung des Gutes nahm seine Zeit so völlig in Anspruch, daß er seine schöne Gemahlin kaum flüchtig während der Mahlzeiten sah. Auch heute war er schon vor Tagesanbruch, da sie noch im tiefsten Schlaf ruhte — der einzige Genuß dem man sich hier rückhaltslos hingeben konnte — fortgeritten, die Felder zu besichtigen; wahrscheinlich in Begleitung Radjeschda's, die sich auch den ganzen Morgen noch nicht hatte blicken lassen. Beide lebten sichtlich wieder auf, seit sie der großen Stadt den Rücken gekehrt, sie hatten sich in Petersburg nie heimisch gefühlt und begrüßten jubelnd die ersten grünen Sprossen, die Boten ihrer Rückkehr in das heimatliche Schloß am stillen Waldsee.

Sie selbst hatte nie einen besondern Hang zur Naturschwärmerei gehabt; und wenn einst ja eine leise Regung der Bewunderung vor der schaffenden Hand des Weltengeistes diese kalte Seele durchzitterte, so war diese „thörichte Sentimentalität" längst verflogen, untergegangen im Strom der Zeit, im rauschenden Strudel der Vergnügungen. Die Botschaft, die ihr der Frühling brachte, war die unangenehme Mahnung, daß wiederum ein Jahr verstrichen sei in ihrem leeren zwecklosen Leben, daß mit gespenstisch unhörbarem Schritt die allmächtige Herrscherin Zeit wieder um eine Staffel weiter vorwärts geeilt und erbarmungslos die Hand ausstrecke, ihr den Kranz der Jugend und Schönheit zu entreißen, den sie festhielt mit angstvoller Seele, und in dem doch eine Blume nach der anderen verwelken mußte, eine nach der anderen . . . bis alles, alles welk und verdorrt war! — und was dann?! . . . . . ihr fröstelte, trotz der im Zimmer herrschenden, fast drückend schwülen Athmosphäre, und mit zitternder Hand hüllte sie sich fester in das lose Morgengewand, das in reichen Falten ihren verwöhnten Körper umfloß. Ihr Blick blieb an dem in breitem Goldrahmen prangenden Stehspiegel hängen, der ihr gegenüber die Hauptwand des Zimmers einnahm und ihr eignes anmuthiges Bild strahlend zurückwarf.

„Verblühen?!" Welch böser Geist hatte ihr dies Wort in's Ohr geraunt! war dieses feine Oval der Züge, diese stolze königliche Gestalt nicht gefeit gegen das unerbittlich waltende ewige Naturgesetz? Noch zog sich kein Silber-

faden durch dieses goldne Haargewoge, kein Fältchen durchfurchte die sammetweiche Haut. Was machten ihr die Zahl der Jahre aus, die über ihrem Haupte dahingerauscht? „Die Frau ist so alt als sie scheint," sagt das Sprichwort, ein stolzes Triumpfgefühl hob ihre Brust, sie konnte ihn noch ruhig aufnehmen, den Wettkampf um den Preis der Schönheit, mit all' den jüngeren Bewerberinnen, die ihn ihr streitig machen wollten, sie war sich ihrer siegenden Macht bewußt. Wie die Sterne vor dem Flammenantlitz der Sonne, so mußten all' diese neuauftauchenden Gestirne am Himmel der guten Gesellschaft erbleichen vor ihr, der im Zenith ihrer Schönheit strahlenden Frau! —

Seufzend lehnte sie sich wieder in die Polster zurück, ein mißmuthiger Ausdruck zog verfinsternd über die leuchtende Stirn. Mit der Erinnerung ihrer Unwiderstehlichkeit erwachte auch das Bewußtsein, daß dieselbe hier gegenstandslos geworden. Was nützen dem Bewohner eines weltfernen Eilands die unermeßlichen Schätze, die er sein eigen nennt, Schätze, nach deren Erwerb tausende von Sterblichen ringen und arbeiten in erfolglosem Streben, sie gehen mit ihm — er geht mit ihnen zu Grunde. Und war ihr Loos ein anderes, als das jenes „armen reichen Mannes", der die heißbegehrten Kleinodien in der zitternden Hand, die Verzweiflung im Herzen mit versagenden Blicken hinausstarrt in die unendliche Ferne nach dem rettenden Schiffe? — Was nützten ihr die verführerischsten Reize, wenn sie auf diesem einsamen livländischen Herrenhof verkümmern sollte, von Niemand bewundert?

Nicht einmal ihr Schwager schien es der Mühe werth zu halten, ihre Gesellschaft zu suchen, er war noch nicht herübergekommen sie zu begrüßen, obgleich er doch sicher von ihrer Ankunft unterrichtet war. So wenig sie auch mit demselben sympatisirte, so hätte ihr seine Anwesenheit doch über die ersten unangenehmen Stunden des Landlebens hinweggeholfen.

Der Hufschlag eines Pferdes, der zu ihr herauftönte, unterbrach sie in ihrem Sinnen. Das war ihr Mann, der von seiner Inspektion zurückkehrte. Zu gleicher Zeit fuhr vor dem Schlosse ein Wagen vor. Wer mochte der Ankommende sein? Der Pastor, an den sie zuerst gedacht, war beim Gottesdienst beschäftigt — es war Sonntagmorgen — sollte ihr Schwager sich seiner Unterlassungssünde bewußt geworden und herüber gekommen sein, ihr den Sonntag zu verkürzen? Doch nein — das war nicht seine Stimme, die sich da im Gespräch mit dem Schloßherrn auf dem Korridor vernehmen ließ. Vielleicht irgend ein Verwalter oder Forstbeamter, der den Sonntag, wo nichts ihn an seine Arbeit fesselte, zu einer ökonomischen Besprechung benützte. Derartige Gäste waren ja nicht gar so selten! Die Lippen der schönen Frau kräuselten sich leicht. Doch gleichviel, wer es auch sei, er war willkommen. Es war doch ein Mensch, mit dem sie sprechen, ein Mann, der sie bewundern konnte. Sie sah nach der Uhr. Die Mittagsstunde war nicht mehr fern, ihre Neugier zu befriedigen; bei Tafel war sie ja sicher, den Gast kennen zu lernen. — Doch was war das? — Sie horchte erstaunt auf. Die Tritte, statt wie sie erwartete, sich zu entfernen, näherten sich ihrem Zimmer.

Hastig richtete sie sich aus ihrer bequemen Stellung auf, strich mit der Hand glättend über ihre Stirn um die Falten zu verlöschen, die der Unmuth darauf zurückgelassen, und erhob sich mit jugendlicher Behendigkeit, ihren Gatten, der jetzt in Begleitung eines hochgewachsenen tiefbrünetten Herrn die Schwelle überschritt, zu begrüßen.

Aber mitten in ihrer herzlichen Anrede stockte sie plötzlich und heftete einen erstaunt fragenden Blick auf den Fremden.

Ihr Gatte, der die darin enthaltene stumme Frage zu verstehen glaubte, sagte mit einer vorstellenden Handbewegung auf seinen Gefährten: „Verzeih, liebste Klaudia, daß wir Dich so überfallen, und es wagen, unangemeldet in Deine Gemächer einzudringen, aber ich konnte mir die Freude nicht versagen, Dich sofort mit unserm neuen Gutsnachbar bekannt zu machen. Herr von Wilkens beabsichtigt, den Sommer gleich uns auf seinem neuerworbenen Besitzthum zuzubringen, woselbst er vor einigen Tagen erst eingetroffen. Wie ich aus den wenigen Worten, die wir gewechselt, entnommen, gilt sein erster nachbarlicher Besuch uns, und ich glaube nur in Deinem Sinne zu reden, wenn ich ihn hier, unter dem Dache unsres Hauses, noch einmal recht herzlich willkommen heiße!"

Der so liebenswürdig Bewillkommnete drückte ihm dankend die Hand, während er sich grüßend tief vor der Frau vom Hause verneigte. Diese

überflog ihn abermals mit einem raschen Blick, den er, sich aufrichtend, ebenso erwiderte. Wie zwei gezückte Dolche kreuzten sich die beiden Augenpaare, dann zog sich flüchtig ein spöttisches Lächeln um die Mundwinkel des Fremden, was dem bronzefarbenen von schwarzem Haar und Bart umrahmten Gesicht einen feindseligen, fast grausamen Ausdruck verlieh, während ein ebenso momentanes Erbleichen schattenhaft über die Züge der Frau ging.

Sie schien im Augenblick nicht die richtigen Begrüßungsworte zu finden; indeß er, ohne es zu bemerken, oder es absichtlich ignorirend, mit vollendeter gesellschaftlicher Routine begann:

„Ich schätze mich glücklich, endlich die gefeierte Königin der Petersburger Salons kennen zu lernen, und bedaure nur, daß mir nicht bereits früher dies Glück zu Theil geworden."

Die Worte, soviel weltmännische Galanterie auch darin lag, so verbindlich sie auch gesagt wurden, mußten doch die schöne Frau in irgend einer Weise unangenehm berührt haben. Es klang eine leise Gereiztheit in dem Tone ihrer Antwort: „Eines Glückes theilhaftig zu werden, steht in der Macht eines Jeden, der sich ernstlich darum bemüht. Sie brachten, wie man mir sagte, den Winter gleich uns in der Residenz zu, und wenn mich nicht Alles trügt, habe ich bereits einmal das Vernügen gehabt, Sie daselbst im Theater zu sehen."

Er begegnete ruhig dem scharf fixirenden Blick, der sich bei diesen Worten wiederum auf ihn richtete und zog, wie nachdenkend, die Stirn zusammen; dann zuckte er leicht mit den Achseln. . .

„Ich kann dies kaum annehmen, gnädige Frau, da ich mich umsonst bemühe, auf dem Grunde meines Gedächnisses Ihr Bild wiederzufinden — und Erscheinungen wie die Ihre," eine leichte Verbeugung begleitete diese Galanterie — „übersieht und vergißt man nicht so leicht!"

Die schöne Schloßherrin schien an diesem Tage durchaus unempfänglich für Schmeicheleien zu sein. Mit einer heftigen Bewegung stieß sie das Buch, das bei der Ankunft ihres Gatten zu Boden geglitten, von sich, während sie ihm in demselben gereizten Tone ins Wort fiel.

„Ich glaube, daß auch in dieser Beziehung der Wille des Menschen von großem Einfluß ist. Meinen Sie nicht auch?"

Er verbeugte sich zustimmend. „Ich wage es nicht, Ihnen zu widersprechen, gnädige Frau. Es wäre unklug, mich in ein Wortgefecht mit einer durch ihren esprit berühmten Frau einzulassen, da ich im Voraus von meiner Niederlage überzeugt bin."

„Wenigstens würde Ihre Ritterlichkeit Sie veranlassen, sich möglichst bald für kampfunfähig zu erklären," meinte lachend der Hausherr und klopfte dem Gast wohlwollend auf die Schulter.

Er war froh, endlich einen Anhaltspunkt gefunden zu haben, sich ins Gespräch zu mischen und demselben eine andere Richtung zu geben. Seiner feinfühlenden Natur war die Verstimmung nicht entgangen, die aus den Worten seiner Frau klang, und peinlich berührte es ihn, daß sie sich derselben so rückhaltslos hingab in Gegenwart eines Fremden, der sein Haus zum ersten Mal betrat, und nach einem derartigen Empfang ein ungünstiges Urtheil über die Familie fällen mußte, der er so freundschaftlich entgegen gekommen.

Zu seiner großen Beruhigung gewahrte er, daß Wilkens das Verletzende in den einfilbigen Erwiderungen seiner Frau nicht schien herausgefühlt zu haben; denn er stimmte unbefangen und heiter mit in sein Gelächter ein und schüttelte nur zu der ritterlichen Auslegung des Hausherrn lebhaft protestirend den Kopf.

Die schöne Frau hatte sich bei den letzten sarkastischen Worten Wilkens leicht auf die Lippen gebissen, als wolle sie eine heftige Erwiderung zurückdrängen, die ihr auf der Zunge schwebte; hatte sie dem in den einlenkenden Worten ihres Mannes enthaltenen Vorwurf verstanden, oder geschah es nur, um ihre tadellosen Zähne zu zeigen? —

Der Blick, der zu gleicher Zeit wie zufällig den Spiegel streifte, während die schlanken Finger ordnend durch die lichten Haarwellen glitten und den Perlenpfeil sicher in den leicht geschürzten Knoten schoben, zeigte — daß sie nicht gesonnen sei, die halbe Niederlage, die sie soeben erlitten, ruhig hinzunehmen. Es galt nur, Zeit zu gewinnen, um einen bestimmten Plan zu entwerfen, und deshalb das Gesicht, dessen verrätherisches Mienenspiel sich nicht immer dem gebieterischen Willen unterordnete, für kurze Zeit den Blicken der Anwesenden zu entziehen, welcher doppelte Zweck durch die scheinbar so absichtslose Handbewegung vollkommen erreicht ward.

Die wenig Augenblicke genügten ihr, die verlorne Fassung zurückzugewinnen. Als sie gleich darauf, die Hand sinken lassend, sich wieder umwandte, war jede Spur von Gereiztheit aus Ton und Haltung gewiesen; auch nicht ein Zug ihres Gesichts erinnerte mehr an die beleidigte Weltdame von vorhin.

Wilkens, der ihr momentanes Verstummen anders zu deuten schien, tauschte, nach seinem Hut greifend, einen Blick des Einverständnisses mit dem Hausherrn, und der Letztere meinte leichthin: „Wir haben vorhin von den neuen landwirthschaftlichen Einrichtungen gesprochen, mit denen ich Sie bekannt machen will, vielleicht wäre es ganz zweckmäßig, diese Stunde dazu zu benützen. . .“

Die schöne Frau lachte heiter auf. „Die Mittagsstunde?! da muß ich entschieden protestiren. So wenig ich auch von ökonomischen Kenntnissen besitze, so weiß ich doch, daß dieselbe im Kalender des Landwirths aller Zonen als „Raststunde“ verzeichnet ist. . . Oder,“ fügte sie plötzlich ernst werdend hinzu, „muß ich diesen Entschluß meiner eignen Ungeschicklichkeit zuschreiben, da ich in der ersten Ueberraschung über den unerwarteten Besuch vergessen habe, die Herren zum Niedersitzen zu nöthigen? Ich hoffe indeß, daß eine wenn gleich etwas verspätete Aufforderung diese Unterlassungssünde wieder gut macht und mir unter den angeführten mildernden Umständen die Strafe der Einzelnhaft gnädigst nachgelassen werde.“ Sie nahm in einem neben dem Fenster stehenden Fauteuil Platz und forderte durch eine flüchtige Handbewegung die Herren auf, ihrem Beispiele zu folgen. Ein leichter Druck ihrer Hand ließ das schützende Rouleau halb in die Höhe gleiten; schräg einfallendes Sonnenlicht erhellte blendend einen Theil des Zimmers und spielte in goldigen Reflexen auf dem Scheitel der schönen Frau, das zarte, etwas bleiche Gesicht mit lichtem Glorienschein umwebend. Wie schimmernde Thautropfen hob sich der perlengeschmückte Griff des Pfeils mattglänzend davon ab. — Sie zeigte wie vorstellend mit einer graziös-spöttischen Gebärde hinaus: „Eine Probe des Genusses der Ihrer draußen geharrt! — Nun, werden Sie der Lockung folgen oder bleiben?“

Die Herren hatten stillschweigend Platz genommen. Bewundernd hingen die Blicke des Gatten an ihrer Gestalt; noch nie war ihm die ideale Schönheit seines Weibes so hinreißend erschienen, wie in diesem Augenblick. Auch die dunklen Augen des Gastes ruhten groß und voll auf ihr. War die düstere Gluth, die darinnen loderte Bewunderung oder — Haß? Wer vermochte die stumme Frage zu lösen, die in der Seele der Frau brannte, während ihr Mund ruhig und sicher die leichte Konversation leitete, die so sicher und ungezwungen dahinfloß, daß selbst der genaueste Beobachter nicht im Stande gewesen wäre, einen Schatten der Mißstimmung darin zu finden. Die Unterhaltung bewegte sich um unverfängliche Dinge. Wilkens erzählte von seinen Reisen, von den kriegerischen Ereignissen der Neuzeit, die er zum größten Theil mitgemacht, und für die namentlich der Hausherr, der in seiner Jugend selbst während einiger Jahre den Soldatenrock getragen, sich lebhaft interessirte. Zuletzt kam man auch auf das Residenzleben zu sprechen, und alle die Skandalgeschichten der guten Gesellschaft wurden einer eingehenden Besprechung gewürdigt. Je mehr sie sich in das ausgiebige Gesprächsthema vertieften, desto mehr belebte sich das schöne Marmorantlitz der Frau, desto heller leuchteten ihre sonst so matten Augen auf vor innerer Genugthuung. Nichts ist einem stolzen Sieger angenehmer, als von dem Schauplatz seiner Triumphe reden zu können, und aus den einfachen Worten, die ihr Gemahl hie und da einwarf, klang etwas hervor, was diese gesellschaftlichen Triumphe oft recht zur Geltung bringen mußte in den Augen des Fremden, der seinerseits auch nicht versäumte, dem verwöhnten Ohr der Lauscherin zu schmeicheln. Der Hausherr selbst war äußerst zufrieden. Die anfängliche Dissonanz hatte sich in vollständige Harmonie aufgelöst — wenigstens für ein ungeübtes Ohr. — Er sah seine Gattin in die rosigste Stimmung versetzt und dankte dem, der dies Wunder vollbracht. Als gerade, aufrichtige Natur, drängte es ihn dies auszusprechen, und da endlich eine momentane Stockung des Gesprächs es gestattete, rief er, mit ungeschminkter Herzlichkeit die Hand des Gastes drückend, lebhaft aus: „Das muß ich sagen, wir haben eine vorzügliche Acquisition an Ihnen gemacht! Ihr Vorgänger war zwar ein Landwirth par excellence, wie Ihnen das aus seiner Hand übernommene Gut zeigen wird, aber als Mensch, im gewöhnlichen Sinne des Worts, kaum zu rechnen. Es

freut mich besonders meiner Frau wegen, denn mein Bruder und ich stehen in geselliger Beziehung dem alten Sanden nicht viel nach — wir Landedelleute verbauern doch alle mit der Zeit mehr oder weniger. Claudia ist durch die Petersburger Geselligkeit verwöhnt — Sie werden dies am besten begreifen; da Sie, wie ich Ihrem Gespräch entnommen, den größten Theil Ihres Lebens auf den Parquetten des großstädtischen Lebens zugebracht — kein Wunder, daß die Arme, auf meine Gesellschaft beschränkt, sich in das bunte Treiben der Residenz zurücksehnt! — So lange die Jungen in den Ferien sind, mag es noch angehen. Die dummen Streiche, an denen sie es nicht fehlen lassen, bringen wenigstens einige Abwechselung in unser einförmiges Leben."

„Ihre Kinder sind bereits alle aus dem Hause?" warf leichthin fragend der Gast ein.

„Meine beiden ältesten Söhne werden bereits bald ausstudirt haben und unser Jüngster, ein durchtriebener Bursch, der so viel dumme Streiche im Kopfe hat, daß man nicht begreift, wie noch Raum für das viele Wissen übrig bleibt, das die Lehrer an ihm rühmen — wird, so Gott will, im künftigen Jahre sein Abiturientenexamen machen. Nur unser Töchterchen weilt noch bei uns, ein kleiner Schelm, der das ganze Haus tyrannisirt. Ich warne Sie vor ihr, denn über kurz oder lang werden auch Sie sich ihrem Kommando beugen müssen."

„Aber ich bitte Dich, Alexander," unterbrach ihn seine Frau ungeduldig — sie schien überhaupt die ganze langathmige Auseinandersetzung ihres Mannes für überflüssig zu halten — „willst Du Herrn von Wilkens mit einer Epistel über Kindererziehung langweilen? — Was Nadja anbetrifft, so hoffe ich, daß sie — obgleich noch ein halbes Kind — und leider sei es gesagt, ein verzogenes Kind — den Unterschied zwischen Fremden und Verwandten herausfühlen, und ihr Betragen danach regeln wird . . . wenn Sie sich überhaupt viel mit ihr abgeben werden," meinte sie lächelnd zu Wilkens, „woran ich zweifle; denn für den durch pikanten Reiz verwöhnten Gaumen des Hofmanns dürfte das naive Geplauder eines Backfischchens wenig Interesse bieten."

Wilkens öffnete die Lippen zu einer Erwiderung, die indeß unausgesprochen blieb; denn Nadja, von der soeben die Rede gewesen, kam athemlos, als habe sie der Sturmwind hereingefegt, ins Zimmer gestürzt:

„Mama, Papa, denkt nur! soeben hat der Onkel das Pferd für mich geschickt! Einen prachtvollen jungen Rappen, noch nicht eingeritten!" ihre Augen blitzten — „gerade wie ich's mir gewünscht — ich werde ihn selbst dressiren." . .

„Darf ich mich Ihnen als Lehrer anbieten?" fragte Wilkens artig. Den einen Arm auf die Rücklehne des Fauteuils gestützt, von dem er bei Nadjeschda's Eintritt aufgesprungen, hatte er amüsirt dem keinen Intermezzo zugeschaut.

Das junge Mädchen fuhr erstaunt herum beim Klange dieser Stimme. In ihrem Eifer, die wichtige Angelegenheit vor die Eltern zu bringen, hatte sie die Anwesenheit eines Dritten in dem Gemach nicht wahrgenommen. Sie erröthete bis unter die Haarwurzeln, während ihr Papa, sich die Hände reibend, vergnügt ausrief: „Nun seh' mir einer den Wildfang an! Stürmt an den Leuten vorbei, ohne sie zu sehen. Komm her, Nadja, daß ich Dich unserm neuen Gutsnachbar vorstelle" . . .

„O," unterbrach ihn der Genannte rasch und streckte dem jungen Mädchen vertraulich die Hand entgegen; „dessen bedarf es nicht zwischen uns! wir sind ja schon alte Bekannte, nicht wahr, Fräulein Nadjeschda?"

Das junge Mädchen warf mit der Miene eines verzogenen Kindes das Köpfchen in den Nacken und schritt, ohne die ausgestreckte Hand zu berücksichtigen, nach dem in der einen Fensternische stehenden Schaukelstuhl, in dem sie sich wie ermüdet niederließ.

„Du kanntest den Herrn bereits?" wandte sich die Mutter überrascht nach ihr um, „und hast doch uns gegenüber nichts davon erwähnt?!" Tadel und Mißbilligung klangen aus dem Ton ihrer Worte.

Die Angeredete schien die Beantwortung der halb ausgesprochenen Frage für überflüssig zu halten, sie blickte konsequent vor sich nieder, als müsse sie die bunten Blumen des Teppichs zählen, der den Fußboden des Zimmers bedeckte.

„Wahrscheinlich hielt Ihr Fräulein Tochter es nicht der Mühe werth, davon zu reden," ergriff Wilkens statt ihrer das Wort „es ist ja auch ganz natürlich, daß ein so flüchtiges Zusammen-

treffen einem mit wichtigeren Dingen beschäftigten Geist leicht entschwinden kann! Mein Gedächtniß ist in dieser Hinsicht noch etwas besser" — seine Stimme hatte eine stark ironische Färbung angenommen — „Ihre Fräulein Tochter war so barmherzig, einem verirrten Wanderer die Richtung anzugeben, die er einschlagen müsse, um die Landstraße zu erreichen" . . . Der Blick, der ihm bei dieser Erklärung von der Fensternische aus zugeschleudert ward, war nichts weniger als freundlich, und mußte unwillkürlich Zweifel an den edlen Beweggründen erwecken, die er ihrer Handlungsweise unterlegte.

Der Schloßherr, der nicht weniger als seine Gemahlin durch die vertrauliche Begrüßung von Wilkens überrascht worden war, wandte sich ihm jetzt lachend zu: „Was sagen Sie zu dieser so offen zur Schau getragenen Feindseligkeit? Sie sehen, daß meine Warnung vorhin nicht so ganz unbegründet war!"

„O, fürchten Sie nichts," entgegnete dieser ebenso — „ich garantire Ihnen dafür, daß wir noch die besten Freunde werden!"

„Versprechen Sie nicht zu viel," der Gutsherr streifte mit einem launigen Seitenblick die Nische, „Sie kennen unser Trotzköpfchen noch nicht, sie . . ."

„Aber so laß doch diese Kindereien," unterbrach ihn seine Frau unwillig. „Leider," wandte sie sich achselzuckend an Wilkens, „hat Nadjeschda durch ihr kindisches Betragen meine vorhin ausgesprochene Hoffnung Lügen gestraft. Das Einzige, was ich zu ihrer Entschuldigung anführen kann, ist ihre Jugend. Das Kind ist eben noch nicht gewöhnt, sich in Gesellschaft Erwachsener zu bewegen . . ."

Der in der halbgeöffneten Thür auftauchende Kopf eines alten Dieners meldete ihr, daß das Frühstück servirt sei. Sie stand auf und schritt, ihre Fingerspitzen leicht auf Wilkens Arm legend, der Thür zu. „Du magst heute auf Deinem Zimmer speisen, Nadjeschda," wandte sie sich, ohne den vorwurfsvollen Blick ihres Gatten zu berücksichtigen, an diese, „und über Dein unpassendes Benehmen nachdenken."

Das junge Mädchen schaute sprachlos vor Ueberraschung empor. Es war das erste Mal, daß sie in Gegenwart eines Fremden einen so demüthigenden Verweis erhalten. Als sich die Thür hinter der Davongehenden geschlossen, kam die Empörung, die sie hatte verstummen gemacht, zum Ausbruch. Sie stampfte wüthend den Boden, und ihre Augen funkelten unter schwer zurückgehaltenen Thränen. O, wäre sie doch gestorben, ehe sie dies erlebt! Vor diesem spottlustigen Menschen, dem sie zu imponiren geglaubt, hatte man sie behandelt, wie ein unselbstständiges Kind! Und er, o, er mußte auch nicht einen Funken von Galanterie in der Seele haben, wie hätte er sonst so ruhig die unwürdige Behandlung einer jungen Dame mit ansehen können, ohne sich ritterlich der Gekränkten anzunehmen! Nur ein flüchtiger Blick seiner Augen hatte sie beim Hinausgehen gestreift, ein halb spottender, halb mitleidiger Blick — —

Vom Speisezimmer klangen laute lachende Stimmen zu ihr herüber. Sie kannte dieses tiefe, sonore Lachen!

Jetzt gab er vielleicht eine humoristische Schilderung ihrer Begegnung im Walde zum Besten. . . . Scham und Zorn quollen heiß in ihrer Seele auf bei dem Gedanken, zugleich überkam sie ein namenloses Weh. Sie fühlte sich so unglücklich und verlassen, wie noch nie in ihrem Leben. O, wäre nur Erich bei ihr gewesen! Ahnte er, wie seine Braut hier mit Füßen getreten ward! Er hätte es sicher nicht gemacht, wie jener Fremdling, er wäre muthig auf ihrer Seite gestanden . . . Die Thränen, die sie nur mühsam zurückgehalten, brachen unaufhaltsam hervor . . . . .

VIII.

Sie war doch sonst ein wildes Kind —
Jetzt geht sie tief in Sinnen. —
Th. Storm.

Und der Frühling entfaltete abschiednehmend seine ganze Pracht über die zu vollem Leben erwachte jungfräuliche Erde, als wolle er den nahenden Sommer auffordern, mit ihm zu wetteifern in verschwenderischer Freigiebigkeit. Seine zaubermächtige Hand überzieht selbst die braune, schmucklose Ebene mit einem dürftigen Blumenflor; und da, wo die morastige Beschaffenheit des Bodens der Vegetation üppigeres Wachsthum gestattet, sprossen Schilf und Sumpfgras in dichten saft-grünen Büscheln hervor, ganze Strecken Landes mit ihren Miniaturwaldungen bedeckend. In der Nähe der Güter und längs

der kleinen esthnischen Gesinde*), wo die emsige Hand des Menschen dem segenspendenden Lenz vorgearbeitet, ziehen sich schmale Streifen in Saat schießender Getreidefelder, wogen unabsehbare flachsbebaute Strecken im Winde, wie eine in lichte Himmelsfarbe getauchte, leise bewegte See, schweift das Auge dahin über endlose, einförmig-röthlich-graue Flächen, bedeckt mit den unscheinbaren Blüthendolden des Buchweizens, diesem Manna des nordischen Bauern. Ueberall treibt, sproßt und grünt es, drängen sich die Blüthen, die Knospenhülle sprengend, dem strahlenden Lichte der Sonne entgegen. Das frische Maigrün des Waldes hat sich tiefer gefärbt unter ihrem glühenden Kusse, nur die jungen Triebe der Nadelbäume glänzen noch in lichterem Grün als das überwinterte Kleid der Zweige, denen sie entsproßten.

Es ist etwas eigenthümliches um den nordischen Frühling! Lange zögert er zu erscheinen, als fürchte er den allmächtigen Herrscher dieser Regionen, den Winter; kein grünes Knöspchen, kein Gräschen wagt sich hervor. Doch ist endlich die Herrschaft des ‚weißen Mannes' zu Ende und derselbe flüchtet hinauf in das Land des ewigen Schnees, da bricht er hervor, — nicht allmählich, wie der deutsche Lenz, der seine ersten zarten Kinder, Schneeglöckchen und Himmelschlüssel, gleichsam als Plänklerschaaren vorausschickt in den Kampf mit seinem altersschwachen Gegner, — nein, mit einem Male, über Nacht wird es Frühling in den nordischen Gauen, ein mächtig treibender, Wunder wirkender Frühling, der schon nach wenig Wochen dem Sommer sein kurzes, lebenskräftiges Regiment abtritt.

Verstummt ist das lockende Rufen der liebesseligen Vögel, leise zwitschernd umkreisen sie das Nest, fliegen geschäftig aus und ein, die junge Brut mit Nahrung zu versorgen, die in ewig ungestilltem Hunger den Alten die weitgeöffneten Schnäbel entgegenstreckt. Zuweilen ertönt ein ziependes Stimmchen — eins oder das andere Gelbschnäbelchen probirt die Klangfülle der kleinen Kehle und mischt schüchtern die ersten schwachen Singversuche unter das Geschmetter der sangeskundigen Alten. Das Vogelkonzert im Walde ist vielstimmiger geworden, aber es ist weniger gluthvoll, weniger melodienreich. Der erste Jugendlenz ist auch hier vorüber, und der Sommer naht.

Auch auf das gesellige Leben der Waldseebewohner war diesmal der Lenz nicht ohne Einfluß geblieben. Mit Wilkens Erscheinen war ein neues, belebendes Element in die Gesellschaft gekommen und aus dem stagnirenden Sumpf der Langeweile tauchten gleich farbenprächtigen Blüthen die mannigfaltigsten Vergnügungen hervor, die sein reger nimmer müder Geist erfand. Ein lebhafter Verkehr entwickelte sich zwischen den benachbarten Gütern und Pfarren — denn Wilkens verstand es, die für die Geselligkeit tauglichen Elemente zu gemeinsamem Streben zu vereinigen und zusammenzuhalten. Er hatte dabei allerdings weniger Mühe, also auch weniger Verdienst als jeder Andere, denn der Zauber seiner Persönlichkeit wirkte mächtig anziehend auf Jeden, der mit ihm in Berührung kam. Die heitere herzliche Offenheit und zugleich der selbstbewußte Mannesstolz, die so harmonisch in seinem Charakter vereinigt waren, ließen ihn bald hinreißend liebenswürdig, bald unnahbar überlegen — immer jedoch gleich interessant, gleich außergewöhnlich erscheinen. Ohne daß sich die Betreffenden darüber Rechenschaft zu geben vermochten, war er bald Jedem unentbehrlich geworden. Die alten Herren fanden in ihm den liebenswürdigen Zuhörer für die weitschweifigen Berichte ihrer langjährigen landwirthschaftlichen Erfahrungen und die nicht minder ausführlichen Auseinandersetzungen ihrer neuen Pläne und Entwürfe — der Pfarrer einen ihm gewachsenen Gegner in seinem Lieblingsvergnügen, dem Schachspiel. Die jüngeren Standesgenossen fesselte er durch Veranstaltungen von Jagden und Wettrennen — den Damen endlich war er der stets unermüdliche zuvorkommende Kavalier, wenn seine Ritterlichkeit auch zuweilen einen starken Beigeschmack beißender Ironie hatte.

Am Waldsee war er bald ein regelmäßiger und gerngesehener Gast. Zwar war die zwischen ihm und der schönen Schloßherrin bestehende Harmonie eine mehr äußerliche, was die sporadisch auftauchenden kleinen Malicen bewiesen, die, wie das Wetterleuchten am scheinbar ruhigen Sommerabendhimmel, zuweilen blitzartig aus dem alltäglichsten harmlosesten Gespräch herausklangen, woraus sich dann häufig ein kleines Geplänkel entspann, wo jedes Wort einem haar-

*) Die Esthen wohnen nicht in Dörfern, sondern leben in vereinzelten kleinen Gehöften, Gesinde genannt.

scharf zugespitzten Pfeile glich, berechnet, den Gegner im tiefsten Innern zu verwunden, und doch immer glücklich parirt durch den wachsamen Feind. Beide Gegner waren indeß zu formgewandt, um je die streng gezogene Grenze der Etikette zu überschreiten.

Die einzige Person, die dem neuen Nachbar unverändert ihre feindselige Gesinnung bewahrte, war Nadjeschda. Für sie knüpften sich nur unliebsame, peinliche Erinnerungen an jene Tage ihres ersten Zusammentreffens. Sie hatte damals, nachdem ihr kindisch-unbändiger Schmerz vertobt, den großen Entschluß gefaßt, sich durch vollständiges Ignoriren des übermüthigen Menschen für die Stunden der Demüthigung zu rächen, die seine Anwesenheit ihr bereitet. Leider scheiterte die Ausführung ihres Planes an etwas, woran sie nicht gedacht: Der Gegenstand ihrer Rache kam ihr zuvor, Wilkens ignorirte einfach sie. Sein Benehmen ihr gegenüber war um so beleidigender, als er sich dessen garnicht bewußt zu sein schien; denn gerade dies Absichtslose, dieses wie selbstverständliche Uebersehen ihrer kleinen Person verwundete sie auf's empfindlichste. Zwar hatte er bei seinen häufigen Besuchen stets auch für sie einen artigen Gruß, allein die Miene, mit der er dieser allgemeinen Höflichkeitsregel genügte, war die eines älteren Mannes gegenüber einem Kinde.

Dieselbe wohlwollende Freundlichkeit, mit der beim Eintritt ins Haus seine weiße Hand über den zottigen Pelz des großen Bernhardinerhundes glitt, der die Schwelle bewachte und den wohlbekannten Gast stets mit freudigem Schwanzwedeln empfing, lag in seiner Begrüßung der Tochter vom Hause. Im Uebrigen nahm er nicht die geringste Notiz von ihrer Anwesenheit; sein Blick schweifte so gleichgiltig über sie hin, als existire sie garnicht. Sie anzureden, schien er nicht der Mühe werth zu halten; seit jenem Morgen seines ersten Besuchs, wo sie ihn so brüsk zurückgewiesen, hatte er auch nicht den leisesten Versuch mehr gemacht, sie in's Gespräch zu ziehen.

Neben der wachsenden Abneigung gegen das anmaßende Wesen des neuen Nachbars regte sich in ihr eine fast feindselige Scheu der Mutter gegenüber. Ihr durch die überzärtliche Liebe ihrer Umgebung verwöhntes Kinderherz empfand tief die Zurücksetzung, mit welcher die schöne Mutter sie seit Kurzem behandelte. Sie gestand es sich wohl selbst kaum ein, wie tief gekränkt sie sich fühlte; wie dieser erste Schatten verdüsternd in ihr bisher so sonniges Kinderleben hineinfiel und mit einem Schlage ihr ganzes Wesen veränderte. Ein ihrer flatterhaften Seele bisher fremdes Grübeln bemächtigte sich ihrer nach der Ursache, weshalb Alles über Nacht sich so verwandelt — ein Grübeln und Fragen, für das sie keine Antwort fand . . . Und Niemand war da, ihr Auskunft zu geben. Ihre Eltern bemerkten die Veränderung wohl, die mit ihr vorging, hielten sie jedoch — von dem Prediger in dieser Ansicht unterstützt — für eine wohlthätige Nachwirkung des Residenzlebens, für das natürliche ‚In sich selbst zurückziehen' des heranwachsenden Mädchens, und hüteten sich, darüber zu sprechen, um sie nicht von diesem guten Wege der Besserung zurückzubringen.

Die meiste Zeit brachte sie nach wie vor in der Fischerhütte zu, jedoch ohne — wie sie es sonst gethan — der alten Wärterin ihr Herz auszuschütten. Sie scheute sich in Katja's Gegenwart den Namen auszusprechen, der im Stande gewesen, die Alte so aus ihrer gewohnten Ruhe aufzurütteln, sie in eine Aufregung zu versetzen, wie Nadjeschda sie nie an ihr gesehen — und die Fragen, die sich auf die Lippen des jungen Mädchens drängten, blieben unausgesprochen. Mit einem Eifer, wie nur je in ihrer sonnigen Kinderzeit, betheiligte sie sich an den Spielen der Fischerkinder — wähnte sie in dem kindischen Spiel die Wirklichkeit zu vergessen? . . .

Das junge Mädchen ahnte wohl eben so wenig, als ihre kleinen esthnischen Gefährten, daß ihre harmlosen Kinderspiele Interesse genug bieten könnten, die Aufmerksamkeit eines Dritten zu fesseln.

Wie bereits erwähnt, zog sich der nach der großen Eiche führende Waldsteig, nur durch einen schmalen Streifen niederes Buschwerk geschieden, hinter dem Fischerhäuschen vorüber. War seit der Begegnung mit Wilkens dieses sonst so beliebte Ruheplätzchen jetzt vollständig von Nadjeschda gemieden, so hatte der, welcher die Veranlassung dazu gegeben, nämlich Wilkens selbst, eine ganz entschiedene Vorlieb für den greisen Baumriesen gefaßt und versäumte es nie, bei seinem Aufenthalt im Schloß die prächtige kleine Waldeinsamkeit aufzusuchen. Es war vielleicht nur Zufall, was, sobald er in die Nähe des Fischerhäuschens gelangt und die lachenden

Kinderſtimmen an ſein Ohr klangen, ſeinen Tritt hemmte, was ihn die Zweige zurückbiegen und oft ſtundenlang regungslos in derſelben Stellung verharren ließ, das Auge ſtarr auf das reizende Bild geheftet, das ſich da unweit von ihm entrollte.

Und wenn dann zuweilen das junge Mädchen, auf Augenblicke von den munteren Gefährten verlaſſen, plötzlich wie gänzlich erſchöpft in ſich zuſammenſank und die kleine Hand ſich ſo feſt auf das Herz preßte, als käme von dort das Weh, das ſich wie ein Schleier beſchattend über das blühende Geſichtchen ergoß, — dann blitzte es in den Zügen des Mannes auf, ein ſeltſames Leuchten ſtolzer Befriedigung, und die dunklen Augen blickten ſo verzehrend hinüber, als wollten ſie das junge Laub verſengen, das ſich ſo naſeweis zwiſchen ihn und jenes liebliche Bild drängte.

In ſolchen Minuten ſtillen „In ſich Verſinkens“ war es, wo das junge Mädchen ein Gefühl überkam, wie ſie es nie gekannt, ein Gefühl der Vereinſamung, — der Heimathloſigkeit; ein quälender Zweifel an Allen, denen ſie bis jetzt vertraut, blindlings liebend vertraut — und von denen ſich doch Keiner die Mühe nahm zu fragen, ob ſie glücklich ſei! Eine heftige Sehnſucht nach den Brüdern, beſonders nach ihrem Freund und Vertrauten, Gori, erfüllte ihr Herz. Im Zuſammenleben mit dieſem, ihrem älteſten und liebſten Gefährten, hoffte ſie ſich ſelbſt, ‚die alte, immer heitere Nadja‘, wiederzufinden.

(Fortſetzung folgt.)

Er iſt nicht da.

Aus dem Engliſchen von Daniel Sanders.

Todt?! nie hab' ich's geglaubt,
Sein ſonnenklares Haupt
Schwebt immer um den Arbeitstiſch mir ja.
Doch wenn ich thränenſchwer
Nach ihm das Auge kehr,
Schwebt die Erſcheinung hin: er iſt nicht da.

Wenn auf den Flur ich geh,
Die Thür geöffnet ſeh,
Da klingt ein Schritt her von der Treppe nah.
Ich eil der Halle zu
Und will ihn rufen: Du!
Da erſt beſinn' ich mich: er iſt nicht da.

Wenn im Gewühl ich bin,
Da läuft ein Schulknab' hin.
Sein Strahlenaug'! Des Haares Farb' iſt's! Ja!
Und wie vorbei er rennt,
Folgt ihm mein Blick behend,
Ich kann's nicht glauben, ach, er iſt nicht da.

Ich weiß ja, ſein Geſicht
Liegt in dem Sarg ſo dicht.
Geſchloßnes Aug', die kalte Stirn ich ſah.
Den Marmor fühlt' ich an
Und betend kniet' ich dann,
Doch flüſternd ſagt mein Herz: er iſt nicht da.

Todt? nein, ich glaub's nicht! nein!
Steh ich am Bette ſein,
Das oft mit Vaterſorg' ich wachend ſah:
Dann nachzuforſchen reißt
Dahin mich Aug' und Geiſt,
Eh der Gedanke kommt, er iſt nicht da.

Wenn ich, ſobald es graut,
Erwach, dann preiſ' ich laut,
Friſch athmend Morgenlüfte, ha!
Ihn, der dich, ſüßer Knab',
O meine Luſt, mir gab,
Dann trauernd denk' ich erſt, er iſt nicht da.

Und bei des Tages End',
Eh ich zur Ruh mich wend',
Im ſtillen Nachtgebet mit der Mama,
Was immer ſpricht der Mund,
Ich bet' in Herzensgrund
Für meines Kindes Geiſt, iſt's gleich nicht da.

Nicht da? — Wo mag's denn ſein?
's war nur ſein Kleid allein,
Die Form, worin ich ſonſt ihn bei mir ſah.
Das Kleid, er warf es ab;
Das es bedeckt, das Grab
Deckt ſeine Hülle nur, — er iſt nicht da.

Er lebt, lebt immerfo:t.
Ich zweifle nicht, daß dort
Ihn wiederſchauend ich mich einſt ihm nah.
Im Traum ich jetzt ihn ſchau,
Und auf des Engels Brau
Seh ich geſchrieben ſteh'n: du ſiehſt mich da.

Wir leben All' im Herrn.
So, Vater, laß uns gern,
Herknirſcht auch, beugen deiner Ruth' uns! Ja!
's wird in der Geiſter Land
Zu deiner rechten Hand
Sein unſer Himmel, ihn zu finden da.

De Evers.

Von Adolf Hinrichſen.

1. Kapittel.

De ollen Eiken.

Evers, oder as hei ſick am leiwſten nennen hürte, Buer Evers, ſtünn up den Hof vör ſin Wahnhus und kek mit trüwe Blicke in den dicken Morgennewel.

De Nacht kämpfte noch 'ne ganze Wiel üm den Sieg, denn gewünn de Dag de Öwerhand und terret mit 'n gewaltigen Ruck den dunklen Sleier.

Und mit em begünn dat Lewen ſick friſch to rögen und to entfalten. Von alle Sieden kemen de Arbeiters, Knechte und Hawgängers, und jeder güng an ſin Dagwark, wat em von den ollen Evers anwieſt würd, de ſin eigen Entſpekter wier, as hei ümmer antwurten deer, wenn ein von de Nawers em mal vörſtellen wull, wo ſchön hei dat hebben und ſick inrichten künn, wenn hei up ſin ollen Dag de Wirthſchaft in jüngere Hänn' gewen deer, de em de Laſt von de Schullern nehmen, de ſei doch nu all lang nog' dragen hadden.

Dewer worüm? de Schullern wieren ümmer noch nich möd, ne, ſo breid und markig ſegen ſei ut, dat man glöwen künn, ſei wieren grad makt för 'n recht hartes, ſweres Stück Arbeit.

De Nawern hadden recht, wenn ſei von de ieſerne Natur von diſſen ollen Mann ſpröken; ja, de hadd hei, und doch blickten ſin Ogen ſo düſter und ſin Mien was nich miehr ſo tover-ſichtlich as früher; ja, af und to knickte ok de mittelgrote, gedrungene Geſtalt ornlich toſamen, und wenn de oll Herr de Lüd üm ſick her vergeten hadd, denn krümmte ſick ſin Rücken, ſin Ogen ſöchten de Jerd und twei deipe Falten teikenten ſick af up de breide Stirn, öwer de dicken buſchigen Og'bruen, de denn ſorgenvull toſamen trocken wieren; und denn was hei nich miehr de ieſerne Natur, denn ſegen de Schullern nich miehr ſo breid und markig ut; denn was hei blot noch 'n ollen Mann, den de Johren, villicht ok dat Lewen ſo hart in de Schol nahmen hadden, dat hei ſick ſtump und matt warden föhlte.

Wenn de Vögel flügg warden, denn flegen ſei ut, herut in de Welt, und de Ollen ſeihn dat mit an, bliewen torügg und — ſünd allein.

Und, mudderſeelallein ſtünn ok de oll Buer Evers up de grote wiede Welt, ok ſin Küken wieren flügg worden und utflagen, bald achter de Henn, blot up 'ne anner Wieſ. Diſſ wier lieſ und ſachten dorhen gahn, ſtill wier ſei rut-dragen; nu rauhte ſei unner dat weike, köhle Gras achter dat Herrenhus up 'n Kirchhof. Und de annern? Ok ſei wieren weg.

Ja, utflegen dohn ſei all, de Küken, und doch — wo verſchieden dat vör ſick geiht! de einen gahn und nehmen warmen Awſchied und einen Segen mit, de ehr ſchützen und ſchirmen ward vör Noth und Gefohr, 'ne Erinnerung, von de ſei tehren künnen ehr ganzes Lewen lang — de annern, ſei gahn ſtill dorvon, ahn Sang und Klang und — ahn Leiw; de brüdden öwer, ſei verlaten ehr Vadderhus in Zorn und ehr na ſchallt 'n Fluch. Dat is bidderrurig, und ſo as dat gode Wurd, ſo bliwt ok dat ſlimme an ehr hängen und ok för diſſ' is dat 'ne Erinnerung för 't Lewen.

So was dat bi Evers weſt.

Iſen up Iſen dat giwt alle Mal 'n harten

Klang und verdreggt ſick nich und will nümmer to einanner paſſen.

Wenn de grauen Ogen von den Ollen anfüngen to glänzen und to blitzen unner de in Arger krus trocken Bruen, denn blitzten ehr 'n poor anner ebenſo entgegen, und dat wieren Hermann Evers, den öllſten Sön ſin. Keiner gew den annern na, und denn was hei dor, de harte, klirrende Klang.

Wenn denn Gottlieb, de Jüngſt, mit ſin ſanfte Stimm dortwiſchen reden wull to 'n Freden, denn fohrte de Oll wüthend up em in, denn Hermann mit ſin mächtige Geſtalt vull Muskelkraft was de Leiwling von den Ollen, und hei wull allein farrig warden mit em, dor brukte ſich kein Anner twiſchen to ſteken, am wenigſten öwer Gottlieb, de ſwacke, ſmächtige Jung, de ümmer toſamen knickte, wenn hei mal 'n Stück Arbeit dohn ſüll und ut den niemals 'n ornlichen Buer warden würd, as Vadder em all oft nog' ſeggt hadd.

So güng denn Evers ſin ganze Wuth up den Jüngſten dal, hei hadd ganz vergeten, worüm hei eigentlich ſo upfohrt wier. Gottlieb öwer nehm allens ruhig hen, as wenn em dat gor nich güll, blot ſin groten blagen Ogen füllten ſick langſam, und Thran up Thran lep em ſacht de Backen dal.

Dat wier denn ümmer dat Teiken för Hermann. Uem ſinen Mund zuckte dat ebenſo as bi Gottlieb und doch wedder ſo ganz anners, ſin beipen brunen Ogen würden dunkler und jede Farw ſwünn von ſin Geſicht. Und wedder klüng denn Iſen up Iſen. Hermann leiwte ſinen Broder wie nicks wieder up de ganze Welt.

In Mudder ehr Dodesſtunn hadden de beiden Söns an ehr Bedd kneit vull Jammer üm ſei, de ſei nu verlieren müßten, de in 'n Hus walt' und ſchalt' hadd as de gode Engel; ſei kennte dat wille Element in ehren Mann ſin Ort und wüßt dat to bännigen börch Sanftmod und doch wedder den ſtillen wiſſen Iernſt, den ſei ſin Upbruſen entgegenſetten deer.

As 'ne Ahnung hadd dat up ehr legen und hadd ehr de letzte Stunn ſo bidderſwer makt: wie würd dat warden in diſſen Hus, wenn ſei fehlte? Wer würd nu de gode Engel ſin, de twiſchen Vadder und Sön treden und ſei beſänftigen deer, wenn ſei ſick vergeten as ſo oft. Sei hadd jo blot mit ehr von Arbeit harte Hand lieſ' öwer de Stirn von Vadder und Sön to ſtrieken brukt, denn wieren de kruſen böſen Falten weg weſt, ſmolten, as Snei vör de Sünn; wer, wer würd dat nu dohn?

Und doch hadd ſei keinen Schatten von Sorg för Hermann, hei was jo 'n ganzen Mann trotz ſin Jugend, und hei würd ſick dörchſlagen, ahn up Storm und Wind üm ſick herümmer wieder to achten.

Ower ehr Leiwling, de zorte Knaw, de dor an ehr Bedd kneien deer, ſo dodenblaß und ſo möd, as füll hei und nich ſin ſötes Mudding dorhen gahn, von wo kein Webderkiehr.

Hermann füng den Mudderblick vull Angſt up, und mit 'ne Stimm, ut de 'ne vulle Mannskraft und 'n faſte Will herutklüng, hadd hei ehr verſpraken, dat hei Gottlieb ſchützen wull vör Unglück und Gefohr und — vör de Minſchen.

Dor wier ſei ruhig inſlapen, ehr Hand leg noch in Hermann ſin, as ſei all lang kolt und dod wier, und wiehrend Gottlieb lud weinen und jammern deer, blewen ſin Ogen drög'; wiſſ ſeg hei dal up ſin Mudding ehr fredliches Geſicht, denn richte ſick ſin Og up to 'n Hewen, und wat hei in jene Stunn verſprök, dat hürte hei dor baben, de öwer uns thront und — ſei, de Seel, de ſick eben upſwüng to em.

Ward hei 't hollen?

Ja, hei ward, denn in diſſe Stunn wier ut den Jüngling 'n Mann worden, de weit wat hei will, und wat hei will, dat ward hei dörchführen, bet to 'n Sluß, und wenn 't ſin Hartblot koſt't.

Mudding hadd richtig ahnt, grad ſo wier dat indrapen; denn de gode Engel fehlte in dat Hus, in Stuw und Kamer, innen und buten, allerwegt. — — — — — — — — — — —

'T is männig Mal ſnell ſpraken, 'n böſes Wurd, und wenn 't herute is, denn halt dat kein Macht wedder torügg, denn is 't — to lat.

„Verflucht ſieh Ji!" hadd hei ſeggt und ſeggt is ſeggt, kein noch ſo bittere Reu wull dat anners maken.

Hei hadd dat in wille Wuth ſpraken, dat ſlimme Wurd, und as 't rut wier, dunn ſchrök hei ſülwſt toſamen vör den häßlichen Klang, öwer — 't was to lat.

Dunn wieren ſei gahn de beiden Bröder: weinend de Ein, de Anner ſtill iernſt mit 'n bitteren Tog üm den Mund, de blew, as wier

hei dor ingrawt för ümmer, 'n Erinnerungsteiken för 't ganze Lewen an diſſe ſwere, ſwere Stunn.

Ne, Iſen paßt einmal nich up Iſen! —

„Weit de leiwe Himmel, wo de Wind ſei henweiht hett," brummte de oll Evers vör ſick hen; denn hüt wie ümmer was dat ſin ganzes Denken und Sinnen, ſin Föhlen und Empfinden, dormit leggte hei ſick 's Abends to Rauh, und dormit erhöw hei ſick wedder.

Dichter noch trök ſick ſin Stirn in Falten, düſterer noch würden ſin Blicke.

„'T is hart, wohrlich hart, wat de leiw Gott mi ſchickt," ſäd hei lieſ'. Mit einmal richte hei ſick ſtrammer wedder up, forſcher würden ſin Schritte, as hei ſo up den Hof hen und her güng und ſin Lüd tokek, as ſei de Wagens beſpannten und 't to Feld an de Arbeit güng, 't was, as ſchämte hei ſick, de Welt 'ne Mien to wieſen, as wenn Zagen und Truer Beſitz von em nahmen hadden und em unner kregen.

Ne — noch was hei Buer Evers, de Mann vull ieſernen Willen, de felſenfaſt ſtünn in Storm und Drang, wenn ok Allens üm em her zittern und bewen deer, hei ſtünn wiſſ.

'N Landmann von echten Schrot und Kurn was de oll Herr, ſo wier de ganze Famili weſt ſiet Johrhunnerten, und dat was ehr Stolz, dat up diſſen ſülwigen Hof all vör twei hunnert Johr ein Evers ſtahn und kummandirt hadd as de Herr; denn ſo lang wier dat God Reſtow all in ehren Beſitz. Rund üm hadden de Nawern weſſelt alle poor Johrteinte, blot Evers up Reſtow blew; de Kriegsfurien wieren öwer dat Land dorhen trocken, hadden Plünnerung und Brandſchatzung mit ſick bröcht, dat Alle dorvör de Flucht ergrepen, Evers blew. So folgte de Sön up den Vadder, und ut ſin Hand öwernehmen dat Enkel und Urenkel, as wullen ſei 't faſt hollen ſo lang de Welt beſtünn.

Togliek mit Reſtow öwerkem jedesmal noch 'ne anner Arwſchaft up de Kinner, dat wier 'ne olle Sag', de in de Famili Evers furtlewte und öwerdragen würd von ein Geſlecht up dat anner.

Unmittelbor vör dat Herrenhus erhöwen ſick drei olle, olle Eiken. Hoch ſtreckten ſei ehr knorrigen Twieg öwer dat Hus und ſmeten ehr Schatten doröwer hen, as wullen ſei 't ſchützen und ſchirmen vör allens, vör den Storm und ok vör de Sünn, vör dat Leid und ok vör dat Glück: beides ſüll nich doran rögen; denn tovel von dat ein is ſo ſlimm as ein Öwermat von dat anner, weder dat ein noch dat anner künnen wi Minſchenkinner verdrägen; denn wie dat ein uns to deip drückt, ſo hewt uns dat anner to hoch — den rechten Weg finnen wie jo doch nümmer.

So lang as de Eiken ehr Schatten jug ſchenken,
Ward Gott för jug Allens to 'n Beſten lenken.
Drüm wohrt ſei, de Eiken, hegt ſei und plegt 'ſ,
Denn ſchützt Gott jug, ji Evers, allerwegs;
Doch fallen ſei einmal, denn föllt ok jug Stamm;
Denn weit' ji, dat Gott ſinen Segen jug namm.

Dat knüppte ſick an de drei Eiken und dat wieren de Würd, as ſei jedesmal de oll Evers ſin Kinner noch einmal wedderhalen deer, wenn ſin letzte Stunn' ſlagen hadd und de Dodesengel ſachten heranſwewte.

Und ſo wieren ſei ok de Troſt, wenn Leid und Weih einmal herin bröken öwer de Evers, denn keken ſei vertrugensvull up to ehr Schutzböm und ſäden:

„Noch ſtahn unſ' Eiken."

Ok de oll Evers, de jetzige Herr up Reſtow, richte ſin Ogen up de Böm, as wull hei ſei bidden und anfleihen üm Nachricht von ſin beiden Kinner. Als deipe Reu leg dat up ſin Mienen

'Ne Antwurd künnen ſei em nich gewen, öwer lieſ' ruſchte dat in de Bläder und dat flüſterte dortwiſchen, as wullen ſei ſeggen: noch ſtahn wi, noch fallen unſ' Schatten öwer din Hus und dinen Stamm, und noch ſchützen wi di, olle Mann, ſat Moth, 't ward noch wedder beter, wiel du dat Richtige föhlſt: Reu.

Dat ſäden de ollen Eiken.

2. Kapittel.

Verſtött.

„Verflucht!" dat was 't weſt dat Wurd, wat ſei rut drew, ut ehr Heimath, und dor ſtünnen ſei nu ahn ein Flag, wo ſei ehr Haupt henleggen künnen, ahn Utſicht und Hoffnung. Wat mag achter den undörchſichtigen Sleier liggen, de ehr Tokunft ümhüllen deiht? Allens is ſchattenhaft dunkel, dor ſchummert ok nich de lüttſte

Lichtstrahl dörch, swart und düster, as de Nacht sülwst, de sei upnehm.

Hermann hadd den Arm as to'n Schutz üm sinen Broder slungen, de sick oft ümkierte, dat Gesicht von Thranen öwergaten, üm noch einen Blick von de Stell to haschen, de all dat ümslöt, wat em bether leiw west und an 't Hart wussen wier. Swer und swerer stütte hei sick up den starken Arm, de em höll, und as sei so dorhen güngen, dor böden sei 'n klores Bild von ehr eigen Tokunft: so ward dat ümmer sin, de Starke möt den Swacken stütten; denn de ein allein — hei is nich dorna andahn, den harten, sweren Kampf mit dat Lewen uptonehmen, de Storm ward öwer em dorhen brusen und em deip bögen unner sin Wucht; ward hei em bräken? Wenn de anner nich wier — gewiß.

Ja de — de hett jo sin Mudding ehr Hand hollen bet toletzt, und dorin hett hei ehr 'n Verspräken gewen und . . . .

„Ick will dat hollen!" murmelte hei lies' vör sick hen, und 't was em Jernst, dat leg in dat blitzende Og, wat so kühn in de ach! so trostlose Nacht herin seg', dat was dütlich ingrawt in de deipe Falt, de sick up sin Stirn asteikent hadd, as Vadder de häßlichen Würd sprök.

Vadder!?

Sei hadden keinen Vadder miehr.

Und wieder güng 't, rin in de Nacht.

Miel för Miel hadden sei all torügg leggt, ahn Zweck, ahn Ziel. Gottlieb stähnte af und to lut up, und Hermann quälte sick vergews mit de Antwurd up de Frag: wohen?

Vörwärts, blot vörwarts — wieb weg von dat Hus, wat sei utstött hadd.

„O Hermann, ick kann nich miehr," flusterte Gottlieb mit swacke Stimm und wull sick dal glieden laten ut den Arm, de em ümfat't, hadd.

„Einen Ogenblick noch, Gottlieb, ick seih dor 'ne Strohmieth und dor will'n wi bliewen, dor kannst Du rauhen, kumm, min leiw Broder blot dat lütt Stück noch." Und as hei seg, dat güng nich miehr, as hei de Last up sinen Arm swerer warden föhlte, dunn bögte hei sick dal, umslüng Gottlieb, und mit Anwennung von all sin Kräft drög hei em, wie 'ne Mudder ehr Kind, de poor Schritte na dat Asyl, wat sei upnehmen süll. As hei em dor dal laten wull, föhlte hei, wie Gottlieb tosammen sackte — hei wier ahnmächtig worden.

'N Zucken slög öwer Hermann sin Tög' und krümmte em de Lipp, öwer 't was blot 'n Ogenblick, denn was diss Utdruck wedder verswunden; wat künn de swacke Knaw dorför, dat hei nich Muskel von Stahl und Isen hebben deer, as sin Broder?!

Warm bedd'te hei den Besinnungsloſen in dat Stroh, wat hei ut de Kanten von de Mieth herut ret, denn sette hei sick neben em hen, indem hei sinen Arm unner Gottlieb sinen Kopp schuwen deer.

„O min Gott, worüm hest du so häßliche Würd spraken! — verflucht! hett hei seggt — oder nich? Ne, dat is jo nich wohr, Hermann säd dat, und denn ret hei mi weg, von min Heimath, hei 's 'n bösen Broder, ja dat is hei, ach, min leiwes sötes Mudding, worüm büst du storwen? kumm dal von 'n Hewen und redd din Kind vör de bösen Minschen und vör Hermann —"

So raste Gottlieb los und dortwischen schriete hei luthals, dat sneb as 'n Swert in Hermann sin grotes stolzes Hart. Hei nehm de Hand und strek öwer dat Gesicht neben sick, und dor föhlte hei mit Entsetzen, wo heit dat dor gleuhte und denn wedder kolt würd as Is; Gottlieb raste furt und furt in willes, vertehrendes Fewer. — Und sei wieren allein, mudderseelallein.

Dat nutzte nicks, dat Hermann diſſen bewernden Körper an sin Hart nehm, blot willer, wahnsinniger slög Gottlieb üm sick, und dat Fewer gew em Kraft, dat nicks in 'n Stann wier em to hollen. Hei schüll und schimpte up Vadder, up Hermann und up de ganze Welt, und denn wedder fleihte hei sinen Broder an, dat hei em nich wegrieten süll von Hus und nich rutstöten in de kolle, frömde Welt.

Lang seg' Hermann rut in de düstere Nacht. Hei föhlte, wie sick allmählig de kolle Angstsweit up sin Stirn sammelte und em in dicke Druppen öwer de Backen lep — oder wier dat wat anners?

Hei hadd nich weint as sin Mudding em verlaten hadd, und doch wier dat de swerste, trurigste Stunn west, de hei je erlewt hadd, und nu? —

Hei hüng so vull Leiw an sinen Broder und hei hadd em bewohren wullt vör den Fluch, dunn hadd hei em wegreten ut de Heimath, de jo doch kein Heimath för em wier; an sin Hart

hadd hei em nahmen, wat blot för em slög, wat nicks kennte as sinen Stolz, sin Ihr und — sin Broderleiw; und nu?

Gottlieb towte und fantasirte furt und Hermann set dorneben und — weinte bidderlich.

So blew dat de ganze Nacht bet to 'n Morgen — 'n warmen, kloren Frühjohrsmorgen.

Na und na wakte de Natur ümher to vullen warmen Lewen up, de Lewark steg hoch to 'n Hewen und schmettert ehr Lowwlied dal up de beiden Bröder dor unnen, Sparlings kemen an und söchten und grawelten in de Mieth ümher, ob sei nich noch irgendwo 'n lütt Kurn finnen künnen, wat sei bether öwerseihn, dortwischen let 'ne Kreih ehr unmelodisches bark bark hüren, anner Vögel streken öwer de Mieth dorhen, und all keken sei verwunnert up de beiden Minschenkinner, de dor unnen utrauhten von den iersten Schritt in de Frömd.

Ob sei woll ahnten, all de lütten Dierte, wat dit för 'ne Bewandtniß hebben deer mit disse jungen Minschen? worüm up dat Gesicht von den einen so heite Glut henjagte und hei in einen furt vör sick hen sprök, luter Unsinn, wat sei all nich verstünnen, wiehrend up den annern sin Mien so 'n weihmödigen Tog' leg und af und to so 'n Zucken doröwer hengüng as von verhollnes Sluchzen und Weinen? Fast schiente dat so, as ob sei 't wüßten; denn ehr Zirpen und Piepen würd liefer und liefer und endlich verstummte dat ganz, sülwst de Has slek sick sacht mit starkes Hartkloppen torügg, as sin unstätes, ängstliches Og up de Släper föll.

Plötzlich schriegte Gottlieb lut up in Fewerangst und doröwer wakte Hermann up.

Hei erhöw sick sacht von sin Strohlager, nadem hei vörher noch einen Blick vull von Leiw und Sorg up Gottlieb dahn hadd. Denn güng hei üm de Mieth herüm und kek sick de Gegend an, in de de Wind sei weiht hadd. De weihmödige Tog was von sin Mienen verswunnen und hadd webder den ollen Trotz Platz makt, as nu dat blitzende Og in de wiede Landschaft ümher irrte.

Endlich blew dat up ein lüttes Buergehöft, nich hunnert Schritt weg von de Mieth, rauhn. Lang kek hei dorup und dorbi dacht hei an „to Hus". Dor süht dat nu grad so ut as hier, grad so steiht nu Vadder up den Hof und kummandirt sin Lüd an ehr Dagswark as hier de lütte dicke Buer, de so behaglich, de kort Piep twischen de Tähnen, ümher kek und dorbi so protzig utseg', as wull hei seggen: „all min! all min!"

Dunn slög de oll dicke Spitz an, de to den Buern sin Föt leg und grad so 'n Mien maken deer as sin Herr. In dissen Ogenblick kreg ok de Buer den jungen Mann mit de kräftige Gestalt, de dor up sin Mieth stünn und em beobachten deer, to seihn. Up sin Mieth! 'n zorniges Blitzen strahlte ut de waterblagen Ogen und mit 'n halwluden Utrop, de sick anhürte as „Bettelpack", sette hei sick in Bewegung und güng Hermann entgegen.

„Wo kümmt Hei hier up minen Acker?" rep de Buer den jungen Mann all von wieden an, toierst hadd hei Du seggen wullt, öwer as em de gewaltigen Glieder ierst vull to Gesicht kemen, dunn ännerte hei snell sin Ansicht, und ok de Ton klüng nich so barsch, as hei woll iersk füllt hadd, wollgefällig öwerflög sin Blicke de Gestalt vör em.

„Nehmen 'S nich öwel, Herr," säd Hermann, dat klüng as 'ne würkliche Bidd ut de sanfte Stimm, hei hadd sinen ganzen Trotz vergeten — 't wier jo nich för sick, ne, blot för sinen armen Broder, — „min Broder und ick künnen gistern Abend kein Obdach finnen, und dor hebben wi Schutz in Ehr Strohmieth söcht; und nu is min Broder krank worden, hei fewert und fantasirt all de ganze Nacht, dat ick angst und bang üm em bün. O, Herr, ick bidd Sei üm Upnahm för minen armen Broder. Hei 's so jung und swack und ick weit nich wohen mit em in dissen Tostand" . . .

„Ja öwer wat sall ick dorto dohn, wat sall ick mit den kranken Minschen up 'n Hof, ne, dat geiht nich, ick kann blot gesunde Minschen mit gesunde Knaken bruken, de arbeiten künnen," und webder kek hei up de forsche Figur von den Biddenden.

„O, wenn 't wieder nicks is, ick kann arbeiten för twei", säd Hermann trotzig und sin ganze Stolz lüchte ut sin Ogen, „ja dat kann ick und dat will ick, also nehmen Sei uns up Herr, minen kranken Broder und mi?"

„Na, mienetwegen, öwer wer und wat sünd Ji eigentlich und woher kamt Ji midden in de Nacht, as wenn Ji von 'n Hewen sollen wiert?" frög de Buer mißtruisch.

'N helles Roth jagte öwer Hermann sin

Gesicht, einen Ogenblick besünn hei sick, blot einen Ogenblick, denn kek hei wedder wiff in de Ogen von den ollen Buer.

„Wi stahn ganz allein up de Welt," antwurte hei iernst, „wi hewwen nich Vadder, nich Mudder, kein Hus und kein Hof und dat God, wo wi in Deinsten stahn sünd, is verköfft, nu bruken sei uns dor nich miehr, so sünd wi gahn, uns 'ne niege Stell to söken."

„Na 't is god, denn hal Hei man Sinen Broder, wi warden jo seihn, ob Hei ok Wurd hollen kann und will mit dat Arbeiten."

Und dormit wendte hei sick gliekgültig weg.

Hermann güng, und as hei na de Mieth kem, dunn nehm hei Gottlieb, de ümmer noch twischen dat Stroh bedd't leg, in de Arm und drög em vörsichtig na den Hof, wo de Buer stünn und mit 'n tofredenes Smunzeln up de elastischen Schritte von sinen niegen Knecht seg'.

Hei wieste Hermann 'ne Kamer an, wo hei sinen Broder hen drägen künn, und as de dor so warm as möglich bedd't wier, güng Hermann an de Arbeit, de em upgewen würd. Willig und vull Fliet vullbröcht hei sin Dagwark, und as hei Abends von 'n Feld kem, dunn güng hei so tofreden as lang nich in sin Kamer, sette sick an Gottlieb sin Bedd und plegte und wohrte em. Dor set hei de ganze Nacht wak und dachte an sin Mudder, an ehr letzte Stunn und an dat, wat hei ehr verspraken hadd.

Ok an sin Vadderhus dacht hei, an de ollen Eiken up ehren Hof, ob sei noch stünnen und ehr Schatten up dat Hus smeten:

So lang as de Eiken ehr Schatten Jug schenken,
Ward Gott vör Jug Allens to 'n Besten lenken.

3. Kapittel.

De Deiw.

Wochen wieren vergahn. De beiden Bröder hadden sick inlewt und dat seg ut, as wenn dat nu ümmer so bliewen würd und sei Freden hebben süllen; as wenn dat Schicksal nu utsöhnt wier dörch den einen Slagg, den 't ehr bibröcht hadd.

Gottlieb hadd sick langsam wedder erhalt bi de sorgsame Pleg von sinen Broder, und wenn hei ok noch recht swack und elend utseg', so föhlte hei doch, wie na und na sin Gesundheit wedderkierte. Hei was giern seihn bi all de annern Knechts und besunders bi de Dierns, wiel hei so sanft und god und dorbi stets up 'n Platz wier, wenn 't to helpen und to trösten gew. Eins Dags was dat Lüttste von Fru Besserdig, de Scheperfru, up 'n Dod krank und de Öllern wüßten sick keinen Rath, dor hadd Gottlieb in sin sanfte Ort dat Kind nahmen und in de Stuw rüm dragen, de ganze Nacht, bet dat ruhig würd, und wenn hei mit sin smalle Frugenhand so zort öwer dat lütte heite Gesicht strek, denn was dat as 'n Zauber, de den Dod wegbaunte, de all in de Stuw neben dat arm lütt Wesen stünn. Und tolezt wier 't wedder gesund worden.

Dat dankten de Scheperlüd em up ehr Wies', so god as sei 't verstünnen und nich allein de, ok de annern Hoflüd föhlten Vertrugen to em und wieren em god.

Undank is de Welt Lohn, heit dat oll Sprüchwurd, öwer dat gelt blot för de Rieken, de Armen hebben anner Grundsätze und vergeten 'ne Godheit nich so licht as jene, sei sünd eben to — dumm dorto. —

Hermann was nich so beleiwt as sin Broder, dat kem, wiel hei so still und iernst twischen ehr hengüng, as wier hei ganz allein und de annern güllen em nicks an. Toierst hadden sei dat de Sorg' üm sinen Broder torekent, öwer as dat nu weg föll, wiel de gesund wier, dunn säden sei, Hermann wier stolz, wiel hei 'n eigen God hebben künn, wenn hei blot wullt hadd.

Weit de leiwe Himmel, wo so 'n Gerücht entsteiht! dat is as 'n Stein, de in 't Water smeten ward und Kries' treckt, ierst lütt und denn ümmer gröter und gröter, as wenn 'n lütten Vagel sick upnümmt und sick hoch und höger in de Luft swingt und ein Wurd, wat hei hürt hett, wieder und wieder dreggt von einen to 'n annern.

Kortüm, dat Gered was einmal dor, und wenn ok keiner wüßt, woher dat stammen deer und wer dat toierst upbröcht hadd, 't wier dor und Jeder glöwte doran. Dunn stellte sick bi all de Lüd de Neid in, de sprök sin Wurd mit, und nu säden sei, Hermann wier von Stolz de Kamm so swollen, dat hei sick to god dünken deer, sick mit ehr aftogewen, und doch wieren sei ebenso vel as hei, wenigstens hier up den Hof, und wat west is, dorför giwwt de Jud nicks! so säden sei all, de Manns, de Frugens und de halwwussen Kinner und dorbi keken sei mit

Mißgunſt up Hermann, und dachten: wenn ick 't doch wier! Seggen deer em öwer Keiner wat, ſied ſei ſeihn hadden, wo hei Fritz Newemann, de doch 'n ſtarken, forſchen Bengel wier, von ſin Pierd dal ſlagen deer, as de wat von 'n „upgeblaſen Buerſön" brummt hadd.

Ganz entgegen de Lüd dacht de oll Behrens, ehr Herr. Bi em ſtünn Hermann wieb öwer Gottlieb; denn wiel hei ſülwen ſo 'n lütten dicken, ungeſchickten Kierl was, hadd hei 'n gewaltigen Reſpect vör alle groten kräftigen Lüd, und Hermann wier'n wohren Herkules und trotz ſin twintig Johr hadd hei „Murr in de Knaken" as Behrens ſäd, „und miehr Grütt unner den Nagel von ſinen lütten Finger as all de annern achter ehren groten dicken Schädel." Wat hei vörher weſt wier und ob hei 'n eigen Hof hadd oder nich — wat kümmert em dat, wenn Hermann man ſo furt ſchaffen deer, dat was de Hauptſak!

De Anner, Gottlieb, ja de! dat was eigentlich man ſo 'n Anhängſel, 'n nothwendiges Oewel, wat hei mit Hermann in 'n Kop nehmen müßt. Trennen leten de beiden ſick nich, dat hadd hei eins verſöcht, und to 'n tweiten mal wull hei de Hänn' dorvon laten; em was ümmer noch de Blick ut de ſprühenden brunen Ogen bi diſſe Gelegenheit erinnerlich, den verget hei nich ſo licht wedder.

To bruken wier Gottlieb blot för ganz lichte Arbeit, denn as hei verſöcht hadd, em achter de Saatmaſchin angahn to laten, dunn duerte dat nich lang, bet de Bengel ſo möd worden wier, dat hei kum noch Schritt hollen künn, und de Ecken, wo de Maſchin nich henkamen künn, und de hei utſeihen ſüll, blewen liggen. Und ſo was 't allerwegs, bet Gottlieb toletzt to allerlei Hawgängerdeinſte, as Tüffelſchellen, Holtſpalten und derglieken verwendt würd. Und hei was doch all achtein Johr olt, as hei ſäd, — man ſüll 't gor nich glöwen.

Ne, na Behrens ſinen Geſmack was hei nich, öwer wat ſüll hei maken, den einen let hei nich gahn und ſo blew ok de anner.

— — — — — — — — — — — — —

'T was 'n kloren ſchönen Morgen weſt, de Sünn' ſtünn hoch an 'n Hewen und füng all an ſo mächtig to brennen, dat de Lüd, de grad von de Arbeit to 'n Middag kemen, ſick den Sweit von de Stirn wiſchten und ſo recht ſlepig langſam öwer den Hof dorhen tröken.

'N beten awſieds güng ok Hermann, wie ümmer in deipe Gedanken verſunken; trotzdem was ſin Schritt doch 'n ganz anner as de von de Manns neben em. Hei ragte 'n goden Kopp lang öwer ſei weg und güng ſo elaſtiſch dorhen, dat hei ok uterdem Jeden upfoll'n wier, de diff' Lüd ſo beobacht't hadd.

As ſei mit 'n Eten farrig wieren, güng Hermann in ſin Kamer, wo Gottlieb beſchäftigt was, 'ne lütt Windmöhl för Hans, den jüngſten Sön von ſinen Herrn to ſnieden.

Hermann kek dit Wark 'ne Tied lang to, denn ſtrek hei Gottlieb ſacht öwer dat Geſicht und ſett'te ſick em gegenöwer up ehr gemeinſchaftliches Bedd.

„Segg mal Gottlieb," füng hei an, „büſt Du tofreden mit de Stell, de Du hier heſt? ſegg mal uprichtig, min Jung, oder müggſt Du furt von hier?"

„Ne Hermann, 't geiht jo," was de Antwurd, öwer dat klüng ſo drückt, as wenn doch nich Allens ſo wier as dat ſüll, 'ne rechte Tofredenheit leg wenigſtens nich dorin.

Dat ſchiente ok Hermann ſo, denn trurig ſchübd'te hei den Kopp.

„Ick kann 't nich ännern, min leiw Bröding," ſäd hei, „wenn ick 't man künn, ick wull giern noch miehr arbeiten, as jetzt, dat Du 't man beter haddſt und glücklich wierſt."

Gottlieb was upſtahn und hadd den Arm üm ſinen ſtarken Broder ſlungen, dorbi kek hei trurig und doch mit Zärtlichkeit und Dank to em up.

„O Brober, lat man ſin, ick bün jo ganz glücklich hier, ſo as ein ſin kann, de in de Frömd twiſchen luter kolle Minſchen ſteiht; ſüh, Hermann, ick bün 'n beten verwöhnt, dat weit ick jo ok recht god, von unſ' godes leiwes Mudding her, ne, lat man Hermann, weſ' man ſtill, Du heſt 't jo hollen, wat Du ehr verſpräken deerſt, heſt Di jo ſorgt üm mi, as ſei 't ſülwen nich beter hadd dohn künnt."

„Ick kann 't nich beter, Gottlieb," antwurte Hermann mit lieſe Stimm, und 'n Schatten flög öwer ſin ieſenwiſſen Tög'.

„Ick denk ok öfter an to Hus," meinte Gottlieb, „an Vadder und ok an unſ' ollen Eiken. Ob ſei woll all noch ſtahn?"

„So lang as de" . . . . . .

Hermann würd unnerbraken dörch 'n ludes Geſchrie und 'n Dörcheinanner von Stimmen,

de neger kemen. Ihrer hei noch sin Awsicht natoseihn, wat de Larm bedüden süll, utführen künn, würd de Dör upreten und de oll Behrens kem mit füerroden Gesicht herin, achter em all sin Lüd mit Dunggabeln und dicke Knüppel in de Hänn.

„Dat is de Deiw!" röp de Herr und güng wüthend op Gottlieb to, de sick nicks Böses bewußt, ruhig dor stünn mit de lütt Windmöhl in de Hand. De Buer wull öwer em herfallen, öwer bevör hei em noch anrögt hadd, smet em 'ne gewaltige Fust torügg, midden twischen sin Lüd.

„Keinen Schritt neger, wer sin Lewen leiw hett!" rep Hermann mit mächtige Stimm twischen den Larm, de sick bi disse Gewaltthat erhöw. Hei hadd sick, hoch upricht, as to 'n Schutz vör sinen Broder stellt und schübd'te de Fust gegen de Arbeiters und sinen Herrn, dat in 'n iersten Ogenblick keiner Lust hebben mücht, neger Bekanntschaft mit ehr to maken. In 'n nächsten öwer ret de oll Behrens den iersten besten Knecht sinen Knüppel ut de Hand und drüng in up de beiden Bröder. Hoch hadd hei den dicken Prügel hawen und jetzt suste hei mit 'n helles Zischen dörch de Luft — 'ne Sekund, denn flög hei, von Hermann uppfungen und in twei Hälften braken, midden twischen den Hupen, grad in dat höhnisch und schadenfroh vertrokene Gesicht von Fritz Newemann, dat hei upschriete vör Wuth und Schmerz und dat Blot herutstörten deer.

„Jerst staht Red!" röp Hermann in de Verwirrung herin, „wat willt Ji all? und wer is hier de Deiw?"

„Gottlieb, Sin Broder is 't!" schriete Behrens em an, tredte öwer snell 'n Schritt torügg — dor was wedder dat Uplüchten in de brunen, jetzt bina swarten Ogen, wie dunn, as de Bröder ut einanner reten warden süllen, blot noch blitzender, füriger as dormals; dat kem öwer den ollen Buern as 'n Grugen und Bewern, öwer blot för 'n Moment, denn gewünn sin Wuth wedder de Öwerhand.

„Ja, Gottlieb is de Deiw, hei is ganz allein in 'n Hus west, all wieren sei to Feld, blot hei nich, hei schellte Tüffel und fulenzte herüm, as hei ümmer deiht, wiel hei to wieder nicks to bruken is. Und nu hett hei min sülwern Klock nahmen, up 'n Disch hett 'ſ legen, und nu is 'ſ weg, und hei was allein in 'n Hus."

Hermann gnirrschte mit de Thänen und sin Ogen rullten wild in den Kries herüm, as wull hei sick einen utsöken, den hei toierst dalslagen süll, hei beer den Mund up, öwer blot 'n Murmeln kem dorut, von Wuth erstickt.

„Hermann Evers, ick will Em wat seggen," unnerbrök tolezt in milderen Ton de oll Herr dat ogenblickliche Stillswiegen und dorbi kek hei mit Beduern up de Riesengestalt dor för sick, de hei nu woll verlieren müßt, „lat Hei uns de Kamer affsöken und denn warden wi jo seihn."

„Ja affsöken, dat Spind und dat Bedd, ja Alls," so röpen sei all dörch einanner.

„Lat sei, Hermann," säd Gottlieb mit sin ruhige sanfte Stimm, „lat sei söken, sei künnen jo nicks finnen," dorbi stünnen em de hellen Thranen in 't Og'. Langsam, Schritt för Schritt, tred'te Hermann torügg, und as sei dat segen, dunn stört'ten alle Lüd as 'n Meut Hunn her öwer de poor ärmlichen Saken in de Kamer.

Dat Spind, de Stäwel und Röck, unner dat Bedd, alls würd dörchgrawwelt und nicks wier funnen. De meisten hadden 't all upgewen und keken sick nu verlegen einanner an; blot Fritz Newemann söcht noch; hei hett die Bedden von einanner reten und bögt sick daröwer, dat dorbi ümmer Blotsdruppen up Blotsdruppen up dat witte Linnen fällt.

Plötzlich stött hei 'n luden Triumpfschrie ut, dat hürt sick an as helle Jubel, hei richt sick up, höllt de Hand hoch und — hett dorin de süllwern Klock.

'N Ogenblick steiht Hermann dor, noch hoch upricht, de Ogen as in Wahnsinn bald up de Uhr, bald up Gottlieb richt't, 'n lichten Schum vör den Mund, blot 'n Ogenblick, denn sackt de mächtige Gestalt allmählich tosamen, de Spannung in sin Gesicht lett na und wiehrend hei mit de Hänn' üm sick grippt, wankt hei und stört't mit einen Schrie, so vull von Weih, as em blot ein utstött, de midden in 't Hart drapen is, ahn Besinnung tosamen.

Fritz Newemann höllt ümmer noch de Uhr und lacht höhnisch: hei hett dat jo wüßt, wo sei to söken wier.

4. Kapittel.

Webber in de Frömd.

Düstre Nacht — de Storm hult üm dat Buergehöft und ritt an de Finsterladen, hei schübd't mit Gewalt de armselig utseihenden

Böm, de den lütten Diek neben dat Wahnhus ümgewen. Hei brüllt und towt as in de Webd mit sin Bröder: Nord und Süd, Oſt und Weſt gegen einanner üm de Schünen und üm de Ställ. Dortwiſchen herin ſchriet de Uhl hen und wenn ehr dumpes, unglückverheitendes Uhu Uhu . . .

Düſtre Nacht — nich 'n Schatten von Licht breckt dörch, nich hier, nich dor, kein noch ſo ſwacke Strahl geiht ut von den Mahn, de ſick grollend öwer ſin Machtloſigkeit achter de ſwarten Wulken verſteckt. Düſtre Nacht ok in de Kamer, wo ſüß üm diſſe Tied de Stiern herin ſchulten und ehr Freud hadden an de beiden Geſtalten, de ſo fredlich neben einanner unner dat witte Linnen rauhten, de Arm in einanner ſlungen.

Hüt leg' blot ein up dat Lager, öwer nich ſo fredlich as ſüß, hei wälzte ſick unruhig, ſlaplos ümher, af und to ſtähnte hei lut up as von Angſt und Weih, de öwer ſin Kräften güngen; ok in em wier 't düſtre Nacht.

Gottlieb — hier hadden ſei em laten, ſei hadden dicke Latten gegen dat Finſterkrüz nagelt und de Dör hadden ſei verſlaten; denn hei was jo — 'n Deiw.

Fritz Newemann hadd 't gliek ſeggt, und hei hadd jo ok de Klock funnen, de ſtahlen wier.

Gottlieb zermarterte ſick dat Gehirn mit de Frag: wo kem de Uhr in ſin Bedd? Dorbi würd ſin Küſſen natt von Thranen.

„O min leiwes, godes Mudding, kumm dal von 'n Hewen und nümm mi weg von hier, du weißt't, ick hewv 't nich dahn!" ſo ſchriete hei up, hei rep dat mit bewernde Stimm, denn horkte hei, ob kein Antwurd kem; kein? — alls blew ſtill in ſin Gefängniß, dodenſtill, buten öwer hulte de Wind furt und furt.

So blew dat ſtunnenlang.

O, dat was Wahnſinn, em för 'n Deiw to hollen, em, Gottlieb!

Und as hei an diſſen Wahnſinn dacht, dunn föll em in, wo dat woll ſin mücht, wenn ein wahnſinnig wier; de wüßt nicks von Leid und Weih, nicks von dat, wat de Minſchen üm und rüm dohn und ſeggen, de ſteiht allein, keiner kümmert ſick üm em, den höllt keiner för 'n Deiw. O dat möt ſchön ſin, wenn ein wahnſinnig is; Gottlieb wull hei wier wahnſinnig!

Wier hei 't denn nich! Ja, gewiß, hei wier 't. De Verrückte hett ſick wat in 'n Kopp ſett't, ein Wurd, einen Gedanken, ein Daht, dat höllt hei wiſſ und lett nich dorvon.

Und hei bild'te ſick in, 'n Deiw to ſin, 'n ganz gemeinen Deiw, de 'ne ſülwern Taſchenuhr nahmen hett — ja, hei wier wahnſinnig worden!

Und as hei dat dacht, dunn kneite hei hen up de harte Jerd, falte de Hänn' in einanner und dankte ſin Mudding und Gott, dat ſei em hulpen hadden und dat hei nu ganz glücklich wier, ganz glücklich!

Dorbi föll em wedder in, dat ſin Broder em jo hüt Morgen ierſt fragt hadd, ob hei denn würklich glücklich wier, und as hei doran dacht, dunn ſmet hei ſick wedder up ſin Bedd und weinte, weinte, bet hei nich miehr künn, und ſo weinte hei ſick ſachten in Slap.

— — — — — — — — — — — — —

Düſtre Nacht leg ok öwer de Strohmieth, wo de beiden Bröder dat ierſte Obdach ſöken und finnen deeren, as ſei ahn Heimath wieren.

Kein Halm bewegte ſick anners as von den Wind, de doröwer henjagte.

Dunn mit einmal erhöw ſick 'ne Geſtalt, as ut de Jrd wuſſen, achter de Mieth, höger und höger würd ſei, bet ſei upricht't dorſtünn — Hermann.

Keiner wüßt, wo hei blewen wier, plötzlich, as de Blitz wier hei weg weſt, ſei hadden em noch liggen ſeihn ahn Regen, ahn Lewen, 'n Ogenblick — dunn wier hei verſwunden weſt, as weg blaſt.

Und dor ſtünn hei nu und hadd de Hand uphewt to den ſwarten Hewen, as to 'n Swur:

„Ja Mudder, ick holl min Wurd!" ſäd hei mit fierlich langſame Stimm und dat klüng ſo ieſenwiſſ, dat de ahn Sorgen ſin kann, den diſſ' Mann einmal verſpraken hett to ſchützen, hei ward 't hollen, entweder ſo oder ſo; hei will! und wat hei will, dat möt geſcheihn!

Mit langſame, lieſe Schritte güng Hermann up dat Gehöft to. 'N Ogenblick blew hei vör dat Wahnhus ſtahn, vör dat vernagelte Finſter, wo dat Wimmern to em rut drüng. As hei dat hürte, hadd man ſeihn künnt, wie em dat in dat ſtolze grote Hart ſneb, 'n Lut as 'n Stähnen kem öwer ſin Lippen, und 'n wille Blick was 't, den hei up dat Hus vör ſick ſmet.

Dorup güng hei eben ſo lieſ webder torügg, röwer na de anner Sied von den Hof, up de

Schün to. An de ein Sied von dat Gebüd blew hei stahn, bückte sick und nehm 'ne swere iesern Bräkstang von dat Geschirr, wat dor upstapelt leg'; denn güng hei torügg an dat vernagelte Finster.

Wier dat nich so dunkel west, denn hadd man woll beobachten künnt, wo de gewaltigen Muskeln an den Arm answüllen, de sick mit de Stang na dat Finster to bewegen deer. Ein Ruck und noch ein, und dorhen flögen de so sorgfältig anslagen Latten.

Vörsichtig kloppte Hermann an dat frie worden Finster, gliek dorup hürte man 'n halw unnerdrückten Upschrie, denn stünn Gottlieb dor und starrte rut in de Nacht grad in Hermann sin blitzenden Ogen. Dat Finster würd apen makt, ein kortes Gespräk und Gottlieb swüng sick mit Hülp von sinen Broder herut.

„Frie!" jubelte hei up und „frie!" jubelte ok de anner, und denn legen sei sick minutenlang in de Arm.

„Ick heww 't nich dahn, Hermann!"

Dat was dat ierste und dat einzig Wurd, ein Wurd ut deipen, reinen Harten.

„Dat weit ick", säd Hermann stolz. Dat was Alls.

„Ok ick weit 't!"

Hadd nich eben 'ne frömde Stimm dit Wurd spraken oder was 't de Nachtwind, de sacht öwer de armen Verstötten dorhen strek? Gewiß de was 't west, hei müßt 't west sin — wer süll ok anners so 'n Wurd spräken to diss Armen und Elenden?!

„Ok ick weit 't Gottlieb!" Dor was 't noch mal, ne, 't was nich de Nachtwind west; also 't gew doch noch einen Minschen up de wiede Welt, de minschlich dacht und minschlich föhlte för de Bröder? Öwer wer?

Dor erhöw sick 'ne dunkle Gestalt vör de Beiden, 'ne Hand streckte sich ut und grep na Gottlieb sin und drückte sei und let dorin wat torügg — 'n lüttes Stück Papier und dorin was wat Hartes wickelt.

Und denn was de Gestalt verswunnen as hadd ein Wirbelwind sei weg weiht, nich blot von hier, ne, ganz rut ut de Welt. — Dor hinnen öwer an 't Enn' von dat Gehöft, dor, wo de Scheper mit sin Famili wahnen deer, dor rögte sick wat, 'ne Dör würd up und wedder to makt. De Scheper kem gewiß von 'n nächtlichen Gang to sin Veih to Hus. Worüm woll so 'n Strahlen und helles Lüchten up sin Gesicht leg'?

Ja, Undank is de Welt Lohn — öwer nich bi de Armen, de sünd to — dumm.

Dor güngen sei nu hen, de beiden Bröder, wedder verstött as all einmal, wedder in de Frömd und doch so ganz anners as dunn.

Wedder leggten sei Miel för Miel torügg, öwer ditmal würd Gottlieb nich möd, de Angst höll em uprecht und makte sin Schritte licht und fast.

Und ok in em seg' dat anners ut as dunn. Dat wier nich miehr de zorte Knaw, de mit Beduern achter und mit bangen Zagen vör sick in de Tokunft kek, ne, dat was 'n Mann worden, de weit, wat hei will und wat hei möt, de nich achter sick süht, sundern blot noch up den Weg, den hei vör sick hett. Dat Schicksal hett em 'ne Stunn' vull Unglück schickt und so ein makt snell riep.

O wie snell!

5. Kapittel.

Öwer dat wiede Meer.

Hamborg, min Vadderstadt!
Segel, ob früh ob lat
In dinen Hawen weihn,
Willen woll wied hen teihn
Öwer dat Meer. —

So süngen de Schippers, de in ehr Boot eben von de Landungsbrügg afstöten deeren, üm na den groten Damper, de vörn an 'n Bugg den Namen „Freiheit" drög, röwer to rödern.

Sei hadden de letzten Passagiere mit ehr Gepäck inladt, de sick so sett't hadden, dat sei den vullen Anblick von de Stadt noch einmal geneiten künnen.

De „Freiheit" hadd anner Schippe Platz makt, und so müßten de letzten, de dorto hürten, de korte Streck mit dat Boot trügg leggen.

As sei nu all an Burd wieren und up dat Deck stünnen, üm noch einen Blick up de dütsche Heimath to dohn, dunn böden sei ein so buntes Bild, as woll nirgends anners to finnen is as up 'n Utwannerungsschipp.

So verschieden, as de Minschen sülwst, so gewen sick ok ehr Awschiedsmienen: de einen weinten bittere Thranen, wiehrend de annern still vör sick hen beden müchten, de drübben öwer jubelten lut up; denn sei führten mit de

„Freiheit“ in de Frieheit, in dat frie Amerika; dorhen was dat Schipp bestimmt.

'N beten awsieds von de annern Passagiere stünnen twei junge Lüd, de sick fast ümslungen höllen, de ein grot, von riesenhaften Körperbu, de anner von zorte, smächtige Gestalt: Hermann und Gottlieb.

Weihmödig segen de beiden up den Landungsplatz, von den sei nu dörch 'ne korte Spann Water trennt wieren. Wo lang ward dat duern, denn liggt dat wiede, unawseihbor wiede Meer dortwischen, twischen ehr und de Heimath.

De Heimath? Sei hadden kein! de sei eins so nennten, de hadd sei utstött twei Mal, nu söchten sei de drüdd; ob diss ehr tru bliewen würd? Wer kann 't weiten?

Hermann was in den gewöhnlichen Matrosenantog kleid't, wie de anner Schippsmannschaft em dög. Dat hadd hei utmakt mit Kaptain Jörnsen, de de beiden Bröder up so merkwürdige und glückliche Wies, glücklich för em, hadd kennen liert.

De „Freiheit“ wier ierst vör 'n poor Wochen von Neuyork na Hamborg torügg kiert; as sei dunn stolz dorher kem, hadd 'n groten Hupen Minschen an den Platz herandrängt, wo dat Schipp anleggen süll.

Dat Deck hallte webber von all den Jubel und dat lude Hurra, womit de Passagiere de olle frie Reichs- und Hawenstadt begrüßen deeren; und ebenso würd dat von de Minschenmeng dor an dat Öwer erwidert. Midden dortwischen stünnen Hermann und Gottlieb.

Bet hierher hadd de wille Flucht sei drewen, Schritt för Schritt und Miel för Miel, wied weg von den Urt, wo dat häßliche Wurd spraken wier, wat ehr ümmer noch in de Uhren schallte, as 'n langes Echo, wat von Fels to Fels, von Wand to Wand torügg smeten ward und ümmer webber to 'n Vörschien kümmt: dat Wurd Deiw! Nu leg 'ne lange Streck twischen dissen Urt und ehr, und hier in dit Minschengewöhl, wo Keiner sick na ehr ümkek, wo jeder grad nog mit sick sülwst to dohn hadd, hier föhlten sei sick endlich säker, und as 'n sweren Stein was ehr dat von 't Hart follen. Dor wieren sei nu planlos an den Hafen ümherslendert, und wiel sei nicks to versümen und kein Ziel hadden, leten sei sick willenlos von dat Gedräng mit furt rieten.

Unmittelbor neben de Bröder stünn 'ne junge hübsche Fru mit 'n Kind, 'n lüttes Mäten von vier oder fief Johr, an de Hand. Sehnsüchtig hadden de Beiden de Blicke up den Strom richt', indem sei mit 'n öwerglückliches Lächeln den groten Damper entgegen segen.

Sei weihten mit ehr Taschendöker und gewen kein Acht, dat sei den Fluß neger und neger kemen. Jetzt wull de „Freiheit“, anleggen, und de Kaptain, de neben dat Stüer stünn, winkte froh und selig heröwer na dat Öwer, to sin Fru und Kind.

Dor — ein Schrie und denn ein willes Dörcheinanner, ein Rönnen und Lopen und denn — Still ümher, athemloses Swiegen; dat Schipp was vergeten, und de dor torügg kemen in de Arm von ehr Leiwen und in de webber gewunnen Heimath — keiner dachte doran, all hadden sei de angstvullen Blicke up dat Water richt't, wat beip unner das Öwer leg und wo af und to ein lütte blonde Kinnerkopp upduken deer — dat Kind von den Kaptain. Von den Damper ut würden lange Daue to dat lütte Mäten dal smeten, 'n Ogenblick grep sei ok dorna, sei künn sei nich faten, de lütte Hand würd möd und möder, und mit 'n angstvulles Upschrien sünk dat Kind torügg. Sachten slöten sick de söten, unschulligen Kinnerogen, ein Ogenblick — noch einmal kem dat blonde Hoor öwer dat Water, denn wier 't verswunden, de Wellen slögen öwer dat lütte Mäten tosamen und Alls was webber still, bodenstill.

„Platz, Platz, up de Sieb!“ brüllte 'ne Stimm midden ut den Hupen herut und hierhen und dorhen slögen de Minschen von einen mächtigen Arm rücksichtslos wegstött. 'Ne riesige Gestalt brök sick Bahn to dat Öwer, 'n sekundenlanges Tögern, denn ret de Mann sick den Rock von 'n Liew, ein Blick na unnen in den deipen Awgrund, und denn — ein Sprung.

Minuten vergüngen. Ümsünst starrten de Minschen in dat tück'sche Water, von dat Öwer und von dat Schipp — nicks — hadd de Fluß sei beid verslungen, dat Kind und den Redder?

Dor — ein Kopp, ein Arm, de Mann kem langsam to 'n Vorschien, blaß und witt as de Dod, öwer in sin schützende Arm höll hei dat Mäten.

Noch 'ne Tied lang müßten sei töwen, denn kem 'n Boot, und Mann und Kind würden herin treckt, dat ein bewußtlos, de anner swankend und halw bedöwt.

Und dat lütte Hart kloppte noch, wenn ok all lieſ', ganz lieſ'.

Up dat Schipp öwer ſtünn 'n ſtarken Mann, mit ſo blaſſen Geſicht as ſin Kind, dat was de Kaptain, ümgewen von ſin Mannſchaft, de em hollen hadden, as hei ſin Mäten naſpringen wull; ſei hadden dat nich lieden künnt, ſo zwecklos as dat wier — to redden was ſei jo nich, dat güng öwer Minſchenkraft, woto den erbarmungsloſen Fluß noch miehr Minſchenlewen opfern?! Dorüm leten ſei em nich frie.

Ower den, de dor von dat Öwer ſpüng, denn hadd keiner hollen künnt, de Arm was nich dorna anbahn, as wenn hei ſick twingen let, dat hadd ok keiner verſöcht, denn de ein, de 't ſüß dahn hadd, de was mit de junge Fru beſchäftigt, de bewußtlos in ſin Arm rauhte, de Mudder von dat Kind, und de Annern — wat kümmert hei de? keiner kennte em jo!

Lang hadd de Minſchenmaſſ ſick all verloben, dor ſtünn in dat lütte Hus, ein von de nächſten an den Hafen, 'ne Grupp von einige, de ok dorbi weſt wieren. 'Ne blaſſe junge Fru kneitc neben dat Sopha up den Footbön und hadd de Arm zärtlich üm 'n blondköppiges lüttes Mäten, wat dor utrauhte, leggt, as wull ſei nümmer von ehr laten. Dorneben öwer ſtünn Kaptain Jörnſen von de „Freiheit" und kek vull Leiw und Dankborkeit bald to ſin Föt up ſin Fru und Kind, bald up de hoge Geſtalt dor vör em, de den Arm üm den ſmächtigeren jungen Minſchen neben ſick leggt hadd: Hermann und Gottlieb.

Das wat de glückliche Ort, up de Kaptain Jörnſen de beiden Bröder kennen liert hadd. Hei wull' ſick ſo giern dankbor gegen de beiden erwieſen, und as ſei em ehr Geſchicht vertellt hadden, wie ſei utſtött wieren, tweimal und nu nich wüßten, up wecke Wieſ' ſei ehr Tokunft und ehr Brod finnen ſüllen, dunn wieſte hei ehr 'n Bild in de Fiern, hell von Hoffnungsſchimmer; dat was de niege Welt, Amerika. Vull Erwartung und vull Dank grepen ſei na dit Bild, öwer Hermann ſin Stolz wull nicks ſchenkt hebben, hei wull börch ſin Arbeit de Öwerfohrt för ſick und ſinen Broder verdeinen. Diſſ' öwer ſüll nicks to dohn hebben mit de groten Kätel und Aben, wo dat pruſſelte und ziſchte und krachte, as wier de böſe Geiſt dorin fohrt oder 'ne arme Seel von 'n ſlichten Minſchen, de kein Rauh finnen künn und nu jammerte und ſtähnte, dat dit 'n Stein barmen künn.

Wo licht künn Gottlieb 'n Unglück toſtöten bi ſin Unbekanntſchaft mit dat Meer! dat künn Hermann nich lieden, denn hei müßt dat verantwurten, vör Gott und vör ehr gode Mudder dor baben. Dat em ſülwſt dat ebenſo gahn künn und dat hei grad ſo unerfohren wier mit de See, dat ſäd hei nich, hei dacht nicht einmal doran mit ſin grotes, prächtiges Hart, und hadd 'n anner em dat ſeggt, denn hadd hei blot lacht, und dorbi wier denn woll ſin Blick langſam an ſinen eigen Körper hen gleden; em 'n Unglück ha ha ha! em, Hermann!

Dor hallte 'n helles Jauchzen öwer dat Deck, dicht neben de beiden Bröder, dat ſei toſamenfohrten und einanner losleten, wobi ſei 'n verwunnerten Blick up de Grupp ſmeten, ut de dit fröhliche, muntere Kichern herute kem. Hahaha, hihihi, hohoho, hähähä — ſo tönte dat börch einanner und de Minſchen, de dat utſtöten deeren, höllen ſick den Buk und wälzten ſick ein gegen den annern, wobi ehr de hellen Thranen, de dat Lachen ehr utpreßte, öwer de Backen lepen.

Toierſt hadden all de Paſſagiere ſick argerlich ümſeihn, indem ſei böſe Blicke up de Minſchen ſmeten, de ſei ſtüren deeren in de ſtillen Betrachtungen, de diſſe trurige Awſchiedsſtunn mit ſick bröchte, Betrachtungen, de nu mit einen Ruk entwei reten würden, as wenn 'n grellen Mißklang in 'ne recht ſanfte, ſachte Melodie herin krieſcht.

Öwer — dat Lachen ſteckt an, und wiel bi de meiſten Minſchenkinner Lachen und Weinen in einen Pott dicht bi 'n anner ſteckt, ſo löp allmählich 'n Zucken as 'n Smunzeln öwer all de hunnert, eben noch meiſt ſo trurigen Geſichter und toletzt würd ut dit Smunzeln 'n recht ornliches Lachen, wovon ſick faſt Keiner utflöt, obgliek de meiſten noch de Awſchiedsthranen an de Wimpern hängen deeren.

Woröwer ſei eigentlich lachten? Ja, wer dat wüßt! Sei lachten, wiel de annern ſo deeren, ja blot dorüm! — worüm? dat wüßt ſo recht keiner, as de poor Minſchen, de anfungen wieren, de dor in ein Grupp toſamen ſtünnen.

In de Midd von diſſen lütten Kries ſtünn 'n Poor, wat an und för ſick all ſo ſpaßig utſeg, dat man kum iernſt bliewen künn, wenn man ſei tofällig ankek.

'N lütten dicken Kierl, de in 'n poor hoge Stulpſtäwel ſteckte, ſo hoch, dat man ornlich ängſtlich würd, dat hei dorin verſupen künn, doröwer ſeg man noch 'n lüttes Stück von 'ne Bücks, de einmal gel hadd ſin künnt, nu öwer ſo 'ne unbeſtimmte Kalür annahmen hadd, und up de hinnen de Swänze von 'n blagen Sniepel dal föllen, an den blanke Knöp blitzen und glitzern deeren, as luter pures Gold, wenn de Sünn dorup ſchienen deiht. Unner den hogen Cylinder, ſo 'ne richtige Angſtrühr ut de gode olle Tied, kek 'n Geſicht herut; wat all fülwſt ſo füerrod utſeg, dat dit ornlich verwunnerlich wier, wo in all diſſen Purpur noch 'n ganz beſunders dunkel gläuhenden Placken upfallen künn; und doch wier 't ſo, dat was de Näſ, 'ne rechte degte, dicke, pummlige, pickelige, verſwullene, blaurode Snappsnäs, as ſei in 't Book ſteiht, 'n wohres Muſterexemplor. De lütt Mann gew ſick ſo 'n wichtiges Anſeihn, as wenn dat Gliekgewicht von Europa von em afhängen deer: as hei piepte, ſo müßten de annern danzen, blot mit Utnahm von de ſlanke Dam, de den Platz neben em innehm, de ſick ſo dicht as möglich an em ran drängen deer an ſin linke Sied, de Gegend, wo ſin Hart ſitten mücht. Dorbi ſmet ſei em ahn Unnerbräkung ſo furchtbor ſmachtende Blicke to ut ehr grönlich ſchrillernden Kattenogen, de von 'n poor ſo deipſwarte Ogbruen öwerbuſcht wieren, dat ſei grell affſteken gegen ehr ſneewitte Geſichtsfarw und ehr ſemmelblondes Hoor — „luter Mehl und Tuſch!“ hadd ein von de annern Paſſagiere ſeggt, öwer ſo ungalant was ok nich ein, dat to glöwen.

De Dam was in 'n füerrodes Dok hüllt, wat de Ogen ornlich weih deer, de dorup föllen, dat ſei ſick ſchmerzhaft toſamen tröken und doch nich weg künnen von de Stell, as wenn 'ne Slang 'n lütten Vagel mit ehren Baſiliskenblick bannt. Unner dat Dok ſchulte 'n helles Sommerkleid niegierig herut, as wenn 't de Tied nich aftöwen künn, wo dat Bekanntſchaft maken füll mit den ſwarten Damp, de ſo dick ut den Schoſtein herute ſteg, dat man em hadd mit 'n Metz ſnieden künnt: na, töw du man, de ward bald nog kamen und öwer din unſchuldvulle Kalür dorhen trecken, denn ward di woll 'n Licht upgahn, wat de olle Dam meinte, as ſei ſäd: grau in grau . . . .

Rund üm dit Poor gruppirte ſick 'n groten Kries: dor was 'n jungen Mann, de ſiehr lewensöwerdrüſſig, ſiehr melancholiſch, ſiehr blaß, und dorüm ſiehr intereſſant utſeg, wat noch haben würd dörch den langen Radmantel, de em maleriſch öwer de Schullern hängen deer und eigentlich gor nich recht to de Johresties paſſen wull; denn was dor noch 'ne olle Dam, de ganz beſunders iehrwürdig utſeg mit ehr witte Lockenperrück und ehr himmelblages Siedenkleid, wat hier und dor ſo verdächtige Stellen upwieſte — „Flicken!“ hadd gewiß de oll graive Minſch ſeggt, de dor vörhen all mal ſo 'ne häßliche Bemarkung makte. Neben de Jehrwürdige ſtünn noch 'n langen hagern Mann in 'n ſwarten Paſturenrock, an den wieder nicks upfallend wier as ſo 'n malitiöſen, ſarkaſtiſchen Tog üm den Mund, wat beſunders hervör treben deer, wenn dat junge, hübſche Mäten von achtein oder negentein Johr an ſin Sied ehren beſorgten mitleidigen Blick up den ſiehr intreſſanten jungen Mann in den Radmantel richten deer.

De ganze Geſellſchaft, de toſamen hürte, as man gliek an dat nege Verhältniß, in dat ſei to ſtahn ſchienten, ſeg', makte 'n komiſchen Indruck, den ſick Keiner verſlöt, ok de beiden Bröder nich, wovon de ein hell und ſülwern uplachte, wiehrend ok öwer dat ieſerne Geſicht von den annern 'n lieſes Smunzeln hentrök.

„So lag ich, und ſo führt' ich meine Klinge,“ ſäd de Dick, „und wenn ich bedenke, meine Herrſchaften, ärgern kann“ . . . .

„Na lat man god ſin Badiz,“ unnerbrök em de Lange mit den Paſturenrock und dat malitiöſe Grinen, „lat man god ſin, wi hebben jo all unſ' lütten Swächen, wie de Franzos ſäd, as hei den Kopp von ſin Großmudding in 'n Pott kakte, arger Di nich öwer de Dummheit von de Minſchen! wo kannſt Du Di öwer ſo 'ne Lapperie argern, büſt doch 'n echten Meckelbörger! und bedenk ok, Du, von 'n Argern ward de Minſch häßlich, nich Fräulein Reich?“ wendte hei ſick an dat rode Dok.

„Ärgern Sie mir nich, Menſch,“ ſäd Fräulein Reich in 'n ſchönſten berliner Dialekt mit 'ne ſchrille Stimm, de einen dörch Mark und Bein güng, und dorbi ſmiegte ſei ſick dichter an den Dicken, „ick ſage Sie, ärgern Sie mir nich, Sie oller bitterer Bitter! jloben Sie, der Helm ſei Sie jeſchenkt von Wismar her noch, als ick die Jaſtrolle ſpielte in der „Jroßtante“, wo Sie mich 'n lebendiges Wurm in die Hand ſtaken, ſtatt das Kind von Pappe?! Ne nich,

man keene Täuschungen, und wenn ooch der Direktor, die olle Nachthaube, et so hinjehen ließ, ick werd 't Sie nich verjessen, da können Sie 'n janzen Wagen voll Jifft druff nehmen, ja dat können Sie, Herrrrrr Bitter!"

„Ne jut jebratene Jans is 'ne jute Jabe Jottes, Sie lawasprühende Berlinerin, na ‚die Sprache kenn' ich — doch, Madam, zum zweiten Male soll sie mich nicht täuschen, wie in Aranjuez sie mich getäuscht', und mit dem Jifft, wissen Sie, da will ich noch 'ne Zeit lang mit warten," säd Herr Bitter gemüthlich und nickte und grinte ehr so recht hartlich to, as hadd sei em 'ne grote Fründlichkeit seggt.

„Denkt Ji," unnerbrök de Dick Fräulein Reich ehr Antwurd, de sei all bereit hadd, „ick will mi noch miehr argern?! de ollen Geschichten noch wedder upwarmen! man kümmt gor nich ut den Strieb herut bi Jug, am leiwsten kiehrt ick noch wedder üm; ganz mager bün ick all worden, wat glöwt Ji eigentlich, wat mi de dor kosten deiht?" und dorbi strek hei sick vull Leiw öwer sin Vörgebirg, as wier dat sin ganze Schatz, sin Ein und sin Alls.

„Jaja, das ist wahr, wenn der Streit nicht aufhört, denn kehren wir um," flöt sick de blasse Intressante an, worup dat junge hübsche Mäten, de em bewunnerte, bistimmen deer.

„Kaptain!" rep Herr Bitter, „Kaptain! o laten Sei doch mal hollen, de Herrschaften willen utstiegen."

So güng dat furt, bet dat Schipp herin führte in de See und na und na anfüng to schukeln hierhen, dorhen, hierhen dorhen, de Wellen rullten unner den Kiel weg und hewten vörn und hewten hinnen, dortwischen schriete de Kaptain sin Kummandos, brüllte de Mannschaft ehr eintöniges ohio! ohio!

„Brrrr," makte mit einmal de dick Badits und schüdd'te sick ornlich, dorbi was hei bodenblaß worden, dat blot noch de Näs', de stolz bi de Farw blew, dornt hervörlüchten deer, as de bleuhende Mohn twischen den Waiten.

„Brrrr" . . . makte Fräulein Reich und let af von dat Hart neben sick; ehr Teint wier noch bleiker worden as vörher, und as sei sick in Gedanken öwer dat Gesicht strek, hinnerleten ehr zorten Finger dor 'ne Spur as 'n Haken up 'n Acker, und de was noch witter as de anner Hut ümher, dorbi verlüren ehr grönen Ogen dat Lüchten und Schrillern, sei starrten ahn to wieken und to wanken, up den groten swarten Schostein, as wullen sei dor 'n Lock inbohren, dat de Damp dat bequemer hadd und nich ierst na baben brukte.

„Brrrr" . . . makte Fräulein Valeska Schulz, de hübsche Verleiwte, und kümmerte sich nu ok nich 'n Proppen miehr üm den Radmantel.

„Brrrr," säd ok de siehr blasse, siehr melancholische Herr Eduard Fux, as hei bi sinen natürlichen Namen nennt würd, und „Brrrr" makte ok Herr Bitter und seg' dorbi so trostlos trurig ut, as wenn hei nie wedder sarkastische Bemarkungen maken und keinen Minschen wedder 'n richtiges Wickelkind statt de Popp in de Hand gewen wull.

„Brrr" makte ok de smächtige, blondköppige junge Mann, de neben de Schauspieler stünn und upmarksam up ehr Gespräk lusht hadd.

Und vele, vele anner makten noch „Brrr" — blot twei nich, dorin wiesten sei 'ne grote Ähnlichkeit mit 'n anner, villicht blot dorin und in wieder nicks, und dat wieren Hermann und de Ihrwürdige in dat himmelblage sieden Kleid.

„Ohio!" brüllte wedder de Matros', und as wier dat 'n Kummando, so störtten ielich alle Passagiere up de Deckkant to. Wiet bögten sei sick öwer Burd und keken as in 'n Kramp in de See unner sick, wo de Wellen mit einanner spelten und flusterten von de Minschen, de to 'n iersten Mal up ehr dorhen schukeln deeren, und dat sei straft warden süllen för disse Kühnheit. Dat säden de Wellen, all de Minschen hebben dat hürt, und wat de Meereswogen sick verspräken, dat hollen sei, ok hier; dat hebben mi de Passagiere von de „Freiheit" späder sülwst vertellt.

Blot an Hermann künnen sei nich und ok nich an de Ihrwürdige: de ein wier ehr to stark, säden sei, und de anner wier ehr to olt!

„Nette Gesellschaft, Hermann Evers," säd de Kaptain fründlich und wieste up den eben noch so lustigen Kries, „'t sünd Schauspieler, harmlose Minschen, de ok ehr Brod nich to Hus finnen künnen; na, ick bün niegierig, wat de in Amerika will'n! dor heit 't arbeiten und nicks as arbeiten ward dor betahlt, dor hett keiner Tied to den Hokus-Pokus; na sei warden 't jo seihn!"

Also Schauspieler wieren dat.

Hermann hadd mal as Kind so 'ne herümtreckende Bann. in 'ne lütt Stadt dicht bi Restow

seihn, „'ne Schmeerenbann" as sei nennt würd, wie hei sick erinnern deer. Em swewte noch dunkel vör, dat 'n furchtbor wüst und schmutzig utseihende Zigeuner up 'ne Guitarr spelt hadd und 'n junges Mäten süng dorto, öwer miehr hadd hei nich to seihn kregen, denn Gottlieb hadd luthals schriet vör Furcht und Angst, as de wille Minsch vörtreden deer, dicht up em to, bet an den dicken Kriedstrich, de as Teiken, dat dor de Bühn anfangen deer, trocken wier. Gottlieb hadd mordmäßig los brüllt und Hermann hadd em in de Arm nahmen und wier mit em weg gahn. Ja, so was 't west.

Also dat wieren Schauspieler! Hm, hm, segen eigentlich ok nich vel anners ut as anner Minschen, und doch wedder — nu, wo hei wüßt, wat sei wieren, nu was em ok de seltsame Ort und Wies', wo sei mit einanner verkiehren deeren, erklärlich, nu verstünn hei ok ehr snurrige Kostümirung, wohrscheinlich luter Tüg, wat sei in ehr Rullen up 'n Theater achter den dicken Kriedstrich bruken: de hogen Lackstulpen, dat rode Dok, dat sieden Kleid und de Radmantel. Ja ja, so was 't.

Hermann let mit ümmer gröteren Interesse sin Blicke öwer de merkwürdige Gesellschaft henglieden, und dat was siehr natürlich, de Schauspieler, besunders de lütten, glöwen, sei möten sick 'n Anstrich von wat Utergewöhnlichen gewen, und tomeist seihn sei ok ehren Zweck erfüllt: sei hüllen sick in 'n gewissen Nymbus und de annern Minschen glöwen, sei sünd 'ne Awstammung von Halwgötter, wenigstens — de Dummen glöwen dat, wenn ok süß keiner, höchstens noch so ein Minschenkind as Hermann, de noch an 'ne düstere Jugenderinnerung tehrt und sick den Indruck torügg röppt, den hei as Kind bi disse Gelegenheit hatt hett — nu kann hei sick inbilden, noch ebenso to denken as dunn — wenn 't ok nich lang anhöllt.

Und nu wieren sei seekrank, o, wie seekrank!

De Malitiöse was de ierst von all de Mitteldeckpassagiere, de wedder to 'n Bewußtsein kem, „dat hei Minsch wier", as hei säd „ein mit Vernunft begabtes Wesen, kein Thier", hei wend'te sick to de annern und griente und nickte ehr to, denn steckte hei de rechte Hand vörn in den Rockupslag, höw' de linke hoch gegen de annern, sett'te einen Foot vör und rep mit fürchterlichen Pathos und wiet öwer dat Deck hen schallende Stimm:

„Heult, heult, heult, heult! O ihr all von Stein! Hätt ich Euer Aug' und Zunge nur, mein Jammer sprengte des Himmels Wölbung!" —

Denn dreihte hei sick üm, bet hei Hermann to seihn kreg, de achter em stünn und em mit halw verwunnerte, halw dämliche Mien — as ick de Wohrheit gemäß, wenn ok mit Beschämung von minen Helden ingestahn möt — betrachten und tohüren deer.

Mit Wollgefallen gleden Herrn Bitter sin Blicke an de mächtige Gestalt dal, denn güng hei up em to und säd fründlich:

„Herr, Ihr habt heut viel Tapferkeit bewiesen
Und hold war Euch das Glück, wer seid Ihr!"

„Hermann Evers."

„Und von wannen?"

„Von Mecklenburg."

„O, 'n Landsmann, süh dat 's nett, dor künnen Sei ok woll plattdütsch?"

„Ja gewiß kann ick, und wer sünd Sei?"

„Bitter, Carolus Bitter! — was? Ihr fahret nicht zusammen bei dieses Namens hehrem Klang?! Kennt Ihr ihn nicht?"

„Ne, Herr Bitter, woher süll ick Sei kennen, ick heww Sei jo niemals seihn, Sei hüren woll to de Herrschaften hier, to de Schauspieler?"

„Nein, ich gehöre nicht, ich gehörte," säd Herr Bitter mit 'ne komisch tragische Handbewegung „tempi passati, was zu deutsch heißt: mein Aujust, der ist futsch! Ja futsch is hei, wi hebben den Entsluß fat't, dat bornirte Europa den Rücken to kiehren; mit Undank belohnten sie der Künstler hohes Streben, die Nichtswürdigen! wi sünd luter gode Meckelbörger, all echt, bet up Fräulein Hulda Reich ut Berlin, Soubrette und „bei eintretendem Mangel die erste Liebhaberin", und ich der Intrigant. Und nu seggen Sei mal, Minschenkind, wo kamen Sei up dit Schipp und to den Matrosenantog?"

Hermann vertellte sinen niegen Bekannten 'ne korte Geschicht, 'n Stück von sin Erlewnisse, grad so vel as em god und nödig schiente, üm 'ne Upklärung öwer sin Person to gewen. Dat geföll Herrn Bitter und so snackten sei furt, bet Hermann an sin Arbeit ropen würd.

Dorup güng de Intrigant na den Dicken und söchte em dörch 'n poor Rippenstöße webder in 't Lewen to ropen, wat em so wiet gelüng, dat de 'n beipes Stähnen hüren let; dunn nehm

Bitter wedder sin theatralische Stellung in und säd mit 'n lichten Foottritt to sinen Kollegen:

„Herr Badiz, edler Lord steht auf!
Jetzt ist 's nicht Zeit, ermattet hinzusinken.
Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur
Mit Eurem mächt'gen Willen, daß sie lebe!"

Dat hülp, de edle Lord stünn up, stemmte de Hänn' up sin dicken Hüften und schriete den Pasturenrock an, as füll 't dat ganze Meer hüren:

„Fort mit Dir, Du Hungerbild, Du Aalhaut, Du getrocknete Rinderzunge, Du Ochsenzimmer, Du Stokfisch — o hätt ich Odem nur zu nennen, was Dir gleicht! — Du Schneiderelle, Du Degenfutteral, Du erbärmliches Rappier —" hei künn nich miehr.

Alle Passagiere hadd disse dicke, fette, quasselige, öwerlude Bierstimm ranlockt, wat den Dicken wieder nich stüren deer, bet hei Hermann heran störten seg', de ok glöwte, dat irgend wat Schreckliches passirt wier; up den güng Herr Badiz to und betrachte em von baben bet unnen:

„O wunderbarer Anblick! — bist Du nicht Kent?"

„Ne," antwurte ruhig de junge Mann, „nich Kent, Evers heit ick!"

De Dick lachte, dat em de Buk wackelte, und so deeren de Annern ok, ein föll na den Annern in, bet Allens mitmakte und hahaha hihihi hohoho höhöhö . . . wier 't wedder in 'n Gang. Hermann wull ierst bös warden und streckte all de gewaltige Fust na den Dicken ut, öwer dunn föll sin Blick up Gottlieb, de dicht an den Schostein stünn und verlegen bald hierhen, bald dorhen kek, ganz und gor von rosige Gluth öwergaten, schämig as 'n junges söbenteinjöhriges Mäten, neben em Fräulein Hulda Reich, de den Dicken vergeten hadd und nu ehr schönen grönen Ogen vull sehnsüchtiges Smachten up den armen schüchternen Jungen richten deer, wiehrend dat rode Dok sick wiet ut einanner dahn hadd und dat witte Kleid as dat schiente vull Tofredenheit und Seligkeit den dicken swarten Damp, de doröwer hen strek, upfangen und in sick upsugen deer; dunn sünk de Hand und Hermann lachte mit de Annern, mit de Passagiere, mit den Kaptain, und mit de Mannschaft. De Berlinerin öwer smet 'n Blick up ehr Kollegen und Kolleginnen und up de annern, 'n Blick — wenn Blicke morden künnen, denn was uter ehr und — Gottlieb kein Starwensseel lebendig dorvon kamen.

„Rohes Jesindel!" röp sei, „dat weeß nischt nich von des Herzens jeheimen Jefiehlen!"

Öwer dat nützte ehr nicks, dat „rohe Jesindel" jauchzte blot noch luder.

Und so heiter und lustig und mit Lachen und Jubeln drög de „Freiheit" sei röwer na Amerika, all de Minschen, in ehr niege Heimath, öwer dat wiede, wiede Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche einer Frau.

Von Alexandrine von Mendt.

(Fortsetzung.)

26. Dem Manne ist die Liebe — nur ein Mittel, der Frau — Zweck und Ziel des Lebens.

In einer jungen Ehe ist in Folge des oben Gesagten der Mann schon lange dem praktischen Leben wieder zurückgegeben, ehe die Frau eine klare Einsicht in ihre neue Stellung gewinnt.

Wie so manche junge Frau hat sich in eben dieser Zeit weniger geliebt, enttäuscht gefunden! — doch Muth, du armes Herz! Dein Mann ist nicht erkaltet, er fühlt sich Deiner Liebe nur sicher und jetzt ist der Augenblick gekommen, auch seinem materiellen Wohl die größte Sorgfalt zu widmen.

Was ihm eine Liebkosung, ein Kuß gewesen, wird ihm jetzt ein Lieblingsgericht, sein zierlich gehaltenes Studirzimmer sein — der

Beweis, daß sein Weibchen in Gedanken immer bei ihm ist.

27. Der Mann ermüdet, oft enttäuscht im Treiben der Außenwelt, erwartet in seinem Hause Ruhe und Heiterkeit, Frohsinn und Ordnung. Er bedarf dieser Erfrischung, um geistig gestärkt wieder an sein Amt oder Geschäft gehen zu können. Wirket die Frau in ihrem Heim durch eine geregelte Häuslichkeit, nicht dennoch auch fürs Allgemeine. Wie mancher Mann fehlte schon in seinem Berufe, weil er Aerger und Bitterkeit aus seinem Familienzirkel ins Geschäft mitbrachte.

28. Es giebt Gesellschaften, in denen wir uns am besten unwissend stellen, um den Andern in ihrer Klugheit angenehm zu sein.

29. Vielseitigkeit — diese geniale Macht, sich in eines jeden Charakter hineindenken zu können, ist die Basis aller Liebenswürdigkeit des Weibes. Es ist entschieden eine der schönsten Gaben, welche die Natur der Frau verleihen kann und die mit Wohlwollen und moralischer Erziehung verbunden, jene lichte Wesen bildet, die häßlich oder schön, ihre eigene Familie beglücken und die Herzen aller Fremden gewinnen.

Dieses Wesen nennt die Neuzeit sympathisch und ist jetzt, wie es immer gewesen und bleiben wird, die Hauptforderung, die Haus und Halt an das Weib stellt.

30. Gar zu lange auf sich selbst beschränkt sein, bringt uns unbewußt zu dem Wahne, es wäre unser „Ich“ das Haupt der Schöpfung, es träfe alles Uebel nur uns allein! Alsdann nur rasch in die Welt hinaus, um in ihrer Größe die eigene Nichtigkeit zu erkennen.

31. Heiße, dürre, martervolle Tage, wo wir die Welt verändern möchten, und doch in uns selbst die Wüste liegt.

32. Bei dem Manne trägt die Stirn am meisten den Stempel seines inneren Wesens, bei der Frau das Auge; — es kommt dieses daher, weil auf der Stirne der Gedanke thronet, bei der Frau das Gefühl aus dem Auge spricht.

Der Mund erzählt uns meist nur von den unangenehmen Empfindungen und Eigenschaften; es ist derjenige Zug des Gesichtes, welcher am wenigsten beherrscht werden kann. Verlegenheit, Spott, Verachtung, Mißgunst, Empfindlichkeit bringt nur Zucken des Mundes hervor, das selbst der geübteste Weltmensch nur schwer bemeistern kann.

Die Moustaschen, wie der Vollbart der Herren sind wahrlich die praktischste Maske, die sich der Mann anlegen kann.

33. Es giebt in geistigen wie in körperlichen Krankheiten eine Krisis, die Leben oder Tod bringt.

34. Ein kluger, vielseitiger Mensch kann sich in alles hineindenken, am schwersten aber in die Dummheit — da sie unberechenbar bleibt.

35. Schmerzlich die Liebe vermissen ist noch immer ein beglückenderer Zustand, als dieselbe in kalter Selbständigkeit nicht empfunden zu haben — nicht gebrauchen zu können.

36. Gedächtnißschwäche ist Mangel am Interesse für die Sache; was wahrhaft interessirt, vergißt niemand.

37. Erst das Ersterben der Liebe streift den Blüthenstaub von unserem Wesen ab. Das Weib, welches liebt — wird nicht alt.

38. Was ist Originalität? Das Nachahmen und Nachsprechen ist so allgemein, daß die Welt schon originell denjenigen nennt, der offen und wahr sich giebt, wie er ist.

39. Es beleidigt uns beim Großsprecher weniger die Prahlerei, als die Idee, uns täuschen zu können.

40. Wir lächeln, wenn das Kind nach einem Irrlicht hascht! — wir lächeln auch, wenn der Greis es thut; doch wie verschieden ist das eine Lächeln von dem andern. Das Kind kennt es nicht — o weh! Der Alte kennt es noch immer nicht, spricht es in unserem Geiste.

41. Wer das Bild der Vergänglichkeit alles irdischen Glückes in der Leiche seines Kindes sah — betrachtet hinfort alle Erdengüter nur als geliehenes Gut.

(Fortsetzung folgt.)

Baronin v. K. Mit hohem Interesse lasen wir Ihre Gedichte, unser „unverblümtes" Urtheil über Ihr Talent ist folgendes: Gnädigste sind im Besitz wirklich glänzender Anlagen, welche der Zukunft etwas Großes versprechen, wenn — ja, wenn — Sie mit nimmer müdem Fleiß und ganzer, voller Hingabe Ihrem Können das Wissen zur Basis geben: es genügt dem Dichter nicht das Talent allein, auch er wird nur Meister sein, wenn er Lehrling gewesen. Also ans Werk und Glück zu!

Mrs. C. Verbindlichsten Dank für die freundliche Sendung und alle die guten Wünsche und einen herzlichen Gruß zurück über den Ocean! Nein, wahrlich soll das Meer nicht breit genug sein, um die Herzen echter Frauen von einander zu trennen.

M. v. S. Als Antwort auf alle Ihre Fragen erlauben wir uns, Ihnen Julius Sturm's „geplagten Redakteur" (Bunte Blätter, Wittenberg 1885) an- und vorzuführen:

Da bringt die Post mir ein Paket,
Worauf das „Eingeschrieben" steht.
Das muß wohl von Bedeutung sein!
Laßt seh'n! was schließt es in sich ein?
Zehn Bogen, von Gedichten voll!
Der Kerl ist toll!
Das klappert und holpert,
Das hinkt und stolpert
Von Lieb und Wein,
Gelbvöglein und Vergißnichtmein.
Dazwischen tanzen
In langathmigen Stanzen
Balladen und Romanzen.
Da dürfen nicht fehlen
Kanzonen, Ghaselen
Und lange Ketten
Von Epigrammen und Sonetten.
Und hier ein Brief zehn Seiten lang
Voll Ueberschwang.
Da steht es klar: „Ich erlaube mir
Zu senden einige Proben hier
Von meinen Gedichten.
Sie würden mich zu Dank verpflichten,
Wenn Sie den Liedern Beifall zollten
Und sie veröffentlichen wollten.
Ich sende auf Begehr
Gern mehr!
Denn um die Zeit mir zu vertreiben,
Mag ich am liebsten Verse schreiben;
Mein Leibroß ist der Pegasus."
„Hochachtungsvoll und ergebenst" zum Schluß.
Hab' ich denn meine Zeit gestohlen?
Der Kuckuck mag die Reimer holen.
Sonst hat ein Lied die Leser erquickt,
Wer jetzt noch Verse sieht, erschrickt.
Drum bitt' ich, hochgeehrte Herrn,
Bleibt mir mit Euren Reimen fern,
Denn wißt, mein Korb ist übervoll;
Und damit Basta! — und ohne Groll.

Mehrerer Leserinnen. Wunsch nach einem Beitrag „in der guten alten, gemüthlichen plattdeutschen Sprache" wird gerne durch den Herausgeber dieser Blätter erfüllt.

— Unverlangt uns zugeschickte Manuskripte senden wir nur dann zurück, wenn Rückporto beiliegt.

Bei der großen Masse der uns zur Beantwortung an dieser Stelle vorliegenden Briefe erbitten wir die Geduld der liebenswürdigen Absenderinnen, welche in dem heutigen Hefte nicht berücksichtigt werden konnten.

Frau Ouida ließ unter dem Titel „Fürstin Napraxine" einen Roman erscheinen (Jena, Costenoble). Das Talent für psychologische Zeichnung ist der Verfasserin gewiß nicht abzusprechen, trotzdem aber wird unser Interesse durch die frivole Gesellschaft, deren Mitglieder, einschließlich der Hauptpersonen, sämmtlich an einem romanhaft unnatürlichen Empfinden kranken, nicht erregt oder wach gehalten. Diese fremdartige Russin, welche kein anderes Streben kennt, als die Männer kaltblütig hinzuopfern, die der Dame ihr Herz zu Füßen legen, ist kein Weib, das uns nur im geringsten zu imponiren vermag dazu kommt, daß die rächende Nemesis, welche der Leser sehnsüchtig erharrt, dieser Frau fern bleibt, so daß es uns fast erscheinen will, als ob die Verfasserin diesen Roman als eine Art Vorspiel für eine weitere Schöpfung geschrieben habe — Stoff genug für eine solche blieb angehäuft. — — — — — — — — — — — — —

In demselben Verlage erschien soeben die zweite Auflage (wohlfeile Ausgabe) der „Fanatiker der Ruhe" von A. von Winterfeld. Das Werk trägt wie alle aus derselben Feder den Stempel echten gemüthlichen Humors an der Stirn. Hier und da einige Längen möchte der scharfe Beurtheiler vielleicht verdammen, aber Deutschland erfreut sich so weniger Humoristen, daß wir unseres Theiles gerne über diese kleinen Schwächen hinweg sehen und das Gute und des Lobes Werthe warm empfehlen wollen. — — —

Alle für die Redaktion bestimmte Sendungen sind zu richten Berlin, SW., 76 Markgrafenstraße 76.

Alle Rechte — insbesondere das der Uebersetzung — vorbehalten. Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Adolf Hinrichsen. — Verlag von Wilhelm Friedrich Nachf. in Berlin. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Das Traumleben der Frauenseele.

Von Prof. Dr. J. M. Wendt.

(Schluß.)

Die zweite Art jener Träume, wobei kein normirter Vorstellungsverlauf stattfindet, sind jene, welchen Bewegungserscheinungen zu Grunde liegen. Auch solche Träume theilen sich in doppelter Weise. Es können die Traumerscheinungen auf einer unwillkürlichen Bewegung der Organe des Leibes beruhen, mit denen die sogenannten Reflex-Bewegungen auf eine Stufe zu stellen sind; oder es kommen Traum-Erscheinungen vor, die durch Bewegungen veranlaßt werden, welche von Willensimpulsen der Seele verursacht wurden. Zur ersten Art gehören z. B. Einwirkungen der Athem-Bewegungen oder des Wegrückens, oder des Wegziehens des Armes bei einem unangenehmen Reize. Diese Vorgänge erzeugen Muskelgefühle, welche in der Form von Illusionen eine falsche Deutung erfahren. Die Athembewegungen werden als ein regelmäßiges Aufsteigen oder Aufschweben gedeutet, das Strecken des Fußes wird als Sprung in die Tiefe empfunden, ꝛc.

Viel hundert Experimente habe ich über die Erzeugung von Willens-Impulsen während des Schlafes angestellt. Der Schlafende giebt den vom Kopfe herabgelegten Arm wieder hinauf, er legt die unter dem Kopfe hervorgezogene Hand wieder unter die Wange, er hält sich erst eine, dann beide Hände vor die Augen, wenn man sein Gesicht längere Zeit beleuchtet. Er legt die Decke wieder so, wie sie früher lag, oder er kommt einer eingeleiteten Lage-Veränderung geschickt nach, vollführt sie zu Ende und macht dabei eine ganze Reihe von zweckmäßigen Bewegungen durch. Manche Physiologen rechnen dies zu den reflektorischen Bewegungen allein; ebenso sicher als eine bewußte Vorstellung ohne Mitwirkung der Gehirnzellen und Nerven nicht zu Stande kommt, ebenso sicher wird eine zielbewußte Bewegung der willkürlichen Muskeln ohne einen gewissen Impuls der Seele niemals ausgeführt.

Dies zu beweisen ist hier nicht der Ort, es ist nur darauf hinzudeuten, daß solche Bewegungen mit gleichzeitigen Willensimpulsen ebenfalls zu den Illusionsträumen gehören, wobei ein Umlegen der Hand als ein Schlag gegen ein Thier, ein Wegschieben der Bettdecke als das Heben einer Last u. s. w. gedeutet wird.

Allein auch die Träume selbst veranlassen die Seele zu Bewegungen, namentlich die Illusionen werden zu solchen Anlässen. Das Jucken der Haut an einer Stelle wird als unangenehme Empfindung eines an der Haut sich festklammernden Maikäfers gedeutet. Der Träumende kratzt die Stelle mit der Hand und deutet dies in seinem Traume als ein Haschen nach dem Thiere. Allein die Traum-Erscheinungen veranlassen auch zu sehr heftigen Bewegungen, zum Aufschreien, Stöhnen, (Bewegungen der Sprachorgane), Schlagen mit den Armen (gegen einen vermeintlichen Feind), Emporfahren (Rettung vor einem verfolgenden wilden Thiere).

An ängstlichen Träumen mit willkürlichen motorischen Erscheinungen leiden Frauen sehr häufig; namentlich, wenn die Herz- und sonstige Blutthätigkeit, oder spezielle Zustände der weiblichen Organe eigenartige Illusionsträume begünstigen.

Eine ganz merkwürdige Art dieser Träume sind diejenigen, bei welchen die Willensimpulse die Sprachmuskeln treffen, indem der Träumende seine Vorstellungen in der Form des gesprochenen Wortes verständlich machen will. Die in dieser Beziehung angestellten Beobachtungen ergeben, daß die Dienstbarkeit der Sprachmuskeln eine sehr unvollkommene ist.*) In vielen Fällen kommt es nur zur Bewegung der Lippen, oder es ist der aus der Lunge durch eine Zusammenziehung des Brustkastens und namentlich Hebung des Zwerchfelles entnommene Luftstrom zu schwach, um die Stimmbänder in hinreichend starke Schwingungen zu versetzen. In den meisten Fällen funktioniren die Sprachmuskeln so, daß die Worte dem Sinne nach unverständlich bleiben, wenn sie auch so laut gesprochen werden, daß sie vernommen werden können. Die Laute geben nemlich in ihrer Verbindung keinen Sinn; weil unrichtige Laute erzeugt werden, z. B. statt Zimmer — Stimmel. Oder der Träumende redet in sinnlosen Wortfolgen, z. B. „Warte, schon helfen, du, du Dieb, Dieb!" — Was wahrscheinlich heißen soll: „Warte, ich werde dir schon helfen, du Dieb!" Die letzten Worte eines Satzes werden besonders unverständlich gesprochen, weil der Lungenluftstrom zu schwach zu deutlicher Stimmbildung geworden ist. Am merkbarsten werden der Schrei, der Einzelruf, ein kurzer Befehl, ein Scheltwort oder eine kurze Scheltrede und Aehnliches gesprochen. Stark erregbare Personen, namentlich Frauen und Mädchen, lassen oft solche Sprachlaute hören. Die Meinung, daß die im Traume Redenden zu einem Traum-Gespräche veranlaßt werden können, halte ich nach meinen Versuchen für sehr zweifelhaft. Man bekommt entweder keine, oder eine ganz unsinnige Antwort und führt bei fortgesetzten Versuchen höchstens das Erwachen des Angeredeten herbei. Der Träumende deutet eben unsere Worte, wenn er sie überhaupt vernimmt, ganz falsch, d. h. er percipiert sie nicht, und von einer Apperception, d. h. von einer Aufnahme ihrem Sinne nach, ist schon gar keine Rede. Wo es anders zu sein scheint, befindet sich der Betreffende bereits im halbwachen Zustande. Er spricht zwar noch mit geschlossenen Augen, ist im Uebrigen aber schon bei Bewußtsein.

Es bleibt nun noch eine Gruppe von Traumzuständen zu besprechen, die eine gesteigerte Form wirksamer Willensimpulse sind. Es setzen sich nämlich ganze Handlungen aus einer Kette einzelner Bewegungen zusammen; es sind dies die Handlungen der sogenannten Nachtwandler. Es scheint merkwürdig, daß mehr das männliche Geschlecht zu diesen Extravaganzen des Traumes kein neigt, allein es macht die Stärke der Muskeln und die damit nothwendige verbundene durch Uebung gesteigerte Herrschaft über dieselben bei Männern eine Fügsamkeit der Muskeln zu einer Traumhandlung eher möglich. Daß der Mond eine Hauptrolle dabei spiele, ist nicht wahr. Er ruft durch sein Licht in dem Traumwandler nur die Illusion hervor, daß es Tag sei und er sein Tagewerk zu verrichten habe. Dabei bleibt er zumeist im Zustande der Illusion, d. h. er macht mechanische Bewegungen ohne Gebrauch der Werkzeuge, oder ohne Verwendung der zur Verarbeitung geeigneten Gegenstände. Daß er dabei das Fenster für die Thüre, ein Dach für einen Weg halten kann, ist ganz gut möglich. Da der Traumwandler bei solchen Täuschungen keine Ahnung von der Gefahr hat, in welche er sich begiebt, so geht er ganz sicher und findet für den Schwerpunkt seines Körpers immer den Unterstützungspunkt. So lange dies der Fall ist, fällt der Mensch bekanntlich nicht, und ginge er auf dem Firste eines Daches. Es scheint, daß der Traumwandler sich überhaupt mehr nach räumlichen Erinnerungsbildern orientire, und daß er diese, wie alle Traumreproduktionen, mit äußerster Stärke und Lebhaftigkeit im Traumbewußtsein trage. Ich selbst lernte aus Erfahrung nur einen Fall eines mehrere Minuten dauernden Traumwandelns kennen, wo der Betreffende schließlich geweckt wurde, und zwei andere Fälle, wo das Traumwandeln kaum 1—2 Minuten dauerte und eine freiwillige Rückkehr ins Bett erfolgte, ohne daß Erwachen eingetreten wäre. Eine besondere Bedeutung ist diesen Dingen nicht beizulegen, nur daß man solche excentrische Träumer zur Zeit hellen Mondscheins beobachten muß, damit sie sich und anderen nicht Schaden zufügen.

Es bleibt nun noch die dritte Gruppe von

*) Die linke dritte Stirnwindung des großen Gehirns ist wesentlich beim Sprechen betheiligt; die Impulse der Seele werden daher vielleicht beim Traumsprechen von dieser Gehirnpartie nicht gehörig aufgenommen oder nur unvollständig ausgeführt.

Träumen zu besprechen, nämlich solche mit normirtem Vorstellungsverlauf.

Es scheint das eigentlich ein Widerspruch zu sein. Wie kann die bunt schillernde Traumwelt normirte Vorstellungsverläufe bilden? Nun, wir wollen auch gleich bemerken, daß es mit der Normirung der Traumvorstellungen nicht weit her ist, daß es sich vielfach um einen bloßen Schein der Normirung handelt.

Es ist eine Thatsache, daß Gelehrte, Juristen, überhaupt hochgebildete Personen Träume erleben, während welcher sie über Abhandlungen meditiren, philosophische Probleme durchdenken und scheinbar lösen, Akten studiren und den Gang eines Prozesses konzipiren u. s. w. Der Prediger und der Vertheidiger entwirft und hält Reden. Während des Traumes dünkt uns das alles lichtvoll, und die Leistungen erscheinen brillant. Wenn man jedoch sofort nach dem Erwachen sich Mühe giebt, das Traumergebniß zu prüfen, so sieht man meist, daß die Weisheit „Unsinn" war, oder doch wenigstens der gesammte Verlauf der Gedanken bloßen Unsinn ergab.

Ich selber lese sehr oft Briefe und Bücher im Traume. Diese Leistung erwies sich vielfach als von sehr zweifelhaftem Werthe, wenn es sich um die logische Bedeutung des Gelesenen handelte. Solche Träume sind Reproduktionen. So lange sie korrekt verlaufen, ist die Sache natürlich verständig, sobald aber Glieder ausfallen, sich durch falsche ersetzen, die Reihen durcheinander gerathen, ist es mit der Logik aus. Ich kann das um so sicherer sagen, als ich merkwürdigerweise gerade nach solchen „normirten" Träumen leicht aufwache.

Schriftsteller, bildende Künstler, Musiker, Rezitatoren, Bühnenkünstler haben oft Träume, welche von ästhetischen Normen beherrscht zu sein scheinen. In dieser Beziehung bin ich nach meinen Erfahrungen noch am meisten geneigt, die Normirung der Träume nicht ganz geringschätzig zu beurtheilen, weil eine Anzahl von Versuchen, solche ästhetische Konzeptionen zu prüfen, nicht ganz ungünstig für die Traumkombination bei mir wie bei anderen Personen verliefen; aber einen höheren Wert besitzen auch solche ästhetische Traumkombinationen selten.

Sie sind oft reich, bunt, nicht uninteressant, aber einer künstlerischen Ausführung wohl in fast keinem Falle werth.

Die sittlichen Normen spielen merkwürdigerweise eine sehr untergeordnete Rolle bei den Träumen der Menschen, und auch die besten sind davon nicht ausgenommen. Sie ertappen sich auf Dingen, die beim Erwachen ihr Entsetzen erregen. Frauen, die doch sehr viel auf Takt und Sitte halten, ärgern sich oft sogar beim Erwachen, wie unanständig sie im Traume gekleidet waren, wie sie gegen die gute Sitte in gröbster Weise verstießen und dergleichen. Darüber freilich kann sich die Psychologie nicht wundern. Sittliche Werthbeurtheilungen sind an die sich selbst bestimmende Persönlichkeit geknüpft, und gerade diese verliert im Traume fast ganz ihre Herrschaft, folglich auch ihre Grundsätze und ihre Maximen, soweit diese nicht durch Reproduktion sich einmischen und geltend machen. Es ist ein gutes Zeichen, wenn unsere Grundsätze in der Form der Reproduktion sich im Traume geltend machen. Diese Grundsätze müssen dann wohl fest im Bewußtsein wurzeln. Diese Festigkeit ist jedoch naturgemäß nicht so stark, daß sie nicht nach den Gesetzen des psychischen Mechanismus anderen Reproduktionen weichen müßte, die sich an ihre Stelle setzen und Moral und Sitte in den Traumhandlungen hinfällig machen können. Das ist nun nicht so zu verstehen, als ob der Träumer glaubte, taktlose oder unerlaubte Dinge zu begehen. Nein, er begeht sie oder sieht sie begehen, ohne sie nach den Gesetzen der Moral und Sitte zu kritisiren. Erst hinterdrein, beim Erwachen, sagt man sich überrascht: „So etwas konnte dir träumen!" Mitunter aber machen sich auch, wie schon erwähnt, Grundsatzreproduktionen geltend, oft zu unseren eigenen Ungunsten in der Form von Gewissensangst, und zwar oft so quälend, daß wir beim Erwachen herzlich froh sind, nur durch Traumhandlungen diese Gewissensangst veranlaßt zu haben.

Eigenartig ist es, daß logisch normirte Träume mir von Frauen selten erzählt wurden, selbst nicht von geistreichen Frauen; dagegen erzählten diese häufig ästhetisch normirte Träume. Dies zeigt, daß der rege Sinn für das Schöne bis in die Traumerlebnisse hinein sich bei Frauen geltend macht. Hinsichtlich der Einwirkung sittlicher Normen habe ich nichts Unterschiedliches bei Männern und Frauen gefunden, höchstens das schon Bemerkte bezüglich der sich geltend machenden Normen des Taktes und der Sitte.

Daß natürlich ganz im allgemeinen die Illu-

sionsträume der Frauen vorzugsweise ihrer lebhaften sensoriellen und sensiblen Reizbarkeit, die Hallucinationsträume ihrem rasch beweglichen Vorstellungsverlaufe und ihrer lebhaften Einbildungskraft entsprechen, daß ihre Träume mit motorischen Erscheinungen sich auf Thätigkeiten und Handlungen beziehen, welche der weiblichen Eigenart zukommen, daß z. B. eine Frau Plättbewegungen, ein Mädchen Tanzbewegungen im Schlafe ausführt, das alles ist begreiflich. Daß sich in die Träume der Frau ihre Familiensorge, ihre Kinderliebe besonders stark einmischen, aber auch ihre Toilette-Freuden und Schmerzen u. s. w., wer wird daran zweifeln?

Wir haben zum Schlusse nur noch drei Eigenthümlichkeiten der Traumerscheinungen zu beleuchten.

Die erste ist die doppelte Persönlichkeit im Traume. Wir erleben nicht nur, sondern wir beobachten träumend auch, wie wir erleben. Ich fahre z. B. nicht nur auf einer Eisenbahn, sondern ich sehe mich vollständig, so wie ein Beobachter einen zweiten im Wagen sitzen und fahren sieht. Ich male z. B. nicht nur im Traume, sondern ich beobachte mich auch vollständig dabei. Es ist, als ob neben mir ein zweites „Ich" stünde, welches sein erstes „Ich" betrachtet.

Diese höchst interessante Thatsache ist wesentlich auch ein Grund, daß wir die Träume so schnell vergessen. Sie erscheinen uns nicht als eine Erlebnißreihe des eigentlichen Subjektes, sondern als Beobachtungen eines über diesem Subjekte schwebenden höheren Ich.

Andere Gründe für das rasche Vergessen aller Träume (die Träume, welche sich die Leute eingehend jahrelang merken, erscheinen meist als nachträglich zusammengefügte Phantasieprodukte) sind die Unverbundenheit und Lückenhaftigkeit der einzelnen Vorstellungen in der Traumreihe oder Traumgruppe.*) Auch die Raschheit der Traumbilder hindert die Möglichkeit, sie zu fassen. Sie haben nicht genug Intensität, so daß die richtige Perzeption und Normirung der Reihe zerstört wird. Auf der richtigen Reihenbildung, auf dem festen Aneinanderschließen ihrer Glieder beruht hauptsächlich alle Gedächtnißthätigkeit. Ganz merkwürdigerweise habe ich durch die Beobachtungen über die Art der Einprägung von Traumreihen bei Frauen meine Hypothese von dem schnelleren Vorstellungsverlaufe der weiblichen Psyche aufs Neue bestätigt gefunden. Um einen Traum zu merken, ist es nöthig, die Traumreihe gleich nach dem Erwachen möglichst vollständig zu reproduziren, um dieselbe als ein Erlebniß des wachen Bewußtseins zu gewinnen. Als ein solches kann der Traum nämlich gemerkt werden. Frauen bewahren auch hier die Schnelligkeit ihrer Reihenverläufe, indem es ihnen gelingt, außerordentlich rasch die Reproduktion der Traumreihe einzuleiten und so die Träume zu behalten. Freilich spielt gerade bei dem Traumerzählen eine andere Neigung des weiblichen Geschlechts stark mit, nämlich die, ihre rege Einbildungskraft walten zu lassen und Traumlücken durch die Phantasie zu ergänzen. Ja ich glaube, daß dies sogar schon bei der ersten Reproduktion der Traumreihe geschehen mag. Daher ward in dieser Studie schon mehrmal darauf verwiesen, solchen Traumerzählungen eine gewisse Vorsicht entgegenzubringen. Aber selbst die korrekt gewonnenen Traumreihen haben noch eine geringe Gedächtnißkraft, sie stehen zu isolirt im Bewußtsein und gerathen daher bald in Vergessenheit, wenn nicht außergewöhnliche Ursachen ihre feste Einfügung ins Gedächtniß ermöglichen, z. B. ein wichtiger, auf natürliche oder künstliche Weise damit in Verbindung gebrachter Fall des Erlebens. Die geehrten Leserinnen werden schon ahnen, wo das hinaus soll. Es ist die Traumdeutung, das Ausgehen der Träume; dann wird wenigstens ein dunkles Allgemeinbild des Traumes, das Haupterlebniß aus demselben mit einem wirklichen Lebensereignisse in Verbindung gebracht, und so das Behalten eines mehr oder minder größeren Theiles der Traumreihe ermöglicht.

Ehe wir aber der Traumdeutung einige Worte widmen, müssen wir noch einer Eigenthümlichkeit gedenken, welche die Bedeutung, die man den Träumen beilegt, mitbedingt haben mag.

Mit einer ans Wunderbare grenzenden Fähigkeit, die weitesten Räume zu überspannen, die entferntliegendsten Zeitpunkte zu überbrücken, stattet uns der Traum aus. Die Schranken der Zeit und des Raumes scheinen für den Träumenden nicht zu bestehen. Er ist in diesem

*) „Wo der Zusammenhang fehlt, zerfällt das geistige Leben." Wundt, Phys. Psychologie.

Augenblicke hier und im nächsten 10, 20 bis 100 Längengrade weiter. Der Träumende überspannt in seinem Wissen Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte. Trennende Räumlichkeiten giebts nicht für ihn; er sieht, was in einem Saale geschieht, und gleichzeitig sieht er das ganze Haus. Er durchdringt es mit einem Blicke vom Dache bis zum Keller; er hört sich sprechen und vernimmt zugleich das Urtheil anderer über seine Rede, ja er sieht in das Herz seiner Zuhörer und liest in ihnen scheinbar die geheimsten Gedanken.

Wie das Wunder nehmen kann, das nimmt mich eigentlich Wunder. Schon im wachen Träumen zeigen sich ganz dieselben Erscheinungen. Der mechanische Vorstellungsverlauf kennt Schranken des Raumes und der Zeit ebenfalls nicht. Daß wir beim Traumwachen durch die fortwährende Orientirung an der Außenwelt alle Augenblicke an einer excentrischen Auffassung der Räume und Zeiten gehindert erscheinen, ist begreiflich. Im Traume fehlt nicht nur die Möglichkeit der korrigirenden Orientirung, sondern es kommen zu dieser räumlichen und zeitlichen Ungebundenheit obendrein noch Fähigkeiten hinzu, welche uns eine größere Herrschaft über das Räumliche und Zeitliche zu geben scheinen. Wir können nämlich fliegen und schweben, Ströme ohne Brücke, Seen ohne Schiff übersetzen, wir können in die verschiedenen Stockwerke eines Hauses ohne das lästige Treppensteigen, ja sogar ohne das langsame Aufwärtsbewegen in einem Aufzuge gelangen. Wir stehen früh auf, durchmessen die Zeit bis zum Mittagessen und bis zum Souper in einem Nu, durchleben einige Tage pfeilgeschwind und dergleichen mehr. Es ist aber alles das eben auch am Tage bei der Reproduktion möglich, nur daß wir uns immer an der Gegenwart orientiren, was im Traume nicht möglich ist, bei welchem wir die reproduzirten Erlebnisse ja für wirklich neue Erlebnisse halten. Doch nein, nicht blos halten! Denn — und hier kommen wir zur interessantesten Thatsache — unsere Traumzustände sind wirklich neue Erlebnisse.

Und eben deshalb sind Träume keine Schäume. Sie sind als Erlebnißreihen der Seele nicht ohne Einfluß auf unser geistiges Leben, auf unsere geistige Entwickelung, denn sie sind Inhaltsvermehrungen unseres geistigen Seins, obwohl ihnen selten ein großer Werth beigelegt werden kann. Ich bin überzeugt, daß das dunkle Bewußtsein, im Schlafe weiter fortgelebt zu haben, wesentlich auf die Empfindung zurückzuführen ist, eine Summe von Traumerlebnissen zwischen die beiden Vorstellungen einschieben zu müssen, welche als letzte wache Vorstellung vor dem Einschlafen und als erste wache Vorstellung unmittelbar nach dem Erwachen bezeichnet werden müssen. Dieses Einschieben der Traumerlebnisse zwischen die beiden Glieder, welche die Kette der wachen Erlebnisse aneinander schließen, ist um so lebhafter, je öfter wir während einer Nacht aufgewacht sind und eben durchlebte Träume reproduzirt haben. Insofern haben also viel und lebhaft träumende Frauen mit einem frischen Traumgedächtnisse einen kleinen Zuwachs von Erlebnissen, der, wenn auch meist von geringem Werthe, doch niemals ganz werthlos ist, und der sogar in das wache Leben hinübergreifen kann, indem Traumerlebnisse im Wachen sich entweder direkt wiederholen, oder wie die Leute sagen, indem Träume eintreffen. Darin liegt nun freilich gar nichts Mystisches, gar nichts, was zu einer sogenannten Traumdeutung berechtigen könnte, aber es ist die ganze Angelegenheit doch interessant genug, um ihr ein paar Worte zu widmen und zugleich, wir hoffen es wenigstens, allen mystischen Nimbus des Traumes zu zerstören.*)

Daß die landläufigen Deutungen der Träume von Katzen auf Aerger, von Zahnoperationen auf Todesfälle in Bekanntenkreisen u. s. w. jedes Grundes entbehren, dies sieht jede gebildete Frau ein, darüber ist kein Wort zu verlieren. Wir wollen vielmehr einige auf den ersten Blick allerdings räthselhaft erscheinende sogenannte Traumerfüllungen besprechen. Ich erwähne zur Einführung in die Räthsel des Traumeintreffens folgende, von gar vielen schon erlebte Thatsache: Ein Mädchen träumt, sie gehe spazieren und treffe einen Herrn, der ihr bekannt erscheint. Am nächsten Tage trifft sie auf der Promenade einen

*) Wie nothwendig dies ist, beweist die enorme Verbreitung der Traumbücher. Diese erleben fort und fort neue Auflagen, so daß dieselben als Stereotypdrucke existiren. Eine Hauptquelle dieser Literatur ist Reutlingen. Die Zahl der Frauen, welche auf Träume etwas geben, ist außerordentlich groß. Die Zahl derer, welche wenigstens nicht ganz abgeneigt sind, Traumerfüllungen für möglich zu halten, rekrutirt sich selbst aus den Kreisen der Gebildeten.

ganz fremden Mann; allein bei näherem Hinblicken erkennt das Mädchen zu ihrer höchsten Verwunderung denselben Herrn, welchen sie im Traume sah. Eine andere Dame sieht sich während eines Traumes in einer reizenden Landschaft und genießt z. B. von dem Altan eines Häuschens aus, welches auf einer Anhöhe steht, eine entzückende Aussicht. Zufällig blättert die Dame am nächsten Tage in dem Album ihrer Freundin und findet in dem Buche unter den Landschaftsbildern zu ihrem höchsten Erstaunen dieselbe Landschaft, die sie im Traume geschaut hat. Noch frappirender ist folgender Fall: Eine Hausfrau sieht im Traume einen verdächtig aussehenden jungen Menschen aus dem Hause schleichen. Drei Tage später wird die Frau bestohlen. Der Diebstahl wird angezeigt, der Thäter ausgekundschaftet. Bei der Gerichtsverhandlung aber erkennt die Dame in dem Diebe denselben Menschen, welchen sie im Traume so verdächtig aus ihrem Hause schleichen sah. „Wie merkwürdig!" ruft sie aus. „Es muß also doch etwas Mystisches in den Träumen liegen, und die Traumdeutung verdient vielleicht doch als etwas Anderes betrachtet zu werden, denn als Thorheit abergläubischer Frauen."

Trotz dieser scheinbar so unerklärlichen Vorkommnisse liegt indeß in den Träumen doch gar nichts Mystisches, und die Erklärung dieser Vorgänge möge den Schluß unserer Darlegungen bilden.

Unsere gesammten Erlebnisse im Wachen gleichen einem breiten Strome, von dessen Fluthebene sich aber nur ein schmaler heller Streifen als bewußtes und der Erinnerung leicht zugängliches Erleben abhebt, weil die Erfahrung, die Sitte, die berufliche Thätigkeit, unser gesellschaftliches Leben u. s. w. u. s. w. unsere Vorstellungsverläufe immer zu einem ganz bestimmten Ablaufe bringen.

Anders ist es im Traume. Da ist der ganze Fluthstrom des Erlebens der Reproduktion zugänglich, und vieles, was sonst vielleicht für immer in der dunklen Fluthfläche unseres „Erlebensstromes" untergegangen wäre, zieht ein Traum wieder ins Bewußtsein.

Ein Herr macht z. B. im Traume eine Reise und findet im Coupé eine Dame, die ihm eine ganz angenehme Unterhaltung gewährt, eine Dame, die ihn fesselt, an welche er sein Herz verliert und der er, um sich von diesem kostbaren Eigenthume, seinem Herzen nämlich, nicht trennen zu müssen, schließlich seine Hand anbietet.

An einem der nächsten Tage muß dieser Herr wirklich eine Reise antreten. Er steigt ins Coupé. Seine einzige Reisegefährtin ist eine junge Dame, die ihm überraschend bekannt vorkommt, er meint, sie schon irgendwo gesehen zu haben. Ja, als die Dame spricht, glaubt der Herr sogar, daß ihm ihre Stimme nicht fremd sei. Er besinnt sich. Ja, es ist kein Zweifel, er befindet sich der Dame gegenüber, an welche er unlängst im Traume sein Herz verlor. Aber „Träume sind Schäume", denkt der junge Reisende und plaudert munter mit der Dame, in der Ueberzeugung, er werde sein Herz schon festzuhalten wissen. Die junge Reisegefährtin aber ist so hübsch, so anmuthig, hat so echt weibliche Ansichten, zudem scheint sie aus gutem Hause zu sein; schade, daß die Fahrt mit ihr nur wenige Stunden dauern wird. Man hat sich gegenseitig seine Verhältnisse mitgetheilt und gefunden, daß man sogar ein wenig mit einander verwandt sei. — So kommts, daß die beiden die angeknüpfte Bekanntschaft fortsetzen, nach einem Vierteljahre ist Verlobung, nach einem halben Jahre Hochzeit. Auf der Hochzeitsreise erzählt der junge Ehemann seiner liebenswürdigen Frau, daß er sie eigentlich zuerst im Traume gesehen habe, und daß er an der geheimnißvollen Schicksalsmacht der Träume nicht mehr zweifle. Die junge Frau ist entzückt über diese interessante Mittheilung und fügt hinzu: „Ich hatte Dich übrigens auch schon vor unserem ersten Zusammentreffen im Coupé gesehen, wenn auch nicht im Traume. Es war auf der Promenade während eines Concertes. Da ging ich eine Zeit lang mit meiner Freundin fast ganz dicht neben Dir. Wir plauderten ziemlich laut, sogar von Dir, weil Du uns auffielst. Meine Freundin schlug mir vor, etwas rascher zu gehen, dann umzukehren, um Dir voll ins Gesicht sehen zu können. Wir thaten es. Du schautest mich auch an, bis wir vorüber waren. Ich trug damals ein hellblaues Kleid, welches ich aber seit unserer näheren Bekanntschaft nicht wieder angezogen habe; doch will ich es nächstens anlegen, um zu sehen, ob Du Dich dann nicht unserer Promenadenbegegnung erinnerst."

„Freilich, freilich, erinnere ich mich jetzt, aber mit der Vorbedeutung meines Traumes ist es nun aus. Ich sah Dich nämlich im Traume

ganz deutlich in dem blauen Kleide, welches Du bei unserer ersten Begegnung auf der Promenade trugst. In der Fülle meiner damaligen Berufsgeschäfte war mir Dein beim ersten Zusammentreffen nur flüchtig aufgenommenes Bild sofort gänzlich aus dem Bewußtsein entschwunden; aber im Traume tauchte es wieder auf. Ich träumte es freilich in einer Verknüpfung, die es mich nicht wieder vergessen ließ; denn wenn ein Junggeselle vom Heirathen träumt, so ist das unter allen Umständen bedenklich. Darum erinnerte ich mich bei Deinem Anblicke im Coupé so lebhaft meines Traumbildes. Obwohl ich nun dessen Entstehung kenne und weiß, daß ich Dich nicht zum ersten Mal im Traume, sondern vorher auf der Promenade sah, so bist Du mir trotz der zerstörten Traummystik doch nicht minder lieb."

So ähnlich ergeht es mit allen jenen „bedeutungsvollen" Träumen, welche Personen und Gegenstände ins Bewußtsein führen, welche wir zuerst in einem Traume kennen gelernt zu haben glauben, und welchen wir dann im Wachen wieder begegnen. Es sind oft in bereits längst vergangenen Zeiten ziemlich flüchtig während des Wachseins ins Bewußtsein getretene wirkliche Erlebnisse, welche uns ein solcher Erinnerungstraum wieder vorführt. Jener im Traume von einem jungen Mädchen gesehene fremde Herr, den dasselbe später zu ihrer Ueberraschung wirklich auf der Promenade trifft, ist dem Fräulein ganz entschieden dort oder anderswo schon früher einmal wirklich begegnet. Sein Bild war aber in das Dunkel des Vergessens versunken, aus welchem der Traum es wieder hervorholte und in eine Verbindung mit anderen Vorstellungen brachte, welche die früher stets unbeachtet vorübergegangene Erscheinung des Spaziergängers in eine hellere Beleuchtung treten ließ und sie dadurch auffällig und nach dem Erwachen noch erinnerungsfähig machte. Die nächste zufällige Begegnung mit demselben Herrn ließ das Mädchen in ihm nun das Bild ihres Traumes erkennen, denn nur von diesem Traumbilde, nicht von der früheren flüchtigen Anschauung bei einer stattgefundenen wirklichen Begegnung hatte das Mädchen ein deutliches Erinnerungsbild.

Die im Traume gesehene schöne Landschaft, welche die Dame dann zu ihrer Ueberraschung in einem fremden Album wieder findet, hat sie schon einmal entweder in demselben Album oder in irgend einer andern Bildersammlung, vielleicht auch nur im Vorübergehen im Schaufenster eines Kunsthändlers gesehen, aber so wenig beachtet, daß das Bild der Landschaft in Vergessenheit versank, aus welcher der Traum es befreite, der indeß diese Landschaft der Dame zugleich als etwas völlig Neues erscheinen ließ.

Der Dieb, den die Frau im Traume aus dem Hause schleichen sah, und welcher bei der Gerichtsverhandlung sich als derselbe Mann erwies, durch den die Frau bald nach ihrem Traume bestohlen worden war, dieser Mann war vor dem ausgeführten Diebstahle mehrmals um das Haus geschlichen, in welchem die Bestohlene wohnte, wobei die Dame ihn zufällig einmal erblickte. Sie vergaß darauf, der Traum aber holte das Bild des betreffenden Menschen zufällig hervor, das der Dame freilich etwas Neues däuchte.

Erscheinen auf solche Weise die Träume auch ihrer mystischen Romantik entkleidet, so sind sie doch deshalb nicht weniger interessant. Es dürfte auch der gebildeten Frau die Beschäftigung mit ihren Träumen nur zum Verdienste angerechnet werden, denn die Beobachtung der Traum-Erlebnisse ist ja ein Bemühen, in die Werkstätte des Geistes einzudringen, wenn er, von den Normen der Außenwelt ungeleitet, den körperlichen Einflüssen ganz besonders unterworfen ist. Möge die vorliegende Studie als ein Wegweiser bei der auch dem wissenschaftlichsten Kopfe schätzenswerthen Traumforschung bei den gütigen Leserinnen eine freundliche Aufnahme finden.

Talente und ihre Verwerthung.

Von A. v. R. Enberg.

Mannigfaltig ſind die Gaben, welche die Natur dem Menſchen verleiht, und glücklich zu preiſen iſt Derjenige, dem ſie als Pathengeſchenk ein ſchönes Talent in die Wiege legt. Sie verleiht aber ihre Gaben nicht in gleichem Maße: in einer Stufenfolge, die ſich jeder Unterſuchung entzieht, giebt ſie dem Einen mehr, dem Andern weniger von ihrem Göttergeſchenk, und überläßt es dem Individuum, mit der Summe des erhaltenen Schatzes zu wuchern.

So bleibt dem Menſchen noch das ſchöne Bewußtſein, daß der Beſitz ſeines Könnens theilweiſe ſein eigenes Verdienſt iſt; denn er erhielt nur die Bedingungen, die ihn zu höheren Leiſtungen befähigen, die Entwickelung, die Ausbildung derſelben iſt ſeinem Fleiße und ſeiner Arbeitskraft anheimgegeben.

Nur in einzelnen, ſeltenen Fällen erhält Jemand die Gaben, die ihn zum Künſtler weihen, in ſolcher Fülle, daß ihm die mühevolle Entwickelung erſpart bleibt; den Bevorzugten, die als Genie geboren wurden, liegt es ob, neue Bahnen zu brechen und den weniger Beglückten den Pfad zu zeigen, der zu Schöpfungen des Menſchengeiſtes führt, die als Muſter für alle Zeiten daſtehen — aber ſolche Genies ſind ſelten, wir wollen uns nur mit den Talenten beſchäftigen, die uns täglich, in höherem oder geringerem Grade, vor Augen treten, und namentlich mit ſolchen Talenten, die für das Leben der Frau oft von eingreifender Wirkung ſind, oft ſogar die Beſtimmung erhalten, ihrem Erwerb zu dienen, mindeſtens aber für den Kultus des Schönen im Hauſe, einen wichtigen Faktor abgeben.

Da bemerken wir zuerſt, daß es zwei Bedingungen ſind, die zu dem, was wir Talent nennen, nothwendig erſcheinen: eine innere geiſtige Gabe und eine äußere, materielle.

Die Eine vermag erſt die Andere zum Talent zu erheben, die ohne ſie nur eine mechaniſche Geſchicklichkeit bliebe; denn nicht immer ſind die beiden Gaben vereinigt. Oft trifft man Menſchen, die das feinſte Verſtändniß für Kunſt haben, zur Ausübung derſelben aber unfähig ſind, und um das Geſagte zu erläutern, führe ich an, daß ich mich eines Bekannten erinnere, der ein feines Verſtändniß für Muſik beſaß, ſich eines vorzüglichen Gehörs und muſikaliſchen Gedächtniſſes erfreute, dennoch war er, ſoweit es die Ausübung der Kunſt betrifft, durchaus unmuſikaliſch, denn ſeine Stimme verſagte ihm jeden Ton und ſeine Hände waren nicht geſchickt genug, um ein Inſtrument zu bewältigen.

Bisweilen aber gewährt die Natur die äußeren Gaben und verſagt das geiſtige Verſtändniß. Auch hierfür kann ich ein Beiſpiel aus meiner Bekanntſchaft anführen. Die Dame, die ich meine, beſaß eine brillante Stimme und auch muſikaliſches Gehör inſofern, daß es ihr leicht wurde, eine Melodie, welche ſie gehört, nachzuſingen, aber von Noten zu treffen oder etwas mit geiſtigem Verſtändniß wiederzugeben, war ihr verſagt. Das vorzügliche Material, welches ſie beſaß, hätte es vielleicht möglich gemacht, ſie zur Sängerin abzurichten, eine Künſtlerin wäre ſie nie geworden.

Die richtige geiſtige Auffaſſung der geſtellten Aufgabe iſt es, wodurch die Geſchicklichkeit zum Talent erhoben wird, und dieſe bleibt ſich gleich für jede Kunſt. Die äußeren materiellen Gaben geben aber die Entſcheidung ab, in welcher Richtung und für welche Kunſt ein Talent ſich entwickeln kann.

Leider fällt hier oft ein ſehr verhängnißvoller Irrthum vor, indem man die äußere Befähigung, die Geſchicklichkeit, für Talent anzuſehen geneigt iſt und nach viel verlorener Zeit und Mühe erſt zum Einſehen kommt, daß geſchickte Finger, die ſchnell einige Fertigkeit auf den Taſten oder auf dem Zeichnenbrette erlangen, noch nicht zur Künſtlerin prädeſtiniren.

Es giebt nichts Traurigeres für ein Mädchen, als etwas zu ſeinem Beruf erwählt zu haben, wozu die genügende Begabung nicht vorhanden iſt, ſei es Muſik oder Malerei, oder ſonſt eine andere Kunſt. Die Mittelmäßigkeit hat ſtets einen harten Weg zu wandeln, und

tausendmal sicherer ist es, ein einfaches Handwerk zu ergreifen, wozu Geschicklichkeit vorhanden oder doch leichter zu erwerben ist, als in der Kunst auf der Stufe eines schwachen Dilettantenthums stehen zu bleiben, welches derjenigen, die sie erwählt hat, keinen zuverlässigen Erwerb bietet.

Sonderbarerweise wenden sich unbemittelte Damen aus den gebildeten Ständen nur ungern einem Handwerk zu — abgesehen von den sogenannten Handarbeiten, als da sind: Sticken, Häkeln u. dergl. m. — denn ein verjährtes und lächerliches Vorurtheil läßt sie die Anschauung hegen, als ob es weniger ehrenvoll sei, sich durch ein Handwerk als durch eine Kunst seinen Unterhalt zu erwerben. Am meisten natürlich werden Stellungen in Familien gesucht. Künstlerinnen, Erzieherinnen und Gesellschafterinnen, das sind die Losungsworte für die Unversorgten, die sich ihr Fortkommen selbst gestalten müssen, und wie wenig entspricht der Erfolg gerade hierin den Erwartungen! Ohne genügendes Talent und sorgfältige Ausbildung ist das Künstlerthum eine verfehlte Wahl, und es ist sehr traurig, wenn ein Mädchen die Klaviervirtuosin oder Konzertsängerin werden wollte, ihr Fortkommen als wenig geschätzte Musiklehrerin suchen muß, oder die Porträtmalerin kaum zum Kopiren Beschäftigung findet, und so fort. Die meisten Damen aber, die Erzieherinnen werden, bedenken nicht, wie groß und wichtig gerade hierin die Verantwortung ist, die sie auf sich nehmen, und daß zum Lehren und Erziehen nicht blos Talent und geistige Begabung gehört, sondern auch an Charaktereigenschaften hohe Ansprüche gestellt werden. — Die Stellen endlich für Gesellschafterinnen sind nicht zahlreich und deshalb selten zu erhalten. Wie vortheilhaft hingegen läßt sich Geschicklichkeit verwerthen, wenn Fleiß und Mühe nicht gespart werden.

Mir fällt hierbei das Loos zweier Schwesternpaare ein, welche ich gekannt habe. Sie wurden von dem gleichen Schicksal betroffen, nämlich sie verloren plötzlich die Eltern, und standen dadurch mittellos in der Welt. Das eine Schwesternpaar beschloß die gute Stimme, welche die Jüngere besaß, ausbilden zu lassen und die wenigen Mittel, die den Mädchen geblieben, wurden diesem Zwecke geopfert. Aber die Dame war nicht mehr ganz jung, der erste Schmelz war vorüber, die Unternehmung war eine verfehlte. Das andere Schwesternpaar wandte sich der praktischen Seite zu. Sie errichteten eine Werkstätte zur Anfertigung von Damenkleidern, und fanden sehr bald eine hinreichende Kundschaft und eine gesicherte Existenz. Die eine der Schwestern war kränklich und starb bald, die andere setzte das Geschäft so lange fort bis sie genug erworben hatte, um von dem Ersparten leben zu können. Ich habe stets vor diesen Damen eine große Achtung gehegt, die, sich über ein Vorurtheil hinwegsetzend, es vorzogen, durch Fleiß und Mühe ihr Dasein zu sichern, anstatt vielleicht Verwandten zur Last zu fallen, ohne aber darum ihre Bildung zu vernachlässigen, denn, wenn sie Abends ihre Arbeiterinnen entließen, so suchten sie sich durch auserwählte Lektüre dem Fortschritte der Zeit gemäß, weiter zu bilden.

Ich möchte das Beispiel dieser Damen noch aus einem besonderen Grunde hervorheben; ich bin der Ansicht, daß die Anfertigung der Damenkleidung und des Damenputzes nur in weiblichen Händen ruhen müßte; daß es ein Mißbrauch ist, wenn Männer darin thätig sind, und daß gerade wir Frauen dem entgegentreten sollten, aus doppelten Gründen, erstens: weil den erwerbsfähigen Frauen ein ihnen zukommender Arbeitszweig geschmälert wird, und zweitens: weil etwas das Zartgefühl Verletzendes darin liegt, wenn das weibliche Gewand von Männerhänden angefertigt wird.

Wo es gilt, den Kampf mit dem Dasein aufzunehmen, dürfte in sehr vielen Fällen eine praktische Geschicklichkeit sicherer zum Ziele führen, als ein mittelmäßiges oder zweifelhaftes Talent, dessen Ausbildung allein viele Jahre in Anspruch nimmt. Nur wo das Talent sich in hervorragender Weise kundthut, und ein entschiedenes Künstlerthum verspricht, möge es dem Erwerbe dienen. Anders aber ist es, wo das Talent nicht die Bestimmung hat, seiner Besitzerin den Lebensunterhalt zu verschaffen, wo es nur dem Zwecke dienen soll, das Schöne in die Räume des Hauses zu tragen, dem täglichen Leben eine höhere Weihe zu geben, und die geistige Bildung durch Ausübung der Kunst zu befördern.

Da ist es mir oft unbegreiflich erschienen, wenn Eltern, an deren Tochter sich ein großes, schönes Talent offenbarte, Reden führten wie diese: „Eine Künstlerin braucht sie nicht zu werden, wenn sie ein kleines Liedchen singen, oder einen Tanz spielen, eine Blume zeichnen

oder malen kann, so leistet sie genug zu ihrem Vergnügen." — Und aus diesem Grunde eine richtige Ausbildung für überflüssig hielten.

Welch eine herrliche Begleiterin durchs Leben ist aber die Kunst! Wie wirkt sie veredelnd aufs Gemüth, tröstend in bitteren Stunden, eine Freundin, die in jedem Wechsel treu bleibt!

Gewöhnlich wird jene Ansicht dadurch entschuldigt oder gerechtfertigt, daß man behauptet: „Es ist ja doch nur so lange als ein Mädchen im Elternhause ist, daß sie sich mit solchen Dingen beschäftigt, mit der Verheirathung bleibt die Kunst liegen, also, wozu viel Zeit darauf verwenden!"

So wie die Verhältnisse sich heut zu Tage gestaltet haben, kann man aber erwidern, daß es sehr ungewiß sei, ob die Tochter sich verheirathen wird.

Ich gebe gern zu, daß es für manche Eltern mit großen Schwierigkeiten und Opfern verbunden ist, eine Tochter ausbilden zu lassen, wenn vielleicht die Mittel beschränkt sind, oder das Leben in einer kleinen Stadt oder auf dem Lande die Gelegenheit zum Unterricht nicht bietet — von solchen Fällen natürlich muß abgesehen werden; denn wo das Schicksal dem Willen des Menschen eine Schranke gesetzt hat, hört die Selbstbestimmung auf, soweit liegen sie außerhalb der Grenzen dieser Erörterung.

Wir wollen aber näher betrachten, ob wirklich Ursache vorhanden ist, anzunehmen, daß mit der Verheirathung, also der Uebernahme mancherlei Pflichten als Hausfrau, Gattin und Mutter, ein Weib jeder Kunstübung entsagen muß. Ich möchte die Behauptung aufstellen, daß dies nur in einzelnen wenigen Fällen stattfinden kann, wo besondere Verhältnisse die Thätigkeit der Frau ganz ungewöhnlich beanspruchen, daß aber im Allgemeinen eine solche Nothwendigkeit nicht vorhanden ist.

Beschränkte Verhältnisse und zahlreiche Familie nehmen die physischen und geistigen Kräfte einer Frau allerdings bisweilen so in Anspruch, daß ihr der höhere Geistesschwung, den die Ausübung des Talentes erfordert, verloren geht, und ihr die Zeit, welche es benöthigt, mangelt. Wenn aber die Familie nicht so zahlreich ist, pekuniäre Sorgen nicht in dem Maße herantreten, daß die Arbeitskräfte der Frau vollständig absorbirt werden, was könnte sie da hindern, neben der Erfüllung der Tagespflichten eine Stunde einer Kunst zu widmen, zu welcher die Natur ihr das Talent gegeben hat?

Nicht immer ist die Familie zahlreich; bisweilen dreht sich das Denken und Sorgen einer Frau um eine einzige Tochter. Giebt es alsdann etwas Beglückenderes für die Mutter als das Fortbilden und Fortüben des eigenen Talentes mit dem ihres Kindes zusammen? Wie groß ist dann der Genuß, wenn eine Frau ihr Können und ihr Erlerntes, das ihr selbst in ihrer Jugend manche Freude bereitet hat, nun auf ihr Kind übertragen kann! — Oder ich nehme an, es ist nur ein Sohn im Hause, der früh hinaus muß, um seiner Bestimmung entgegenzugehen, dann bleiben die Eltern einsam, am einsamsten natürlich die Mutter; denn der Vater hat ein Amt, einen Beruf, der einen großen Theil seiner Zeit ausfüllt

Da steht das ausgebildete Talent der Frau als bester Freund zur Seite, verscheucht ihr die Bangigkeit und Sehnsucht, die sie oft genug beschleichen, und die nur an solchen Tagen ganz verbannt sind, wo der Sohn als liebster Gast bei den Eltern zur Ferienzeit einkehrt. Uebrigens tritt derselbe Fall da ein, wo auch zwei oder drei Söhne vorhanden sind, nur etwas später, nämlich dann erst, wenn der jüngste Sohn die Schule bezieht.

Aber auch für die Töchter schlägt die Stunde, wo des Lebens alter Zug sie dem Elternhause entführt, wo sie die Mutter einsam zurücklassen und doppelt einsam vielleicht, wenn sie dann schon Wittwe wäre! Wo sollte da Trost herkommen, wenn der gebildete Geist der Frau ihn nicht aus sich selber schöpfen könnte, wenn nicht in der Jugend ein guter Grund gelegt ward zu Wissen und Können, wenn nicht jetzt die reifen Früchte gepflückt werden dürften, deren Blüthen in den Tagen der Jugend richtig gepflegt und entwickelt wurden. Ja, mir sind Wittwen bekannt, die, nun sie einsam stehen, sich bemühen, das Versäumte nachzuholen, um ihrem Leben einen Inhalt zu geben, und die es oft und laut beklagen, daß sie in der Zeit der Aussaat an die Möglichkeit einer späteren Ernte nicht gedacht haben, daß sie in den freudenreichen Tagen der Jugend nicht geahnt, daß Tage für sie kommen könnten, da sie auf sich selbst, auf ihren geistigen Quell zu ihrer Erfrischung angewiesen sein würden. Sie machen es dann wohl auch ihren Eltern zum Vorwurf, und so wird sogar die

edle und schöne Empfindung der dankbaren Erinnerung an die Eltern dadurch getrübt.

Welch einen Werth aber hat ein schönes Talent erst für die kinderlose Frau! In dem Hause, wo die beste Freude fehlt, darf die Muse nimmer fehlen, wenn nicht Trübsinn und Mißstimmung einkehren sollen. Selbst das Geräusch der Geselligkeit wird die Stille eines Hauses, welche das Lachen froher Kinderstimmen nicht unterbricht, nicht dauernd erheitern, das vermag am besten die Pflege einer veredelnden

Und nun die Unvermählte! Diejenige, die an des Lebens besten Gütern darbend, einen öden Weg zu durchwandeln hat! Segnen wird sie die Eltern im Grabe, die dafür sorgten, daß eine schöne Kunst ihr Freund und Genosse geworden, um die Schatten dieses öden Pfades durch ihr Licht zu erhellen, segnen wird sie die Asche des Lehrers, der ihr Verständniß und Sinn dafür erschlossen. Wenn sie auch nicht genöthigt ist, die herrliche Gabe zum Erwerb zu verwerthen, wenn sie ein sorgenloses Dasein pflegen kann, so wird ihr dieselbe darum nicht minder werth sein; denn sie wird den Mangel von ihrer Seele und ihrem Geiste fern halten, der die Einsame so oft bedroht.
Kunst.

Ja, glücklich zu preisen ist diejenige, der die Natur ein schönes Talent als Pathengeschenk in die Wiege gelegt hat. Es ist ein Schatz, der, wie sich auch das irdische Loos gestalten möge, nie an Werth verliert.

Aber darum liegt auch die Verpflichtung für Eltern nahe, die Talente ihrer Kinder nicht unberücksichtigt und unausgebildet zu lassen. Kommen auch Zeiten im Leben — und wer bliebe von solchen verschont — wo Kunstfertigkeiten hinter ernsten und schweren Lebenspflichten zurücktreten müssen, und vielleicht Jahrelang scheinbarem Vergessen heimfallen, so wird, sobald die bessere Stunde schlägt, das gut ausgebildete Talent sich wieder von selber melden, mit wenig Mühe wird sich das Verlorene zurückerwerben lassen, ein ruhender Schatz, der nur gehoben werden darf. Unwiderruflich aber ist verloren das Talent, welches überhaupt nicht in der Jugend gehoben wurde, das als roher Diamant dem Steine, der ihn einschließt, nicht ausgebrochen, und nicht geschliffen wurde.

Wer aber den Edelstein besitzt, muß seinen Werth nicht überschätzen; denn nicht jeder läßt sich zum Brillanten schleifen, noch schlimmer aber ist es den Kiesel für einen Diamanten zu halten. Es giebt anmuthige Talente, deren Grenzen eng gezogen sind, die nur bis zu einem bestimmten Grade sich entwickeln, und es ist wichtig, trotz eifrigem Vorwärtsstreben, nie über sein Können hinaus zu wollen. Es kann Mancher ein reizendes lyrisches Gedicht schreiben — aber unfähig sein, eine Tragödie zu dichten, Mendelsohn'sche Lieder entzückend spielen — aber seine Fertigkeit wird an einer Lizt'schen Rhapsodie scheitern — Blumen bis zur überraschenden Wahrheit malen — aber kein Porträt zu Stande bringen. Die Natur zieht überall ihre unerbittlichen Grenzen, und „Sich beschränken macht den Meister". Darum giebt es Leistungen, die dem Hause Reiz und Poesie verleihen, das Herz befriedigen, aber trotzdem nicht für die große Welt, nicht für die Oeffentlichkeit passen, am wenigsten aber geeignet sind, zum Erwerb verwerthet zu werden

Es ist nicht so leicht, wie es für den ersten Augenblick scheinen mag, ein Talent richtig zu beurtheilen, und es kommen darin seltsame Täuschungen vor. Oft wagt sich eine bedeutende Gabe nicht ans Tageslicht und wird verkannt, weil die jugendliche Seele im staunenden Gefühl der Bewunderung den Kunstleistungen der Meister gegenüber, sich selbst in keuscher Bescheidenheit die Kraft zum Großen nicht zutraut, und nur zaghaft an die Aufgabe herantritt; umgekehrt, halten oft die Unbedeutendsten sich für befähigt, weil sie etwas zu Stande bringen, ohne Augen, Ohren und Begriffe für das Wie zu haben. Ich erinnere mich einer Dame, die sich mit größtem Fleiße der Porzellanmalerei ergab. Sie war überzeugt, daß sie Talent besaß, und da sie von großer Herzensgüte war, so glaubte sie ihren Freunden und Verwandten damit große Freude bereiten zu können. Welch komische Scenen habe ich da erlebt! Es war halb rührend und halb lächerlich, wie die Beschenkten sich dankbar zeigen wollten, und doch nur erschrocken waren über etwas bis zur Unbrauchbarkeit Geschmackloses. Es war mir unbegreiflich, wie die gute Dame den Unterschied ihrer Arbeit mit der, die ihr als Muster diente, nicht bemerkte, aber darin bestand eben ihre Talentlosigkeit.

Es kommt vor, daß im ersten Eifer, mit dem die Jugend etwas ergreift, die Anfänge, die

sonst so schwer sind, gewissermassen im Sturm genommen werden, daß aber nach diesem ersten Anlauf die Fortschritte ausbleiben; so begrüßt man bisweilen ein Talent, welches sich sehr bald als nicht vorhanden erweiset. Das sicherste Kennzeichen eines Talentes ist es, wenn der Schüler schon bei den Anfängen eine gewisse, selbstständige Schöpferkraft zeigt, die ihn veranlaßt, dem bis dahin mechanisch Erlernten ein Eigenes hinzuzuthun, also z. B. dem kleinen Musikstücke einen selbstempfundenen Ausdruck beizulegen, der Zeichnung die Schatten einzufügen, die er selbst der Natur abgelauscht u. s. w. Merkwürdig ist es auch, daß bisweilen Persönlichkeiten, deren Begabung ganz auffallend ist, es minder weit bringen, als solche, deren Talent weniger ins Auge fällt; dies liegt daran, daß Erstere, auf die Leichtigkeit vertrauend, mit der sie jede Schwierigkeit überwinden, sich nicht mit so innerlicher Hingebung und Konsequenz der Sache widmen, nicht so eingehenden Fleiß und sorgsame Mühe daran wenden, als Jene, die ihre Fortschritte anfänglich etwas schwerer erkämpfen müssen, dafür aber, je weiter sie kommen, je sicherer die Stufenleiter zur Meisterschaft erklimmen.

Talent, gute Anleitung und Fleiß — was hat dieses Dreigestirn nicht schon Herrliches geleistet, was nicht schon Schönes in der Welt geschaffen, und wenn hier auch nur von den Gaben die Rede ist, die in das beschränktere Leben der Frau als freundlicher Strahl fallen sollen, so kann ich doch nur wiederholen:

Glücklich zu preisen ist, wem die Natur als Pathengeschenk ein schönes Talent in die Wiege gelegt hat! Wer aber die Göttergabe erhalten hat, der möge sie nicht unbenutzt verkümmern lassen, sondern mit Mirza Schaffy bedenken:

Nie kampflos wird Dir ganz
Das Schöne im Leben geglückt sein,
Selbst Diamantenglanz
Will seiner Hülle entrückt sein,
Und windest Du Dir einen Kranz
Jede Blume dazu will gepflückt sein! —

Ueber Schriftstellerei der Frauen.

Literarische Streiflichter von F. Brunold.

Die Widersprüche häufen sich, sowohl im Leben wie in der Literatur! Während man einerseits den Frauen immer neue Bahnen und Quellen für erwerbsmäßige Selbstständigkeit eröffnet, verdenkt man anderseits es zumeist denselben, so sie die Schriftstellerfeder in die Hand nehmen. War dies ehedem nicht anders? — Wer hat früher es jemals der Friederike Lohmann, der Paalzow, Anderer nicht zu gedenken, zum Vorwurf gemacht, daß sie Schriftstellerinnen wurden und waren; wer zieht nicht noch heute vor der Annette Droste-Gülshoff, als Dichterin, den Hut — und freut sich, daß wir dieselbe gehabt? Wer hat jemals in Gola Raimund eine Dame, Bertha Frederich, geborene Heyn, vermuthet; wer, wenn man die Geschichte der niederländischen Literatur von Jankbloets in der Bearbeitung von Wilhelm Berg las, hat unter diesem Namen die Vorsteherin des Viktoria-Lyzeums, Lina Schneider zu Köln a. Rh. geahnt — oder, wer die Genrebilder aus dem Seeleben, die Skizzen: Aus der Brandung des Lebens der Helene Pichler, ohne des Vornamens zu achten, gelesen — hat er geglaubt, daß diese kernig, von tiefer Sachkenntniß des Seelebens zeugenden Bilder, von einer weiblichen Hand geschrieben seien, daß es Erlebnisse? Woher also dies Schmähen der weiblichen literarischen Thätigkeit, dies Rümpfen der Nase über den Blaustrumpf? Anderseits freilich darf auch nicht verschwiegen werden, daß die Damen diese Schmähung, in gewisser Hinsicht, durch die Bildung von Schriftstellerinnenvereinen und sonstigen Sonder- und Ausnahmestellungen herausfordern. Wir haben Alle, treten wir als Schriftsteller auf, ohne Ansehen der Person und sonstigen Lebensstellung, in Reih und Glied zu stehen; unsere Werke müssen einzig und allein für uns

zeugen und Uhland's Ausspruch: „Namen sind uns Dunst“ überall uns zur Richtschnur dienen. Die überaus betrübende Erscheinung gegenseitiger persönlicher Angriffe, wie die Literatur der Gegenwart sie so häufig zu Tage fördert, rührt, dem größten Theile nach, mit daher: daß die Schriftstellerei mehr und mehr zur Lohnschreiberei, zum Handwerk herabgesunken ist. Es wird eben zu viel auf Bestellung gearbeitet — wo denn natürlich der Name die Flagge decken muß. Die Folge dieser betrübenden Thatsache ist: daß die Reklame mehr denn je die Klapper rührt — und das Publikum nach diesem sich enttäuscht zurückzieht.

Jeder Mensch ist einmal Dichter — und der Augenblick, wo er es war, ist mit der schönste seines Lebens. Es ist eine Thorheit daher, den Dichter nach der Fülle seiner Poesien zu beurtheilen — oder wohl gar die Aufnahme in einen Verein, von der Anzahl der in die Welt gesendeten Bände abhängig zu machen. Und habe ich nur ein, nur ein einziges, wahrhaft gutes Gedicht geliefert, ist mir der Name „Dichter“ so wenig vorzuenthalten, wie die Welt der Suleika, der Frau Marianne von Willemer, diese Ehre nicht absprechen wird, nachdem man weiß, daß sie jenes herrliche Lied, Goethe ebenbürtig, gesungen, der wenigen anderen nicht zu gedenken:

Ach, um Deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich Dich beneide ꝛc.

Es kommt also nicht auf die Anzahl des Geschaffenen an, sondern auf die Güte des Gebotenen. Kunst ist eben höchstes Können! — — Und der Kunst haben wir nachzustreben, nachzueifern. Wer Gutes zu geben vermag — der arbeite und bringe es zu Tage, unbekümmert ob es Diesem oder Jenem gefalle, ob es den Neid Dieses oder Jenes erwecke. Nur hüte man sich, die Poesie Tag für Tag dienstbar machen zu wollen. Der Handwerker sitzt seine Stunden ab, der Künstler arbeitet aus innerem Drange — und oft am meisten, wenn er scheinbar müßig, träumend durch die Menge geht — aber den Seherblick über Wald, Feld und Menschen streifen läßt. Und so ist und wird es ein müßiges Gerede sein und bleiben: Den Frauen die Schriftstellerei, das Dichten zu einem Vorwurfe zu machen. Singe, wem Gesang gegeben! Dieser Ausspruch Uhland's, wenn auch jetzt oft verspottet, gilt und bleibt auch für heut bestehen. Es singe — wem Gesang gegeben. Wer diese Gabe, voll und ganz, vom Himmel empfangen, der stelle sein Licht nicht unter den Scheffel! Nur möge die Warnung nicht fehlen, daß man sich nicht für eine Nachtigall oder Lerche halte, wenn man nur ein Sperling ist. Es gilt auch hier: Viele wurden berufen, aber Wenige auserwählt. — Gehen wir die Reihe der deutschen Schriftstellerinnen durch, so werden wir auch den eben genannten Ausspruch beglaubigt finden. Zu nichts in der Welt gehört mehr Muth, mehr Anstrengung und Ausdauer, als zu einer deutschen Schriftstellerin. Es gilt auch hier Immermann's Ausspruch: Mit der ersten Zeile, die man drucken läßt, giebt man die Ruhe seines Herzens hin! — Was ist der Lohn von Allem? — Man ringt Tag und Nacht, man strebt dem Ideale nach; die Musiker komponiren unsere Lieder; sie werden gesungen, man nennt und weiß den Namen des Komponisten — aber des Dichters achtet man nicht — sein Name ist und bleibt vergessen. Am Grabe vielleicht erinnert man sich seiner Werke — und wundert sich nach diesem, daß der Name in keiner Literaturgeschichte verzeichnet steht. Der Autor gehörte keiner Clique an, die Reklame hat ihn nicht auf den Schild des Tages gehoben — er ging seine eigenen Wege.

Das ist zumeist das Loos deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Man lese z. B. die Iphigenia in Aulis von G. Th. Burghardt, seine Johanna Gray. Er verhungerte im intelligenten Berlin — und in den Literaturgeschichten wird man seinen Namen vergebens suchen.

Erinnerungen an Prinzessin Carl von Hessen, geborene Prinzessin Elisabeth von Preußen.

Von Gebhard Bernin.

(Schluß.)

Zu Anfang November trat das neuvermählte Paar die Reise an den Mittelrhein an, und am 7. November hielten Prinz und Prinzessin Carl ihren feierlichen Einzug in die schön geschmückte Residenz Darmstadt. Der Empfang war hochfestlich: Kanonendonner, Glockengeläute und der Jubel einer frohen Bevölkerung vereinigten sich, um das fürstliche Paar willkommen zu heißen, Begrüßungen durch Gedichte,*) Gesang, Anreden fehlten nicht, so daß eine solche allgemeine Theilnahme das Herz der von manchen Gefühlen bewegten Prinzessin sehr rührte. Ein freundliches neugebautes Palais, wenn auch nicht groß, jedoch geschmackvoll eingerichtet, mit einem weiten Blick auf die Rheinebene, der bis zum Gebirgsrücken des Donnersbergs sich erstreckte, bildete die Wohnung des hohen Paares, ein kleiner, aber hübscher Park schloß sich derselben fast unmittelbar an.

*) Aus den zahlreichen Gedichten, welche aus diesem Anlaß zu jener Zeit erschienen, wollen wir eines hier wiedergeben. Dasselbe wurde als Prolog einer Festvorstellung auf dem großherzoglichen Hoftheater zu Darmstadt gesprochen und hatte folgenden Wortlaut:

Vom lauten Ruf des Inhalts aufgereget,
Wagt heut' die Kunst nur schüchtern sich hervor;
Dem Sturm der Freude, so das Haus beweget,
Gönnt sie bescheiden gern ein lauschend Ohr;
Doch flammt die Gluth, die sie im Innern heget,
Auf ihrem Altar hell und hoch empor,
Und wo die Herzen alle freud'ger schlagen,
Will sie allein nicht feiern und verzagen.

Denn bei der Feste heiterem Gedränge
Liebt nicht die Muse schweigsam fern zu sein;
Sie eilt mit Lust zur frohbewegten Menge,
Und stimmt entzückt in ihren Jubel ein,
Das Leben rettend aus des Lebens Enge
Weiß sie nur höh're Deutung ihm zu leih'n:
So tritt sie heut' zum fluthenden Gewühle,
Und knüpft Gedanken, sinnvoll, an Gefühle.

O schöner Tag! O festlich heit'res Leben!
Dich grüßt die Kunst, wie Dich ein Volk begrüßt,
Aus lichten Räumen sah'n wir Dich entschweben,
Dem Maien gleich, dem Myrth' und Ros' entsprießt.
O zartes Land, das fromme Triebe weben,
Verwandtes enger an Verwandtes schließt,
Zwei edle Stämme hast Du fest umschlungen,
Dir weiht die Muse ihre Huldigungen.

Geschmücket mit der Iris weichem Bogen,
Der wunderbar in Farbenstrahlen bricht,
Naht sie dem Fest auf sanfter Töne Wogen,
Wo die Empfindung in Akkorden spricht;
Ein Götterbote kommt sie hergezogen
Im Zauberkranz, der sich melodisch flicht:
Bald läßt sie hier der Lyra Saiten klingen,
Die heiligste der Scenen zu umschwingen.

Der Vater in der Mitte froher Kinder —
O, welch' ein Schauspiel für der Muse Blick!
Sie lieben ihn, und er liebt sie nicht minder
Und fühlt so ganz das süße Vaterglück.
Der Hoffnung Hauch umweht ihn lind und linder,
Und bringt des Lebens Frühling ihm zurück:
Zwei Königstöchter ihm zur Seite blühen.
Gleich Sternen, die in Lenzestagen glühen.

Elisabeth, mit Carl zur Treu' verbunden,
Sie reicht dem zweiten Vater nun die Hand.
Als jüngst ihr Haupt der Myrthenzweig umwunden,
Das holde Paar am Traualtare stand,
Da lauschte Hassia jenes Festes Stunden,
Und segnet' aus der Ferne dieses Band;
Doch heute schaut sie die geliebten beiden,
Das Auge darf an ihrem Glück sich weiden.

Heil Euch! Ein Götterloos sei Euch beschieden!
So grüßet Euch der Musentempel hier.
Der Liebe Loos, das seligste hinieden,
Erheit're Eure Tage für und für!
In edlen Herzen wohnt des Himmels Frieden,
Und Ihr seid ja der edlen Herzen Zier,
Den Guten weiht die Muse gern das Beste:
Mit Euren Gaben schmückt sie Eure Feste!

Elisabeth! Willkommen diesen Hallen,
Die Deine holde Gegenwart verschönt!
Willkommen, wie Du einst den Deinen Allen
Am Tage, der das Weltgeschick versöhnt!
Da hörtest Du des Sieges Hymnen schallen,
Sahst Preußens Haupt mit ew'gem Ruhm gekrönt;
So möge stets Dich Hessens Liebe krönen
Elisabeth — Victoria! Dir ertönen.

Herzogin Helene von Mecklenburg war eine der ersten, welche die vermählte Prinzessin in ihrem neuen Heim schriftlich begrüßte. Sie schrieb ihr folgenden herzlichen Brief: „Willkommen in Darmstadt, in der neuen Heimath, meine liebe Elisabeth! Ich möchte dort sein, Dich zu empfangen! Eigentlich ist heute der Tag Deiner Abreise, und diesen Morgen fließen viele Thränen in dem alten Schloß. Ich will aber der Thränen nicht gedenken und mich jetzt ganz in den Tag Deiner Ankunft versetzen, an welchem nur Freude und freundliches Entgegenkommen Dich beschäftigt. Dein armes Herz wird aber trotzdem bei der Ankunft recht geschlagen und das erste Auftreten nicht ohne Zagen erlebt haben. Es ist nur ein Glück, daß Du auf dem neuen Boden nicht fremd bist und ein anderes viel höheres Glück, daß Du Deinen Carl liebst und daher seine Heimath gern als die Deinige betrachten wirst. Es muß ein schreckliches Gefühl sein, an Jemanden gebunden zu sein, der uns ferne steht, dem Herzen und dem inneren Leben nach, und nun gar keine Ermunterung zu finden, bei der großen Veränderung, die der Beginn einer neuen Lebensperiode mit sich führt. Gottlob, daß es so nicht mit Dir steht! Schreibe mir doch, bitte, wenn Du wieder in Ruhe gekommen und alle Deine liebsten Briefe geschrieben haben wirst, wie Dein Leben sich gestaltet hat, und wie Du Dich mit dem Gemahl beschäftigst. Mir ward erzählt, er liebe so sehr die ernsteren Beschäftigungen und wäre immer derjenige, welcher das Gute und Ernstere betriebe. Ein schönes Lob ward uns über Euch beide aus dieser letzten Zeit mitgetheilt, was mich, wie Du leicht glaubst, unbeschreiblich freute. Seine Bescheidenheit, sein Ernst und die Güte in seinem Ausdruck haben ihm auch unsere mecklenburgischen Herzen unter anderen gewonnen.

So lieb ist es mir, daß ich ihn doch wenigstens gesehen habe, daß ich Darmstadt kenne, Deinen Schwiegervater auch — und den Melibokus! Ach, die schönen Berge! Grüße sie von mir. Lebe recht wohl, glücklich und froh und gedenke zuweilen in Liebe Deiner Freundin Ellen."

Prinzessin Carl von Hessen, wie sie fortan hieß, verstand es sehr schnell sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Pflichtgetreu ging sie nach wie vor ihre Wege und suchte Gutes zu wirken, wann und wie sie nur konnte. Wenn sie auch möglichst wenig in die Oeffentlichkeit hinaustrat, so wurde doch bald in weiteren Kreisen bekannt, wie sehr sie Gutes und Schönes zu fördern bemüht war. Am 12. September 1837 gab sie dem ersten Sohn das Leben, welcher in der heiligen Taufe die Namen Friedrich Wilhelm Ludwig Carl empfing, es ist der gegenwärtig regierende Großherzog Ludwig IV. von Hessen. Seine Taufpathen waren: König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Großherzog Ludwig II. von Hessen, Prinz Wilhelm von Preußen, Prinzessin Maria Anna von Preußen, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg, Landgraf Ludwig von Hessen-Homburg und der Erbgroßherzog Ludwig von Hessen-Darmstadt, der spätere Großherzog Ludwig III. Etwa ein Jahr später — am 28. November 1838 — folgte ein zweiter Sohn, welcher in der heiligen Taufe am zweiten Weihnachtstage die Namen Heinrich Ludwig Wilhelm Adalbert Waldemar Alexander empfing. Die Herzogin Helene von Mecklenburg, welche im Jahre 1837 mit dem Herzog von Orleans, dem ältesten Sohne des Königs Louis Philipp, vermählt worden und am 24. August 1838 gleichfalls Mutter eines Prinzen geworden war (des jetzigen Grafen von Paris, heute Chef des Hauses Orleans), begleitete ihren Glückwunsch an die Prinzessin Carl mit folgenden bedeutsamen Worten:

„Der Herr wolle unsere Söhne segnen mit seinem Geist und seiner Kraft, daß sie einst recht tüchtige Männer werden mögen und unserer viel fordernden Zeit gewachsen; denn weniger als je hilft jetzt einem Menschen seine hohe Geburt zu etwas, sie wird ihm vielmehr eine Verpflichtung mehr, sich auszuzeichnen vor Anderen durch Gaben des Geistes und des Herzens. Edle Denkweise, Güte des Herzens und weitumfassendes Wissen ist die einzige Mitgift, durch welche unsere Kinder ihre Laufbahn mit Hoffnung betreten können, ihren Mitmenschen nützlich zu werden und vor Gott ihre Pflichten zu erfüllen. Uns ist eine schöne, aber schwere Aufgabe geworden, sie dazu vorzubereiten und ihnen in's zarte Gemüth die Keime zu späteren Früchten zu pflanzen. Darum finde ich den Beruf der Mutter so ernst und so groß."

Die nächsten Jahre flogen pfeilgeschwind dahin, wie der Dichter sagt. Prinzessin Carl erfüllte nach wie vor ihre verschiedenen Berufs-

pflichten mit musterhafter Treue, ihr Leben verfloß sanft und ruhig. Am 25. Mai 1843 gab sie einem Töchterchen das Leben, welches bei der am 18. Juni vollzogenen Taufe die Namen Maria Anna Wilhelmine Elisabeth Mathilde empfing. Die Kleine, welche die einzige Tochter bleiben sollte, gedieh vortrefflich und entwickelte sich zu einer körperlich gesunden, geistig hochbefähigten Prinzessin. Ein dritter Sohn folgte am 16. November 1845, welcher in der Taufe am 10. Dezember die Namen Wilhelm Ludwig Friedrich Georg Emil Philipp Gustav Ferdinand erhielt. Auch dieser Prinz wuchs wie seine Brüder kräftig heran und zeigte vortreffliche geistige Anlagen.

Am 14. April 1846, dem dritten Ostertage, hatte Prinzessin Carl das traurige Geschick, die zärtlich geliebte Mutter zu verlieren. Sie war zur Pflege der schon längere Zeit leidenden Prinzessin Wilhelm an das Krankenlager nach Berlin geeilt und wohnte auch persönlich der Beisetzung ihrer Leiche im Berliner Dome bei; nach einem Frühlingsaufenthalte in Schloß Fischbach kehrte sie nach Darmstadt zurück. Hoch und theuer blieb ihr stets das Andenken an die geliebte Mutter.*)

Kaum 3 Jahre später wurde die Prinzessin Carl von einem neuen Schicksalsschlage getroffen. Ihr Bruder Waldemar, welcher als Kommandeur einer Kavallerie-Brigade in Münster stand, ward von einem gastrisch-nervösen Fieber ergriffen und starb am 17. Februar 1849. Sie eilte an das Sterbebett und geleitete mit dem Vater und ihrem Bruder Adalbert die Leiche nach Berlin, um auch dieser Beisetzung in der Gruft des Domes beizuwohnen. Es ergriff sie mit tiefem Schmerze, daß der jüngere Bruder, dem noch eine reiche Zukunft zu blühen schien, so schnell aus diesem Leben abberufen wurde.

Es war damals die politisch so sehr bewegte Zeit nach Ausbruch der französischen Revolution von 1848. Großherzog Ludwig II. hatte während der stürmischen Bewegung die Regierung niedergelegt, und Ludwig III., der ältere Bruder des Prinzen Carl, war sein Nachfolger geworden. Auch in Darmstadt zeigte sich innerer Aufruhr, jedoch kam es zu keiner eigentlichen Empörung. Die Prinzessin Carl war der Ansicht, daß in der um sich greifenden Entchristlichung die Wurzel alles Uebels zu suchen sei und war nun nach Kräften bemüht, alle Bestrebungen zu fördern, welche in dieser Richtung Abhülfe zu bringen im Stande wären. So übernahm sie zugleich mit ihrer Schwägerin, der Großherzogin Mathilde, das Protektorat über das neugegründete Rettungshaus zu Hähnlein in der Nähe der Bergstraße, welches das rauhe Haus in Hamburg sich zum Vorbild gewählt hatte, unterstützte die Einrichtung von Missions- und Bibelstunden und gab allen Unternehmungen einer opferfreudigen Liebe gern Gehör und Hülfe; ihr Christenthum war niemals bloße Gefühlssache. Als ihr Vater am 28. September 1851 als Gouverneur von Mainz gestorben war, suchte sie die Werke dieses Wohlthäters des Hirschberger Thals fortzusetzen und der Gemeinde für den erlittenen Verlust Ersatz zu bieten. Sie versuchte dort die Strohflechterei einzuführen, ließ einige Mädchen auf ihre Kosten das Spitzenklöppeln erlernen, half bei der Gründung einer Vereinsbibliothek eines Krankenhauses zu Erdmannsdorf ꝛc., kurz, sie entfaltete eine vielseitig gemeinnützige Thätigkeit.

Ein Hauptverdienst hatte die Prinzessin um die Errichtung eines neuen Diakonissenhauses nach dem Muster der zu Kaiserswerth bestehenden Anstalt. Am 9. Juni 1857 fand die Grundsteinlegung desselben zu Darmstadt statt, und am 19. November, dem Elisabethentage, des folgenden Jahres konnte die Anstalt eingeweiht werden. Dieselbe empfing den Namen „Elisabethstift" nach ihrer Protektorin und hat in den 27 Jahren ihres Bestehens eine reiche, stets wachsende Wirksamkeit geäußert. Gerade bei diesem Werke bewies die Prinzessin den großen Schwierigkeiten gegenüber, welche schon wegen der in Hessen sehr verbreiteten Unkenntniß der eigentlichen Ziele des Unternehmens zu überwinden waren, eine große Thatkraft und hohe

*) Der damalige Kronprinz Max von Bayern, welcher im Oktober 1842 sich mit der jüngsten Tochter der Prinzessin Wilhelm vermählt hatte, widmete der Entschlafenen einen poetischen Nachruf. Der erste Vers lautet:

Wer ist's, dem die Thränen fließen?
Ihr, die meine Freundin war,
Die wir Alle Mutter hießen,
Die mein holdes Weib gebar,
Deutscher Frauen Zier und Krone
Gehe nun zum Frieden ein,
Denn du wolltest nah dem Throne
Stets des Herrn Magd nur sein.

Zuversicht zu dem Gelingen der guten Sache; sie hat dafür noch in ihrem letzten Lebensjahre die große Freude gehabt zu erfahren, von welchem segensreichen Erfolg die Darmstädter Diakonissenanstalt begleitet wurde, so daß im Jahre 1885 eine bedeutende Erweiterung derselben vorgenommen werden mußte.

Im Spätherbste des Jahres 1860 verlobte sich der älteste Sohn der Prinzessin, der gegenwärtige Großherzog Ludwig IV., mit der zweiten Tochter der Königin Viktoria von England, der Prinzessin Alice. Prinzessin Carl war hierüber hoch erfreut, sie erblickte in dem frohen Ereigniß die Aussicht auf eine schöne Zukunft für sich und ihre Familie, besonders den eigenen Sohn, der bei der Kinderlosigkeit der Ehe des Großherzogs Ludwig III. zum Nachfolger dieses Herrschers bestimmt schien. Im folgenden Jahre — am 22. Oktober 1861 — feierte sie mit ihrem Gemahl das Fest der silbernen Hochzeit in einfach herzlicher, aber erhebender Weise. Die Prinzessin schrieb darüber an den treuen Seelsorger, den Pfarrer Götschmann in Fischbach u. A. folgendes: „. . . Der Tag war unruhig, aber doch schön und wird mir unvergeßlich bleiben durch den Rückblick auf die Vergangenheit, aber auch durch die viele unveränderte Liebe, die uns von nah und fern bewiesen wurde und durch das herrliche Zusammensein mit so vielen Lieben und Freunden."

Das Jahr 1862 brachte verschiedene freudige und schmerzliche Ereignisse. Am 15. April erfolgte die Konfirmation des jüngsten Prinzen Wilhelm, und am 25. Mai — einem Sonntage — wurde die Großherzogin Mathilde von Hessen, die heute noch im ganzen Lande unvergessene Fürstin, welche lange Jahre den Mittelpunkt des Hoflebens der großherzoglichen Familie gebildet hatte, aus diesem Leben nach kurzer Krankheit abberufen. Einige Wochen später begab sich die Frau Prinzessin Carl mit Gemahl und Kindern nach England, um Zeuge bei der am 1. Juli in dem Schlosse Osborne stattfindenden Vermählung des Prinzen Ludwig zu sein. Dieselbe fand in aller Stille statt, worauf die Prinzessin Carl nach Darmstadt zurückkehrte, um die letzten Vorbereitungen zum Empfange des jungen fürstlichen Paares zu treffen. Am 12. Juli hielt dasselbe seinen festlichen Einzug in die hessische Residenz und wurde ebenso herzlich empfangen wie Prinz und Prinzessin Carl 26 Jahre vorher. Es war gegen Ende jenes Jahres 1862, als die Prinzessin an ihren Sohn Heinrich u. A. folgendes schrieb: „ . . Es hat etwas sehr Eigenthümliches, wenn man auf sein Leben zurückblickt! Erst waren Papa und ich allein, dann kamt Ihr. Ohne viel Sorge wuchset Ihr auf, nun ziehen die Kinder hinaus und gründen ihre Familien, und nicht mehr lange, so schließt sich unser Haus. Es gab viele innere, wenige äußere Kämpfe, aber viel Gnade haben wir erfahren, und nie genug kann ich Gott danken, daß er mir den Papa zugeführt; ich habe ihn wahrhaftig nicht verdient und wäre vielleicht in anderen Verhältnissen ganz anders geworden."

Das Jahr 1863 brachte wieder zwei frohe Familienereignisse: am 5. April wurde die Prinzessin Carl zum ersten Mal mit der Würde der Großmutter bedacht, ihre erste Enkelin war im Schlosse Windsor von der Prinzessin Alice der Welt als neue Erdenbürgerin geschenkt worden und erhielt bei der auf englischem Boden vollzogenen Taufe den Namen Victoria Elisabeth Mathilde Alberta Maria. Am 10. Dezember erschien der verwittwete Großherzog von Mecklenburg-Schwerin in Darmstadt und durfte der Tochter der Prinzessin Carl, der Prinzessin Anna, welche auf ihn bei ihrer ersten Bekanntschaft einen sehr tiefen Eindruck gemacht hatte, den Verlobungsring reichen, die Vermählung folgte am 12. Mai 1864. Es war der Prinzessin Karl recht schwer geworden, sich von der einzigen Tochter zu trennen, allein sie sah dieselbe einer glücklichen Zukunft entgegenziehen und begleitete sie mit ihren besten Segenswünschen. Leider sollten sich diese auf die Dauer nicht erfüllen, denn schon in der Nacht auf den 16. April des Jahres 1865, nachdem 9 Tage vorher die Prinzessin Anna einer lieblichen Tochter das Leben gegeben hatte, kniete die fürstliche Familie im Schweriner Schlosse um das Sterbebette der hohen Wöchnerin, welche durch ein bösartiges Kindbettfieber so frühzeitig abberufen worden war. Prinzessin Carl war mit ihrem Gemahl persönlich nach Schwerin geeilt; sie war durch dieses traurige Ereigniß auf das tiefste betrübt und litt unendlich, doch klagte sie selbst nicht und bemühte sich sogar noch die Anderen zu trösten.

Damals schrieb Prinzessin Alice an ihre Mutter, die Königin Victoria, u. A. folgende Zeilen: „Das ist wirklich ein schrecklich trauriger

Todesfall in unserer Familie, und für meine Schwiegereltern ein Schlag, der sie für lange Zeit niederdrücken wird, die so zurückgezogen lebten und denen die Familie Alles war! Anna, der Liebling, ‚das Prinzeßchen', welche sie so widerstrebend hergaben, und mit der sie in täglichem Briefwechsel standen. Es wird in ihrem Dasein eine Lücke sein, an welche zu denken, mir unerträglich ist. Solch' zärtlich liebende Eltern! . . O, es ist traurig, sehr traurig — das Leben ist wirklich nur eine Reise, auf welcher wir unsere Pflicht thun müssen, und worauf Freud und Leid abwechselnd vorherrschen. Anna war sehr gut, sehr selbstlos und eine wahre Christin, mit ihrem sanften, demüthigen Sinn, und als solche wurde sie geliebt und bewundert. Wie seltene Leute meine Schwiegereltern und ihre Kinder sind, kann ich Dir nicht sagen; solch' kindlicher Glaube, solch' selbstlose Liebe zu einander; ich fühle mich unwerth, ihnen anzugehören, und sie sind mir über alle Beschreibung theuer. Da ich ihre Freuden getheilt habe, will ich auch von ganzem Herzen ihr Leid theilen und inbrünstig für sie beten!"

Man wird hiernach wohl leicht begreifen, daß der Hingang der ihrer so würdigen Tochter für die Prinzessin Carl ein Schlag war, den sie eigentlich niemals hat verwinden können, — schrieb doch ihr Gemahl damals an den Großherzog Ludwig III. von Hessen: „Elisabeth hat viel Kraft, aber sie trägt doch schwer um unser Kind, das ja geborgen ist vor allem Erdenleid." Mit gesteigertem Eifer wandte die Prinzessin jetzt ihre Thätigkeit den Werken opfervoller Nächstenliebe zu, um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Auf eine sehr ernste Probe wurde ihr mütterliches Herz gestellt, als der Krieg von 1866 ausbrach. Ihr ältester Sohn wurde zu Anfang desselben mit der Führung der großherzoglich hessischen Reiterbrigade betraut und zog ins Feld, während ihr zweiter Sohn, Prinz Heinrich, als Stabsoffizier des Königs-Husaren-Regiments auf preußischer Seite kämpfte, glücklicherweise in Böhmen, so daß die Mutter nicht mehr zu befürchten hatte, daß beide Brüder auf demselben Schlachtfelde sich gegenüberständen. Dieselben machten verschiedene Kämpfe mit, jedoch war es ihnen beschieden, unversehrt aus dem Kriege in ihre Garnisonen zurückzukehren. Für die Prinzessin Carl brachte der Mainfeldzug große Aufregungen, namentlich als Darmstadt von der preußischen Mainarmee unter dem Kommando des Generals Freiherrn von Manteuffel besetzt und die hessische Division mit den anderen Truppen des 8. Bundes-Armeekorps bis an die Tauber zurückgedrängt worden war. Die Fürstin übernahm das Protektorat über den nach den Bestimmungen der Genfer Konvention von 1864 eingesetzten hessischen Hülfsverein zur Pflege der verwundeten und erkrankten Krieger und war auf das eifrigste bemüht, die schweren Lasten des Krieges, welche auf dem Lande ruhten, zu erleichtern, wobei ihr sowohl die Schwiegertochter, Prinzessin Alice, wie auch die Schwägerin, Prinzessin Battenberg (Gemahlin des Prinzen Alexander von Hessen), in thätigster Weise zur Seite standen. Was sie in dieser Richtung ergriff, führte sie dann auch mit Ernst und persönlicher Hingebung durch.

Es folgten nun einige ruhige Jahre. Die Prinzessin lebte meistens in einfacher Zurückgezogenheit im Winter in ihrem Palais, im Sommer auf dem freundlichen Landsitze Rosenhöhe vor dem östlichen Thore von Darmstadt. Der erhebenden Enthüllungsfeier des Luther-Denkmals in Worms am 25. Juni 1868, zu welcher König Wilhelm persönlich erschienen war, wohnte auch die Prinzessin Carl bei; im Sommer 1869 nahm sie auf mehrere Wochen Aufenthalt im Schlosse Fischbach in Schlesien, wohin sich auch ihre Schwester, die Königin Wittwe von Bayern, begeben hatte.

Das folgende Jahr brachte den Beginn des großen deutsch-französischen Krieges von 1870/71. Die drei Söhne der Prinzessin zogen nach Frankreich, der älteste, Prinz Ludwig, an der Spitze der großherzoglich hessischen Division, welche in den Verband des 9. Armeekorps, bezw. der 2. Armee getreten war. Mit Sorge und gespannter Aufmerksamkeit verfolgte Prinzessin Carl die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze an der Hand der Karte und schrieb in einem ihrer Briefe, sie habe sich „fast die Augen blind gesucht", um einen Ort zu finden, dessen Name von einem ihrer Söhne erwähnt worden war. Sie gab ihnen fortwährend Nachricht über die in den verschiedenen Lazarethen gepflegten deutschen Verwundeten, insbesondere diejenigen, welche den Prinzen bekannt waren, ebenso über die in Darmstadt untergebrachten französischen Gefangenen. Mit Freude berichtete sie: „Alle Verwundete sagen: sind wir wiederhergestellt, so

kehren wir zu unseren Regimentern zurück. Gerade dasselbe schrieb die Großmama von den Blessirten im Jahre 1813." Ihren Glückwünschen für den Geburtstag des Prinzen Heinrich fügte sie einige Blumen bei; den Pelzhandschuhen, welche sie mit anderen nützlichen Gegenständen als Weihnachtsgeschenk übersandte, legte sie einen Kalender und das Gedicht „Der Ulan" von Emanuel Geibel bei (Prinz Heinrich kommandirte damals bekanntlich das Garde-Ulanen-Regiment). „Es wird ein jammervolles Fest werden!" schrieb sie an denselben. „Niemand hat Lust, Vorbereitungen zu einer Bescherung zu machen, höchstens für Soldaten und Arme." Zu dem Jahreswechsel schrieb sie: „Seit dem heiligen Abend keine Nachrichten von Dir, auch keine Idee, wo Du nun sein könntest! Die Brüder wünschten so sehr an diesem Abend sich mit Dir vereinigen zu können, nicht ahnend, daß Ihr nun an ganz entgegengesetzte Seiten von Frankreich gebannt seid. Die Beiden waren ganz vergnügt, machten ihre Kistchen auf, gedachten der alten Zeiten und bescherten sich dann mit Anderen zusammen unter einem Christbaum . ."

Den zahlreichen, in den Darmstädter Lazarethen untergebrachten verwundeten und erkrankten Soldaten widmete Prinzessin Carl eine große unausgesetzte Fürsorge. Sie nahm persönlichen Antheil an den Schicksalen von Vielen und ermöglichte durch Uebersendung der Reisekosten den Angehörigen solcher Leidenden mehrmals dieselben noch vor ihrem Ende zu sehen. So schrieb sie einmal nach dem Tode eines im Darmstädter Diakonissenhause gestorbenen schlesischen Soldaten: „Er hatte so Sehnsucht nach der Mutter. Sie kam, einen Tag konnten sie sich noch aussprechen, dann verlor er die Besinnung, und am dritten Tage war er todt. Wolle der Herr nun bald den Frieden schenken. Man kann sich nicht mehr recht freuen, wenn man des vielen Jammers gedenkt, der durch alle diese Kämpfe hervorgebracht wird. Und doch wie dankbar müssen wir sein, daß die Deutschen gesiegt haben und der Feind nicht in unser Land gekommen ist!"

Endlich war das Schicksal von Frankreich durch den Waffenstillstand von Versailles entschieden, und Kaiser Wilhelm kehrte einige Wochen später ruhmgekrönt in die Heimath zurück. Auch die Prinzen Ludwig und Wilhelm von Hessen erhielten um jene Zeit einen 14tägigen Urlaub und feierten ein frohes Wiedersehen mit ihren Angehörigen in Darmstadt; Prinzessin Carl schrieb darüber an den in Compiegne zurückgebliebenen Prinzen Heinrich: „Gestern kamen die Brüder. Ihr erstes Wort nach unserer Begrüßung war die Frage nach Dir, lieber Heinrich. Beide sind wohl und munter. Wilhelm war so bewegt, wie ich ihn noch kaum gesehen. Am Holzhof stiegen wir aus, und Alice stieg zu ihnen in den Waggon, da am Bahnhof großer Empfang mit Reden und Blumenspenden vorbereitet war. Wir empfingen dann Wilhelm hier wieder im Hause, wo Aennchen in rothem und weißem Anzug ihm einen Lorbeerkranz auf das Haupt setzte. Abends wurde Louis eine Serenade dargebracht Lebe wohl! Wenn wir Dich erst einholen können! Gott segne Dich!"

Die Freude des Wiedersehens ihres zweiten Sohnes wurde der Prinzessin bald darauf zu Theil, und nun kehrte auch der Friede wieder mit allen seinen Segnungen in Deutschland ein. Im Oktober desselben Jahres machte die Prinzessin Carl eine interessante Reise nach Dresden, um die große Ausstellung von Holbeinschen Gemälden dort persönlich in Augenschein zu nehmen. Sie hatte für dieselbe auch die ihr gehörige Madonna zur Verfügung gestellt, wodurch ein genauer Vergleich dieses Bildes mit der berühmten Holbeinschen Madonna der Dresdener Gallerie ermöglicht wurde, so daß sich hierüber besonders in Künstlerkreisen ein sehr lebhafter Meinungsaustausch erhob.

Prinz Wilhelm von Preußen hatte dieses Meisterwerk deutscher Malerei seiner Zeit durch Vermittelung des Generalmusikdirektors Spontini von einem Pariser Kunsthändler erworben (wir vermuthen, daß dies etwa um das Jahr 1830 geschehen ist) und seiner Gemahlin zum Geschenk gemacht. Nach deren Hinscheiden blieb das Bild in dem Schloß zu Berlin, bis es nach dem Tode des Vaters durch Erbtheilung in den Besitz der Prinzessin Carl überging und im Jahre 1852 seinen Platz in ihrem Wohnzimmer des Darmstädter Palais erhielt. Dies Holbeinsche Bild stellt die Jungfrau Maria nicht als eine überirdische Erscheinung dar, sondern als eine deutsche Frau und Mutter, welche Anmuth mit Hoheit und Würde besitzt; allerdings schimmert über ihrem Haupte eine Königskrone. Zu ihren Füßen kniet der Besteller des Bildes: Bürgermeister Jacob Meyer aus Basel mit seiner Familie (Hans Holbein lebte be-

kanntlich von 1515—26 in Basel). Lange Zeit hielt man das in der Dresdener Gallerie befindliche Gemälde für das Original. Allein eine genaue Prüfung der namhaftesten Kunstkenner, besonders die Beweisführung von Alfred Woltmann führte zur Ueberzeugung, daß die Madonna der Prinzessin Carl das von Holbeins Hand herrührende Original sei, wogegen das Dresdener Bild als eine allerdings vortreffliche Kopie erkannt wurde. Damals schrieb der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, welcher persönlich nach Dresden gekommen war, an die Prinzessin: „Direktor Schnorr, der mich führte, sagte, es stehe jetzt fest, daß dein Bild das früher gemalte Original sei. Beide seien fast ganz übereinstimmend, nur habe Holbein bei dem zweiten Dresdener Bilde das Körpermaß etwas verlängert, so daß das Bild um einige Zoll länger sei, während die Köpfe und Füße an sich gleich groß seien."

Bald darauf fand auch in Darmstadt eine Gegenüberstellung beider Holbein'schen Madonnen statt, und hier war das Urtheil der Kunstkenner das gleiche. Das schöne Gemälde befindet sich gegenwärtig im Besitze des Großherzogs Ludwig IV. von Hessen.

Die nächsten Jahre verflossen für die Prinzessin in gewohnter Thätigkeit. Sie selbst erfreute sich fast stets einer kräftigen Gesundheit, allein ihr Gemahl begann zu kränkeln und fand auch in verschiedenen Kuren und Badereisen keine gründliche Heilung. Im März 1877 zog sich derselbe eine starke Erkältung und Halsentzündung zu, zu welcher noch die Gesichtsrose trat. Prinzessin Carl wich nicht vom Lager des theuren Gemahls, dessen Zustand sich täglich verschlimmerte, und in der Abendstunde des 20. März wurde er durch einen sanften Tod von seinen Leiden erlöst, — die Prinzessin war eine tiefgebeugte Wittwe. Sie faßte sich zwar und suchte Trost in der Religion, allein den Schmerz zu bannen vermochte sie nicht. Ueber ihre Seelenstimmung giebt ein Schreiben aus jener Zeit folgende Auskunft: „Wenn man wie wir vierzig Jahre mit einander gepilgert, kann der Tod keine Scheidewand aufrichten, man bleibt verbunden für diesseits und jenseits. Mein Leben ist abgeschlossen, mich braucht Niemand mehr, ich habe nur mich vorzubereiten und auf die letzte Stunde zu warten..."

Einige Wochen später wurde auch Großherzog Ludwig II., der durch den Tod seines jüngeren Bruders auf das tiefste erschüttert worden und selbst schon längere Zeit leidend war, auf das Krankenlager geworfen, von welchem er nicht wieder sich erheben sollte: am 13. Juni 1877 starb er, und fünf Tage später, am Geburtstage der Prinzessin Carl, erfolgte seine Beisetzung im Mausoleum auf der Rosenhöhe. Die Prinzessin blieb in Folge ihrer Lebensaufgabe treu: sich zu vergessen und dem Wohle Anderer zu dienen.

Im Juli 1878 begab sie sich nach Berlin, wo sowohl am 11. Mai wie auch am 2. Juni ein Mordversuch auf Kaiser Wilhelm unternommen worden war. Sie fand den Monarchen in der trefflichen Pflege der Großherzogin Luise von Baden; von Blumensträußen umgeben, saß er in einem Sessel, auf dessen Lehne die Hände ausgestreckt lagen. In dem Daumen der linken Hand bemerkte die Prinzessin ein Schrotkorn, die Rechte war sehr geschwollen, die Finger konnte er nicht bewegen, die Stimme war sehr schwach. Glücklicherweise half die vortreffliche Natur dem Kaiser bei der Ueberwindung seines leidenden Zustandes. Von Berlin reiste die Prinzessin nach Fischbach und pflegte dort die Erinnerungen an frühere Zeiten.

Der Dezember 1878 brachte abermals eine schwere Prüfungszeit für die Prinzessin Carl; die Großherzogin Alice folgte am 14. ihrem einige Wochen vorher durch die Diphtheritis dem Leben entrissenen Töchterchen, der Prinzessin Marie, im Tode nach, das Großherzogthum Hessen verlor in ihr die Landesmutter, der Fürst die treue Gefährtin seines Lebens. Prinzessin Carl wurde hiervon tief ergriffen, sie schrieb darüber: „Ach, der Verlust fällt mir immer schwerer aufs Herz, namentlich der Kinder wegen. Ich wünschte mir jetzt mehr Energie und weniger Zaghaftigkeit." Kaum war das so getrübte Weihnachtsfest vorübergezogen, so kamen auch von Trier, wo der im Jahre 1878 mit Freiin Carolina von Willich vermählte Prinz Heinrich wohnte, sehr beunruhigende Nachrichten, und am 6. Januar 1879 starb dort seine Gemahlin, nachdem sie einem Söhnchen das Leben gegeben hatte. Ein schwerer Schlag des Schicksals für den Prinzen, welcher seiner Mutter von demselben nur mit den Worten Kunde gab: „Ich stehe wieder allein in der Welt!"

Im Februar 1882 wurde auch die Enkelin der Prinzessin Carl, die Herzogin Anna von

Mecklenburg-Schwerin, das einzige Töchterchen ihrer frühverklärten Mutter, nach kurzem Krankenlager diesem Leben entrissen, und im April 1883 folgte ihr im Tode der Großherzog, welcher an einer Lungentzündung erkrankt war, derselbe Monarch, von dem Kaiser Wilhelm damals den ehrenvollen Ausspruch that: „Ich habe ungemein viel verloren, ich habe den treuesten Verwandten und Anhänger meiner Familie, meines Landes und meiner Regierung verloren." Auch die Prinzessin Carl war tief betrübt, ihre Stimmung wurde immer ernster. Als die drei Leitsterne, welche sie unverrückt vor Augen hatte, bezeichnet Herr Oberhofprediger Bender, welcher der Fürstin stets nahe blieb, im Leide wie in der Freude, die drei Schriftworte: „Bestelle dein Haus" — „Ich muß wirken, so lange es Tag ist" und „Sei getreu bis in den Tod." Wie sehr sie den zweiten Spruch zu erfüllen bemüht war, das ergiebt sich aus folgender Aufzählung: Unter ihrem Protektorat standen in Darmstadt das Diakonissenhaus „Elisabethstift", der Magdalenen-Hülfsverein, die Heidenreich-Stiftung für arme Wöchnerinnen, die Sonntagsschule, der Sonntagsverein, der Frauenverein der Gustav Adolf-Stiftung, der Hülfsverein für verwundete und kranke Soldaten im Felde; außerdem widmete sie sich noch manchen anderen wohlthätigen Stiftungen.

Im Sommer 1884 besuchte sie nochmals das geliebte Fischbach, von dem ihr diesmal der Abschied besonders schwer wurde. Als die Wagen schon lange zur Abfahrt bereit standen, kehrte sie stets wieder in ihre und der Eltern Zimmer zurück, als könnte sie sich von den geliebten Räumen nicht trennen, als hätte sie eine Ahnung, daß sie dieselben nicht wieder betreten sollte. Mit Thränen in den Augen verließ sie den Schauplatz ihrer jugendlichen Spiele, den sie in der That damals zum letzten Male gesehen hat. Den folgenden Winter verbrachte sie ziemlich wohl und thätig wie immer. Am 14. März 1885 fühlte sie sich jedoch unwohl, sie hatte sich durch eine starke Erkältung eine Lungenentzündung zugezogen. Die Krankheit machte schnelle Fortschritte, und fast an demselben Tage und zu derselben Stunde mit dem acht Jahre vorher hingeschiedenen Gemahl, am 21. März, Abends 6 Uhr, entschlief sie sanft; sie hatte ein Alter von 69¾ Jahren erreicht.

Folgende letztwillige Bestimmungen hatte sie aufgesetzt: „Mein Begräbniß wünsche ich so einfach wie möglich, wie bei Carl, nur Sprüche und Gebet, keine Ansprache. Gesang der Diakonissinnen aus: „Ach bleib' mit deiner Gnade" und „Wenn ich einmal soll scheiden." Kein langer Zug zur Rosenhöhe, lieber nur die hiesige Familie und Freunde, keine Abgesandten, höchstens ganz nahe Verwandte. Kein Gedächtniß-Gottesdienst! Besucht meinen Sarg nur an den Tagen, wo Ihr Papa in der Kapelle aufsucht. Da findet Ihr mich nicht, sondern nur mein altes Kleid! Wie mir mein Leben lang aller Luxus gegen die Natur war, so auch derjenige, der jetzt mit der Blumenspende für die Verstorbenen getrieben wird. Mir würde es eine Genugthuung sein, wenn ich wüßte, daß das Geld, zu Blumen für mich bestimmt, den Armen zu gut käme." Ganz in dem hier ausgedrückten Sinne erfolgte auch die Beisetzung.

Im Mausoleum auf der Rosenhöhe, neben dem heimgegangenen Gemahl, schlummert die Prinzessin Carl und ruht von ihren Werken aus. Auch auf sie passen die schönen Worte des Lieblingsdichters des deutschen Volkes:

Ein schönes Herz hat bald sich heimgefunden,
Es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt,
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft und fest sich kettet —
So rankt das Edle sich, das Treffliche
Mit seinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande. —

Aus dem Leben einer Künstlerin.

Skizze von Emma Laddey.

Von der Gottheit einstens ausgegangen,
Muß die Kunst zur Gottheit wieder führen.

I.

Die Scene ist das Stadttheater zu Leipzig, nicht das neue, prächtige, sondern das kleine, alte, dessen schlichte Mauern von einer glanzvollen Vergangenheit und von hellen Gestirnen am Himmel der Kunst zu erzählen wissen.

Es ist ein trüber Novemberabend, Nebel fallen herab und hüllen die schönen Promenaden der Stadt in düstere Schleier. Dennoch schreiten die Theaterbesucher muthig darüber hin, um sich durch die enge Pforte des Musentempels zur Quelle lautester Kunst zu drängen.

Man giebt Beethoven's „Fidelio", die Titelrolle singt eine junge, gottbegnadete Priesterin Bertha Würst, und solcher Magnete bedurfte es wohl, um in der gewitterschwülen Zeit des Jahres achtundvierzig, denn diese denkwürdige Zahl schreiben wir, die erregten Gemüther zu reinem Kunstgenuß zu stimmen.

Alle Augen sind auf die Leonore des Abends gerichtet, auf jene hohe, schlanke Gestalt mit dem stolzen Nacken, den flammenden Augen und jenen heroischen Mienen, wie sie nur das Erbtheil Auserwählter sind und die Macht haben, selbst Zügen, denen die klassische Form fehlt, etwas von der Antike zu geben.

Das dunkle Männerkostüm macht die hohe Frauengestalt wirklich einem Jüngling gleichen, so daß das falsche Spiel, das Gattenliebe sie mit Marzelline treiben heißt, etwas Glaubhaftes erhält. Ganz aber erhebt sich die Bedeutung der Künstlerin erst in jener hinreißenden Arie: „Komm Hoffnung, laß den letzten Stern der Müden nicht erbleichen," da will der Beifallssturm nicht enden.

Man weiß es nicht, ist es die Stimme, die hinreißende Art des Gesanges, die man beklatscht? Man giebt sich keine Rechenschaft; denn Fidelio-Leonore läßt keine kalte Kritik zu, sie ist die Verkörperung dessen, was Beethoven in seinem hohen Liede der Gattenliebe gewollt — Schein und Wirklichkeit werden hier zu eins. Die Leistung wächst von Scene zu Scene, und jenes berühmte „Tödt erst sein Weib!" mit dem Leonore sich zwischen den Gatten und den Dolch des Mörders wirft, ist ergreifender und wahrer nie gesungen worden. Hier ist die Heldin am Platze und groß, in hohem Stile ist Darstellung wie Gesang.

Unten aus dem Parket jubelt's herauf, die Künstlerin muß immer und immer wieder vor der Rampe erscheinen.

Nur Einer, der da gestanden, an eine Säule gelehnt, lautlos, ganz Auge und Ohr, er betheiligt sich nicht an dem lauten Beifall. Die dunklen, seelenvollen Augen, die aus dem bleichen, von schwarzem Haar umlockten Antlitz in mildem Glanze leuchten, haben jede Bewegung der Sängerin, wie magisch gefesselt, verfolgt. Und doch — keinen Beifallslaut! Der Vorhang ist gefallen, der ernste Hörer wirft seinen Mantel über und ist einer der Ersten, der still hinausgeht.

„Geibel," flüstert es in der Menge und Geibel, der herrliche Dichter, der das Kunststück fertig gebracht hatte, seine Gedichte in acht Jahren zwölf Mal aufgelegt zu sehen, und jetzt schon mit dreiundzwanzig Jahren ein Liebling der Nation zu sein, war es.

In seinem für alles Große und Herrliche begeisterten Gemüthe schwirrten damals die „Juniuslieder", diese Flammengebilde einer neu aufsteigenden Morgenröthe. An jenem Abend aber dichtete er keins derselben, wollte er doch am anderen Morgen Leipzig verlassen, vorher aber der Künstlerin, die ihn ergriffen mit seltener Gewalt, aussprechen, wie sie seine Seele bewegt.

Und die Leonore des Abends? Erschöpft, unfähig nach dieser Anspannung aller Kräfte kehrte sie in ihre Wohnung heim, die hochgespannte Seele von den Eindrücken der letzten Stunden zu bewegt, um sich in Alltagsgesprächen zu ergehen.

Still und allein lehnte sie in der Sophaecke, in Gedanken noch einmal Fidelio von der ersten bis letzten Note durchgehend und daran feilend, für die nächste Aufführung Gewinn schöpfend.

Spät erst senkte sich die Ruhe auf diese bewegten Augensterne.

Die Post des anderen Morgens brachte gewohnte Huldigungen: Briefe, Gedichte, die oft mehr der Künstlerin, als der Kunst galten. Die puritanische Art der Künstlerin fühlte sich durch die meisten verletzt. Aber dieser Morgen brachte ein Gedicht, das sie nicht zu den anderen warf, das sie aufhob als ein Kleinod. Was war der Beifall des Publikums gegen die Anerkennung des gottbegnadeten Dichters?

Die Verse lauteten:

„Ich sah Dich stehn wie eine Seherin
Von heiligen Entzückungen ergriffen;
Dein Auge flammte, Deine Seele klang
Hinab in meiner Seele tiefste Tiefen.
Du hast gelöst zu stillem Frieden,
Was lastend mir die Brust beschwerte,
Ich schwang auf Flügeln Deines Sanges
Mich himmelwärts von dunkler Erde!

Nun aber will die trübe Mitternacht
Der Seele froh Genügen mir verdüstern
Und bangen Kummer will sie mir um Dich,
Die ich so glücklich wünschte, leise flüstern:
Der Frühlingsblumen muß ich denken
Und ihrer kurzen Pracht mit Sorgen;
Der Sterne denk' ich, deren Schimmer
So bald verlöscht der graue Morgen.

Und denken muß ich, wie so Viele, die
Wie Du mit Himmelsoffenbarung kamen,
In dieser Erde Dunkelheit so bald
Verloderten an ihren eignen Flammen.
Und innig meine Hände muß ich falten
Zu bitten von des Himmels Güte
Dir lange Nacht, Dir langen Frühling
Du schöner Stern, Du Wunderblüthe!"

II.

Jahre sind vorübergerauscht, Bertha's Talent hat ihr ein ehrenvolles, lebenslängliches Engagement am Hoftheater in Stuttgart verschafft, die Oper feiert dort ihre Blüthezeit, Namen wie Sonntheim, Pischek, Mathilde Marlow und Bertha Leisinger verkünden ihren Ruhm weit über die Grenzen des Schwabenlandes.

Bertha ist lange vermählt, die Vielumworbene hat einem damals noch wenig bekannten Arzte ihre Hand gereicht und feiert nun als Bertha Leisinger Triumphe.

Sie ist bei Hof und Publikum als Sängerin gepriesen, als Frau hochgeachtet. Ehrenvolle Einladungen zum rheinischen Musikfest, zum Gastspiel nach London sind an sie ergangen, sie hat ihnen Folge geleistet und ist überall mit Jubel empfangen worden. Jetzt singt sie in Frankfurt a. M. Das Haus ist stets ausverkauft und der Beifall unbeschreiblich. Sie freut sich ihrer Erfolge, nicht nur als Künstlerin, nein auch als sorgende Hausfrau, als zärtliche Mutter; liegt ihr doch zum größten Theile die Erhaltung des Hausstandes ob.

Heute hat sie die Fides gesungen, und Mutterliebe und Mutterangst beseelte jede Note. Begeisterte Ovationen haben die Leistung der Künstlerin begleitet. Sie hat sie verdient, sie ist die wahre Priesterin der Kunst, die in jedem Augenblicke sich voll und ganz ihrer Aufgabe hingiebt und nicht nach Art berühmter Virtuosinnen ihre Kraft für schmetternde Arien zusammengeizt! Wohl mahnen die Freunde von dieser leidenschaftlichen Hingabe an die Kunst ab, und es ist besonders der lebenskluge Hackländer, der beständig warnt, nicht an den eigenen Flammen zu verlodern.

Aber da hilft nichts, einmal ihrer Kunst dahingegeben, kennt Bertha keine Schranke und muß so durch das Feuer ihrer Begeisterung die kühlsten Hörer fortreißen.

Aber eine Feuerseele, wie die ihre, wird jedem Lebensverhältniß ganz gerecht. Ist der Vorhang gefallen, wandelt sich die stolze Künstlerin zum bis zur Schwäche liebenden Weibe und vor Allem zur zärtlichsten der Mütter.

Jetzt ist die Fides des Abends, die vielbewunderte, in ihr Hotel gekommen. Fröstelnd sieht sie sich in dem kalten Gasthauszimmer um. „Morgen bin ich daheim!" flüstert sie glückselig. Freundliche Blicke streifen die Kränze und Blumen, Trophäen des Abends, aber sie drückt sie nicht mehr in Begeisterung an die Lippen wie einst; ihre Sorge gilt Anderem! Mit glückstrahlenden Mienen tritt sie zum Schranke. Was zieht sie daraus hervor? Ein Kleinod, die Gabe eines begeisterten Enthusiasten? Ach nein — ein Kindermäntelchen ist es von braunem Sammet, ein gleiches kleines Barett und ein schottisches Blousenkleidchen, wie Jahreskinder es zu tragen pflegen.

„Wie er reizend darin sein wird, mein süßer, einziger Liebling!" spricht sie mit strahlendem Lächeln und besieht die Sächelchen von allen Seiten und liebäugelt mit ihnen. Dann legt

ſie, wie Kinder am Weihnachtsfeſte pflegen, die Gaben um ihr Bett, damit ihr erſter und letzter Blick darauf falle.

„Das Alles bringt Dir die Mutter," ſpricht ſie leiſe vor ſich hin, als ſähe ſie den herzigen Knaben ſchon vor ſich, „die Mutter, die ſich ſo ſchwer von ihrem Einzigen getrennt hat! — Aber morgen kommt ſie heim und bringt viel, viel Geld mit und darf dann lang bei ihren Lieben bleiben!"

Unter ſo hoffnungsvollen Gedanken verläßt ſie am nächſten Tage das ſchöne Frankfurt.

In Ludwigsburg ſieht ſie den Gatten, er iſt bleich und ernſt, ihre immer erregte Phantaſie ſpiegelt ihr das Schlimmſte vor.

„Mein Kind iſt krank!" ruft ſie ihm entgegen.

Er will ſie beruhigen, aber ſein Wort klingt matt, ſein Auge flieht das ihre.

In namenloſer Angſt legt ſie die Stationen zurück, die ſie noch von Stuttgart trennen — ſie fühlt es, ihr Kind iſt verloren!

Heimgekehrt, eilt ſie, wie vom Inſtinkt getrieben, zuerſt in den Salon — ein kleiner Sarg, brennende Lichter nehmen die Mitte ein — — —.

Mit markerſchütterndem Schrei ſinkt ſie an der kleinen Leiche nieder.

„Todt, todt! und man hat mich nicht gerufen, man konnte mich ſingen laſſen!?"

III.

Und noch ein Abend aus dem vielbewegten Leben der Künſtlerin:

Der Schauplatz iſt ein behagliches Zimmer im Geſchmack der fünfziger Jahre, die wohlerhaltenen Möbel zeigen eine ſolide Eleganz, die ein paar große Oelbilder noch erhöhen. Keine Lampe brennt, das Gaslicht von außen erhellt den Raum genug und läßt dort im Lehnſtuhl am Ofen deutlich eine weibliche Geſtalt erkennen, die, obgleich ſie zuſammengeſunken daſitzt, etwas Mächtiges hat.

Draußen an der Vorthüre ſchellt es, ein-, zweimal, die Ruhende erhebt ſich nicht. Was ſuchen ſie die Menſchen auch in ihrer Einſamkeit?! ſie will nichts von der Welt, ſie will Ruhe, Ruhe nach ſo langem Kampf!

Ihr Blick ſtreift ihr Ebenbild an der Wand. Iſt's möglich, daß ſie einſt jene Norma war, die dort in ihrem Prieſtergewande zu ihr hinunterleuchtet, wie ein Gebilde aus einer anderen Welt? Hat ſie einſt wirklich jener herrlichen, phantaſtiſchen und doch an Intriguen und Kämpfen ſo reichen Kunſtwelt angehört? Es iſt ihr faſt wie ein Traum! Wer ſo viel erlebt, dem ſchwinden die Lichtblicke, die das Daſein erhellen. — —

Sie ſieht hinab zu jenem Kinderantlitz, dem ſüßen, geliebten, das ihr Clärchen getragen, ihr heißgeliebtes, hochbegabtes Töchterchen. Sie denkt des Tages — und ihr Haar ſträubt ſich — an dem das achtjährige Kind krank aus der Schule heimgekommen, an jene fürchterliche Zeit des Fiebers und der Phantaſien, und an jenen Augenblick, der — das Schlimmſte brachte! —

Noch jetzt nach vielen, vielen Jahren ſtürzen heiße Thränen aus ihren Augen. Hatte ſie einſt gemeint, den Tod des Kleinen nicht überwinden zu können, ſo hat ſie fühlen müſſen, was es heißt, ein Kind dahinzugeben, das der Mutter ſchon Freundin geworden, das einem Bäumchen gleicht, das tauſend Knospen angeſetzt hat, und dann elendiglich verwelkt. — —

Vorbei war es da mit ihrer körperlichen, wie künſtleriſchen Kraft geweſen — gebrochen die Töne, gebrochen wie ihr Herz! — —

Welch eine Reihe von jammervollen Jahren liegt nun zwiſchen ihr und ihrem Glück!

Sie denkt an Angſt und Sorgen, an den Wechſel der Verhältniſſe, an des Gatten Siechthum und ſeine endliche Auflöſung. Jetzt hatte ſie gemeint, endlich Ruhe zu finden, Ruhe, das Einzige, nach dem ſie ſich von ganzem Herzen noch ſehnt!

In ihrem letzten Kinde, ihrer Eliſabeth, lag ja noch eine Zukunft, ihr wollte ſie leben in ſtiller Häuslichkeit. Eine faſt krankhafte Scheu hatte die Mutter veranlaßt, ihr Kind ſo fern als möglich vom Theater zu erziehen. Ihm wünſchte ſie ein ruhigeres Leben, nicht jene Laufbahn, die alle Kräfte der Seele ſo entſetzlich anſpannt.

Wie hatte ſie ſich der Entwickelung dieſer ſonnigen, harmoniſchen Natur erfreut, mit welcher Genugthuung wahrgenommen, daß nichts von ihrer Feuerſeele auf ſie übergegangen war.

Aber ſie hatte ſich getäuſcht: unter der Aſche konventionellen Firniſſes moderner Bildung hatte er geſchlummert der Funke, der von der Mutter ererbt war.

Kaum trat mit des Vaters Tode die Nothwendigkeit für das junge Mädchen heran, auf

eigenen Füßen zu stehen, als es ihm auch klar war, welchen Weges es zu gehen habe. Ihre perlklare Stimme, ihre feine, musikalische Begabung bedurften nur noch des edlen Schliffes; was Andere in Jahren lernten, das eignete sich Elisabeth spielend an.

Der Mutter Kind und doch so ganz anders!

Waren es heroische Charaktere, die der Mutter eigneten, so führte die seltene, lerchenartige Kehlengeläufigkeit die Tochter dem kolorirten Fache zu und sich zu diesem bei der ersten Gesangsmeisterin, der Garcia in Paris auszubilden, war der Wunsch, den das kaum achtzehnjährige Mädchen in der That umzusetzen wußte.

Was sie dabei aufs Neue gelitten, die vielgeprüfte Mutter!

Als verständige, praktische Frau, die des Lebens „ernstes Führen" verstand, wie Wenige, konnte sie der Tochter nicht Unrecht geben, als Mutter aber hätte sie ihr Kind von der schillernBahn zurückreißen mögen. — —

Gewohnt, ihre Pflicht aufs Aeußerste zu thun, hatte sie ihr Kind nach der schönen Seinestadt, von deren Herrlichkeiten Beide wenig genug sahen, begleitet. Studium, ernstes, anhaltendes Studium nahm diese Zeit ein, und wer mit der Tochter übte, Tag für Tag, das war die Mutter. Wenn etwas sie mit dem Entschlusse Elisabeth's, sich der Kunst zu widmen, aussöhnen konnte, so war es der Ernst, mit welchem jene nur dem erwählten Berufe lebte.

Und nun waren sie heimgekehrt nach Stuttgart, das Mädchen frisch und fröhlich, von freudigster Hoffnung beseelt; die Mutter matt und weltabgewandter denn je. Den letzten Rest der einst so reichen Kraft hatte das Studium der Tochter aufgesogen.

So groß war die Erschöpfung, daß sie sich nur halb des ungetheilten Erfolges hatte freuen können, den Elisabeth bei ihrem ersten Auftreten im Konzerte errang! Und als das kaum Glaubliche geschehen, die erste Bühne Deutschlands, Berlin, die junge Kunstnovize zu einem Gastspiel auf Engagement eingeladen, da hatte die Mutter gefühlt, daß sie neuen Aufregungen nicht mehr gewachsen war. Sie hatte ihr Kind noch dem Norden, wo ihr Freunde und Verwandte wohnten, allein ziehen lassen und war nun allein mit ihrem heißen Herzen, ihrer quälenden Sorge!

In diesen Tagen mußte das Debut stattfinden, das wußte sie, den Abend selbst hatte man ihr aus Schonung verschwiegen. — — —

Plötzlich erhebt sie sich lebhaft, sie tritt ans Fenster, wie um Luft ringend: es ist nur ein Gedanke, der sie durchblitzt, aber dieser Gedanke ist ihrer erregbaren Natur aufreibend. Wie, wenn das erste Auftreten heute schon vor sich geht? Wie, wenn ihre Elisabeth in diesem Augenblick „Rosine" ist, wenn sie jetzt vor dem verwöhntesten Publikum die halsbrechenden Passagen Rossini's mit ihrer ungeprüften Kraft singt?

Welch eine Qual ist eine lebhafte Einbildungskraft! Einst hat sie ihr auf der Bühne zu den größten Triumphen verholfen, weil sie ihrem Spiel die höchste dramatische Kraft gab — jetzt wird dieselbe ihr zum Danaergeschenk! — „Verlodern an ihren eigenen Flammen" muß sie, der Dichter hat es prophezeiht, er hat sie erkannt.

Sie fühlt, sie wird sich des Erfolges ihres Kindes nie erfreuen können, die Angst, die Aufregung werden sie das Theater fliehen lassen. Und wenn Elisabeth keinen Erfolg hat? Wenn auf die junge Blüthe der Frostthau des Mißerfolges fällt?!

O dieser Abend, dieser fürchterliche Abend! Dieses schreckliche Alleinsein! Stunde auf Stunde verrinnt; die Mitternacht schleicht heran, die einsame Frau merkt es nicht. Ein schriller Ton der Hausglocke durch die Stille der Nacht — bebenden Fußes eilt sie hinab — sie hält ein Telegramm in den Händen! Sie zwingt sich bis in ihr Zimmer, reißt das Papier auseinander — liest und bricht in heftige Thränen aus. — — — — — — — — — — — — —

Und doch war es eine Freudenbotschaft, die sie erhalten hatte, die Kunde von dem ersten Siege Elisabeth's!

Der Stern, der an jenem Abend über dem Haupte der jugendlichen Künstlerin aufging, wird nicht verfehlen, mit seinem Glanze den Lebensabend der Mutter zu verklären!

Frauenblick.

Von F. A. Feddersen.

Wohl trübt mich öfter noch ein Wehe
Und will verdunkeln mir die Welt;
Doch wenn ich Dich dann wiedersehe,
Ist Alles wieder aufgehellt.

Mit lieben Blicken schlägst Du nieder
Den trüben kummervollen Sinn,
Und alle Himmel lachen wieder,
Und aller Kummer fährt dahin!

Am Waldsee.

Novelle von Benvento Sartorius.

(Fortsetzung.)

Der erste Sommermonat brachte ihr endlich die so sehnlich Herbeigewünschten. Nach beinahe jahrelanger Abwesenheit kehrten die Brüder an den Waldsee zurück, um die Sommerferien im Vaterhause zuzubringen. Allein die Erwartungen Nadjeschda's wurden deshalb nicht erfüllt. Die jungen Leute, so freudig sie auch das Schwersterchen begrüßten nach der langen Trennung, schienen doch nur für einen Menschen Interesse zu haben — für den neuerdings aufgetauchten, geheimnißvollen Nachbar, über dessen Vergangenheit Niemand in der ganzen Umgegend etwas Bestimmtes wußte, und über den gleichwohl in der kleinen Universitätsstadt, von wo die Jünglinge kamen, die sonderbarsten, widersprechendsten Gerüchte kursirten. Das kordiale Entgegenkommen Wilkens, dessen Bekanntschaft sie gleich am Tage ihrer Ankunft machten, sein freimüthiges Eingehen auf alle ihre Jugendtollheiten, gewann ihm sofort die Herzen der jungen Leute. Er verstand es, den Altersunterschied zwischen sich und den Nachbarssöhnen so vollständig vergessen zu machen, daß der wilde Gori — für den er überhaupt von der ersten Stunde an eine besondere Vorliebe an den Tag legte, und der ihn in seiner jugendlichen Schwärmerei bald abgöttisch liebte — der Schwester strahlenden Blickes erklärte: er habe nie einen so famosen Kumpan, einen so prächtigen Menschen gekannt, wie ‚seinen Freund Harald' — dessen getreuester Begleiter er wurde. Er brachte oft ganze Tage auf Sandenhofen zu, um vereint mit Wilkens zum Waldsee zurückzukehren. Ließ er sich ja zuweilen herbei, mit den Geschwistern eins der früher so beliebten Spiele zu beginnen, so war es selbstverständlich, daß ‚sein Freund Harald' sich unter die Spielenden mischte und durch dessen Beispiel ermuthigt, entschloß sich dann selbst die schöne Hausfrau zu diesem kindischen Vergnügen; wurde doch sogar der ernste Schloßherr, sobald er sich blicken ließ, von der übermüthigen Jugend mit ins Spiel gezogen.

Bei derartigem Zusammensein wurden allerdings wenig Worte gewechselt, allein Nadjeschda lernte dabei doch den „bösen Nachbar", wie er in ihrem Kindskopf spukte, von seiner harmlosen, heiteren Seite kennen und, die gehässige Scheu, die sie anfangs von ihm fern gehalten, schwand allmählich — wenn auch Gewohnheit und Trotz sie noch immer konsequent das Köpfchen zur Seite wenden hieß, so bald er in ihre Nähe kam, als wolle sie dadurch von vornherein jeden Annäherungsversuch von sich abwenden.

Einige Wochen waren bereits seit der Ankunft der Brüder verstrichen. Ein prächtiger Junimorgen glänzte über der stillen Landschaft. Durch die weit geöffneten Flügel des großen Bogenfensters drangen verstohlen einzelne Sonnenstrahlen in das kleine Boudoir, glitten schmeichelnd über seine Wände, als wollten sie die

gemalten Rosen da drinnen zum Leben erwecken. Vor dem großen Toilettenspiegel stand die jugendliche Herrin dieses Raums, mit dem Ordnen des reichen Haares beschäftigt. Von Zeit zu Zeit wandte sie sinnend das Köpfchen nach dem verlockenden Sommermorgen, der seine lauesten Lüfte zu ihr hereinsandte, — die flechtenden Hände sanken schlaff herab, die Frage, was der heutige Tag ihr bringen werde, beschäftigte ausschließlich ihre Gedanken.

Eine Hand legte sich plötzlich schwer auf ihre Schulter, und aus dem Spiegel blickten ihr die lachenden Augen Gori's entgegen, der sich über ihr verblüfftes Gesicht bei seinem Anblick krank lachen wollte. Der dicke Teppich des Fußbodens hatte der in Nachdenken Versunkenen die nahenden Schritte entzogen. Ohne eine Frage abzuwarten, theilte er ihr sofort den Zweck seines so ungewöhnlich frühen Besuchs mit.

„Nadja," begann er mit blitzenden Augen, „ich habe eine prächtige Ueberraschung für Dich" . . . er hielt, einen Einwurf erwartend, momentan inne . . . „Dein Rappe, der nun schon wochenlang unbenutzt im Stalle steht, ist gesattelt, desgleichen mein Hektor, das Wetter ist wie geschaffen zu einem Morgenritt; wir können also endlich einmal unseren Vorsatz ausführen und die alte Ruine bei Aliskül besehen. Es ist nur sieben Werst weit, bis zum Frühstück sind wir längst wieder da!"

Das junge Mädchen schüttelte zweifelnd den Kopf und schaute unsicher zu dem unternehmungslustigen Bruder auf: „Du kennst doch Mamas Ansicht über dieses Umherstreifen in der Umgegend — es wird nicht gehen . . ."

„O freilich wird es gehen," fiel er ihr eifrig ins Wort, „wenn Du nur willst Nadja! Mama braucht ja gar nichts davon zu ahnen," fügte er leichtsinnig hinzu, „ich möchte auch wissen, wodurch sie es erfahren sollte, sie schläft noch fest. Fedi und Sascha sind mit Papa schon vor Sonnenaufgang fortgeritten, um irgend einen unserer werthen Nachbar mit ihrem Besuch zu beglücken, sie kehren vor Abend nicht zurück. Ich hab' mich unter allerhand Vorwänden von der Partie losgesagt, nur um wieder einmal einen Morgen mit Dir herumzutollen — und nun willst Du mir zu guter Letzt einen Strich durch die Rechnung machen und zu Hause bleiben!"

Das junge Mädchen blickte noch immer unschlüssig vor sich hin, indeß der Versucher in immer dringenderem Tone fortfuhr: „Ich bitte Dich, Nadja, besinne Dich nicht lange, sondern sage ja! Ich begreife gar nicht, was neuerdings in Dich gefahren ist, daß Du gar keine Courage mehr hast — Du warst doch sonst nicht so unentschlossen! . . . Uebrigens brauchst Du Dich um nichts zu ängstigen, denn ich übernehme ganz allein alle Verantwortung! So," schloß er, ohne eine Antwort abzuwarten, „und nun will ich Dir Ania hereinschicken, die ich mit ins Geheimniß gezogen habe, damit sie Dir beim Ankleiden hilft."

Etwa eine Viertelstunde später, ritten die beiden Geschwister, begleitet von ihrem unzertrennlichen Freund, dem großen Bernhardinerhund, von dem noch im tiefsten Morgenschlummer ruhenden Schlosse fort. An der Stallthüre lehnte der alte Kutscher Claas und sah schmunzelnd seinen jungen Herrschaften nach, um darauf der aus dem Fenster herabschauenden Zofe einige derbe Schmeicheleien in esthnischer Sprache zuzurufen, die ein sofortiges Zurückziehen der Kleinen zur Folge hatten.

Außer den Beiden ließ sich in der ganzen Umgebung des Schlosses kein Mensch blicken. Weit und breit die tiefste vollständigste Einsamkeit! Aber ein Vogelgezwitscher und Jubiliren erfüllte die Luft, ein glückseliges Aufathmen der Natur nach kurzem erquickenden Schlummer; und wie dadurch aufgemuntert, stießen die Pferde ihr kräftiges lautes Gewieher aus, daß es weithin schallte durch die morgentliche Stille. —

Unter fröhlichem Geplauder ritten die Geschwister durch den thaufeuchten Grund. Die alten Waldbäume schlossen sich über ihnen wie die Wölbung eines prächtigen Domes. Kein Sonnenstrahl war noch durch das dichte Gezweig gedrungen, und traumschwer ruhte der ganze Moosteppich unter einem Netze hellglitzernder Thautropfen. Der Saum von Nadjeschda's Reitkleid, der im Reiten darüber hingestreift, hing schwer und naß zu Boden, wie der verrätherische feuchte Saum am Gewande der Wasserfrau. Sie achtete nicht darauf, so wenig wie auf die herabhängenden, kleinen Birkenzweige, die ihr klatschend ins Gesicht schlugen und ihre Wange mit einem feinen Sprühregen überschütteten. Wie ein stärkendes, erfrischendes Bad fühlte sie die reine Morgenluft um ihre Stirn wehen, unter deren Hauch sich die elastische Mädchenseele wieder aufrichtete

von dem Druck, der in der letzten Zeit auf ihr gelastet. Heiter und unbefangen wie in vergangenen Tagen plauderte der kleine Mund, und die klaren Augen blickten lachend zu dem jugendlichen Begleiter hin, der es für seine Pflicht hielt, das Schwesterchen durch launige Erzählung seiner Gymnasiastenstreiche zu unterhalten. Scherzend hatte er die Zügel der beiden Pferde um seinen Arm geschlungen; um, wie er sagte, das Durchbrennen Nadjeschda's zu verhüten. Die beiden Thiere mochten wohl fühlen, daß keine besondere Eile von ihnen verlangt wurde, sie trabten bedächtig Seite an Seite neben einander her und nahmen sich sogar die Freiheit, hie und da ein Grashälmchen zu naschen, ohne von den Reitenden daran gehindert zu werden.

Je mehr sie sich dem Ausgang des Waldes näherten, desto eifriger bemühte sich der Jüngling, die Aufmerksamkeit der Schwester zu fesseln; und je toller und ausgelassener seine Schilderungen wurden, desto schelmischer blitzten die Augen, die zu ihm aufschauten.

Der die Reitenden begleitende Hund, der bis jetzt in selbstgefälliger Ruhe breitspurig hinter ihnen hergetrabt, begann jetzt unruhig zu werden, und bellte — an seiner Herrin in die Höhe springend und sie am Kleide zupfend, als erwarte er ein befehlendes Wort aus ihrem Munde — ein paar Mal laut auf; dann eilte er in kurzen Sprüngen dem freien Felde zu, das schon durch die Stämme der Bäume hindurchschimmerte, und entschwand ihren Blicken. „Was hat nur der Tell?“ hatte das junge Mädchen gefragt, aber durch die kurze Erwiderung „o, nichts, vielleicht ein Hase, oder Birkhuhn“ beruhigt, den kleinen Zwischenfall sofort wieder vergessen. Sie ritten jetzt, die letzten Waldbäume hinter sich lassend, in die freie Ebene hinaus. Da der sich bedeutend erweiternde Feldweg ein schnelleres Reiten zuließ, hatte Nadjeschda dem Bruder die Zügel aus der Hand genommen und sich fester im Sattel zurechtgerückt; während Gori, die Hand beschattend über die Augen gelegt, scharf in die Ferne spähte. Plötzlich stieß er einen lauten jauchzenden Ruf aus und ritt, rechts vom Wege abbiegend in gestrecktem Galopp querfeldein, einem einzelnen Reiter entgegen, der mit verhängtem Zügel auf ihn zusprengte, Pferd an Pferd mit demselben zurückjagend, gefolgt von dem laut bellenden Tell, langte er wieder bei der verlassenen Schwester an. Jubelnd klatschte er in die Hände, seine Ueberraschung war gelungen. Das junge Mädchen war regungslos, wie zu Marmor erstarrt. Ihr im ersten Schreck tief erblaßtes Gesichtchen, überzog sich ebenso rasch mit dunkler Purpurgluth — da der Nahende, den leichten Sommerhut schwenkend, ihr so herzlich und unbefangen wie bei der ersten Begegnung im Walde, die Hand entgegenstreckte. „Gott zum Gruß, Fräulein Nadjeschda! Es ist wirklich ein glücklicher Zufall, der mich heute hierher geführt, und mir Gelegenheit giebt, Sie auch als Reiterin bewundern zu können.“ Sie reichte ihm wortlos die schmale behandschuhte Hand, die er mit ritterlichem Anstande flüchtig an die Lippen zog. Dann ergriff er die Rechte des Jünglings und schüttelte sie kräftig, während er ihm mit halbunterdrückter Stimme sagte: „Das hast Du brav gemacht, mein Junge, Wort gehalten wie ein Mann — ich muß gestehen, ich hätte Dir kaum so viel Talent zum Verführer zugetraut.“

„Nun aber,“ fügte er laut hinzu, „schlage ich vor, daß wir, um die Unterhaltung zu erleichtern, Deine Fräulein Schwester in die Mitte nehmen.“ Mit einer raschen Wendung hatte er sein Pferd auf die linke Seite gelenkt, und die kleine Kavalkade ritt im kurzen Trab plaudernd weiter.

Nadjeschda hatte sich, nichts ahnend von der Ueberrumpelung, die man ihr mitgespielt, stillschweigend in das Unvermeidliche gefügt. Sie betheiligte sich nur wenig an dem Gespräch, das dadurch bald auf das die Herren speziellere interessirende Gebiet der letzten Jagden überging. Ihre ganze Aufmerksamkeit konzentrirte sich auf die Lenkung ihres Pferdes, das — noch jung und wenig geritten die zügelnde Hand der Herrin fast fortwährend in Anspruch nahm. So lange das dichte Grün des Waldes dem feurigen Thier die Fernsicht verwehrte, war es ruhig und folgsam dahin geschritten; doch sei es, daß der auf der weiten Ebene in wechselnden Farben und Schatten spielende Sonnenschimmer es beunruhigt, sei es, daß das tolle Umherjagen Tells, der in ungezügelter Freude in wilden Sprüngen laut bellend die Reitenden umkreiste, es zur Nachahmung aufforderte — oder als vertrug sein feuriges Temperament es nicht, von den beiden Reitern flankirt zu werden —, genug, es unternahm fortwährend Versuche, die Freiheit zu ge-

winnen, und machte seiner jugendlichen Reiterin nicht wenig zu schaffen.

Wilkens hatte, so sehr er anscheinend in das Gespräch mit seinem jungen Freunde vertieft war, die kleinen Manöver des Pferdes scharf beobachtet, und ein bewundernder Blick streifte zuweilen blitzartig die elastische Mädchengestalt, die es so gut verstand, den Trotz des störrischen Thieres zu pariren.

„Etwas mehr rechts halten," rief er jetzt, sich mitten in einem Satz unterbrechend zu ihr hinüber — „so! — und nun, sich leicht im Sattel heben — ah, bravo! Fräulein Nadjeschda, Sie sind ja eine ganz vorzügliche Reiterin, wie ich sehe; und ich begreife jetzt, wie verletzend damals mein Anerbieten, Sie in der höheren Reitkunst zu unterrichten — für Sie sein mußte." — — — „Trotzdem hoffe ich," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, währenddessen er aufmerksam jede Bewegung des prächtigen Thieres verfolgt hatte, „daß Sie den Rath eines alten erfahrenen Reiters nicht ganz zurückweisen werden, welcher darin besteht: Ihren Rappen einige Wochen mindestens eine Stunde täglich Trab gehen zu lassen, bevor sie ein größeres Wagniß auf demselben unternehmen. Das Thier ist entschieden zu wenig geritten, und wenn Sie es so lange im Stall stehen lassen, wird es sich nie an Sie gewöhnen, und jede etwas schnellere Gangart brächte Sie in Gefahr, die Kontrole über dasselbe zu verlieren."

Das junge Mädchen wandte ihm das von der Anstrengung geröthete Gesichtchen zu. Sie schien nur seine letzten Worte gehört zu haben. In ihren Augen blitzte es:

„Sie glauben, daß ich meinem Pferde nicht gewachsen bin, Herr von Wilkens?! Wahrscheinlich denken Sie an die schwachen Nerven der Petersburger Damen. Bei mir ist das ganz etwas anderes, nicht wahr Gori?" sie wandte sich an diesen, der lebhaft beistimmte, „ich bin auf dem Pferde aufgewachsen und oft genug mit Gori um die Wette geritten, wenn . . ."

„Wenn Sie auf gebahnten Wegen waren und ein zuverlässiges, leicht lenkbares Thier keine übergroßen Anforderungen an die Muskelkraft Ihres Armes stellte," vollendete er ruhig.

Sie wurde sehr roth: „Haben Sie Lust, mit mir um die Wette zu reiten?" fragte sie kurz.

Er lächelte leise über diese seltsame Antwort auf seine eben ausgesprochene Warnung: „Ein anderes Mal mit dem größten Vergnügen."

„Nein, nein!" rief sie ungestüm, „sogleich, jetzt auf der Stelle!"

„Das wollen wir doch lieber bleiben lassen," entgegnete er ernst. „Mit Ihrem Pferde wäre es selbst für einen geübten Reiter ein gefährliches Experiment, wie viel mehr für eine Dame!"

„Fürchten Sie sich etwa?" fragte sie spottend und warf den Kopf mit den schweren Flechten übermüthig in den Nacken, „dann werde ich mit Gori reiten. Schau hin, Gori, wer von uns beiden zuerst die Waldecke dort erreicht." Sie hob sich leicht, wie prüfend, im Sattel und lockerte dem Pferde die Zügel.

Da legte sich die Hand Harald's fest und schwer auf die ihre. Sie zuckte zusammen. „Lassen Sie los!" stieß sie mit gepreßter Stimme hervor und machte einen ohnmächtigen Versuch, ihm die Zügel zu entreißen, während ihre rechte Hand drohend die Reitgerte hob. Er begegnete ruhig ihrem zornfunkelnden Auge, daß es sich unwillkürlich vor dem seinen niedersenkte, und seine Stimme klang kalt und überlegen, als spräche er zu einem unartigen Kinde: „Ich verbiete es Ihnen im Namen Ihrer Eltern, in meiner Gegenwart solche zwecklose Tollheiten zu unternehmen!"

„Sie haben mir nichts zu verbieten!" entgegnete sie hochmüthig und riß sich mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft von ihm los, daß das Pferd, erschreckt durch den jähen Ruck, im Karrière über die steinigen Felder dahinsauste, gefolgt von dem kläffenden Tell.

Gori hatte, laut auflachend über diesen, von ihm vorausgesehenen Ausgang des Streites, seinem Pferde die Sporen gegeben, um der Schwester das Ziel streitig zu machen; allein ein zorniger Ruf Harald's ließ ihn innehalten und zu demselben zurückkehren. Erstaunt blickte er in das finstere Gesicht des Freundes, der mit zusammengezogenen Brauen scharfspähend der Entflohenen nachstarrte: „Weshalb bist Du eigentlich nicht auf den Vorschlag meiner Schwester eingegangen? Das Terrain ist ja gar nicht so gefährlich, und Nadja wirklich eine ganz famose Reiterin."

Wilkens hatte gar nicht auf ihn gehört: „Bist Du toll!" herrschte er ihn an, „daß Du hinter dem scheuen Thier herjagst wie ein unwissendes

Kind! Begreifst Du nicht, daß die Hufschläge Deines Pferdes es noch scheuer machen müssen, sodaß Deine Schwester bald alle Herrschaft über dasselbe verliert?!" Und gleich seinem jungen Freunde jetzt ein schnelleres Tempo einschlagend, stieß er zwischen den Zähnen hervor: „Ich sage Dir, es giebt ein Unglück! Der Rappe ist nicht zu bändigen."

Die Augen des Jünglings blitzten: „Und ich versichere Dir, Harald, sie wird ihn bändigen. Schau nur hin! Da hat sie wahrhaftig schon den Waldrand fast erreicht, sie wendet sich um, um zu sehen, wo wir stecken. Hurrah!" rief er, den Hut schwenkend, „wir kommen!" und beide folgten in kurzem Galopp der von Nadjeschda eingeschlagenen Richtung.

Durch die nur von dem Klappen der Hufschläge unterbrochene Stille tönte jetzt das näherkommende vielstimmige Läuten von Heerdenglocken — obgleich sich weit und breit nichts Lebendiges sehen ließ. Tell hatte, mitten im Laufen einhaltend einen Augenblick gestutzt, dann stürzte er sich mit wüthendem Gebell in das Dickicht. Gleich darauf mischte sich in seine Stimme das laute Kläffen eines zweiten Hundes, und hinter dem Walde hervor kam eine nach Hunderten zählende Heerde Schaafe, welche durch den wie toll zwischen ihnen hin und her fahrenden Tell aus ihrer beschaulichen Ruhe aufgestört, kopflos nach allen Richtungen vorwärts stürzten, während die beiden in schmutzigen weißen Leinenkitteln steckenden esthnischen Hirten, ihre Weidenpfeifen in den faltigen Gurt schiebend, mit aufgehobenen Stöcken und entsetzlichem Geschrei die aufgeregten Thiere wieder zur Vernunft zu bringen suchten. Fast im selben Augenblick, als die beiden Reiter dies wahrgenommen, war das Pferd Nadjeschda's zusammengezuckt. „Siehst Du, wie sie es zu pariren versteht! Sie wartet auf uns," hatte der Jüngling triumphirend ausgerufen, und hohnlachend tönte das Wort aus dem Munde des Gefährten zurück: „pariren!? — Da sieh hin . . ."

Das erschreckte Thier war kerzengrade in die Luft gestiegen, und hatte in jähem Entsetzen über das plötzliche Auftauchen lebender Wesen auf der in völliger Todesstille ruhenden Ebene mit wilder Wuth, der lenkenden schwachen Hände spottend, die Reiterin zu Boden geschleudert, die, — mit dem Fuß im Riemzeug des Sattelgurts verstrickt, aber mit großer Geistesgegenwart die Zügel noch fest in der krampfhaft geschlossenen Hand haltend, — an der Seite des Thiers niederhing, das umsonst die verzweifeltsten Anstrengungen machte, sich von der unbequemen Last zu befreien, die es nach sich schleifte.

Harald hatte seinem Roß die Sporen in die Weichen gedrückt, daß es laut aufstöhnte und jagte wie sinnlos vorwärts. Eine namenlose Angst folterte ihn. Wenn er zu spät anlangte, nur einen Moment zu spät, und es dem wilden Thier gelang, die Zügel zu sprengen und das halbohnmächtige junge Wesen in rasendem Lauf über die steinige Ebene zu schleifen — — er glaubte wahnsinnig zu werden über das entsetzliche Bild, das so grauenhaft deutlich vor seiner Seele stand! Eine Ewigkeit dünkten ihm die Augenblicke, die ihn noch trennten von ihr . . . Jetzt hatte er sie erreicht — sprang, ohne an die Tollkühnheit seines Thuns zu denken, vom Rücken des mitten im rasendsten Galopp eingehaltenen Thieres, und seine Hand ergriff mit Blitzesschnelle die Zügel des scheuen Rappen und brachte ihn zum Stehen. Fast zu gleicher Zeit mit ihm war auch Gori auf dem Schauplatz des Unfalls eingetroffen, hatte sich vom Pferde geschwungen und seinen Freund abgelöst; der nun, sanft die Gestalt des ohnmächtigen Mädchens aufhebend, sich vorsichtig bemühte, sie von den sie umstrikenden Riemen loszumachen. Nachdem es ihm endlich gelungen, nahm er die leblose Gestalt leicht in seine Arme und trug sie in den Schatten des Waldes, wo er sie auf den weichen Moosteppich niederließ.

Er war sehr bleich als er wieder zu Gori zurückkehrte, welcher sich unterdeß bemüht hatte, das aufgeregte Thier zu beruhigen, das, an allen Gliedern zitternd, wild den Boden stampfte. Es sah sehr bedenklich aus. Der Sattelgurt war durchgerissen und der Sattel von dem steinigen Erdreich arg mitgenommen; der Steigbügel fehlte, das ganze Riemenzeug war total zerfetzt. Es war undenkbar, daß das junge Mädchen, selbst wenn sie wieder so weit hergestellt war, ein Pferd besteigen zu können, den Heimritt auf diesem Thiere unternahm. Das war es auch, was Harald veranlaßt hatte, die Ohnmächtige auf Augenblicke zu verlassen; um mit Gori die zu unternehmenden Schritte zu besprechen.

Der Jüngling schlug vor, sich durch einen der noch nicht allzuweit entfernten Schafhirten

vom ersten besten Gehöft oder dem nächsten Krug ein Ersatzpferd zur Stelle schaffen zu lassen; jedoch Wilkens stimmte mit Entschiedenheit dagegen; bis der langsame und vielleicht nur widerwillig gehorchende Kerl den Auftrag ausgeführt hatte, konnten Stunden vergehen; und abgesehen davon, daß ihre lange Abwesenheit im Schlosse Aufsehen erregen mußte, forderte der erschöpfte Zustand Nadjeschdas womöglich sofortige Hilfe.

„Ich kann Dir nicht helfen," schloß er seine Rede, „aber es bleibt uns kein anderer Ausweg übrig, als daß Du selbst, so schnell Du vermagst, irgend eine Fahrgelegenheit herbeizuschaffen suchst. Nimm meinen Armin, er hält mehr aus als Hektor und jage — ob er stürzt oder nicht, gilt mir gleich — nach Aliskül. Der Pächter wird wohl irgend ein Gefährt zur Stelle schaffen können."

„Wäre es nicht besser," wandte Gori nach einem zweifelnden Blick auf die dämmernde Waldesstille zögernd ein, „Du übernähmest die Botschaft selbst und ich bleibe bei Nadja?"

„Du bist zu unerfahren, um ihr in irgend welcher Beziehung nützlich sein zu können. — Sei ruhig mein Junge, Du kannst Deine Schwester meiner Ehre anvertrauen. Er reichte Gori ernst die Hand, der vor dem flammenden Blick des Freundes sein Auge zu Boden schlug und dann, ohne ein Wort der Erwiderung das Roß Harald's bestieg, das ihn in wenigen Minuten den Blicken desselben entrückte.

Der Zurückbleibende hatte die Augen geschlossen. Seine Brust athmete mühsam wie in innerem Kampfe, und die Hand, die er soeben dem scheidenden Freunde gereicht, legte sich schwer auf die bleiche Stirn, als hätte sie die Macht der Gedanken zu bannen, die in wildem Kreislauf sein Hirn durchstürmten. Als er langsam die Finger herabgleiten ließ, war die alte Ruhe auf seinem Antlitz wiedergekehrt. Er wandte sich um und schritt dem Walde zu. —

IX.

Durch den Wald vom Himmel weht
Eine leise Liebeskunde —

Lenau.

Nadjeschda war, kurz nachdem Wilkens sie verlassen, aus ihrer Erstarrung erwacht, ohne sich noch über ihre eigenthümliche Lage und was derselben vorausgegangen, klar werden zu können. Ein heftig stechender Schmerz hinderte sie am Denken und ein leichter Anfall von Schwindel, der sie bei dem Versuch des Nachsinnens überkommen, sowie das Sonnenlicht, das durch die leise bewegten Zweige flimmerte, veranlaßte sie, die Augen zu schließen. Wie aus weiter Ferne klangen die Stimmen Harald's und ihres Bruders an ihr Ohr — dann wurde es plötzlich still und es war ihr, als sei die Sonne von dunklen Wolken verdeckt. Mechanisch öffnete sie die Augen und blickte in die angstvollen Züge Harald's, der sich forschend über sie beugte.

Er hatte sein Taschentuch in eine der zahlreichen Lachen getaucht, — die sich im Frühling, zur Zeit der Schneeschmelze bilden, indem sich das zerrinnende Wasser an den tiefer gelegenen Stellen des Waldes ansammelt, und gespeist von den andauernden Regengüssen, selbst im Sommer nicht austrocknen — und verband ihr sorgfältig die linke Hand, in die der harte Lederriemen des Zügels tiefe, rothe Streifen geschnitten.

Sie ließ es ruhig und willenlos geschehen und sah noch immer starr zu ihm auf, als müsse sie sich jeden seiner Züge einzeln ins Gedächtniß zurückrufen, um ihn zu erkennen. Erst da er den zerfetzten Aermel ihres Reitkleides von dem zerschundenen Arm zurückschiebend, die leicht blutenden Hautaufschürfungen von Sand und Staub rein wusch, zuckte sie schmerzlich zusammen. Ein Hauch von Leben kehrte in die blutlosen Wangen zurück — sie machte eine Bewegung, sich emporzurichten, sank aber sofort mit einem leisen Wehlaut wieder zurück.

„Strengen Sie sich noch nicht zu sehr an, ich bitte Sie," sagte Wilkens halblaut mit verschleierter Stimme und schob sanft seinen Arm unter ihr zur Seite geglittenes Köpfchen. „Sie müssen Ihre Kräfte schonen für später."

Sie regte sich nicht und er fuhr in denselben weichen Lauten fort: „Haben Sie viel Schmerzen?"

Sie schüttelte stumm den Kopf — nach einer Pause begann sie leise: „Wo ist Gori?"

„Nach Aliskül geritten, um Hülfe herbeizuholen."

„Wird er bald zurückkehren?"

„Sobald es ihm gelungen ist, einen Wagen aufzutreiben, gewiß! — — — Ist Ihnen denn der Gedanke so schrecklich, mit mir allein zu sein?"

Sie schloß wieder die Augen, aber ein leichter

Schimmer von Röthe überzog ihr blasses Antlitz

„Es wäre Ihnen vielleicht lieber gewesen, wenn ich — dem Willen Ihres Bruders nachgebend, statt seiner die Botschaft übernommen hätte — allein," fuhr er, ohne das leise Kopfschütteln, womit sie die halbausgesprochene Frage beantwortete, zu bemerken, mit gepreßter Stimme fort: „ich konnte den Gedanken nicht ertragen, Sie hier zurückzulassen, der Obhut eines unüberlegten Knaben anvertraut, — bleich und besinnungslos, mit geschlossenen Lidern, aus denen noch kein verständnißvoller Strahl des zurückkehrenden Bewußtseins geleuchtet . . . ."

Er verstummte und als wolle er die aufquellende Weichheit niederkämpfen, die seine Stimme zu ersticken drohte, umschloß seine Hand krampfhaft den biegsamen Stamm einer jungen Birke, die unter dem erstickenden Astwerk des Hochwalds ein kümmerliches Dasein fristete — knirschend brach sie unter dem Druck seiner Finger zusammen.

Das junge Mädchen schien sich erst jetzt, bei den letzten, leidenschaftlich hervorgestoßenen Worten des aufgeregten Mannes, vollständig ihrer Lage bewußt zu werden. Tief erglühend richtete sie sich jäh aus dem sie stützenden Arm empor und schaute — an den markigen Stamm einer alten Föhre gelehnt, wie nachdenkend an ihm vorbei in das tiefdunkle Grün des Waldes. Ihre Haltung zeigte nicht die geringste Anwandlung von Schwäche mehr, deren entnervender Gewalt sie sich so willenlos hingegeben, und die noch eben so tonlose, matte Stimme klang wieder vollkommen klar: „Ich glaube, es war überhaupt unnütz, sich meinetwegen so zu bemühen; ich fühle mich bereits wieder vollkommen wohl genug, meinen Afra zu besteigen."

Er hatte bei ihrem jähen Emporfahren überrascht seine Hand zurückgezogen und sein Auge ruhte forschend auf dem halb von ihm abgewendeten Gesicht, dessen Mienenspiel so deutlich die innere Bewegung wiederspiegelte. Jetzt begann er, in seiner alten sarkastischen Weise ihre letzten Worte aufgreifend, „Besteigen? Das glaube ich Ihnen schon, o ja! Um mir in der nächsten Minute — vorausgesetzt, daß Afra nach den heutigen traurigen Erfahrungen überhaupt geneigt ist, sich besteigen zu lassen — sofort wieder ohnmächtig in die Arme zu fallen! Entsetzen Sie sich nicht so," meinte er, da sie unwillig die Brauen zusammenzog, „bei dem Gedanken, dem ich so freventlich Worte geliehen! Hätte mein Arm Sie nicht vorhin dem sicheren Verderben entrissen, Ihr geliebter Afra hätte Sie mitleidlos zu Tode geschleift. — Sie sehen, daß es doch nicht so ganz ohne mich geht! Ja, glauben Sie mir, Fräulein Nadjeschda," fügte er mit einem dämonischen Aufleuchten seiner dunklen Augen hinzu, „Sie werden Ihrem Schicksal nicht entgehen, das Sie eines Tages auf Gnade oder Ungnade in meine Hände fallen läßt."

Sie blickte zu ihm auf. Auch in ihren Augen flammte es, aber es war die Flamme der Empörung, die ihm daraus entgegenloderte, und Empörung war es, die ihre Stimme versagen ließ, daß kaum hörbar die Worte über ihre Lippen kamen: „Lieber sterben."

Er lächelte eigenthümlich: „In jedem Falle?"

In den Zweigen der Bäume rauschte es, ein Luftzug bog sie mächtig auseinander, und wie ein Strom flutete die Mittagsglut, die schon drückend draußen auf der Ebene ruhte, zu ihnen herein. Das junge Mädchen schauerte in sich zusammen unter ihrem heißen Athem, — ihre Brust hob und senkte sich in unregelmäßigen, kurzen Zwischenräumen, — war es eine neue Anwandlung von Schwindel, der sie überkam und ihr die Sinne verwirrte? Sie hatte keine Antwort auf die an sie gerichtete Frage. Lautlos bog sie sich zu den zarten Orchideen nieder, deren blasse fleischfarbene Blüthenstengel im Frühling und Sommer den Waldboden dieser Gegenden überwuchern, und brach eine der üppig blühenden Pflanzen.

Weder sie noch ihr Gefährte vernahm das leise Rollen des Wagens, das, durch den moosbewachsenen Waldweg gedämpft, immer näher und näher kam.

Jetzt tönte ihnen eine wohlbekannte salbungsreiche Stimme entgegen: „Gott zum Gruß, liebes Kind! Wie kommen Sie denn so allein . . . ah, sieh' da! ich hatte gar nicht bemerkt, Herr von Wilkens! Freue mich sehr — wirklich ganz außerordentlich erfreut, Sie so unverhofft wiederzusehen! Ich will nicht hoffen, daß ich störe" — wandte er sich mit unangenehmer Vertraulichkeit an Wilkens. Dieser hatte den Ankommenden mit einem nichts weniger als freundlichen Blick empfangen, jetzt sagte er kalt: „Stören? ich wüßte nicht, inwiefern. Fräulein Nadjeschda's Pferd ist gestürzt und Gori zum nächsten Bauer ge-

ritten nach Ersatz. Er muß jeden Augenblick zurückkehren; wir erwarten ihn."

Der Geistliche zwinkerte verständnißvoll mit den Augen: „Ein reizendes Plätzchen hier! Da wird einem die Zeit nicht lang beim Warten. — Hm, hm, kann mir denken . . . Die Gegenwart eines Dritten ist da, wenn nicht störend, zum mindesten entbehrlich . . ."

„Ich glaube, Ihnen bereits angedeutet zu haben, Herr Pastor," unterbrach ihn Wilkens ungeduldig, „daß ich mir derartige Voraussetzungen verbitte. Zu meinem größten Bedauern zwingen Sie mich, ihnen dasselbe in unverblümter Weise zu wiederholen. Ich hoffe indeß," setzte er, sich bezwingend mit der ganzen vornehmen Kälte, die ihm zu Gebote stand, hinzu, „daß der Unstern, der heute unsere Reitpartie verfolgt, keine Verzögerung in Ihrer" — er lächelte ironisch — „jedenfalls ‚höchst wichtigen' Reise zur Folge haben werde."

„Das Ziel meiner heutigen Fahrt ist Waldsee," unterbrach ihn der Geistliche ebenso, „und schätze ich mich glücklich, daß der Zufall mich hier vorbei geführt, weil mir dadurch Gelegenheit geboten wird, meinen Freunden einen Gefallen zu erweisen. Das Einfachste, Sie beide der peinlichen Situation des Wartens zu entheben, ist jedenfalls, Fräulein Nadjeschda einen Sitz in meinem Wagen anzubieten . . ."

Ein drohender Blick Harald's traf ihn; er fuhr aber, ohne sich daran zu kehren, mit derselben würdevollen Herablassung fort: „Die gnädige Frau wird sich wegen des langen Ausbleibens von Fräulein Nadjeschda ängstigen, und meine Versicherung, dieselbe unter so ‚gutem Schutze' angetroffen zu haben, dürfte wenig zur Beruhigung ihres besorgten Mutterherzens beitragen . . . Darf ich bitten, mein Fräulein?" Er reichte ihr den Arm, in welchen Nadjeschda stumm mit niedergeschlagenen Augen ihre kleine Hand legte. Sie war sofort bereit gewesen, das Anerbieten des Geistlichen anzunehmen; es war ihr eine Erleichterung, aus der beklemmenden Nähe Harald's befreit zu sein. Ihn anzusehen, wagte sie nicht, obgleich sie fühlte, daß sein Blick fest an ihren gesenkten Wimpern hing. In der nächsten Minute schon entführte das leichte Gefährt sie dem Bannkreis seiner Augen.

Der Zurückbleibende richtete sich hoch auf, gewaltsam die Träume, die sich seiner Sinne bemächtigen wollten, von sich abschüttelnd. Was sollte ihm das Vergangene? Die Zukunft galt es klar ins Auge fassen, das Glück zu erringen und festzuhalten, nach dem er so lange ruhelos gesucht, und das ihm, dem von der Welt so Vielbeneideten, glücklich Gepriesenen, doch immer entwichen, immer treulos gewesen — so daß er schon den Glauben daran verloren zu haben gewähnt. Selbst jetzt gehörte sein ganzes Selbstvertrauen, sein vollster Mannesstolz dazu, die Zweifel zu bekämpfen, die sich wie höhnende Teufelsfratzen verfinsternd vor das holde Lichtbild drängten, dessen Besitz er zu erreichen strebte.

Tiefen Ernst auf dem edelschönen Antlitz trat er aus der kühlen Waldesdämmerung hinaus in die stauberfüllte, schattenlose Ebene, dem jungen Freunde, den er zurückerwartete, entgegen zu gehen. Er hatte erst wenig Schritte gethan, als seine Blicke durch einen fremden Gegenstand gefesselt wurden, dessen Anwesenheit in dieser Einöde, fern von den Wohnungen civilisirter Menschen, seine Aufmerksamkeit und Erstaunen erregte. Es war ein kleines Buch in rothbraunes Juchtenleder gebunden. Der Bleistift, der die Blätter zusammengehalten, fehlte und es steckte halb aufgeblättert in dem Sande des Bodens. Er bückte sich, es aufzuheben; denn ein Blick auf die nächste Umgebung hatte ihm sofort den Besitzer seines Fundes verrathen. Rund herum war das Erdreich weit und breit von Hufschlägen zerstampft, die Gräser und Blumen, die in vereinzelten Büschen zwischen den Steinen hervorsproßten, niedergedrückt und zerquetscht, wie von einem darüber geschleiften Körper. Kein Zweifel — das Buch gehörte Nadjeschda. Beim Herabgleiten vom Pferde war es ihr entfallen, und da seine Farbe sich nicht sehr von der des Bodens abhob, in der Aufregung jenes Augenblicks übersehen worden.

Der erste Blick, den er hinein that, bestätigte seine Vermuthung. Das aufgeschlagene Blatt zeigte den mit schulmäßiger Kindeshand hineingeschriebenen Namen der Eigenthümerin. Er durchblätterte es flüchtig. „Sieh da, die kleine Träumerin macht auch Verse!" hatte er plötzlich erstaunt ausgerufen und darauf aufmerksam begonnen, Zeile für Zeile zu lesen. Ein Ausdruck tiefer Befriedigung glitt über seine Züge, und je weiter er las, desto heller wurde sein Gesicht.

Die Sonne sandte ihre heißesten Strahlen auf ihn herab, als wolle sie ihn am Lesen hindern, das scheue Mädchengeheimniß schützen, das

sich hier unter ihrem Lichte vor den Blicken des Mannes enthüllte. Jeder über die Ebene wehende Luftzug war ihr Verbündeter, wirbelte eine Wolke von Sand und Staub auf, dem Lesenden ins Gesicht — er schien es nicht zu fühlen. Der Inhalt des kleinen braunen Büchleins, die einfachen Gedanken eines kindlichen Geistes, nahmen sein ganzes Interesse in Anspruch. Er las und las, bis nahende Hufschläge ihm die Ankunft seines Gefährten meldeten. Mit einer raschen Bewegung barg er den werthvollen Fund an seine Brust und wandte sich dem nur noch wenige Schritte von ihm entfernten Reiter zu, der sein eigenes Reitpferd am Zügel führend, in langgestrecktem Trab auf dem Rappen seiner Schwester daher geritten kam und ihm schon von Weitem in wenigen Worten die Vergeblichkeit seiner Expedition meldete.

Das herrliche Thier war über und über mit Schaum bedeckt und seine Nüstern bewegten sich heftig, es folgte jedoch ruhig der Leitung des Reiters, der, nachdem er es durch einen leisen Pfiff zum Stehen gebracht, sich leicht aus dem Sattel schwang und ihm schmeichelnd den schlanken Hals klopfte.

„Du wirst wohl unzufrieden mit mir sein, Harald," begann er jetzt zu diesem, „aber ich versichere Dir, auf zwanzig Werst in der Runde ist kein Gefährt aufzutreiben. Als ich danach fragte, glotzten mich die Bauernkerls aus ihren kleinen verschwollenen Augen so dämlich an, als seien sie direkt aus dem Monde gefallen, wo ein derartiges Möbel noch zu den Seltenheiten gehören mag. Einer oder der Andere ließ sich sogar herbei, mir ein halbverständliches ‚ei yolle keddakke'*) auf meine Frage zu erwidern und kratzte sich dann nachdenklich hinter den Ohren, wahrscheinlich, um zu überlegen, auf welche Art es ihm am wenigsten Worte koste, mir den Grund, weshalb sein Wagen nicht daheim sei, auseinanderzusetzen. Ich wartete jedoch das Resultat ihrer Reflexionen nicht ab — der Alisküll'sche Pächter hatte mir gleich Anfangs die Vergeblichkeit meiner Nachfrage prophezeiht, da, wie er mir sagte, alle Fahrgelegenheiten der Umgegend vom Rongen'schen Förster gemiethet seien zum Holztransport — warf mein Roß herum, holte Afra, den ich in Alisküll in Versatz gelassen, ließ meinem Hector einen alten Damensattel aufschnallen, der noch von weiß Gott wenn als Reliquie in Alisküll aufbewahrt wird, und Afra für mich aufzäumen. Und so sind wir denn, wie Du siehst, ohne weiteren Unfall bis hierher gelangt, und bereit, wenn Nadjeschda sich so weit erholt hat, sofort den Heimritt anzutreten."

Wilkens hatte die humoristische Schilderung der verwickelten Expedition mit angehört, ohne den Erzählenden durch Zwischenfragen zu unterbrechen. Jetzt meinte er lächelnd: „Deine Schwester hat sich bereits soweit erholt, daß sie, unsere Begleitung verschmähend, auf eigene Faust den Rückweg angetreten hat. Sie berichtet vielleicht jetzt schon im Kreise der Deinigen die verschiedenartigen Erlebnisse und Abenteuer des heutigen Tages."

Der junge Mann blickte den Redenden verblüfft an und stammelte verwirrt, als habe er nicht recht gehört: „Nadja, sagst Du . . ."

„Ist auf und davongeflogen, mein Junge! Du mußt Dich schon dareinfinden, so gut wie ich, Dein holdes Schwesterchen hat nun einmal etwas Feen- oder Nixenhaftes an sich, da darf Dich ihr plötzliches Verschwinden nicht Wunder nehmen . . ."

„Und Du glaubst wirklich, ich ließe mir von Euch beiden ein Märchen aufbinden?" fiel ihm der Jüngling lachend ins Wort und eilte, seinen Gefährten verlassend, dem Walde zu. Nach Verlauf weniger Minuten kehrte er überrascht zurück.

„Ich bitte Dich, Harald, was soll dies räthselhafte Verschwinden Nadja's bedeuten?! Ich glaube, der Scherz hat nun lange genug gedauert und frage Dich jetzt in allem Ernst: Wo weilt meine Schwester."

„Wie ich Dir bereits gesagt, aller menschlichen Berechnung nach im Schooße Eurer Familie," erwiderte nachdrücklich der Gefragte, und da Gori eine heftige Gebärde der Ungeduld machte, fügte er — schnell hinzu: „Unser getreue Hirt hat das verirrte Schäflein heimgeholt in die mütterliche Behausung."

Gori brach in ein schallendes Gelächter aus. „Der Pastor?! Nun, das muß wahr sein, der muß sein Nase auch überall dabei haben, und weiß die geringste unheilige Handlung seiner lieben Beichtkinder auszuschnüffeln. Na, ich beneide Nadja nicht um die Bußpredigt, mit der er ihr die Rückfahrt rügen wird."

Wilkens hatte, angesteckt von der Heiterkeit

*) Ist nichts.

seines jungen Genossen, mit in das Gelächter eingestimmt — jetzt meinte er ernst:

„An der Predigt allein, fürchte ich, wird er sich nicht genügen lassen, sondern all' seinen Einfluß aufbieten, uns bei Deiner Mutter zu verleumden, besonders mich, der, wie der alte Schlaukopf sehr wohl weiß, ohnehin nicht allzuhoch in ihrer Gunst steht."

Er legte herzlich beide Hände auf die Schultern des Jünglings und schaute ihm tief in die, seiner Schwester so ähnlichen, klaren Augen. „Ich hätte Dich gern gebeten heut' Nacht auf Sandenhofen mein Gast zu sein. Unter diesen Umständen jedoch — Du wirst es selbst einsehen — ist es besser, Du reitest direkt nach Hause, und vertrittst bei Deiner Mutter, deren ausgesprochener Liebling Du ja bist, unsere gute Sache. „Also leb' wohl, alter Junge, sobald als möglich komme ich zu Euch, selbst meine Handlungsweise zu rechtfertigen! Und daß mein Haus Dir bei Deinen Streifereien stets offen steht, weißt Du. Leb wohl."

Sich in den Sattel schwingend, trennten sich beide mit einem kurzen Händedruck. Der Jüngling wandte, ohne sich nochmals umzublicken, seine Pferde und schlug die Richtung nach dem Waldsee ein; während Harald, seinem Roß die Sporen gebend, aufs Gerathewohl hinausritt in die mittagsstille sonnendurchglühte Ebene.

(Fortsetzung folgt.)

Mutterliebe.

Eine Sage aus dem Kaukasus. Von C. Hirundo.

Im Mondlicht leuchtet der Kasbék
In geisterhafter Eisespracht,
Und stürmisch rauschet der Terék
Durch silberhelle Winternacht.

Am Feuer sitzt mit feuchter Wang'
Des todten Fürsten blondes Weib,
Eintönig klingt ihr Trauersang,
In Schluchzen bebt ihr schöner Leib!

Ihr Blick fällt auf ihr schlafend Kind,
Des tapfern Vaters Ebenbild,
Und heißer ihre Thräne rinnt.
Sie klaget lauter, klaget wild!

„Mein Sohn, mein Sohn wer lehrt Dich nun,
Das Volk zu führen in die Schlacht,
Da seine Sternenaugen ruhn,
Sein Donnerwort zu Grab gebracht?

O, läg' ich doch erstarrt für ihn,
Und stünde Taram heil vor Dir,
Zur Rache Dich heran zu zieh'n,
Die Ruhe wäre wonnig mir!

So hüt' ich seines Knaben Schlaf,
Ein müßig, schwach und unnütz Thun:
Das Schwert, das ihn zum Tode traf
Kann sorglos in der Scheide ruh'n!

O könnt ich, junges Helden-Reis,
Dir festen Deine Lebenszeit,
Mein Dasein gäb' ich gern als Preis
Für Deiner Krone Herrlichkeit!"

Und sieh! Da sinkt im Mondenschein
Vom Eisesgipfel des Kasbék
Ein Duftgebilde, licht und rein,
Und schwebt in Glanz ob dem Terék,

Und steht vor Taram's Wittwe still,
Und hüllt in Nebelschleier ein
Ihr schlafend Kind und spricht: „Ich will
Dem Fürstenkinde Schutzgeist sein!

Wenn Deiner Mutterliebe Gluth
Nicht rasch verweht wie Spreu vom Wind,
So spinn, mit Liebes-Heldenmuth,
Den Lebensfaden Deinem Kind!

Um Deinen Wocken ſchling' ich dicht
Ein bunt Geweb' von Glück und Schmerz:
Hab Acht! denn wenn der Faden bricht
Dann bricht auch Deines Sohnes Herz!

Und ſpinne raſch und ſpinne fein,
Damit auf glatter Siegesbahn
Zum Fürſtenhaus einſt ziehet ein
Dein Sohn zum Vater und zum Ahn!"

Das Duftgebild entweicht in Licht.
Und Taram's Wittwe ſtaunend ſieht,
Wie ſich um ihren Wocken dicht
Ein ſeltſam Strahlenbündel zieht!

Sie faßt danach, ihr Athem fliegt,
Doch fadengleich ſpinnt ſich's und breit,
Glatt läuft es fort: denn glücklich liegt
Des Sohnes erſte Kinderzeit!

Doch jetzt! Wie das Geſpinnſt ſich ſchürzt!
In Todesangſt pocht nun ihr Herz:
„Hab Acht, daß Du nicht ſelber kürzt
Die Lebenszeit!" So klagt in Schmerz

Die Mutter laut! Und zitternd wirrt
Die Hand den Knoten ſorgſam auf,
Es bebt ihr Mund: denn glatter wird
Durch ihre Kunſt des Fadens Lauf!

Doch hat der Mutter ängſtlich Schrein
Plötzlich Jung-Taram's Schlaf geſtört,
Und bittend ruft er: „Mütterlein,
Ich hab' Dein Weinen wohl gehört,

Hol' mich zu Dir, ich tröſte Dich
Und ſchlaf' auf Deinen Armen ein!"
„Bleib ruhig, Sohn und höre mich:
Sieh, ſpinnen muß Dein Mütterlein,

Muß ſpinnen für Dein Lebensglück!
O ſchlumm're Kind, von Traum gebannt,
Das Köpfchen leg' auf's Bett zurück,
Dein Schickſal ruht in meiner Hand!"

Doch Taram's Sohn will was er will,
Und hört nicht auf der Mutter Fleh'n,
Und ſchleicht von rückwärts ſich ganz ſtill
An ihren Sitz, auf nackten Zeh'n,

Und hält ihr raſch die Augen zu
Und küßt ihr ſchelmiſch Mund und Hand,
Und ruft erſtaunt: „Was ſpinneſt Du,
Da für ein ſeltſam Lichtgewand?"

„Laß mich, mein Sohn, Du tödteſt mich!
Ich darf und kann nicht Rede ſteh'n,
Bei meiner Liebe, bitt' ich Dich
Jetzt folgſam ſtill zu Ruh' zu geh'n!"

„Ich will beim lieben Mütterlein
Nur ſchlafen, laß mich auf Dein Knie,
Mach auf die weichen Arme Dein:
Du ſpinnſt doch ſonſt ſo fleißig nie!"

Doch Taram's Wittwe ſpinnt und ſpinnt
Und wendet nicht den ſchönen Kopf,
Und ſieht nicht, wie das wilde Kind
Ihr neckend löſet Zopf auf Zopf,

Bis ihres blonden Haares Flut
Sie ganz umwogt, wie fließend Gold!
Da treibt den Knaben Übermuth,
Er greift, wie's ſpielend vor ihm rollt

In's Spinnrad mit der kecken Hand!
Doch eh' die kleine Fauſt ſich ſchließt,
Stößt ihn mit einem Schrei zur Wand
Der Mutter Knie — und träufelnd fließt

Des Sohnes Blut! Sie rührt ſich nicht,
Wie laut er klagt, ſie ſpinnt und ſpinnt,
Denn wenn der Faden nur nicht bricht,
Dann lebt ja, lebt ihr ſüßes Kind!

Und endlich weint es ſich in Schlaf!
Und ruhiger ſpinnt die Wittwe fort:
Wenn ſie den Liebling hart auch traf
Sie löſt ihr heilig Mutterwort!

Doch plötzlich bebt ihr ſchöner Leib,
Ihr Blick wird ſtarr, ſie ſtöhnt in Noth:
„Ich unglückſelig, elend Weib
Schon nahet meines Sohnes Tod!

Das Duftgewebe das ich ſpinn,
Bald geht's zu End'! Das trag ich nicht!
O, Geiſt vom Himmel hilf! Wie kann
Ich wenden, daß ſein Herz ſchon bricht?"

In ihre Wangen ſteigt's wie Gluth,
Denn vom Kasbék fällt durch die Nacht
Ein Strahl auf ihrer Locken Flut,
Die ſie umwogt in ſeltner Pracht,

Und leuchtend wie das Duftgeweb'
Am Wocken! Und sie jauchzet hell:
„Geliebtes Kind, o lebe, leb!"
Und ziehet klaglos Well auf Well

Des goldnen Haar's vom Haupte sich
Und spinnt es sorgsam, glatt und fein,
— Und murmelt nur: „Für Dich, für Dich!" —
Und dreht's zum festen Faden ein!

Und wie der Tag im Osten stieg
Da war versponnen auch ihr Haar,
Doch lächelnd in der Liebe Sieg,
Die Mutter sanft gestorben war!

Und hundert Jahr lebt Taram's Sohn,
Sein Leben war ein Siegeslauf!
Er sah den Tod nicht, denn vom Thron
Nahm der Kasbék zu Gott ihn auf!

De Evers.

Von Adolf Hinrichsen.

6. Kapittel.

In Restow.

Wiehrend de Wind, dat Schicksal oder de Vörseihung de beiden Bröder hierhen und dorhen smet, sei von einen Urt to 'n annern jagte, ahn Rast und Rauh, bet öwer dat Meer — wiehrendbeß wieren ok in Restow so männig Veränneerungen vör sick gahn, dat ick di bidden möt, einmal ut de Fiern mit mi torügg to kieren na den Urt, von den wi bi disse wohre Geschicht utgahn sünd: na Restow.

De oll Buer Evers was noch ümmer de sülwig, wenigstens in ein Ding, und dat was sin iesern Trotzkopp, den höll hei wiss, wat ok ümmer up em instürmt wier. In 'ne anner Richt hadd hei sick gewaltig verännert — dat säden alle Lüd, de mit em in irgend ein Ort tosamen kamen deeren: alle Nawern und ok sin eigen Lüd, diss' am meisten, wiel sei em ümmer vör sick seihen und beobachten deeren.

Oefter as vördem verget hei in de letzten Wochen de Butenwelt, sin Uemgewung; denn versünk hei in dumpes Brüten, starrte düster vör sick hen und schrök angstvull tosam, wenn em wer anreden deer — as hadd hei 'n Slag midden in 't Gesicht kregen. Sin ganzes Lewen güng up in einen Gedanken: as 'n Drömen was dat öwer den ollen Mann kamen. — Ollen Mann! — ja, dat was hei worden in diss' korte Tied, mücht hei sick dorgegen uplehnen und den harten Kopp noch so trotzig schüdden — 'n ollen Mann was hei doch und nicks wieder, nich Buer Evers miehr! All dat, woför hei iehrdem lewt und strewt hadd, sin Feld und sin Veih, dat let em gliekgültig, und wenn hei börch de Saaten güng, de so hoch upschaten wieren und sick all gäl farwen deeren, denn verget hei dat stolze, in sick sülwst vergnögte Smunzeln von früher. Meldte em de Kohirt, dat ein von de besten Keuh kalwt hadd, denn güng hei nich miehr hen und bekek und beföhlte dat Lütt, as hei süß dahn hadd.

„'s god!" dat was sin stännige Antwurd up alls, wat de Lüd em säden, wenn 't ok so slimm was, dat de em verwunnert anstarren deeren — dat Wurd führte hei ümmer in 'n Munn'.

Wo sin Gedanken wieren?

Ja, wer dat wüßt! Wied, wied wieren sei weg — öwer wo?

Und doch gew't noch ein Deil, wat för em 'ne Bedüdung hadd, 'ne grote, wichtige Bedüdung, so grot und so wichtig, dat hei 's Nachts dorüm upstünn und 's Dags dorna löp, dat hei ümmer dicht bi dit ein Deil wier; und müßt hei mal weg, denn sehnte hei sick unruhig dorna torügg und 'n fewerhaftes Bangen leggte sick em up dat Hart üm dit ein Deil, und dat wier doch nicks wieder as 'ne olle Sag', nich beter as irgend ein anner, 'n Awerglowen, öwer den anner vernünftig Minschen blot lachten: de ollen Familienböm, de Eiken.

Wo deip süfzte hei up, wenn hei de dicken wederharten Stämm von alle Sieben bekeken

und kein Verännerung, nich den lüttſten Riß funnen hadd:

So lang as de Eiken ehr Schatten Jug ſchenken,
Ward Gott vör Jug Allens to'n Beſten lenken!

Ja, müchten de Annern lachen, de „Vernünftigen", hei, de oll Evers, glöwte an dit Wurd!

Noch lewten ſin beiden Söns, de hei ſo erbarmungslos ut ehr Vadderhus ſtött hadd, dörch ein einzig Wurd.

O öwer dat Wurd!

Ach, hadd hei doch ein Nachricht öwer ſin Kinner! Ob ſei dat funnen hewwen, wat ſei hier verlören, verlören dörch ehren eigen Vadder — 'ne Heimath? — —

So güng 't nich furt: all hadden ſei dat ſeggt, ſin Frünn' — hei hadd ſo wenige — und ſin Nawern, und hei wüßt und föhlte, dat ſei nich Unrecht hewwen deeren. Irgendwat müßt geſcheihn, üm de Wolken to zerſtreuen, de ſick dick und düſter öwer Reſtow toſamen trocken hadden, öwer Reſtow und öwer den ollen Mann, de dat öwernahmen hadd ut de Hand von Ahn to Ahn.

Wenn dat ſo blew, denn würd bald de Radmaker ein von de ollen Böm dalſlagen und maken ſin letzte Arbeit för einen Evers, den letzten von ſinen Stamm. Denn ward dat oll Familiengod öwergahn in anner Hänn'. 'N Anner ward dörch de Saaten gahn und ſick doröwer freuen. 'N Anner ward denn vör de Dör up den Hof ſtahn und kummandiren und de Meldungen in Empfang nehmen. 'T ward ſin, as wieren de letzten beiden Johrhunnerte wegſtreken, as wieren ſei nicks weſt as 'n dummen, wüſten Drom!

Und diſſ' Anner ward denn gliekgültig up de ollen Eiken ſcihn und ward beräken, wat woll all ut ſo 'n Stamm to maken is, ſiehr ſorgfältig und ſiehr vel ward hei dat öwerleggen, denn 't wier ſchad, wenn dat ſchöne Holt verhaun warden ſüll! Nu hett hei 'n Entſchluß fat't, und dorhen ſlagen de mächtigen Rieſen! Ut ein Stück warden Wagenräd makt, und de rullen licht dorhen öwer dat Land, Miel för Miel — as wier dat man ganz gewöhnliches Holt und nicks wieder! Ein anner Stück, dat ſitt in de Planken von ein mächtiges Schipp und ſegelt dörch de grote wiede Welt öwer den Ozean — ok dat ſüht nu ut as ganz gewöhnliches Holt!

Und hierhen und dorhen flüggt 'n Stück von de Böm, wiet weg von de Städ, wo ſie einſt heilig wieren — ſo wiet as möglich.

Doch fallen ſei einmal, denn föllt ok Jug Stamm,
Denn weit Ji, dat Gott ſinen Segen Jug namm.

„Ne, duſendmal ne! ſo fall 't nich kamen: noch ſtahn de Eiken und noch ſteiht ok Buer Evers und hei will!"

Hei hadd dat lut ropen und nu ſchrök hei toſam för den harten, willen Klang von ſin eigen Stimm.

„Heſt recht, Nawer, heſt recht!" 'ne grote breide Hand, 'ne echt mecklenbörger Buerhand leggte ſik wuchtig up ſin Schuller. As Evers ſik ümkek, ſeg' hei grad in dat godmödige rode Geſicht von ſinen Nawer Seemann, den ſin Kamen hei öwer ſin Brüten und Drömen gor nich gewohr worden was.

„Wi ſünd nu all ſo männig Johr toſam weſt, Evers", ſäd de mit ſin iernſte deipe Stimm, „wie hewwen as Kinner mit 'nanner ſpelt und ſünd ranwuſſen, ein neben den annern, Sied an Sied, und — na wat ſall ick wieder ſeggen — wi ſünd Frünn' weſt all de Tied, wohre uprichtige und gode Frünn', Nawer, ſünd wi nich?"

Hei höll ſin grote wiſſe Hand den Annern hen und de wiſchte ſick ſacht öwer ſin trüwen Ogen, denn ſlög hei ierlich in de Hand in, ſo ierlich, as ſei baden würd.

„Ja, dat ſünd wi, Seemann, dat ſind wi weſt — ümmer."

„Na denn hür mi mal an, oll Nawer, ſüh, ſo kann 't jo nich furt gahn bi di und dorüm kam ick röwer, üm mal ornlich mit di to ſpräken. Denk, wat ſcheihn is, dat is ſcheihn und ſeggt is ſeggt, kein Reu giwt di dat wedder trügg; öwer worüm nu mit eins ganz vertwieſeln? 'T ward nich anners dorbi! De Tied ward jo kamen, wo 't beter ward, öwer nu müßt Du ſei nehmen as ſei is, und dorüm raff di up, oll Jung, wieſ' mal de Welt, wat du ümmer weſt büſt und wat du noch büſt, wenn du wiſt: Buer Evers up Reſtow!"

„Dat 's all recht god, Seemann, und dat ſeih ick ok in, öwer wat dor to dohn is, dat 't anners ward, ſüh, dat heww 'ck noch nich funnen, ſo vel ick ok doröwer grüwelt und mi 'n Kopp terbraken heww, dat Enn', wo 't angrepen warden möt, dat ſeih ick nich."

„Dat wüßt ick, Evers, und dorüm bün ick hier", antwurte de Anner toverſichtlich, „ja, ick weit dat richtig Enn', wo du 't anpacken ſaſt

und ick will di 't seggen: du mößt heirathen . . . ."

„Öwer Mann . . . ."

„Still, Nawer, hür mi ierst ruhig an, naher kannst du reden. Süh, du brukst wen, de üm di is, de di de slimmen Gedanken verdriwen und di uprichten deiht, wenn de Sorgen öwer di kamen und di dalrieten will'n, so as jetzt; und din Wirthschaft brukt ok wen, de sick dorüm kümmern deiht. Paß mal up, denn krigst du wedder de rechte Freud, de di nu fehlt, und de Frohsinn treckt wedder bi di in, und de is 't, de dat Veih fett makt und de Saaten gedeihn lett; und dorüm segg ick: Du mößt heirathen! Wes' still! wat kannst du dorup seggen? ick weit 't, ja, ja, to olt dorto, meinst du, red mi nicks in, du büst 'n Mann in de besten Johren und in vulle Kraft, ümmer up 'n Damm, wenn hei will, und wat kannst Du — wat kann 'ne Fru miehr verlangen? Süh, Nawer, ick will mi nich mit di üm 'ne Sak strieden, de du doch toletzt am besten weiten mößt, ick segg di blot: öwerlegg di dat Ding und vel Glück dorto und nu adjüs."

Und weg wier hei.

Evers öwerleggte. — Jerst lachte hei argerlich öwer de ganze Geschicht för sick hen: em so 'n Vörslag! Dummheiten! 'N poor Dag späder öwer, as em diss Gedanken ümmer wedder kamen deeren und em kein Rauh leten bi Dag und bi Nacht, dunn gewennte hei sick mählich doran, und dorbi kem hei in 't Swanken, hierhen, dorhen — 't was doch villicht nich so unöwel, 't was doch am Enn' dat Rechte! öwer ne, Unsinn! wat würden de Lüd und besunders sin Nawern seggen? — Öwer von einen von de kem jo grad diss' Plan, — — hm, hm! — Und mit so 'n hm, hm steg hei to Pierd und reb' in de Nawerschaft ümher, ahn irgend wecken Zweck, ne, gewiß nich, 't was lächerlich, so wat to glöwen! Öwer de Nawern hadden 't sick nu doch einmal in 'n Kopp sett 't, 't müßt so sin, und so führten sei em ehr Döchter förmlich vör. As sei öwer segen, dat kein von ehr den rieken Buer, den sei all giern to 'n Swiegersön hatt hadden, gewinnen deer, dunn dreihten sei de Sak üm und lachten öwer den ollen Mann sin Heirathslüste.

Dat gew den Utslag. As Evers dat wedder to hüren kreg, dunn was sin Entsluß fat't: nu grad!

Und as hei ierst klor und einig mit sick sülwen wier, dunn makte hei sick in sin gewohnte rasche Wies an de Utführung von dissen Entsluß und dorbi föll em in, dat hei noch 'ne Swester hadd, de sick mit ehren Mann und 'n ganzen Hupen Kinner man so nothdürftig dörch de Welt slög. Einst, vör vele Johren wier diss' Swester sin Leiwling west, as Kind hadd hei meint, dat hei nich lewen mücht ahn sei, und hei hadd den knawenhaften Gedanken hatt, dat sei niemals heirathen süll, blot üm sintwegen, dat sei tosam bliewen künnen und sick nicks twischen ehr drängen süll.

Wo ganz anners was dat kamen.

O de Leiw, de Leiw!

Und de Mann, de so vull Eigennutz stecken deer, dat in em nicks Platz sünn neben dissen, hei künn dat nich begriepen, dat sin Swester, de 't so god, so god bi em hadd, noch 'n Platz in ehr Hart frie hewwen deer, den sei giern weg gewen mücht. Und sei gew em weg.

As wier 't wieder nicks, so makte de Broder einfach 'n Strich dörch sin und ehr Kinnerjohren, 'n dicken Strich, de jeden, ja jeden Gedanken wegmärzen deer an 'ne fröhliche, reine, 'ne glückliche Tied, ok an 'ne söte Geswisterleiw — hei hadd kein Swester miehr.

Und dat föll em hüt all wedder in. Nich dat em etwa 'ne Empfindung von Reu beslek, ne, nich 'n Schatten dorvon! hadd hei doch ümmer recht hatt und sei unrecht — worüm was sei von em weggahn? Ne, hei hadd 'n ganz annern Gedanken — — wie warden jo seihn.

7. Kapittel.

Ein stahlen Land — ein olles Hus — ein nieges Band.

Nirgends is dat Reisen so licht und mit so wenig Umstänn' verbunden as in 'n Book; 't giwt keinen Minschen, de so snell 'ne grote Tall von Mielen dörchjagt as 'n Schriftsteller und mit em de Leser. Und so setten wi uns denn einfach mit den ollen Evers in den Wagen, üm na de nächste Bahnstatschon to führen.

'T is 'ne Freud und würklich bemarkenswierth, wo licht uns, den Leser und mi, dat Frühupstahn ward, wo vel lichter as süß; denn 't is noch siehr früh, de Morgen fängt jüst ierst an to grauen.

Wi hewwen den Weg, de so fürchterlich holprig und steinig is as de meisten in dat oll leiw Mecklenborg, ahn Anstrengung torügg leggt: ebenso frisch as wi west sünd, stiegen wi mit den ollen Mann in den Tog. 'Ne lange Tied bliewen wi neben einanner sitten, wi sünd so unermödlich — ja, wiehrend unsʼ Nawer in düsteres Sinnen verluren, den Kopp in de Wageneck leggt und de Ogen slütt, maken wi unsʼ in 'n Gegendeil wied up und so entgeiht uns ok nich de lüttste Mienenwessel in den ollen Mann sin Gesicht.

Hei is recht olt worden; nu, wo hei sick gahn lett, wiel hei sick unbeobachtʼ glöwt, nu süht man ierst eigentlich wo olt. De Furchen und Runzeln, de em up de Stirn und üm de tosamen knepen Lippen teikent sünd, vertellʼn unendlich vel von Leiden, Sorgen und Kummer und sünd so deip und hart, dat sei woll nie wedder verswinden warden. — Nie? ne, vel Tied hewwen sei ok nich to verswinden, denn wo lang duertʼ, denn is dissen ollen Mann sin Uhr aflopen, de Stunn sleiht, und denn leggen sei em in dat Grawwe — mit em all diss Falten und Schrumpeln; ja de Sorg schrift mit 'n iesernen Griffel — för 't ganze Lewen! —

Wo hei mählich tosamen sunken is, und wo möd und leer sin Ogen in de Fiern starren, wiehrend hei sick af und an hastig dörch sin grauen, binah all witten Hoor fohren deiht, wenn hei unsʼ forschenden Blicke up sick rohen föhlt!

De Tog höllt. De Schaffner ritt de Dör up und murmelt wat von 'n Namen, de uns ganz unverständlich is. Wi stiegen hier ut und laten unsen Reisegefährten allein.

Uns geiht diss Ort Reisen to langsam — wi sünd dat anners gewohnt — und so hewen wi uns up Geistesflüchten in de Luft und öwerfleigen in kum nennbore Tied grote, wiede Strecken.

Öwer Barg und Dahl, öwer wogende Feller und grönende Wäller, öwer Städte und Dörper jagen wi ielig dorhen Wenige einzelne Würd dringen to uns rup, öwer einige verstahn wi doch und dat hüren wi dütlich dorut, dat de Minschen hier 'ne anner Sprak reden as bi uns to Hus, einige wenigstens.

Wi sünd midden in 'n Elsaß, in Franzmannsland, dat Land, wat sei uns stahlen hewwen und wat wi einst, in nich allto lange Tied hoffentlich, wedder unsʼ Eigen nennen willʼn und warden.*)

Und as wi so dorhen swewen dohn, sacht und sachter, dunn seihn wi ein lütte smucke Stadt unner uns, mit plumpen Kirchthurm, de so öllersgrau und verweddert utsüht, as wier hei lewensmöd und öwerdrüssig und doch wedder stolz up sin Johren — so hochmödig, protzig und mit halwe Verachtung kek sin Spitz up de niegen Hüser rund ümher unner sick. Blot ein Hus wier dor, 'n ganz lüttes, wat hei binah as ebenbürtig anseihn deer, wenigstens wat dat Öller anlangt; denn de Muren von dit lütte Gebüd wackeln all und schüdden sick vör Schwäch, wenn de Wind doröwer henbrust.

Wi, de wi Allens seihn, de wi ok de Sprak und de unutgespraken Gedanken von Dingʼ verstahn, de de Minschen bod nennen, wie seihen dissen fründlichen Blick von de Turmspitz, wie kameradschaftlich sei dat oll lütt Hus tonickt, und dorbi beslickt uns so 'n eigenorig Empfinden und dat Hart kloppt uns üm einen Slag sneller — halw is dat Niegier, halw Mitgeföhl, und dat makt sick so breit in unsen Sinn, dat wi liesʼ dalswewen up de Jrd, grad vör dat olle gebräkliche Hus hen.

Wi sünd an 'n Ziel. —

'T is Middagstied und de Bewahners von dat lütte Hus sitten bi 'n Eten — wat för 'n Eten!

Du, de du din Middagsmahl mit 'ne schöne kräftige Häunersupp beginnst und na männig leckere Twischengerichte to 'n Braden kümmst, um di denn dörch allerlei Anners to din Mehlspiesen dörchtoarbeiten, du hest keinen Begriff dorvon, wat dat heit, 'n Middagsmahl bi Lüd, de in so 'n olles, olles, gebräkliches, lüttes Hus wahnen, wo de bittere Armuth to jede Muerritz, ut jeden afkrümelten Stein herut kickt! Kumm mit mi und seih di dat sülwst an — 't is kein verlockendes Bild, öwer 't is god, wenn du 't ok mal kennen lierust, wo dat deiht und wat dat heit: arme Lüd — 'n bitter, bitter Wurd!

'Ne robuste Fru sitt baben an den Disch, den weder 'ne Dammastserviett bedeckt, noch Sülwergeschirr blitzen makt, so as bi di; öwer hei blitzt von wat anners, wat mi leiwer is as all dat Gold und Sülwer, wat din Tafel ächzen und

*) Die Ereignisse fanden vor dem deutsch-französischen Kriege statt.

ſtähnen makt: hei blitzt von Rendlichkeit und — von Leiw, de üm em verſammelt is. De Fru hett 'ne grote Schöttel vör ſick ſtahn, öwer wenn du denkſt, dat dor Fleiſchbrüh in is, denn irrſt du, ne 't is Melk und Water, vel von dat letzt und wenig von dat ierſt, dorüm ſüht dat ok ſo hell und blaß ut. Hierin brockt de Fru 'ne dicke Schiew grawes Brod, ſei makt dat ſiehr vörſichtig, indem ſei dat Brod öwer de Schöttel höllt, dat ok kein Krum vörbiföllt.

Und nu geiht de Schöttel üm den Diſch. Jeder füllt ſick mit den groten Holtläpel dorvon up ſinen irden Töller. Toierſt de Mann, de neben de Husfru ſitt. 'T is bemarkenswierth und upfallend, dat diſſ' Mann mit de ſpärlichen grauen Hoor und dat blaſſe leidende Geſicht dörchut kein von de gröteren Brodſtücke in de Schöttel, ſundern blot de lütten Krümel finden oder fat't kriegen kann; ſo vel Mäuh hei ſick ok to gewen ſchient, hei hett blot von dat Dünn, dorvon öwer ſiehr vel, den Töller bet an den Rand vull, und ganz lütte Stückſchen Brod ſwemmen dormang. Dor makt hei ſick nu öwer her, as wier 't dat ſchönſte Eten, wat hei ſick blot wünſchen mücht, as würd hei ſick, wenn hei mal in 'n Gaſthus kem mit 'n groten Hümpel Goldſtücke und füll ſick nu utföken, nicks anners beſtellen as grad dit.

Wiehrenddeß was de Schöttel wieder gahn und de jung' hoch upſchaten Mann neben den ollen füllte ſick up. Bi diſſen wier dat grad ümgekiert: bi em wull dat Dünn ſick dörchut nich in den Läpel hollen, woll öwer de grötſten Stücke Brod, de dor wieren. De Vadder, denn dat wier hei, kek ierſt den jungen Minſchen ſinen Töller und denn em ſülwſt an, ſäd öwer kein Wurd, blot 'n beipe Süfzer rüng ſick ut ſin Boſt, worup de Fru em zärtlich beſorgt anſeg' und ſin Blicke folgte.

„Ferdinand," ſäd ſei wiſſ und beſtimmt, „ick mein, dat du god beerſt, 'n beten Brod för de Annern in de Schöttel to laten und di miehr Supp to nehmen."

„Supp?!" antwurte trotzig de jung' Minſch, „ſchöne Supp dat! ick mag kein Water to 'n Middag, dor ſett ick mi nich ierſt üm dal, dat kann ick buten an de Pump hewwen."

„Ferdinand!" röp de Mudder ſcharp, „Ferdinand, wenn du nich ogenblicklich . . ."

„Öwer Hanna, lat em ſick doch ſatt eten," föll ehr de Mann mit ſanfte Stimm in 't Wurd, „Ferdinand, du benümmſt di gegen din gode Mudder nicht ſo as ſick dat hürt."

De Sön ſmet em 'n höhnſchen Blick to und wull wat antwurten, as ſin Hand unner den Diſch von 'ne anner lief preßt würd und hei, as hei ſick ümwendte, grad in de fleihend up em richten Ogen von ſin Sweſter ſeg, und ſo ſweg hei.

„Ick weit nich, ick heww hüt keinen Hunger miehr," ſäd' diſſ Sweſter, 'n junges Mäten von villicht ſößtein Johr, mit ſtrahlende blage Vergißmeinnichtogen und friſche Farwen, „ick heww ſo vel to 'n Frühſtück eten —"

„Dat is nich wohr! Emma, datt lüggſt du!" röp 'ne helle Stimm dortwiſchen, de von 'n lüttes Gör utgüng, wat up 'n hogen Stohl neben de Sweſter ſet und recht luſtig und klok in de Welt kek.

„Ne, dat is nich wohr!" flöt ſick 'ne anner Stimm hier an de ierſte an. 'T was genau de ſülwige Stimm' und unſ' Blick richt ſick ſtarr und ſtief up de hogen Stöhl neben einanner — ſo ähnlich ſeihn ſick de beiden dorup, ein dat anner as ut de Ogen ſneden: dat goldige Lockenhoor, de hellen Ogen, de kecke Stumpnäs, de lütte friſche rode Mund — alls dat ſülwig, genau dat ſülwig; 't ſünd Twilling, blot to unnerſcheiden dörch einen komiſchen Ümſtand: dat ein von de Lütten hadd 'n bunten Faden üm de linke Hand bunden — dat was för Großmudding, de all 'n beten flicht ſeg' und ebenſo as wi, de Beiden ümmer mit 'n anner verweſſeln deer.

„Dat is nich wohr, Fide und Lide?" frög Mudder de Twilling.

„Ne dat is nich wohr, Mudding," ſäden de Beiden togliek, „Emma hett jo ehr Frühſtück gor nicht eten, ſei hett uns dat gewen, wiel ſei keinen Hunger hadd, as ſei ſeggen deer."

Dat junge Mäten was ganz füerrod worden und drauhte de lütten Angewer, Vadder halte ſin Dok rut und ſnöw und ſnöw — 't was em wat in 't Og kamen, und Mudding ſtünn up, güng üm den Diſch herüm na Emma und gew ehr 'n warmen Kuß, und denn füllte ſei ehr den Töller ornlich vull.

„Allto god is Jedermanns Narr!" ſäd in diſſen Ogenblick de zittrige Stimm von de ſteinolle Fru mit de ſneiwitten Hoor und de duſend Runzeln und Schrumpeln in 't Geſicht und up de mageren, knakigen Hänn', de an dat anner Enn' von den Diſch, grad Mudder gegenöwer, ſet, „und Anhollen is beter as Kriegen! Emma

'n blöden Hund ward nümmer fett! und dat Hemd is mi neger as de Rock!"

„Ja öwer, Großmudding, ick dacht . . . "

„Von 'n Denken is noch kein riek worden, min Dochter, und de Beste kann ok fehlen! wer 't Brod ett is ebenso god as de 't giwt! öwer de April hett sin eigen Will! und de Küken sünd ümmer klöker as de Henn!"

De Schöttel, de grad an ehr kem, makte de oll Fru ehr Red 'n Enn'. Sei kellte de beiden Lütten den Töller, den sei gemeinschaftlich hadden, so vull as 't man güng und nehm sick denn ok — nich vel und nich wenig — dorup gew sei de Supp an ehr öllst Enkeldochter, de twischen ehr und Mudder set. Dit was 'n Mäten von 'n twintig Johr, mit graue Gesichtsfarw und waterblage Ogen. Sei hadd 'n sehr unangenehmen Tog' üm den Mund, wat sei recht häßlich maken deer, trotzdem sei dat eigentlich süß nich wier — 't giwt vel Gesichter, an de jedes Stück god geraden is, ja oft sogar hübsch und doch — in diss' Tosamenstellung ward 't häßlich und unangenehm; 't is ganz gewiß so, und du kennst sülwst so ein, denk blot 'n beten na.

Bi dit Mäten würd dat noch miehr hervörhawen dörch ehr magere, spitze Gestalt, an de allens Knaken und luter Ecken und Kanten wier, in 'n Gegensatz to ehr Swester Emma, de, wenn ok noch nich ganz entwickelt, doch 'ne vulle, hübsche Figur hadd, as 'ne Knosp antoseihn, de eben in 'n Begriff is, sick to 'ne üppige, schöne Blom to entfalten.

Luise, oder Wieschen, as sei meist nennt würd, nehm ut de Schöttel, ahn wieder dorna hentokieken — as wier ehr dat ganz egal und 't Eten öwerhaupt man Nebensak, as hadd sei *högere Intressen*.

Und de hadd sei ok. Wi, de wi de Minschen in dat deipste Hart kieken und de Schrift dor to enträthseln verstahn, wi läsen hier so männig rut, was uns nich geföllt: alls betreckt sick dor up dat ein Wurd „Heirath". Nich dat wi dit verurdeilen, in 'n Gegendeil, dat is recht und natürlich, dat 'n junges Mäten doran denkt; denn dat is ehr Lewenszweck und Berop, öwer de Ort, wi sei doran denkt, dat is 't: hier was 't de: üm jeden Pries, mit oder ahn Leiw, olt oder jung, hübsch oder häßlich, dumm oder klok, ja — slicht oder god! — wat kümmerte eher dat! wenn 't man ein wier, de sei nehm und sei ernähren künn, je beter desto leiwer, dat was de Hauptsak. Öwer so 'n dumme Inbildungen und albernen Dröm, as Emma sei männiglich hadd, was sei längst weg: dat paßt sick för junge Dinger, de ehr Kinnerschoh noch nich uttred't hewwen, nich för vernünftige Lüd! —

Mudder nehm toletzt — dat, wat öwrig blew — ne, de Hälft dorvon, de anner füllte sei ehren Mann up.

Irgendwer hett mal seggt: bi 'n Eten kann man de Minschen am besten kennen liernen, und ick denk, dat möt 'n groten Minschenkenner west sin, de datt seggt het und — hei hett recht.

Wiest mi einen Minschen, wenn hei sick unerhöllt oder wenn hei still is, wenn hei geiht oder wenn hei steiht, wenn hei lustig oder trurig oder argerlich is — ick weit nicks, wenigstens oft nicks ut em to maken; öwer wiest mi Einen bi sin Middagsmahl und ick will Jug seggen, wat und von wecker Ort hei is.

So hier: Mudder, wie sei wiehrend ehr Eten ümmer üm sick kickt, de Blicke allerwegs hett, bald zärtlich up ehren Mann, bald iernst, sorgenvull up Ferdinand oder Wieschen, bald strahlend up Emma und de Lütten — de sorgsame Husfru, dat leiwende Wief und de beste Mudder.

De Vadder, wie hei langsam und ahn Geräusch sinen Töller leert, wiehrend sin Blicke bald still vör sick dal, bald zaghaft up de Annern richt't sünd — ein olle, dörch Lewenskampf und Leid und Weih bögte und brakene Mann.

Ferdinand, wie hei gierig sin Brod verslingt und af und to verächtlich üm sick und up de Töller von de Annern kickt — ein häßliche, neidische Sinn, ahn anner Gedanken, ahn anner Leiw as an und to sick sülwst.

Emma, de sittsam und bescheiden still för sick dor sitt und af und to de Lütten öwerstrakt und ehr de groten Stücken Brod entwei makt — ein godes, echtes Mätensbild, vull Leiw und mit groten reinen Harten, ein echtes, rechtes, glückliches und beglückendes Wief mal einst.

Großmudder und de Lütten, de einen, wie sei snell, täppisch ehr Eten nehmen, meist to grote Stücken jedesmal — de anner bedächtig, langsam: de unfarrige, hastige Jugend, dat möde, dorhen starwende Öller.

Wieschen, in sick sülwst versunken, indem sei bald snell, bald langsam den Läpel to 'n Munn' führt, je nadem ehr de Gedanken gahn und kamen an dat Ein, wat ehr ganzes Sinnen und Trachten utfüllt, wobi ehr Blicke bald up dissen,

bald up. jenen fallen — 'ne ſlaue Perſon, ümmer mit den Gedanken beſchäftigt, wer ehr woll am beſten bi diſſe und bi jene Gelegenheit, de ſei ſick in 'n Geiſt vormalt, helpen und deinen kann — blot ehr, unner ſick müchten de Annern dohn, wat ehr god dünken deer, för ſei wieren ſei denn verbrukt, — ſei hett kein Leiw und kein Hart.

Dat ſünd de Minſchen in dat olle gebräkliche Hus, up dat de Thurmſpitz ſo fründlich balnicken deer, dat ſünd ſei bi ehr Middagsmahl, ehr armes Middagsmahl.

Sei ſünd nich eigentlich glücklich dorbi, öwer ick heww all bi Minſchen eten, de alls up den Diſch hadden, wat dat Hart oder de Magen ſick blot wünſchen kann, wat ut de fiernſten Gegenden von de Welt herſchafft wier und wat nu vör uns leg' in Schalen von Sülwer und finſten Porzellan. Dorbi is lacht und jubelt worden und de glänzendſten Reden ſünd hollen und de ſprühendſten Witze ſünd makt und de ſchönſten Geſundheiten ſünd utbröcht, vull Leiw und vull Glückſeligkeit, öwer ſülwſt wieren de Lüd nich glücklicher as diſſ' Armen, und Leiw was gewiß und wohrhaftig nich ſo vel dorbi as hier! —

Wenn wi ok noch ſo ſnell flagen und ielt ſünd, toletzt is uns dat Damproß doch nakamen, und de dormit führt is, ok; denn ſin Reiſziel is dat ſülwig as unſ'.

Ok hei hett den Foot in dat lütte wacklige Hus ſett', ok hei hett diſſ' ſülwigen Minſchen bi 'n Eten drapen mit dat ſülwige Gericht, und 't was doch Abend und nich Middag miehr — wohrſchienlich ſmeckte ehr dit grad, und ſo blewen ſei dorbi, gewiß, dat ward de Grund ſin!

Ja, den ollen Evers ſin Ziel was dit Hus; denn de Lüd, de dorin wahnen, dat is ſin Sweſter und ehr Famili, jene Sweſter, de hei einmal, vör vele, vele Johren mit ſo 'n dicken Strich ut ſin Gedanken ſtreken hett: das is ſei und dat is ehr Lewen — worüm hett ſei nich up em hürt?!

O de Leiw, de Leiw!

— — — — — — — — — — — — — —

Wenige Wochen ſünd vergahn; öwer wo hett ſick dat oll lütte Hus in diſſe Tied verännert! De Riſſe und Spalten in de Muern ſünd verſwunden, de Wänn' innen und buten hewwen 'n niegen Anſtrich kregen, de wacklige Schoſtein hett einen faſten Platz makt und up den kickt de Thurmſpitz nu dal — nich miehr ſo fründlich und kameradſchaftlich as ihrdem, ne, verdreitlich und brummig öwer diſſe Niegerungen — ſei hett ehren letzten, ehren einzigen Fründ verluren, nu ſteiht ſei ganz allein twiſchen all diſſ' unerfohrene Jugend.

Eins Dags öwer, dunn ſeg' dat lütte Hus ganz beſunders jung und luſtig ut, ornlich öwermödig, 't was mit Blomenguirlanden behängt und vörn an den Ingang öwer de Döhr hüng 'n grot Stück Popier, rings von Blomen ümgewen, und dorup ſtünn: Willkamen!

In de Kirch gegenöwer lüdd'ten de Klocken und vel Lüd wieren dor toſamen ſtrömt; denn dor ſüll hüt 'ne Truung ſin.

Und denn kem de Stumm', wo de Preiſter achter den Altor ſtünn und de Hand uphöw und den Segen ſprök öwer de twei Beiden, de hier toſamen gewen würden för 't ganze Lewen, as Mann und Fru.

Hei was olt und ſei was jung. Und ſin Stimm bewerte lieſ' as hei dat „Ja" ſpräken deer; ehr was ſo ruhig und kolt, ebenſo as ehr Ogen, de af und to unſtät börch den Rum glieden deeren mit 'n Utdruck von Triumpf. Hinner de beiden öwer was dat ganz anners. Dor was 't nich ſo kolt. Dor ſtünn 'n blaſſen Mann, den de Thranen öwer de Backen lepen, wiehrend hei up dat Poor ſeg', und neben em ſtünn 'ne Fru in 'n einfaches Kleid; ſei hadd den Arm üm den Mann ſlungen und hei ſtütt'te ſick ſwer dorup. Sei wull ok kolt utſeihen, öwer 't mücht ehr nich recht gelingen, ſacht ſlek ok ehr ſick de Thran in 't Og.

Und rund üm dit tweite Poor reigten ſick de Annern. Emma lieſ' ſluchzend, Ferdinand ſtolz und mit Oewerleggung ſinen niegen Swager beobachtend, wiehrend hei af und to vull Verachtung na ſin beiden Öllern henſchulen deer. Dorneben ſtünn Großmudding, de ehr Hänn', an de ſei de beiden Lütten höll, lieſ' zitterten, wiehrend ehr Gedanken wied weg wieren — nich in de Tokunft, ſundern in de Vergangenheit, bi de Tied, wo ſei ſülwſt vör den Altor ſtahn hadd mit den Mann, den ſei leiwen deer. Und obgliek dat all lang — ach wie lang! her wier, ſei erinnerte ſick doch noch an jene glückliche Stunn', und dorbi dacht ſei, wo anners dat weſt wier und ganz in ſo 'n Dröm verſunken, verget ſei, wo ſei eigentlich wier, und murmelte halwlut vör ſick hen: „anner Tieden, anner Leiw!"

Ja, anner Tieden, anner Leiw! Sei hadd Recht. Vadder und Mudder von dat junge Mäten dor in den Myrtenkranz hadden dat ok hürt, sei dachten dat sülwige und drückten sick de Hänn' so hartlich und wiss und dorbi kecken sei sick warm und glücklich in de Ogen, grad wie för twintig Johr, as ehr diss' Stunn' slög.

Anner Tieden, anner Leiw! Emma hadd sick dat ganz anners dacht, wenn twei vör Gottes Disch treden und Gottes Segen sei einanner to Eigen giwwt, und as sei dat dacht, dunn flöten ehr Thranen heeter und sei fluchzte luder — nich miehr allein was dat Awschiedsschmerz, dor mischte sick 'n anner Geföhl mit mang, und dat güll ehr sülwst und ehr eigen Tokunft. Ob 't ok so sin ward, wenn ehr diss' Stunn' fleit? —

Hadd sei as wi in ehr Lewensbook lesen künnt, denn wier sei nich miehr trurig west, to 'n wenigsten nich miehr üm sick sülwen; denn ok dor ward dat heiten: anner Tieden, anner Leiw! — — —

Drei Dag na dissen, dunn set vör de Dör in Restow 'n ollen Mann und neben em sin junges Wief, und beid hadden sei de Blicke up de Eiken vör dat Herrnhus richt't; öwer in diss' Blicke was 'n groten, gewaltigen Unnerscheid.

„Und so sünd dat nu an tweihunnert Johr," säd Evers, und dorbi irrten sin Ogen in wiede, wiede Fiernen ümher, as wull hei disse lange Tied torügg kieken, „ja, solang is 't her — 'ne ewige Tied, wenn man sei vör sick hett, 'n Hauch, is sei dorhen, und dat sünd de ollen Familienböm; nu hür de Sag, de sick doran knüppen deiht, und de sick mit dat God togliek furt arwt von Sön up Sön:

So lang as de Eiken ehr Schatten jug schenken,
Ward Gott för jug Allens to 'n Besten lenken.
Drüm wohrt sei, de Eiken, hegt sei und plegt 'i,
Denn schützt Gott jug, ji Evers, allerwegs;
Doch fallen sei einmal, denn föllt ok jug Stamm:
Denn weit ji, dat Gott sinen Segen jug namm.

Hell blitzten de Ogen von den ollen Mann, as hei zärtlich up de Riesenböm seg' und mit bewernde Stimm sin junges Wief de Sag toflustern deer; de öwer wendte sick gliekgültig weg und de unangenehme höhnische Tog' üm ehren Mund würd noch 'n god Deil scharper und häßlicher.

8. Kapittel.

De iersten Schritte.

Wenn Ji 'n lüttes Kind to 'n iersten Mal up de Jrd sett't, denn tummelt und bödelt dat hen und her, wend't den lütten Kopp hierhen und dorhen, ritt de groten Ogen — sei sünd eigentlich vel to grot in 'n Verhältniß to all dat anner — wied up, und wenn dat Lütt ok noch nich so recht in 'n Stann is, 'n ornlichen Gedanken to faten, so stiggt doch hier allmählich de Frag in dat noch unentwickelte, winzige Gehirn up: wohen? Und wiel dat Kind de Unmöglichkeit, disse Frag sülwst to entscheiden bald inföht, so smitt dat de Blicke ringsüm up sin Ümgewung — denn kümmt de Mudder, giwwt de iersten Schritte 'ne Richtung, und so leit't sei den niegen lütten Jrdenbörger herin in dat Lewen.

Genau so güng dat Hermann und Gottlieb Evers, as de „Freiheit" in den Hawen von Newyork inlopen und de Passagiere an Land gahn wieren mit 'ne rechte Hartensfreud, dat sei endlich erlöst und wedder fasten Boden unner den Foot föhlten.

Hierhen und dorhen hadden sei sick gliek zerstreut, ok de lustige Schauspielergesellschaft was aftrocken, nadem sei all de beiden Bröder noch warm de Hand schüdd't und ehr Glück up den Weg in de unbekannte Tokunft wünscht hadden. „Wenn Menschen aus eenander jeh'n, dann sprechen sie uff Wiedersehen," hadd Fräulein Hulda Reich to Gottlieb seggt und em dorbi ankeken so . . . . .

Und nu stünnen sei dor, einsam und verlaten an den Strand, grad so as de Lütt, und grad so keken sei sick ringsüm; öwer kein Mudder kem und gew ehr de Antwurt up de Frag: wohen?

Kaptein Jörnsen hadd up sin Schipp bliewen müßt. Hei hadd de jungen Lüd, besunders Hermann zärtlich ümarmt und Gottlieb hadd hei 'n lüttes Packet in de Hand drückt mit de bestimmte Wiesung, dat ierst den nächsten Dag uptomaken, dat wier 'ne Erinnerung an em för de Beiden und 't wier ok süß noch wat nützliches, för de niege Welt recht siehr paßliches dorin. Hermann wull dat in sin gewöhnliche schrofftolze Ort torüggwiesen, öwer as hei in dat fuchte Og von den Kaptein seg', wie dat so

tru und iernſt up em rauhen deer, dor ſluckte hei dat Wurd runner, drückte noch einmal warm und kräftig de Hand, de ſei ſäker öwer den Ocean führt hadd und — ſei güngen.

'T is 'n ſeltſam weihmödig Geföhl, wenn Minſchen, de ſick miehr Dank ſchullig ſünd, as ſei je afdrägen künnen, und de ſick leiw gewunnen hewwen, ut einanner gahn und ſei dat as 'ne Ahnung beſlickt, dat dit Scheiden ein Scheiden för ümmer is: denn ſtiggt uns de Gedanke up, wo unendlich grot doch de Welt is und — wo kolt! und 'ne angſtvulle Beklemmung preßt uns dat Hart toſamen und makt uns deiptrurig bet in 't Innerſte herin; wi ſünd blot Wanderer hier up de Jrd und gahn unſen Weg ümmer vörwarts, vörwarts, ahn Raſt und Rauh und dorbi nehmen wi blot mit, wat de Wind uns in den Weg weiht. Wi künnen nicks, oder ſo vel as nicks dorto dohn — ſo jammervull lütt und unbedübend ſünd wi Minſchen!

Hermann Evers was de Mann, den Kaptein Jörnſen dat Meiſte up de Welt verdanken deer; hadd hei em doch dat Lewen von ſinen grötſten Schatz ſchenkt, as dit all ſo god wie verluren wier. —

Und Kaptein Jörnſen was 't, de unſ' Bröder öwer dat Leid und Weih — wieder was ehr de dütſche Heimath jo nicks — henweg hulpen hadd: As ſei ſick trennten, föhlten ſei, ſei würden ſick niemals in 'n Lewen wedder begegen, müchten ſei wullen oder nich wullen — 't was ein Scheiden up Nümmerwedderſeihn!

„Take care, take care, gentlemen!" würden de beiden Bröder von allen Sieben anſchriet, as ſei nu up den Hawenplatz ſtünnen und gedankenlos as in 'n Drom dat Utladen von de „Freiheit" tokeken. Hierhen und dorhen würden ſei ſtött, beſunders Gottlieb, de Gewalt nich Gewalt entgegen ſetten künn, as Hermann.

Hier künnen ſei nich ſtahn blieben, dat ſegen ſei ſülwſt; öwer wohen?

Sei öwerleggten noch mit einanner und berathſlagten öwer diſſe grote Frag, dunn kem 'n ſiehr eleganten Herr op ſei to, blew för ehr ſtahn, und nadem hei ehr Geſpräk 'n Ogenblick mit anhürt hadd, grüßte hei fründlich und redte ſei an.

„Wohl Deutſche, wohl Deutſche, meine jungen Herren?" frög hei und blinzelte verſtändnißvull.

„Ja Herr," autwurte Hermann und kek mit Staunen up diſſen ſinen Herrn in 'n Sniepel und hogen Cylinder, mit helle Hanſchen andahn, de ſo fründlich gegen ehr wier.

„Und wiſſen nicht wohin, nicht wohin?" frög de Frömde wieder.

„So is 't."

„Na, da kann Jhnen geholfen, geholfen werden, meine jungen Freunde, ſehen Sie, ich bin ein Landsmann, ja ein Landsmann von Jhnen und mein höchſtes Streben, ja mein höchſtes Streben, meine Lebensaufgabe, Lebensaufgabe, meine Luſt und Wonne, jawohl Wonne iſt es, den armen Heimathloſen, welche das Meer, der Ozean hier herüber getragen, zu helfen, ſie zu unterſtützen, jawohl ſie zu unterſtützen." Und bi jede Wedderholung oder Steigerung von ſin eigen Würd ſlög hei den Stock mit golden Knop in ſin holle Hand und höll den Kopp up de Sied, als luſchte hei entzückt up ſin eigen Red.

Hermann wull em antwurten und för ſin Fründlichkeit danken, öwer de fine Herr let em gor nich to Wurd.

„Uneigennützig, ganz uneigennützig" — de Stock knallte ornlich in de Hand — „natürlich, mein Name iſt Meier, bekannter Name, was? Guter Witz das, ſehr guter Witz! Sie, meine Herren, ſind nicht die erſten, nein, nicht die einzigen, welche mir danken für meine kleinen Bemühungen, meine Hülfeleiſtungen, Beiſtand, ja Beiſtand; fragen Sie Schulz, den Kaufmann, hier ganz in der Nähe, dicht bei, wenig Schritte, fragen Sie Fiſcher, den Cigarrenhändler, da hinten" — hier makte hei ſo 'ne allgemeine Rundbewegung mit den Schacht — „fragen Sie Müller, den Landmann, ja fragen Sie den, meine Herren, ich bitte Sie, thun Sie mir den Gefallen, die Liebe, fragen Sie den! ſitzt jetzt da draußen behaglich auf ſeiner Farm" — dorbi lenkte hei ehr Blicke mit den Stock up 'ne ſiehr helle Wulkenſchicht an 'n Hewen — „und viele Andere fragen Sie Alle, ja Alle! Und nun kommen Sie, meine Herren, Sie vertrauen mir, ich ſehe es, bemerke es, nehme Notiz davon mit Freude, Entzücken, jawohl Entzücken, ganz uneigennützig, mein Name iſt Meier, bekannter Name, was? Guter Witz das, hahaha, ſehr guter Witz!"

'T würd de höchſte Tied, dat hei uphöll, hei was ganz rod in 'n Geſicht worden vör Jwer und de Sweit parlte em in dicke Druppen up de Stirn.

Wiehrend hei de Gläs von ſin Brill putzte, muſterte hei de beiden Bröder, und dorbi hadden

sin blöden unstäten Kattenogen 'n Utdruck von unsägliche Leiw und Fründschaft annahmen — man künn nich recht klor doröwer warden, ob dit de jungen Lüd güll oder ehr wenigen Saken, twischen de sin Blicke ümmer hen- und herglieden deeren.

„Weiß schon, weiß schon, was Sie sagen wollen, junger Freund," unnerbrök hei Hermann, de noch kum den Mund upmakt hadd, „weiß schon, Sie meinen, Sie kennen mich nicht, aber ich frage Sie: niemals von mir gehört, gesprochen, gelesen? Meier? was, guter Witz, ausgezeichnet gut, aber ich sage, ich bitte, ich flehe, gehen Sie hin, fragen Sie Müller, fragen Sie Fischer, fragen Sie Schulze; kamen 'rüber, standen hier wie Sie, rathlos, zweifelnd, verstört, jawohl verstört, ich kam, sah, sprach: Meine Herren, sagte ich, ich bin ein Landsmann, ja ein Landsmann von Ihnen, und mein höchstes Streben, meine Lebensaufgabe, Lebensaufgabe, meine Lust und Wonne, jawohl Wonne ist es, den armen Heimathlosen, welche das Meer, der Ozean hier herüber getragen, zu helfen, sie zu unterstützen, jawohl, sie zu unterstützen, uneigennützig, natürlich ganz uneigennützig, mein Name ist Meier, alter Name, was? guter W — ja, da hatten die Leute Vertrauen, ich freute mich darüber, ich war entzückt, begeistert — o es ist was Herrliches um das Menschenvertrauen" — hier nehm hei de Brill af und wischte na Thranen in sin Og — „was Rührendes, Erhebendes, jawohl Erhebendes, und nun kommen Sie, ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihr Vertrauen schenken, meine theuren Freunde, ich danke Ihnen, ganz uneigennützig, jawohl, ganz — kommen Sie."

Unner jeden Arm föt hei einen von de Bröder, de ruhig allens mit sick upstellen leten, wat diss' edle Minschenfründ blot wull — so bedöwt und wirr wier ehr von dit Mundwark, wat ahn Rast und Rauh ümmer noch furt räterte.

In 'n Grunn' wieren sei froh, dat sei man einen Minschen funnen hadden, de sick mit ehr afgewen deer, 'n Wesen, wat ehr de grote Frag „wohen" lösen und ehr iersten Schritte leiten wull.

So wieren de Drei woll 'ne Stunn' gahn dörch breide und enge Straten, dörch öde, einsame Gegenden und midden twischen grote Minschenmassen up öwerfüllte Plätze dörch. Weder Gottlieb noch Hermann hadden Gelegenheit funnen, ok blot ein einzig Wort to seggen — ahn Unnerbräken, ahn Holt räterte de Möhl twischen ehr ehren Gang furt.

„Einen Augenblick, meine theuren Freunde," säd hei und blew stahn, „eine Minute, 'ne Sekunde — kaum, bleiben Sie hier stehen, sehen Sie dort, dort oben, der Herr dort — der Präsident, 'n guter Bekannter, Freund, Intimus, ja Intimus von mir, muß mal mit ihm sprechen, Ihretwegen, jawohl Ihretwegen, nur ruhig stehen bleiben, gleich wieder hier, sofort, unmittelbar."

Und weg was hei.

Hermann und Gottlieb stünnen nu dor und keken krampfhaft ümmer na den Präsidenten an dat Finster in dat palastorige Hus. De Präsident in 'n Slaprock und mit 'ne rode Zippelmütz kek dal und seg' tofällig up de Beiden, wie sei em ununnerbraken angloßen deeren, und so keken sei nu einanner an, de Bröder rup und de Präsident dal, bet dissen dat doch woll öwer würd und hei von dat Finster weg güng.

Herr Meier kem nich wedder rut. 'Ne Stunn' mücht vergahn sin — Herr Meier kem nich. Toletzt föll Gottlieb dat up, dat ungeheuer vel Lüd in de mächtig grote Dör von den Präsidenten sin Hus herin güngen, ahn wedder rut to kamen. So güngen sei ok mit rin, üm mal dat Hus von inwennig to beseihn.

Und dor würd ehr klor, wo de edle Minschenfründ blewen wier: dat Hus was 'n Dörchgang von ein Strat na de anner — unner den Präsidenten sinen Slaprock und sin Zippelmütz weg.

Ut Verseihen hadd de uneigennützige Landsmann denn ok dat lütte Packet, wat Kaptein Jörnsen Gottlieb gewen hadd, mitnahmen, und as sei mit Schrecken gewohr würden, wieren ehr Taschen ok leer as utfegt, „ganz uneigennützig, natürlich, ganz uneigennützig, meine Herren, mein Name ist Meier, bekannter Name, was? guter Witz, ausgezeichnet guter W . . .!"

Und dat was ehr Intritt in de niege Welt, dat wieren de iersten Schritte und — Herr Meier was ehr Leiter west. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche einer Frau.

Von Alexandrine von Mendt.

(Fortsetzung.)

42. Der Frost des Todes bricht oft die einzige mit ängstlicher Sorgfalt gepflegte Rose im Garten des Einen und verschont die vielen mit Unkraut überwucherten des Anderen.

43. Wie bringt uns der Hingang eines geliebten Wesens dem Himmel näher — aber wie schwer wird es, die Kraft wieder zu finden fürs gewohnte Tagewerk!

44. Wenn erst die alte Welt der Illusionen ganz zerstört ist, bildet sich die bei weitem schönere der Wahrheit und Freiheit aus.

45. Ein reger Gedanke, ein belebender Plan, eine frohe Hoffnung, aber auch ein Schreck, ein tüchtiger Aerger bringt das Blut rascher in Umlauf als meilenweit, gedankenloses Einherschreiten.

46. Dem immer steigenden persönlichen Eigennutz bei sich und Anderen willfahren — heißt diese Giftpflanze der Seele zum Wucher treiben, bis sie jeden edlen Keim des inneren Lebens erstickt.

47. Wie beweist doch der Eine seine Liebe nur durch Forderungen, während der Andere es durch Opferfreudigkeit thut.

48. Heiterkeit, Seelenfriede, Wohlwollen ist das sicherste und nachhaltigste Schönheitsmittel für hübsch und häßlich, für alt und jung und es giebt keine Schminke, die den Dämon der Mißgunst und der üblen Laune übertüncht, wenn er sich einmal in einem Gesichte festsetzt.

49. Nur der in allen seinen Eigenschaften wirklich harmonisch ausgebildete Mensch erweckt und rechtfertigt das vollkommene Vertrauen seines Mitmenschen.

50. Wie ist doch dem Schriftsteller sein Werk, im wahren Sinne des Wortes, das Geisteskind geworden. Er hat es getragen monatelang in seinem Geiste, oft Jahre hindurch ist es seine tägliche, seine liebste Beschäftigung gewesen, hat ihm oft den Schlaf der Nacht geraubt.

Wenn er es endlich hinausschickt, erscheint ihm sein Haus öde und leer, und er zittert für des Kindes Aufnahme und Beurtheilung in der kalten, gleichgültigen Welt — wie der leibliche Vater, wenn er sein Kind hinausschickt in's Getriebe der Welt.

Da wird ein anderes Kindlein geboren, und so geht es fort mit den Kindern des Geistes, wie mit den leiblichen. (Fortsetzung folgt.)

Leonore G. Herzlichen Dank für alle die freundlichen Wünsche in Poesie und Prosa! Wir sind mit besonderem Vergnügen bereit, Ihnen, gnädiges Fräulein zu dienen, bitten also um Ihre Adresse.

Berlin v. K. bitten wir um Angabe ihrer Adresse, um einen uns zur Besorgung übergebenen Brief von Professor Dr. F. M. Wendt befördern zu können.

Graf K. v. S. Leider sind die uns freundlichst anvertrauten Poesien noch nicht druckreif: „Ruhm" auf „nun", „Glas" auf „Haß", „richten" auf „Lichter" — das sind zu kühne Thaten in der Reimkunst.

Clarissa K. Gnädigste haben das gethan, was man milde umschreibend „anlehnen", geradeheraus aber — abschreiben nennt, und nun verlangen Sie unser Urtheil über Ihre — Verzeihung! — über Heine's Verse; thun Sie's, bitte, nicht wieder.

Gräfin K., Baronin v. M., Frau v. Sch., Erna L. Es ist uns bedauerlichst versagt, die Streitfrage zwischen Frau Generalmajor v. Sch. und Herrn Prof. Wendt weiter zu verfolgen, deshalb sind wir — ist Adolf Hinrichsen besonders — den Damen jedoch nicht weniger dankbar für die so überaus liebenswürdigen ermuthigenden und beistimmenden Auslassungen.

Baronin v. B. Euer Excellenz Beiträge heißen wir hochwillkommen, einen verbindlichen Gruß zurück für den Luisenberg!

A. v. d. L. Ihre Frage ist unendlich schwer zu beantworten — wir können nur einen Erfolg durch das Zusammengehen all unserer edlen Frauen erhoffen — wenn keine Einzige die erbärmlichen Machwerke, welche unsere sogenannten „Bühnendichter" aus Frankreichs litterarischem Auswurf zusammen brauen, besucht, dann erst wird Moral und Ideal wieder eine Heimstätte auf unseren Theatern erringen.

— Unverlangt uns zugeschickte Manuskripte senden wir nur dann zurück, wenn Rückporto beiliegt.

Bei der großen Masse der uns zur Beantwortung an dieser Stelle vorliegenden Briefe erbitten wir die Geduld der liebenswürdigen Absenderinnen, welche in dem heutigen Hefte nicht berücksichtigt werden konnten.

„Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reiches" von P. G. Heims, Kaiserl. Marinepfarrer (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn). Dieses soeben erschienene Werk bildet eine Fortsetzung der älteren „Weltreise S. M. S. Elisabeth 1881—1883, welches mit hohem Beifall aufgenommen wurde. Und denselben wird sich auch diese „2. Reihe der Kreuzerfahrten in Ost und West" erringen, da das Buch mit Frische und Verständnis geschrieben ist und ein außerordentlich interessantes und anschauliches Bild von dem Leben auf hoher See, an den Küsten und in einzelnen, von dem Verfasser besuchten Ländern bietet. Dabei ist das Werk keineswegs im Ton und Stil einer trockenen Reisebeschreibung geschrieben, sondern es vereinigt mit großer umfassender Kenntniß der durchschifften Meere und daneben bereisten Länder alle Vorzüge eines guten Unterhaltungsbuches, das man immer gern wieder zur Hand nimmt.

— — — — — — — — — — — — — —

Alfred Friedmann, einer der allerfleißigsten Autoren, beschenkte uns gleichzeitig mit zwei Büchern (J. C. C. Bruns' Verlag, Minden). Das bedeutendere „Aus Höhen und Tiefen" bietet manchen schönen Vers, manchen formvollen Reim, ebenso das andere Werk in Prosa, „Erlaubt und Unerlaubt" betitelt. Leider ist der Verfasser seines Zieles selbst sich nicht bewußt: „das ist ein ewig Schwanken, Zagen . . . . ." bald schwingt er sich empor zu den idealen Höhen, bald verirrt er sich in realistische Tiefen, ohne recht zu wissen, wohin er gehört, wir würden herzlich bedauern, wenn der tüchtige und talentvolle Autor sich schließlich doch für diese Tiefen entscheiden sollte.

— — — — — — — — — — — — — —

Karl Gerok ließ im Verlage von Karl Krabbe, Stuttgart, einen Vortrag unter dem Titel „Illusionen und Ideale" erscheinen. Alles, was Gerok hier sagt, sind scheinbar leicht hingeworfene Worte, aber darinnen verbirgt sich ein edler Kern, echte Gedankenperlen, würdig eines so geistvollen tiefreligiösen Dichters, wie es Gerok ist.

— — — — — — — — — — — — — —

Im Verlage von J. D. Rauert (Sorau) erschien „Errungen", ein Roman von J. Dominicus. Die spannungsvolle Erzählung spielt sich Ende des achtzehnten Jahrhunderts ab. Der Stil ist ein fließender und wohl abgerundeter.

— — — — — — — — — — — — — —

Bibliothek des In- und Auslandes. 25-Pfennigausgabe. Der Zweck dieser im Verlage von Otto Hendel in Halle erscheinenden Bibliothek ist der, in unbeschränkter Auswahl die Werke deutscher und ausländischer Klassiker, letztere in Uebersetzungen, zu billigem Preise zu bieten. Soeben erschienen Lessing, Minna von Barnhelm; Goldsmith, der Landprediger von Wakefield; Shakespeare, Julius Cäsar.

Alle für die Redaktion bestimmte Sendungen sind zu richten Berlin, SW., 76 Markgrafenstraße 76.
Alle Rechte — insbesondere das der Uebersetzung — vorbehalten. Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Verantwortlich für die Redaktion: Adolf Hinrichsen. — Verlag von Wilhelm Friedrich Nachf. in Berlin. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Der Werth der Frau.

Von Irma von Troll-Boroſtyáni.

Schönheit iſt die Miſſion des Weibes; unter anderen Bedingungen exiſtirt es nicht. Ohne dieſe koſtbare Gabe verſchwindet es aus der Welt, wo man liebt", ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller, E. de Neufville. „La femme est fait spécialement pour plaire à l'homme", behauptet Jean Jacques im fünften Theil ſeines „Emil". Arthur Schopenhauer erklärt: „Das alte Weib iſt ein Abſcheu", und ein anderer Schriftſteller meint: „daß nicht die Jahre, ſondern das Ausſehen einer Frau ihr Alter beſtimme".

Aus der Ueberſchrift dieſer Zeilen und der Zuſammenſtellung der verſchiedenen Meinungsäußerungen mehr und minder berühmter Männer, welche den Werth einer Frau nach ihrer Eignung, das Wohlgefallen des Mannes zu erregen, alſo nach ihrer Schönheit und Jugend, abſchätzen, werden Sie, meine verehrten Leſerinnen, vielleicht den Schluß ziehen, ich beabſichtige Sie auf die „garantirte Wirkung" eines kosmetiſchen Mittels aufmerkſam zu machen, deſſen Gebrauch bis ins ſpäteſte Alter den Zauberreiz der Schönheit und Jugendfriſche verleiht. Mit ſchwerem Herzen muß ich bekennen, daß ich mich ſolcher Aufgabe nicht gewachſen fühle. Ich weiß von den berühmteſten Kosmetiken nichts Sichereres zu ſagen, als was die ihre phänomenalen Wirkungen verbürgenden Zeitungsannoncen berichten.

Höchſtens wäre ich im Stande — wenn ich boshaft wäre — eine Reihe recht fataler Vorfälle zu erzählen, die ſich bei Anwendung verſchiedener, die abweſenden natürlichen Reize künſtlich erſetzenden Artikelchen ereignet haben ſollen: wie z. B. der Frau v. X. während einer Theegeſellſchaft eine ihrer ſchöngeſchwungenen Augenbrauen in den Schooß fiel und wie Fräulein Y., als ſie ein neues Haarfärbemittel verſuchte, zu ihrem Entſetzen ihr Haar ſtatt goldblond im ſchönſten ſpinatgrün leuchten ſah u. ſ. w.

Wie geſagt, ein Elixir, welches ſchöner und jünger erſcheinen läßt, als man iſt, kenne ich nicht. Wohl aber weiß ich eines, welches das Alter ſeines ſchärfſten und empfindlichſten Stachels beraubt. Doch hiervon ſpäter . . . . .

Vorerſt eine Frage! —

Warum wird denn Jugend und Schönheit am weiblichen Geſchlecht ſo hoch geſchätzt? Warum ſtrengen ſich die Frauen ſo ſehr an, ihre äußere Erſcheinung mit ſo viel Reiz als möglich auszuſtatten. Warum ſind häßliche oder bejahrte Mädchen mehr ein Gegenſtand ſpöttiſchen Mitleids als häßliche und bejahrte Junggeſellen? Warum nennt — wie ich eben erwähnt — Schopenhauer das alte Weib „einen Abſcheu"?

Antwort: weil die Idee die Oberhand gewonnen hat, daß der Mann um ſeiner ſelbſt willen, die Frau aber nicht um ihret-, ſondern um des Mannes willen auf die Welt gekommen ſei. Welches Prinzip an Weisheit ganz dem jenes Nützlichkeitsfanatikers entſpricht, dem Heine die Aeußerung in den Mund legt: die Bäume hätten deshalb grüne Blätter, weil Grün dem Auge wohlthue. Da nun vornehmlich die Männer von der Ueberzeugung durchdrungen ſind, der liebe Gott habe die Frauen expreß zu ihrem Nutzen und Vergnügen erſchaffen, ſo iſt

es allerdings streng konsequent, wenn sie die Häßlichkeit der Frau als einen größeren Mangel betrachten und eine „alte Jungfer" — dies Aschenbrödel der Gesellschaft — als ein überflüssiges Möbel betrachten, das höchstens von Denjenigen ihrer Verwandtschaft mit einiger Rücksicht behandelt wird, die sie dereinst zu beerben hoffen.

Niemandem fällt es ein, einem alten Garçon einen Vorwurf zu machen, daß er sich nicht verheirathet, keine Familie gegründet habe, oder ihm im geselligen Verkehr weniger achtungsvolle Höflichkeit zu bezeigen, als einem verheiratheten Manne derselben socialen Stellung. Ein altes Mädchen hingegen wird als eine Person angesehen, die ihren Lebensberuf verfehlt hat und sie muß beständig die Erfahrung machen, wie ihr weit jüngere, in der gesellschaftlichen Rangordnung gleichstehende, aber verheirathete Damen vorgezogen, dieselben mit mehr Höflichkeit — von Herren und Damen — behandelt werden als sie. Es ist Zeit, daß dieses Prinzip, das im Weibe das gleiche Menschenrecht mit Füßen tritt, einmal widerlegt werde. Es ist Zeit, daß der Maßstab der Achtung, welcher einer Frau bewiesen wird, nicht länger der Werth sei, den sie für den Mann repräsentirt, sondern ihr eigener Werth als selbstständiges Glied der Gesellschaft.

Man entgegne mir nicht, daß die Ursache, warum eine „alte Jungfer" durchschnittlich so viel Vernachlässigung und Unfreundlichkeit erfahre, hauptsächlich in den wenig liebenswürdigen Charaktereigenschaften liege, welche dieser Gattung von Damen typisch anhaften. Ich bin keineswegs sentimental genug, um in die panegyrische Lobeshymne einzustimmen, welche Jean Paul in einer gerührten Stimmung auf die alten Mädchen sang. Ich wage es nicht, das galante Urtheil eines geistreichen Schriftstellers zu unterschreiben, welcher sagt: „Ein Frauenzimmer, das keinen Mann heirathet, heirathet am Ende doch gewöhnlich eine Tugend: die Ordnung, die Nächstenliebe, die Frömmigkeit u. dergl. Die Männer aber, die nie heirathen, die vermählen sich am Ende stets mit einer Untugend, und in dieser Hinsicht leben oft die meisten Hagestolze gerade in einer wahren Vielweiberei." Ich kann es zu meinem tiefen Bedauern nicht leugnen, daß meine eigene Erfahrung die allgemeine Anschauung von der bösen Bissigkeit, Intriguenspinnerei, engherzigen Selbstsüchtelei u. s. w., welche Eigenschaften den Gattungscharakter dieser Spezies von Wesen im Durchschnitt kennzeichnen, leider unterstützen. Wer aber trägt die Schuld, daß sich diese unliebsamen Qualitäten im Charakter der alten Mädchen so leicht und so häufig entwickeln? Niemand anderer als die Gesellschaft, welche die Frau mit der Hartnäckigkeit des Vorurtheils von fast allen Berufsthätigkeiten ausschließt, welche dem Leben Zweck und Inhalt geben und daher diejenigen Frauen, denen das Glück der Ehe und der Familie versagt ist, hierfür doch einigermaßen entschädigen können. Wie sollen diese armen Geschöpfe einer Gesellschaft zärtliches Wohlwollen, freundliche Gefühle, heiteres Lächeln entgegen bringen, die sie schuldlos zu einem unfruchtbaren Elend verurtheilt?

„Ein unnütz Leben ist ein früher Tod." Das Entstehen und Gedeihen der Lieblosigkeit, Unduldsamkeit, Schadenfreude in den Gemüthern dieser unglücklichen, ein nutzloses Leben freudlos hinschleppenden Wesen ist eine natürliche Konsequenz ihrer Lebenslage und es ist zum verwundern und giebt Zeugniß von einem sehr großen Fond von Herzensgüte, daß ihrer so viele von diesen Eigenschaften ganz frei sind. Alle müßigen Menschen, und seien sie die bestgearteten, bekommen eine Neigung, Anderen wehe zu thun, nur um doch mit irgend etwas ihre Tage auszufüllen. Der Fleiß, die rege Thätigkeit hingegen erhebt selbst niedrigere Seelen. Wie ein Magnet wird die Seele durch das Tragen großer Lasten gestärkt, während die träge Seele, wie ein Stahl in der Scheide, zuletzt vom Roste zernagt wird.

Ich glaube, daß es für den Menschen schlechterdings kein größeres Unglück giebt, als das, keinen Lebenszweck zu haben. Und zu diesem Geist und Herz verödenden Unglück ist die Mehrzahl derjenigen Frauen, die nicht heirathen, verurtheilt. Der Mann, vom Anbeginn der Zeiten dem Weibe gegenüber im Sinne des Grundsatzes handelnd: L'Etat c'est moi, hat seine eigene und die Stellung der Frau im Staate nach seinem Belieben, wie es ihm zu seinem Vortheil am zweckdienlichsten schien, bestimmt. Sich selbst hat er die Wirksamkeit in der Oeffentlichkeit, die Ehren, Würden, Auszeichnungen reservirt. Der Frau hat er gesagt: sei hübsch, liebenswürdig, reizend, lerne kochen und Strümpfe stricken, bemühe dich, einen von uns zum Gatten zu erobern. Wenn es dir ge-

lingt, dann darfst du zur Belohnung dafür, daß du seinen Haushalt als treue und sorgsame Wirthschafterin versiehst, seinen Namen und seine Titel tragen u. s. w. Und die Frauen — mit jenen wenigen Ausnahmen, die in allen Zeiten, freilich vergeblich, um ihre Rechte kämpften — neigten gehorsam das mehr oder minder reizende Köpfchen, lernten schlecht und recht die Pflichten der Häuslichkeit, putzten sich, wie Kätzchen, so hübsch als möglich heraus und trachteten so bald als möglich einen „Schwiegersohn für Mama" zu kapern. Daß in dieser Ordnung der Dinge alte Mädchen über die Achsel angesehen werden, ist vollkommen natürlich, da man sich von ihnen denkt, daß sie eben nicht hübsch, reizend und liebenswürdig genug waren, um einen Mann zu finden, der nach ihnen begehrt hätte, daß sie einfach „sitzen geblieben". Der Gedanke, daß ein altes Fräulein nicht auf dem Heirathsmarkt „sitzen geblieben" sei, sondern ihre Bewerber „stehen gelassen" habe, läßt sich selten Jemand einfallen, da die Majorität der männlichen und weiblichen Bipedes es für eine baare Unmöglichkeit hält, daß ein Mädchen eine halbwegs annehmbare Parthie ausschlagen und es vorziehen könne, einsam seinen öden Lebenspfad zu wandeln, als seine Hand einem Manne zu reichen, dem sein Herz nicht gehört.

Es ist eine allgemeine Beobachtung, daß alte Mädchen älter aussehen, als gleich alte verheirathete Frauen, wenn beide sich ungefähr gleich kräftiger Gesundheit erfreuen. Die Ursache dieser Erscheinung ist eine doppelte: eine physiologische, die sich der Erörterung an dieser Stelle entzieht, und eine psychologische, welcher — nicht minder wichtig als jene — wir unsere Aufmerksamkeit schenken wollen.

Eine Thätigkeit, an welcher nicht nur die Hände, sondern auch Herz und Geist betheiligt sind, flößt uns Freude am Leben ein, verleiht demselben Werth und Reiz und giebt der Seele diejenige Elastizität und Spannkraft, welche Geist und Gemüth jugendfrisch und jugendkräftig erhalten und in vielen Fällen, wenn nicht Krankheiten das Zerstörungswerk des Alters unterstützen, auch dem Körper größere Widerstandsfähigkeit gegen dessen Einwirkung verleihen. Dies ist das einzige Elixir gegen jenes traurige Morschwerden der Seele, das sich bei zunehmendem Alter bei all denjenigen Personen — Mann oder Frau — einfindet, die ihrem Leben keinen Zweck und idealen Gehalt zu geben vermögen.

Verheirathete Männer und Frauen finden ihren Lebenszweck und -Inhalt in der Thätigkeit für das Wohl ihrer Familie. Und dies ist der psychologische Grund, warum verheirathete Frauen in der Regel später altern als unverheirathete, welche selten Mittel und Wege finden, sich einen Wirkungskreis zu schaffen, innerhalb dessen thätig zu sein, ihren geistigen und seelischen Bedürfnissen genügt und jene trostlose Leere ihres Gemüths ausfüllt, welche viele dieser bedauernswerthen Geschöpfe in sentimentaler Zärtlichkeit für Papageien, Kater und Möpse zu vergessen suchen. Es giebt gottlob Ausnahmen unter ihnen, und diese rühmlichen Ausnahmen mehren sich zusehends. Diese *Ausnahmen* sollten aber *Regel* werden und die ganze Klasse unbeschäftigter oder mit werth- und zweckloſem Tand beschäftigter alter Mädchen, die ihre ganze Geistes- und Gemüthskraft in Erinnerungen an irgend einen zerstobenen Liebestraum ihrer Jugend aufzehren, sollten aus der menschlichen Gesellschaft verschwinden. Sie mögen diese Ausnahmen sich zum Vorbild nehmen und in ihrer Nachahmung irgend einer ihrer Neigung und Bildung entsprechenden *nutzbringenden* Thätigkeit sich widmen. Man muß ja nicht gerade Gesetze geben und Schlachten gewinnen, um seinem Lande Dienste zu erweisen. Für das allgemeine Wohl läßt sich auch in engeren und bescheideneren Wirkungskreisen arbeiten. Wer die Kraft und den Schwung der Seele besitzt, in der Thätigkeit für das Wohl Anderer Lust und Freude zu finden, für den gewinnt das Leben Werth und Interesse, er nennt es nicht mehr „nutzlos" und „verfehlt", und er stellt sich *über* sein persönliches Schicksal, dessen Schmerz über ihn keine Gewalt hat und ihn nicht zu beugen vermochte. Wer sich auf solche Höhe humaner Bildung emporgerungen, der ist auch von jenen Schwächen und Fehlern frei, welche die „alte Jungfer" gewöhnlichen Schlages charakterisiren, und welche nur im Müßiggang und in jener Verbitterung des Gemüths wurzeln, welches in dem Bewußtsein des zweck- und nutzlosen Daseins entspringt.

Ich lege allen erwachsenen unverheiratheten Frauen die Erwägung des hier Gesagten dringend ans Herz. Sie können durch ihre Lebensführung und durch die Ergreifung einer verdienstvollen Thätigkeit sehr viel dazu thun, daß der in der

menschlichen Gesellschaft so tief wurzelnde Wahnglaube, daß die Frau nur dazu geschaffen und berufen sei „pour plaire à l'homme", und daß die physische Schönheit ihre Mission sei und sie „unter keiner anderen Bedingung existire", endlich einmal weggeräumt werde. Diese niedrige Auffassung von der Bestimmung der Frau muß und wird einer edleren und richtigeren Werthbemessung des Weibes Platz machen, wenn die Thatsachen zu der Erkenntniß führen werden, daß die Frau in nicht minderem Grade als der Mann die Fähigkeit und den Willen besitzt, ihre Thätigkeit dem allgemeinen Besten zu widmen. Dann wird der Grad der Achtung, die eine Frau genießt, nicht mehr durch ihre körperlichen Reize und durch den Umstand, ob sie verheirathet ist oder nicht, sondern — wie es der Würde des Menschen, also auch der Frau, nicht nur des Mannes, entspricht — einzig und allein durch das Verdienst ihrer Leistungen und durch ihren persönlichen Werth bestimmt werden.

Während nun aber allerdings die soziale Bewegung unserer Zeit überall bemüht ist, den Frauen neue, ihnen bisher verschlossene Arbeitsgebiete zugängig zu machen und sie so an den Kulturbestrebungen der Gesellschaft selbstthätig theilnehmen zu lassen, erheben sich immer wieder Stimmen, die, vor dieser Richtung der heutigen Zeitströmung warnend, den steten Refrain wiederholen, daß die Frauen durch Zuziehung in den Dienst der Oeffentlichkeit ihres schönsten und werthvollsten Schmuckes, „des holden Zaubers zarter Weiblichkeit" entkleidet würden.

Es lohnt sich wohl der Mühe, diese Behauptung ins Auge zu fassen und zu erforschen, ob und inwieweit sie begründet sei.

Doch bevor wir diese Frage entscheiden können, müssen wir eine Vorfrage erledigen, nämlich diese: „Was ist „weiblich" und was „unweiblich"? Männer und Frauen sind hierüber nicht ganz gleicher Anschauung. Wenn wir die Ersteren befragen und die Antwort auf die Frage nicht bei Theorien, sondern bei der Praxis suchen wollen, d. h. uns durch die tägliche Lebenserfahrung darüber belehren lassen, welche Eigenschaften der Frau es sind, die auf das männliche Geschlecht durchschnittlich die stärkste Anziehungskraft ausüben, so bemerken wir, daß das den Mann heranziehende „ewig Weibliche" seltener in gewissen Charaktereigenschaften, als vielmehr in ganz anderen Qualitäten besteht, beispielsweise in einem zarten Teint, graziösen Bewegungen, in einer glänzenden Aussteuer u. s. w.

Da man aber diese, obzwar recht angenehmen Eigenschaften doch nicht als das Kriterium der wahren Weiblichkeit wird darstellen wollen, so sehen wir uns gezwungen, eine das Wesen derselben präzisirende Definition anderswo zu suchen. Vielleicht finden wir den Schlüssel zur Lösung dieser Frage in der Vorstellungsweise jenes herrlichen Volkes, welches nach Goethe, „den Traum des Lebens am schönsten geträumt", der Griechen, deren künstlerisch idealer Ideenschwung in den weiblichen Gottheiten, in einer Athene, Aphrodite, Artemis und anderen Frauengestalten schuf, welche trotz ihres „emanzipirten" Wirkungskreises nichts Un- oder Mannweibliches an sich hatten. Leider bietet uns auch die griechische Religion den gewünschten Aufschluß nicht. Denn keiner der götterkundigen Sänger Altgriechenlands berichtet uns darüber, ob es auf dem Olymp eine „Frauenfrage" gegeben habe und ob Apollos pfeilsichere Schwester, Zeus' gepanzerte Tochter und die neun hehren Schirmerinnen der Künste und Wissenschaften für ihre unweiblichen Neigungen von den männlichen Olympbewohnern „lächerliche oder gefährliche Emanzipatrizen" gescholten wurden.

Wenn aber die Götterlehre selbst uns darüber nicht aufklärt, welche Eigenschaften der Hellenen als vorzugsweise weiblich galten, so bietet uns dagegen die altgriechische Sage von der Entstehung des ersten Weibes einen, wenn auch etwas unsicheren Anhaltspunkt.

Alle meine werthen Leser und Leserinnen kennen den von Hesiodus erzählten Pandora-Mythos. Nachdem der junge Zeus seinen Vater Kronos vom Throne gestürzt und von diesem selbst Besitz ergriffen hatte, beschloß er, das Menschengeschlecht zu vertilgen und ein neues zu erschaffen. Prometheus aber nahm sich erbarmungsvoll der armen Sterblichen an und stahl für sie aus der Schmiede des Hephästos den göttlichen Funken. Durch den Besitz des Feuers ist nun die Menschheit vor dem völligen Verderben sichergestellt, denn Zeus kann das einmal Gegebene nicht wieder rauben, aber er sendet ihnen ein anderes Leid, eine schwere Noth, wie Hesiodus sagt:

„Das Unheil, an welchem doch Alle
Sich von Herzen erfreuen und es hegen, das eigene Unheil."

Der alte Dichter ist satirisch und noch recht ungalant, denn er nennt als dies schwere Unheil — das Weib. In hämischer Schadenfreude läßt Zeus von Hephästos aus Erde und Wasser eine Gestalt bilden mit Menschenstimme und Menschenkraft, aber den unsterblichen Göttinnen an Wuchs und Schönheit gleich, und alle die Himmlischen beschenkten sie mit ihren Gaben, Athene mit den Künsten des Webstuhls und der weiblichen Arbeit, Aphrodite mit Anmuth und unwiderstehlichem Liebreiz, Hermes mit argem Sinn und listigem Trug und verführerischer Schmeichelrede. Und darum heißt dieses Wesen Pandora, die „Allbegabte", welche dann dem Bruder des vorsichtigen Prometheus, dem Epimetheus (Nachbedacht) zugeführt wird, der trotz der brüderlichen Warnung, sich von Zeus nicht beschenken zu lassen, die Gabe annimmt und „das Unheil erst erkannte, als er es hatte." Und Pandora bringt ihm als Mitgift ein Faß ins Haus (die Neuen reden meist von einer Pandora-Büchse), das zu öffnen verboten war, denn es enthielt Krankheiten und Sorgen und allerlei Uebel, die es vorher noch gar nicht auf Erden gab; aber das Weib selber nimmt den Deckel ab und hinaus fliegen sie alle und zerstreuen sich über die ganze bewohnte Erde. Nur die Hoffnung, welche zu unterst im Fasse war, blieb darin, als der Deckel wieder verschlossen ward; und so bleibt sie auf immer bei dem Menschen und weicht nicht von ihm, während die anderen unzähligen Uebel, die dem Fasse entschlüpft sind, ihn von allen Seiten umstürmen und unvermuthet überfallen.

Recht bedenkliche Gaben sind es, wie man sieht, mit welchen die althellenische Sage das erste Weib ausgestattet darstellte, welche mithin ihr als charakteristisch weibliche Eigenschaften galten. Vor allem die Neugierde, jene unglückselige Neugierde, welche an allem Unglück auf Erden schuld sein sollte, indem sie Pandora dazu drängte, die Büchse zu öffnen, und nach der anderen Sage, Eva dazu verführte, die verbotene Frucht vom Baume der Erkenntniß zu naschen. Nächst der Neugierde sehen wir „Anmuth und unwiderstehlichen Liebreiz, argen Sinn, listigen Trug und verführerische Schmeichelrede" als Eigenschaften des Weibes verzeichnet. Sind es etwa diese Qualitäten, von welchen die Eingangs dieser Zeilen erwähnten Gegner der Frauenbewegung besorgen, daß sie den Frauen durch höhere Geistesbildung und erweiterte Arbeitsgebiete abhanden kommen könnten und deren Abhandenkommen, wenn es wirklich der Fall wäre, lehhaft beklagt werden müßte?

„Nicht die Fehler und Schwächen des Weibes, sondern dessen Tugenden sind es (so lautet die entrüstete Gegenrede), für deren Einbuße uns bangt!"

Leeres Phrasengeklingel! Man nenne mir eine Tugend, welche ausschließlich weiblich und nicht zugleich menschlich wäre oder eine solche, welche nur dem Manne ansteht und dem Werth, der Würde der Frau Eintrag thäte!

Nehmen wir beispielsweise die anerkanntermaßen allermännlichste der Tugenden, den physischen Muth. Vor Kurzem ereignete es sich in in einem kleinen ungarischen Städtchen, daß zwei Kinder von fünf und sieben Jahren auf der Straße spielten. Plötzlich jagten zwei an einem leichten Jagdwagen gespannte Pferde in rasendem Laufe einher. Sie waren scheu geworden und der Kutscher vermochte nicht, sie zu bändigen. Die Leute auf der Straße stoben entsetzt auseinander, flüchteten unter die Hausthore. Aber die vom Schreck verwirrten Kinder liefen, statt zur Seite, in der geraden Lauflinie der Pferde. Da kam ein junges Mädchen des Weges — die Lehrerin der dortigen Mädchen-Elementarschule — übersah raschen Blickes die den Kindern drohende Gefahr, fiel den Pferden in die Zügel, brachte sie zum Stehen und die Kleinen waren gerettet.

Dieser Beweis von Muth und Kraft ist nun wohl sehr „unweiblich"; dem Ideal „holder Weiblichkeit" weit entsprechender wäre es gewesen, mit Angstgeschrei auf die Seite zu rennen und die armen Kinder van den Hufen der Pferde zertreten zu lassen?

Stellen wir dieser spezifisch männlichen Tugend, dem physischen Muth, eine Eigenschaft gegenüber, welche vorzugsweise als ein Attribut der Weiblichkeit gedacht wird: die liebevolle Güte des Herzens, und sehen wir zu, ob diese Eigenschaft in der That für den Charakter des Mannes eine geringere Zierde ist als für den der Frau. Ich vermuthe, daß die Unrichtigkeit einer solchen Anschauung jedem Denkenden sofort einleuchtet. Denn ist die gepriesene Herzensgüte mit weichlicher Schwäche des Charakters gepaart, wie dies leider oft der Fall ist, so ist sie gewiß keine Tugend, sondern ein Fehler. Sehen wir

hingegen Tiefe und Milde des Gemüths mit entwickelter Vernunft und Kraft des Charakters vereint, so erhalten wir das Bild einer vortrefflichen Persönlichkeit, an der Jeder seine Freude haben müßte. Finden wir aber in diesem Bilde etwa den speziellen Typus energischer Männlichkeit oder holdseliger Weiblichkeit dargestellt? Gewiß keine von beiden oder vielmehr beide, nämlich den Typus reiner, schöner Menschlichkeit.

Es giebt keine moralischen Eigenschaften, die im Charakter des Mannes eine Tugend, in jenem der Frau aber einen Fehler, oder umgekehrt, bilden können und die oft ausgesprochene Befürchtung, daß die Frauen durch eine dem Dienst der Oeffentlichkeit gewidmete Thätigkeit nach und nach des Wesens echter Weiblichkeit verlustig gehen müßten, entbehrt jeder Begründung.

Jede Arbeit, sei dieselbe rein idealer Zwecke wegen oder aus ernstem Pflichtgefühl, in der stillen Kammer oder auf dem Markt des Lebens vollbracht, veredelt. Das Erscheinen der Weiblichkeit hängt durchaus nicht vom äußeren Berufe, sondern lediglich von der Gesinnung der Seele ab, die sich in jedem Beschäftigungszweige entwickeln und entfalten kann. Ob die Frau in ihrer eigenen Familie oder im Bureau, hinterm Ladentisch, im Schulzimmer, auf der Bühne, auf dem Podium des Concertsaales, am Krankenbette als Pflegerin oder als Arzt ihre Wirksamkeit ausübt, überall ist es die innere Gesinnung, das Wie, mit dem sie sich ihrem Berufe unterzieht, wodurch ihr Wesen das eigenthümliche Gepräge erhält, nicht die äußeren Umstände ihrer Berufsart.

Darum handelt es sich vor Allem um die Richtung des Charakters und Geistes, die der Frau in ihrer Erziehung gegeben worden. Wenn sie sittlich geläutert und edel strebend in die Arena des Lebens tritt, so wird sie auch dort läuternd und veredelnd zu wirken wissen und dadurch wird das öffentliche Leben nur gewinnen. Nicht eine abstoßende Zwitterhaftigkeit des inneren Wesens und der äußeren Erscheinung des Weibes wird sich aus solcher edler Wirksamkeit entwickeln, sondern dieselbe wird die Blüthe wahrer Weiblichkeit nur noch schöner und voller zur Entfaltung bringen. Treu ihren Beruf verfolgend, wird die Frau doch unwillkürlich Repräsentantin der Anmuth und Schönheit sein, jener Anmuth der Seele und Schönheit der reinen, edlen Gesinnung, welche die äußerliche, körperliche Schönheit nicht nur zu heben und zu vergeistigen, sondern auch, wo diese fehlt, sie zu ersetzen vermag.

Weibliche Lebensstellungen.

Von Karl Stelter.

Die echte und wahre Emanzipation des Weibes, wie sie „edle Frauen“ anstreben, würde schnellere und erkennbarere Fortschritte machen, wenn, wie Emma Laddey in Heft 9 dieser Blätter zeigt, die „gesellschaftlichen Vorurtheile“ nicht wären. Edle Frauen sollten daher hier vor allem die Hebel ansetzen, um die Stellung des weiblichen Geschlechts zu verbessern! Ich bin weit davon entfernt, einer Gleichmacherei das Wort zu reden, denn, selbst alt geworden, lehrt die Erfahrung nur zu sehr, daß Ueberhebung, Strebung nach Unerreichbarem und das Erheben von Ansprüchen, da wo geistige und materielle Mittel zur Geltendmachung fehlen, die meiste Unzufriedenheit verschulden.

Die Mittel spielen überhaupt eine hervorragende Rolle, denn wo sie vorhanden sind, kommen die meisten Fragen der Emanzipation im edelen Sinne, gar nicht in Betracht. Wer also gut situirt, vermögend ist, der hat nicht zu sorgen um die dereinstige Stellung oder Existenz seiner Töchter, denn die Mittel dafür sind vorhanden. Er mag nur früh genug dazu thun, daß die Töchter nicht aus Geldstolz übermüthig auf ihre Mitschwestern herabsehen, sondern die Mutter vorzugsweise gehe mit dem guten Bei-

spiele der Leutseligkeit voran, denen gegenüber, deren Arbeit oder Talente sie bedarf. Arbeit und Talente müssen sich ja meist in den Dienst des Kapitals stellen, aber die Leistung ist gegenseitig und eben weil ererben leichter ist, als erwerben, soll der Besitz dem Erwerb die Anerkennung nicht vorenthalten. Wird einmal dagegen nicht mehr gesündigt, dann haben die weiblichen Geschäftspersonen die ihnen gebührende Stellung und es wird nicht erst in der Gesellschaft gefragt werden: welchen Rang, Titel, oder welches Vermögen hat sie — genug, daß sie die Fähigkeit besitzt, sich selbst eine Existenz zu verschaffen und nicht erst der Heirath dazu bedarf. Unter weiblichen „Geschäftspersonen" möchte ich hier alle diejenigen verstanden wissen, welche, wie der Mann, durch eigenes Können ihre Existenz sichern, sei es nun wissenschaftlich, durch Kunstleistungen, oder materielle Arbeiten, einerlei, ob selbständig, oder abhängig, denn abhängig ist auch die Mehrzahl der Männer bis zu den höchsten Stellungen hinauf. —

Die weibliche Existenzfrage löst daher die Emanzipationsfrage von selbst und deshalb ist es Frauenpflicht die weibliche Erwerbsstellung gesellschaftlich so hoch zu halten, daß damit Standesunterschiede ausgeglichen, oder besser gar nicht geltend gemacht werden. — Dazu gehört freilich eine Praxis, die ich des Weiteren hier erörtern will und zwar an zwei Beispielen aus dem Leben und der Gesellschaft selbst.

In meiner als besonders arbeitsam bekannten Wupperthaler Heimath, wo auch die vielen Millionäre den ganzen Tag über arbeiten, lernte ich fünf Geschwister kennen, Kinder eines Stabsoffiziers, wovon drei Töchter, geachtete und einträgliche Stellungen einnahmen, zwei in eigenem Modegeschäft, die dritte in einem Manufakturwaarengeschäft als Verkäuferin — Ladenmädchen — würde es heißen. Solche „Ladenmädchen", deren in großen Geschäften bis zu fünfzig sind, müssen die Bildung einer höheren Töchterschule haben und dann 3- bis 4jährige Lehren bestehen, bis sie „weibliche Kommis" sind, die dort, häufig wohl so gut gestellte wie Hunderte von Beamten, sichere Existenz haben und nicht selten die intimsten, freundschaftlich behandelten Beratherinnen der reichen vornehmen Damenkundschaft abgeben. Man könnte von gewissen Seiten jenen „Damen" das streitig machen wollen, was man „gesellschaftliche Stellung" zu nennen pflegt und sie deshalb vielleicht für familiärer halten, weil sie dem Geschäftsleben näher stehen. Da würde man aber sehr irren, denn diese „Kaufmannsfrauen" stehen den Geschäften ihrer Häuser durchaus fern und Geldstolz ist bekanntlich selten bescheiden, wenn auch ebenso verkehrt wie Rang- und Gelehrtenstolz. — Es handelt sich nur darum, daß weibliche Stellungen, wie die bezeichneten, als selbstverständliche und ehrenvolle Erwerbsquellen gelten — eben weil da auch der Reichste arbeitet und diese Kaufleute nicht etwa das sind, was anderswo vielfach so genannt wird: Krämer, Winkelirer und Händler. — Die Klasse der weiblichen Kommis behält auch die Grundlage aller weiblichen Erziehung: Ausbildnng für das Hauswesen, bei, denn eine dieser in großen Geschäften Angestellten hat, abwechselnd, jede Woche dem Haushalt, der Küche vorzustehen, weil all die Kolleginnen Kost und Wohnung im Geschäftshause haben. Somit erfolgt die Ausbildnng zur Hausfrau ebenso gut als fürs Geschäft und selbständige Geschäftsinhaberinnen, Mitarbeiterinnen von Geschäften bei Verheirathung, sowie lediglich Hausfrauen gehen aus dem Stande der weiblichen Kommis hervor, welche sich in den letztvergangenen Jahrzehnten noch erweitert hat aus den auf Handelsschulen gebildeten Kassirerinnen und Buchhalterinnen.

Die Doppelausbildung jedes nicht reichen Mädchens für einen Spezialberuf und für den Haushalt, ist eine nicht genug zu betonende Nothwendigkeit. Jedes sieht die Frauenwürde als eigentlichen Lebenszweck und das sonst zu Erlernende als Nothanker an, für den Fall, daß der Hauptzweck nicht erreicht wird. Folglich muß Kenntniß der Hausarbeit mit Einschluß der Küche jedem Mädchen in erster Linie so zu eigen sein, daß es alles dahin Einschlagende besorgen kann, wenn einmal die Hülfe versagt. Die Klage über unfähige Dienstboten würde bei weitem geringer sein, wenn die Hausfrau denselben zeigen könnte, wie's gemacht werden muß, wenn sie dem neu eintretenden Dienstboten Anleitung geben wollte, wie sie gekocht und gearbeitet haben will. Vor solcher Hausfrau haben die Dienstboten auch Respekt, denn, sagen sie: die versteht's! —

Statt dessen aber wird nur zu viel theoretisch gelernt und betrieben; das Stundennehmen in Handarbeiten, Malen, Zeichnen, Singen, Musi-

ziren und was sonst noch alles, macht sich in den seltensten Fällen bezahlt; es ist theuer und bringt zu wenig für die Praxis, aber zu viel für dilettantisches Gebahren, so daß deshalb mancher junge Mann sich nicht getraut, einen Hausstand zu gründen, weil seine junge Zukünftige nur kosten, aber nichts für den Hausstand selbst leisten würde. —

Wo das nicht nöthig ist, fällt dieser Zweifel ja fort, aber es handelt sich eben um den Erwerb, da, wo er geboten ist.

Das zweite Beispiel soll die Kehrseite zeigen.

Mein jetziger Wohnort weist überwiegend solche Bewohner auf, welche „es nicht mehr nöthig haben" — nämlich das Arbeiten um zu erwerben. Sie leben von ihren Renten oder — Pensionen.

Es kann einer ein wohlsituirter Rentner sein, dessen töchtergesegneter Hausstand trotzdem wünschen lassen muß, daß die Töchter einmal selbst etwas verdienen, oder wenn ihr Ehestand Zuschuß erfordert, dieser das Grundeinkommen nicht gar zu sehr schmälere.

Bei Pensionären ohne Vermögen — und deren ist die Mehrzahl — ist die Sorge um die zukünftige Existenz der Töchter, wenn auch meist geheime, doch darum um so drückendere.

Wie aber gestaltet sich hier die Sache in den meisten Fällen? —

Um im Fahrwasser des ersten Beispiels zu bleiben, nehme ich wieder einen der hier zahlreichen Stabsoffiziere z. D. oder a. D. Rang, Titel und lebenslängliches Einkommen sichern die Familienexistenz. Die gnädigen Fräuleins leben in diesem Vergnügungshaushalt, besuchen Concerte, Bälle, Theater und selten sieht man sie auf der Straße ohne 2 oder 3 schmutzige Bibliotheksbände. Einen Erwerbszweig haben sie nicht gelernt, sie werden ältere gnädige Fräuleins, bleiben dies und die Eine oder die Andere versucht sich als „Gesellschafterin", „Repräsentationsdame", bis — für sie herab — zur „Haushälterin". Das „gnädige" Fräulein hält dabei die Standesansprüche aufrecht und erfährt dadurch, auch wohl nicht selten durch seine Unfähigkeit, Unannehmlichkeiten aller Art und oft sind solche Stellungen nicht von Dauer, die Anfangs in befreundeten Kreisen so leicht gemacht waren. Sterben nun die Eltern dieser Töchter, so zwingt sie Noth zu dienender Stellung, oder sie fallen Verwandten zur Last, werden unangenehme Zugaben für eine vielleicht verheirathete Schwester und klagen über ihr verfehltes Dasein. —

Ich habe diese beiden Beispiele aus der höheren Gesellschaft nicht etwa gewählt, um berechtigten Ansprüchen zu nahe zu treten, zu deren Aufrechterhaltung die nöthigen Mittel vorhanden sind, sondern nur, um an der ersten ausnahmsweise praktischen Fürsorge den Weg zu gesicherter Existenz zu weisen, gegenüber der Regel des Unproduktiven, die zur Existenzlosigkeit führt. Auch liegt es mir fern, nur in den sogenannten höheren Ständen das Uebel finden zu wollen; es ist im Mittelstande mindestens ebenso verbreitet. Verfängt kein Mittel, welches aufgeboten wird, um unter die Haube zu kommen, so werden die weiblichen Handarbeiten spielend fortgeführt, so lange des Vaters Verdienst den Haushalt bestreitet, nach dessen Tode aber wissen nur zu viele vermögenslose Wittwen und Töchter sich nicht zu ernähren, denn sie haben nichts so gelernt, daß sie damit etwas verdienen können und sie mögen sich auch dann noch nicht einmal zu Einschränkungen bequemen, bis äußerste Noth dazu zwingt, muß doch der Schein gewahrt werden, der womöglich noch einen zur Ehe einfangen soll. —

Manches unter dem Vorgesagten mag hart klingen, denn Verschleierung ist ja ein Hauptfehler unserer Zeit. Der Schleier soll auch nur gelüftet werden, um die Schäden zu zeigen; wie ihnen vielfach abzuhelfen ist, wurde ebenfalls angedeutet. Selbsthülfe ist überall das Nothwendigste und meist auch geeignet, befriedigende Resultate herbeizuführen. Doppelausbildung für den Hausstand und für einen Erwerb ist den Mädchen nothwendig, um für alle Fälle ihre Zukunft zu sichern. Diejenigen aber unter ihren so gut gestellten Mitschwestern, daß sie für sich des Erwerbes nicht bedürfen, mögen dafür sorgen, daß die weibliche Erwerbsbefähigung als etwas Selbstverständliches, hoch Ehrenwerthes aufgenommen wird, dem in der Gesellschaft keine geringere Stelle gebührt, als ererbtem oder verliehenem gesellschaftlichen Rang, denn nur die Mittel erhalten ihn aufrecht und Mittel schafft der Erwerb ja eben Denen, welche sich dadurch eine Lebensstellung sichern, um nicht Andern zur Last zu fallen.

Die Sorge.

Von Nina Güthner geb. Freiin Fuchs.

Wer kennt sie nicht, die Unheimliche, die sich immer wieder auf unsern Weg drängt, die unsere Freuden verbittert und unsere Leiden verschärft? Unser körperliches Auge vermag sie wohl nicht zu erblicken, aber die Seele erschauert bei ihrem dumpfen Gruß. Keine Hütte ist ihr zu niedrig, sie fühlt kein Erbarmen mit der Armuth, sie setzt sich an den kalten Heerd, wie an das Schmerzenslager des Kranken und ertödtet mit ihrem eintönigen Gesang die Hoffnung in den Herzen der Unglücklichen. Kein Palast ist ihr zu herrlich, sie schreitet über purpurgeschmückte Schwellen, und der Glanz der Hoheit wie des Goldes hält ihren grausamen Schritt nicht auf. Für jedes Menschenherz stimmt sie eine andere Melodie an, und immer ist ihr der erschütternde Erfolg gewiß. Das Lächeln schwindet von allen Zügen, wenn sie erscheint, und die Angst erfaßt jedes Herz, wenn sie ihre traurige Weise anhebt. Nur die Kinder eilen ahnungslos an ihr vorüber und beachten ihre drohende Stimme nicht. Zwar hört man hier und da ein Wort aus Kindermund, das an die Sorge mahnt, Bettelkinder strecken die Händchen aus und flehen kläglich um ein Stückchen Brod, der Hunger mag in ihren Eingeweiden wühlen, allein die Sorge ist ihnen doch fremd. Die Hoffnung wandert mit ihnen durch den Staub der Straßen und raunt ihnen zu, daß es gute Menschen giebt, die sich ihrer Noth erbarmen, die Genügsamkeit würzt ihnen das trockne Brot, und der Leichtsinn schläft mit ihnen auf dem harten Lager. Am Krankenbett und am Sterbebett der Seinen bringt das Kind sein Thränenopfer oft leidenschaftlicher als die Erwachsenen, aber seine Thränen schwemmen das Herzeleid hinweg und die Sorge findet keinen Raum in seiner Brust. Es kehrt zu seinem Spiel zurück, während das Grab über die geliebte Mutter noch nicht geschlossen ist, und sein unschuldiges Gelächter klingt schon in das Geläute der Sterbeglocken. Es wäre auch allzu traurig, wenn die Sorge schon mit ihrer eisernen Hand die Züge eines Kindes zeichnen dürfte! Wenn die Jahre ihre Runen in ein Menschenantlitz gedrückt, wenn die Augen den sonnigen Glanz verloren, der Mund das Lächeln verlernt, bringt auch die Schrift, welche die Sorge führt, keinen allzuschroffen Gegensatz mehr hervor. Das Kind aber ist, wie der große Dichter Viktor Hugo sagt, das lieblichste Geschöpf der Erde, es überstrahlt alle Blumen und Edelsteine an Schönheit, und sein Lächeln ist noch ein Himmelsgruß aus dem Paradiese. Zärtlich schließt es sich an Jeden an und gläubig lauscht es auf Alles, was man ihm sagt. Wahrlich, die Sorge paßt zu einem solchen Wesen so wenig, wie ein Trauerflor zu den frischen Rosen im Garten. Das Kind ist viel eher geeignet, die Sorge zu verscheuchen als an ihrer Hand zu gehen. Der Anblick eines holden Kindes erfrischt die Seele, sein heiteres Lachen wirkt wie ein Heilmittel, und aus seinen strahlenden Augen quillt auch für den Sorgenvollen ein Born des Friedens und der Hoffnung. — Die Kindheit und die Unschuld gehören zusammen, und für die Sorge ist kein Raum mehr bei diesem Paare. Auch die Jugend und die Sorge passen nicht für einander. Man denkt sich wenigstens die Jugend gleichbedeutend mit Glück und unschuldigem heiterem Sinn, es stehen ihr auch noch Eltern, Beschützer und Freunde zur Seite, die das Schwere für sie tragen und ihr den freien Schritt über blumige Gründe gönnen möchten — wenn es nur anginge — aber in unserer Alles überstürzenden Zeit wird schon die Jugend auf die Pfade der reiferen Jahre gedrängt und muß den Kampf ums Dasein aufnehmen. Nur wenige sind vom Schicksal so begünstigt, daß sie den Lenz des Lebens frei genießen und sich süßer Träumerei hingeben können, beruhigt durch das Bewußtsein, daß ihre Zukunft geborgen ist, die meisten werden schon frühzeitig durch die Sorge aufgescheucht und müssen rastlos ringen und jagen, um die Bedingungen zu einer erträglichen Existenz zu gewinnen.

Ach, nicht blos der Jüngling, auch die zarte Jungfrau ist oft gezwungen, sich nach Erwerb umzusehen! Mit trübem Blick betrachtet der

jugendliche Menſch, der kaum der Schule entwachſen iſt, den raſtloſen Zudrang nach allen Stellen und fragt ſich, wo noch ein Plätzchen für ihn offen ſein möchte? Er muß ohne Raſt und Ruhe ringen und ſtreben, wenn er nicht von andern überflügelt werden will. Nur hervorragende Leiſtungen können Anſpruch auf entſprechenden Lohn erheben, und wie ſchwer iſt es, dies Ziel zu erreichen, nach welchem ſo viele mit fieberhaftem Eifer trachten!

Ueberall iſt die Konkurrenz gleich groß, ſie ſteigt bis in die höchſten Kreiſe hinauf und breitet ſich noch in den unterſten Schichten aus. Ein Heer von Rittern des Geiſtes ſchmachtet umſonſt nach Lorbeern, nach Anerkennung und goldenem Lohn, und ein Heer von Arbeitern ringt ebenfalls umſonſt um das tägliche Brot. Wer ſich nicht mit eiſernem Fleiß der Arbeit widmet, kommt nie voran, und wer aus Trägheit einen Moment inne hält, oder aus Leichtſinn einen Schritt zurückweicht, erreicht nur in ſeltenen Glücksfällen noch ſein erſehntes Ziel. Jeder muß alle Kräfte aufbieten, um es zu etwas zu bringen, der einfache Arbeiter ſo gut wie der Gelehrte, der Handwerker wie der Künſtler.

Die Sorge ſchreitet an der Seite eines Jeden und treibt ihn zu raſtloſem Streben an. Um ihr zu entgehen, eilen Alle weiter und weiter, denn ſie hoffen, daß ſie ihnen auf die Höhe nicht folgen kann. Der Mann muß ſchon in frühen Tagen mit der Sorge rechten, und doch iſt ſein Schickſal noch leichter als das des Mädchens, wenn daſſelbe ebenfalls gezwungen iſt, das Elternhaus zu verlaſſen und einen Erwerb zu ſuchen. Nach den Geſetzen der Natur wäre die Stelle der Jungfrau an der Seite der Mutter, bis ſie den trauten Schutz an der Seite des Gatten fände; aber wie viele müſſen hinaus und den bittern Kampf ums Daſein aufnehmen, obwohl ihre Kraft demſelben nicht gewachſen iſt. Für die armen Mädchen exiſtiren noch viel weniger Erwerbszweige als für den Mann, und jeder Schritt nach Selbſtändigkeit wird ihnen erſchwert. Die Sorge heftet ſich immer an ihre Ferſen. Es gilt nicht blos das Rechte zu thun, ſondern auch jeden Schein des Unrechts zu meiden. Die Sorge raunt ihnen zu, ſich vor Feinden zu hüten, aber auch den Freunden zu mißtrauen, überall wittert ſie Gefahr und beſchwert die jungen Herzen mit ihrer Laſt.

Es iſt ſehr hart, wenn ein junges Mädchen gezwungen iſt, das ſichere Heim zu verlaſſen, aber die Sorge findet auch den Weg zu jenen, die ſo glücklich ſind, unter dem Schutz der Eltern weilen zu dürfen. An der Hand der Liebe ſchlüpft die Sorge oft genug in das Haus, wo der Wohlſtand herrſcht und der Frieden geſichert ſchien tönt ihre heiſere Stimme und ſchreckt Alle aus ihrer Ruhe. Das Herz wählt oft ſo anders als es im Rathe der Familie beſchloſſen war, und die Sorge findet ein ergiebiges Feld für ihre Einflüſterungen. „Der unbekannte Mann wird dein Kind unglücklich machen," raunt ſie der Mutter zu, „er wird dein mühſam erſpartes Vermögen verſchwenden," murmelt ſie dem Vater ins Ohr, und den Verwandten und Freunden weiß ſie ebenfalls ſchlimme Ahnungen mitzutheilen. Alle ſtürmen auf die Jungfrau ein und machen ihr aus lauter Liebe das Leben zur Hölle. Sie raſten nicht, bis ſich das unſchuldige frohe Herz der Sorge öffnet und ſie darin niſten läßt — dann iſt es mit dem Glück vorbei. — Der Tag bringt keine Freude mehr und die Nacht iſt voll von Qual. Wie lang ſind doch die Stunden, wenn die Sorge am Lager wacht und den Schlaf verſcheucht! Die Dichter beſingen wohl ein ſolches Weh, aber die Heilung will keinem gelingen. So Viele fühlen ſich berufen, die warnende Stimme zu erheben, wenn ſie entdecken, daß ein junges Paar ſich in heißer Liebe gefunden, o ſie rühren alle ſo gern daran und winken die Sorge herbei, ſie möge ihnen helfen, den Gottesfunken zu zerſtören, und die Sorge iſt immer bereit! Wie ein Schutzgeiſt breitet ſie die Flügel um das Mädchen und warnt es vor Falſchheit und Verrath, und wie ein Freund umarmt ſie den Jüngling und weiſt ihn auf Enttäuſchung und Elend, wo er Zärtlichkeit und Wonne gehofft. — — Entſagen, entſagen! ſingt ſie unaufhörlich und lähmt damit das friſche Wagen, das zum Glück geführt hätte — denn die Sorge iſt nicht immer ein Schutzgeiſt und nicht immer ein treuer Freund, ihre Warnung iſt oft trügeriſch, und wer derſelben Gehör giebt, richtet ſein Glück zu Grunde, ihre Schleier ſind aus den Schatten der Nacht gewebt und verdüſtern den hellen Tag. Nur das thränenmüde Auge hält dieſe ſchwarzen Schleier für die Fittige eines guten Geiſtes, nur das gebeugte Herz hört in dem heiſeren Ton die Stimme eines treuen Freundes. Die Sorge verräth die Schwachen, die ſie irregeführt, an das unbarmherzige

Schicksal, das ihnen nichts von Allem giebt, was es ihnen zugedacht und was sie in ihrer Muthlosigkeit aufgegeben. Das Leben bietet immer neue Ueberraschungen, und die Klügsten sind unwissend, wenn es die Geheimnisse der Zukunft gilt, und doch zittern die einen vor Möglichkeiten, die nie eintreffen, und erwarten die andern mit banger Ahnung Schreckniſſe, die nie kommen. Wer zurückblickt, wird sich sagen müssen, daß seine meisten Hoffnungen vernichtet wurden, daß aber auch seine schlimmsten Befürchtungen unerfüllt blieben. Die Sorge hört nicht auf, so lange das Herz schlägt, sie wechselt nur ihr Gewand und lauert immer wieder auf unseren Pfaden, sie begleitet die Braut zum Altar und folgt ihr als sichere Mitgift in die Ehe. Neben der Mutterfreude behauptet sie ihren Platz, und an der Gattentreue fordert sie ihren Antheil, bald flüstert sie von Siechthum und bald von anderem Weh. Auch dem Manne bleibt sie getreu, wie er sich auch abhastet, um ihr zu entfliehen, sie erklimmt die Höhe mit ihm und will nicht von ihm lassen, bis sein Auge bricht.

Gustav Freytag's Frauengestalten.

Eine Studie von Conrad Alberti.

Während die Frühlingsstürme dieses Jahres ein reiches, herrliches Dichterleben auf der besten Höhe seiner Jahre knickten, während der Dichter des „Ekkehard" und des „Trompeter von Säkkingen" im April d. J. mit dem ersten Neuerwachen der Natur in den Schooß des Grabes sank, gestattet, gegen den Einen grausam, gütig gegen den Andern, das unberechenbare Schicksal einem zweiten Lieblinge der deutschen Frauenwelt seinen siebzigsten Geburtstag in voller Rüstigkeit zu erleben. Siebzig Jahre sind am 13. Juli vergangen, daß Gustav Freytag der Dichter des besten und bis heute noch unerreichten modernen deutschen Lustspiels und Romans, der Schöpfer so vieler gesunder, herzerfreuender Gestalten, zu Kreuzburg in Schlesien als Sohn des dortigen Bürgermeisters und Arztes Dr. Freytag das Licht der Welt erblickte. Siebzig Jahre — das Maß des Lebens, welches die Schrift dem Menschen als Grenze gesetzt hat und welches erreicht zu haben und in voller Kraft des Seins erleben zu dürfen von Allen für einen besonderen Beweis der Gunst des Himmels gehalten wird. Und wie wenige von denen, welche diese Lebenshöhe erreichen, haben die Zahl ihrer Tage auszunutzen und auszufüllen verstanden, wie viel vergeudete, köstliche, nimmer wiederkehrende Zeit ist abzurechnen von diesen siebzig Jahren! Nur das weiße Haar und die Falten im Antlitz und der Taufschein verrathen oft die Zahl der letzteren, ihre Werke aber sind klein und gering und lassen glauben, ihr Schöpfer stehe erst am Beginn seiner Thätigkeit. Für nichts gelebt, für den Hauch eines Windes, für ein Spielzeug — ist das Ergebniß ihrer Existenz. Wie anders dagegen der Mann, der siebzig Jahre lang nichts gekannt, als die ernste unermüdliche Thätigkeit im Berufe, der auf eine große Anzahl Werke von Dauer und Werth zurückschauen kann, dessen weiße Haare Trophäen sind und dem jede Runzel das Sinnbild eines Sieges bedeutet! Solch ein Mann ist Gustav Freytag, er, dem die Poesie das Kind der fleißigen Muse, nicht der leeren Muße ist, dem es heiliger Ernst war, wenn es galt Lachen zu erwecken und der sich mit der ewigen Heiterkeit der echten Dichternatur in die schwersten und düstersten Probleme des Daseins versenkte.

Diese sinnige Mischung von Ernst und Scherz, von Bewegung und Ruhe, von Wissenschaft und Poesie, von strenger Wahrheitsliebe und leicht und hell aufflammender Phantasie, von Anmuth und Kraft hat Freytag zum Liebling der Deutschen und zumal der deutschen Frauen gemacht. Denn wie verlangt die Frau den Dichter, den sie lieben soll? Der moderne Naturalismus in der Kunst, die ideenlose, blanke Abschilderung der Natur widerstrebt der Frau ihrem ganzen

Wesen nach. Mehr noch als der Mann pflegt die Frau den Kult des Schönen, und zumal in der Kunst kann der Mann sich wohl hin und wieder durch unmittelbar und lebendig auf ihn einwirkende Naturwahrheit und Kraft im Sturm vom Darsteller mit über die Grenze der Schönheitslinie hinausführen lassen, die Frau so gut wie niemals. Die paar Ausnahmen moderner Naturalistinnen dienen nur dazu, jene Behauptung zu beweisen, denn wie vereinzelt stehen sie da, wie sind sie selbst oft nur in ihrer Einbildung Naturalistinnen, während sie sich ihre Welt doch auch aus der eignen Seele aufbauen! Eine ideale Darstellung der Welt verlangt die Frau vom Dichter, einen verklärenden Schimmer soll er ihr um die Gestalten des Alltagslebens breiten, in das „Gemeine und Ewig-Wahre" soll er „die Bilder des goldigen Traums" weben. Denn die Kunst ist dem Weibe ein Heiliges, ein Himmelsgeschenk, Freude und Trost, und sie erträgt nicht, daß dieselbe durch Plattheit und Rohheit, wie sie sagt, besudelt werde. Die Frau verlangt daher vom Dichter, daß er allzu grelle Farben, allzu verletzende Motive vermeide, daß er mehr alles Milde, Freundliche, Liebenswürdige pflege, ohne darum doch auf das Erhabene zu verzichten, daß er die starken Effekte, die grellen Lichter und tiefen Schatten, die er nicht vermeiden will und kann, so umkränze und stelle, daß ihre Umgebung, daß die Idee des Ganzen sie mildern, daß der Schreck und die Angst nie ohne ihre Komplementärempfindung, das Mitleid, und die Trauer nie ohne die Versöhnung ausklinge. Die Frau verlangt ferner vom Dichter, den sie lieben soll, daß er ihr selbst in seiner Poesie diejenige Stellung anweise, welche sie selbst in der Welt einzunehmen sich berechtigt glaubt. Wie sie im Leben Huldigung und Liebe begehrt, und mit Recht, sobald sie sich als echtes ganzes Weib zeigt, so auch in der Kunst. Einem Frauenlob, einem Jean Paul, einem Schiller haben die Frauen nie vergessen, welche sinnige Huldigungen diese ihnen dargebracht, haben sie im Leben geliebt und nach ihrem Tode geehrt.

Nach beiden angedeuteten Richtungen hin wird unter den Poeten der Gegenwart kaum Einer gefunden werden, welcher den Frauen sympathischer erscheinen kann, als Gustav Freytag. In ihm verkörperten sich lange Zeit hindurch alle Bestrebungen des Jahrhunderts im Vaterlande, die wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen, sozialen, und gewannen in seinem Geiste, in seiner Darstellung volle, lebenswarme Gestalt. Immer aus dem Born des Wahren und Ewigen, der Natur und dem Leben, schöpfend, ihr seine Motive, seine Menschen entlehnend, begnügte er sich doch nie mit der bloßen Nachzeichnung der letzteren, wie er sie fand, stets wußte er sie in eine ideale Sphäre zu erheben, stets das Zufällige, Kleinliche abzusondern, um das Bleibende, Bedeutende in vollem Glanze erstrahlen zu lassen, und so die Gebote der Schönheit und der Wahrheit zugleich zu erfüllen. Auf diese Weise entstanden unvergängliche Werke wie „Die Valentine", die „Journalisten", „Soll und Haben", die „Verlorene Handschrift". Und dann stieg der Dichter hinab in den Schooß längst vergangener Jahrhunderte und erweckte mit seinem Zauberstabe die Menschen und die Verhältnisse jener Zeiten zu neuem Leben. Auch hier bewährte er seine eben geschilderte Meisterschaft, auch hier klebte er nicht an der Schale, sondern drang stets bis zum Kern vor, auch hier schuf er in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" und den „Ahnen" eine Fülle herrlicher, markiger, poesieumflossener Gestalten, von denen man auch ohne Todtenschein und gelehrte Anmerkungen glaubt, daß sie sicher gelebt haben.

Wer aber hat den Frauen schönere und erhabenere Huldigungen dargebracht als Freytag? Zwar nicht in begeisterten lyrischen Gedichten, in keinem dithyrambischen „Ehret die Frauen, sie flechten und weben," denn die Gabe des Liedes ist ihm versagt, umsomehr und eindringlicher aber in der Schöpfung einer fast endlosen Reihe der herrlichsten und bewundernswerthesten Frauengestalten. Wer kennt sie nicht, die Valentine, Gertrud, Adelheid, Leonore, Ilse, Friderun, Anna Fabricius — und unzählige andere? Kaum, daß ein zweiter deutscher Dichter so tiefe Blicke bis in den geheimsten Grund des weiblichen Herzens gethan hat, kaum, daß ein anderer, was er geschaut und nachempfunden, mit solcher Gestaltungskraft, mit so leuchtenden Farben wiedergegeben. Nie hat Freytag es über sich gewonnen, das Weib in seinen Sünden und Verirrungen darzustellen — er hat wohl gewaltsame Frauencharaktere gezeichnet, die ihre ungebändigte Leidenschaft über die Grenze des Erlaubten hinausführt, wie z. B. Georgine in „Graf Waldemar", Gisela in „Ingo", er hat auch mit

feinem Humor die lächerlichen Seiten beschränkter älterer Frauen, wie Frau Rollmaus in der „Verlorenen Handschrift" dargestellt, nie aber gewährte es ihm Freude, bei den Nachtseiten des weiblichen Herzens zu weilen, und das Schwache und Verbrecherische desselben bloß zu legen, und alle Einzelheiten zu seciren, wie manch andere Dichter es für ihre Aufgabe gehalten. Jene Frauen bleiben selbst in ihren furchtbarsten Momenten immer noch weiblich, ihre Fehler sind nur die bei Naturmenschen gesteigerten, in der psychischen Organisation begründeten Fehler aller Frauen, nie werden sie unweiblich, nie erreichen sie die Grenzen des Abstoßenden, die das Weib selbst in seinen Verirrungen nicht überschreiten darf. Daß man selbst innerhalb dieser selbstgesetzten Schranken nicht einförmig zu werden braucht, sondern eine Fülle der mannigfachsten verschiedenartigsten Charaktere schaffen kann, deren keiner dem anderen gleicht, dafür ist Freytag ein redendes Beispeil. Alle Schattirungen des weiblichen Gemüths und Herzens, alle Typen, alle Stimmungen weiß Freytag mit Meisterhand zu zeichnen, Valentinens Stolz, Ilse's Tapferkeit, Leonore's jungfräuliche Herbe und ritterlicher Muth, Gertrud's Schamhaftigkeit, Sabinen's Häuslichkeit, Adelheid's Humor, Ida's stilles Sehnen, Edith's mütterliche Hoheit, Walburg's Leidenschaft, Mariens Ausdauer, Anna's Keuschheit — sie alle, alle zusammen gerechnet stellen den Charakter des Weibes an sich in seinen verschiedenen Ausstrahlungen dar, und jede dieser Gestalten ist doch ein ganzes, lebendiges Weib mit weiblichem Empfinden, Denken, Handeln, und jede zeigt sich in den mannigfachsten Situationen, entwickelt wie von selbst ihre Natur nach jeder Richtung hin, ohne daß dem Dichter nur einmal ein Verstoß wider die Wahrheit begegnete — so tief ist die intuitive Kenntniß des weiblichen Herzens auf Seiten des Dichters. Und alle seine herrlichen Frauengestalten sind deutsche Frauen, auf heimischem Boden sind sie erwachsen, und nur als deutsche Frauen sind sie zu begreifen, denn echt national sind sie in jedem Charakterzuge. Heil dem Volke, das Frauen hervorbringt, die dem Dichter Anregung zur Schöpfung so wunderherrlicher Gestalten geben, heil dem Dichter, der die Frauen seines Vaterlandes so aufzufassen und darzustellen versteht! Könnte man sich eine Adelheid von Runeck, eine Anna Fabricius als Französinnen oder Engländerinnen denken? Nimmermehr — ein so tiefes, edles Gemüth, verbunden mit so viel Humor und neckischer, überlegener Laune, so viel Duldung, Züchtigkeit und Selbstüberwindung besitzt nur eine Deutsche — und nur eine solche kann in jenen Gestalten ihr Eben- und Vorbild wiedererkennen, nur eine solche in liebevollem Versenken in jene poetischen Schöpfungen wahren und reinen Genuß empfinden.

Trotz der bunten Verschiedenheit der Frauengestalten Freytag's, trotz der Mannigfaltigkeit der Charaktere, der Fülle der einzelnen kleinen Züge, in denen sich oft die verschiedenartigsten Naturen kund geben, und obwohl der Dichter als echter und wahrer Künstler sich niemals wiederholt, wie ja auch der Schöpfer nie dasselbe Menschenantlitz ganz genau und ohne jeden Unterschied zweimal schafft, kann man jene doch in zwei große Hauptklassen eintheilen. Jeder große Dichter hat ein oder zwei Lieblingshauptcharaktere, in deren psychologische Vertiefung er sich besonders versenkt, die er bis auf den Grund studirt und in immer neuen Veränderungen, Umgestaltungen und Ausschmückungen darstellt. So finden wir bei Goethe zwei männliche Typen: den weichen, energielosen, unschlüssig von einer Idee, einer Geliebten zur anderen schwankenden Träumer, der bald als Weislingen, Werther, Egmont, Clavigo, Fernando, Tasso, Faust, Wilhelm Meister auftritt, und in der Regel im Gegensatz zu ihm den kalten, berechnenden, weltgewandten Mann, der sich uns abwechselnd als Oranien, Carlos, Antonio, Mephisto, Jarno vorstellt und eigentlich eine poetische Nachschöpfung Merck's, des Freundes Goethe's ist. Dort ein schädliches, einseitiges Ueberwiegen des Gemüths, hier ein solches des Verstandes. Aus der ersteren Charakterfigur ist dann der haltlos zwischen zwei Frauen hin- und herschwankende Liebhaber entstanden, den wir aus den Novellen Heyse's und Turgenjeff's kennen, deren Beider Schaffen ganz auf Goethe fußt. Auch Freytag hat mehrere solcher in Gegensatz zu einander gebrachter Lieblingsgestalten, und zwar männliche und weibliche. Dem humorreichen, nie verzweifelnden, selbst die schwersten Hindernisse mit Lachen und spielender Leichtigkeit nehmenden, Alles mit Siegesgewißheit zu Ende führenden Mann stellt er den schwermüthigeren und etwas schwerfälligen, ernsten, aber darum nicht minder gediegenen, thatkräftigen

und bedeutenden entgegen, der, wenn es wahrhaft drängende Gefahr giebt, mit Kraft und Muth seinen Mann steht — und nennt jenen Kunz von der Rosen, Saalfeld, Bolz, Fink, Georg König, Doktor Hahn u. s. w., diesen Maximilian, Waldemar, Oldendorf, Anton, Professor Werner. Und ebenso ordnen sich seine Frauengestalten in zwei Hauptkategorien. Auf der einen Seite stehen die temperamentvollen, hoheitgebietenden, stolzen, leidenschaftdurchglühten, „schneidigen" Frauen, rasch, energisch, oft gewaltsam im Empfinden und Handeln, die rücksichtslos, ohne auf das Urtheil der Welt zu warten, nur dem angeborenen feurigen Naturell die Zügel schießen lassen und dadurch nicht selten über sich selbst und die, welche sie lieben, herbes Leid heraufbeschwören, Maria von Burgund, Valentine, Fürstin Udaschkin, Leonore, Walburg, Edith, Judith, gewöhnlich auch in ihrer Erscheinung groß, mächtig, mit kühn geschnittenen Zügen geschildert. Und neben ihnen zeichnet der Dichter die reizenden, anmuthigen, schämigen, keuschen, zurückhaltenden, naiven und einfachen Frauen, Prinzessin Marie, Gertrud Hiller, Sabine, Laura, Ida, Fabia, Irmgard, Minchen u. s. w., die unberührt vom Hauch einer verzehrenden Leidenschaft, ein zwar verborgenes, aber um so reicheres Seelenleben führen. Mit einer Fülle kleiner und feiner Einzelzüge, welche dasselbe beweisen, hat Freytag diese Klasse seiner Figuren ausgestattet. Sie streben nicht stolz und mächtig für sich selbst in die Höh', sie ranken sich an den Mann an, den sie lieben, sie bleiben ihm treu vom ersten bis zum letzten Tage und ersparen sich viele böse Stunden, welche den Anderen ihr Temperament bereitet, aber sie müssen freilich auch darauf verzichten, sich wie jene den Mann ihrer Wahl im ernsten Kampfe zu erringen und sich seiner Liebe wie eines gewonnenen Sieges zu erfreuen. Jene ersteren kämpfen um ihr Herz und das des Mannes, der ihre Wege kreuzt, die letzteren neigen zu friedlichem, gütlichem Austausch. Die üppige Rose und das bescheidene Veilchen sind die Sinnbilder dieser Frauentypen. Aber wie die Arten und Abarten der Rose heute bis ins Hundertfältige gehen — wilde und gefüllte, weiße, rosafarbene, rothe, gelbe, theefarbene und sogar grüne und schwarze — und alle doch trotz aller Unterschiede Glieder einer Familie bleiben, so sind auch die Gestalten der zwei Klassen der Frauenwelt Freytag's, wenn sie auch in denselben wurzeln, doch so verschiedenartig an Aussehen, Handeln und Wesen, daß nur das geübte Auge gleich in jeder die typischen Merkmale ihrer Klasse erkennt. Diese Verbindung von Einheit und Mannichfaltigkeit macht einen Hauptreiz der Charakteristik Freytag's aus, sie berührt wohlthuend und erfreulich, wie wenn wir eine zahlreiche Familie von lauter schönen Menschen sehen, die alle einen nicht zu verkennenden einheitlichen Familienzug und doch jeder sein eigenes, keinem der Anderen gleichendes Antlitz haben. Daneben windet Freytag nicht selten noch das schalkhafte Vergißmeinnicht, die süßduftende Nelke und sogar auch die Klatschrose in seinen Strauß — mit der ersteren möchte ich die humorsprühende, ausdauernde Adelheid Runeck, mit der zweiten Ilse, das herzgewinnende Naturkind, vergleichen, die sich in keine jener Rubriken einreihen lassen, zu den Klatschrosen aber sind Freytag's humoristische Frauengestalten, Frau Rollmaus, Frau Piepenbrink u. a. zu rechnen.

Schon in Freytag's erstem Werke treten jene beiden genannten Typen klar und scharf gezeichnet hervor. Der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. hatte bald nach seiner Thronbesteigung einen Preis für das beste deutsche Lustspiel ausgeschrieben. Dies war die Veranlassung, daß Freytag zum ersten Male einen dramatischen Versuch machte, den er auch die Freude hatte, mit einem zweiten Preise gekrönt zu sehen. „Die Brautfahrt" heißt das Werk, welches nach dem alten Werke, dem „Theuerdank", die Gefahren der Reise darstellt, die Maximilian, der Erbe von Oesterreich, antrat, um seine Braut, Maria, Tochter Karls des Kühnen von Burgund, heimzuführen. In Gent, dem Wohnsitz Maria's, herrscht die höchste Verwirrung, der Fürst ist todt, und Volk und Adel bis hinauf zu den Berathern der Krone sind, größtentheils durch französisches Geld bestochen, gegen die Verbindung der Prinzessin mit Max und bestürmen die hochherzige Jungfrau, ihre Hand einem der Großen des Landes, oder dem Dauphin von Frankreich, einem kränklichen Kinde, zu reichen. Aber allem Anstürmen gegenüber bleibt Maria fest: seit ihrer Kinderzeit ist sie mit Max verlobt, und wenn sie ihn auch seitdem nicht wiedergesehen hat, so liebt sie doch noch immer den lockigen Knaben, wie er ihr im Gedächtniß geblieben ist. So entgegnet sie dem Bischof, der

klagt, daß um sie wie um Helena zwischen zwei Brüdern ein langer Krieg entbrennen werde:

„Herr Bischof, ich bin keine Heidin, wie Helena, ich bin eine christliche Jungfrau und ein christlich Gesetz herrscht in der Welt, und das christliche Gesetz steht in einem Buch voll Liebe, das solltet Ihr wissen, Herr Bischof. Ein christlich Weib hat die Pflicht, ihrem Manne ein Herz voll Liebe mitzubringen und ihm treu zu bleiben bis zum Tode, und deshalb hat sie das Recht, einen Mann nach ihrem Herzen zu wählen, aber geopfert soll sie nimmer werden, weder einem Götzen, noch einem Manne."

So bleibt sie selbst im heftigsten Wirrsal ausdauernd und treu. Nur einmal bangt und zagt sie, da sich die Verleumdung an sie heranwagt und ihr zuzischelt, Max sei nicht so schön und kräftig geworden, wie er als Kind versprochen, sondern ein buckliger Zwerg. Gesunde Sinnlichkeit, natürliches Schönheitsbedürfniß mischt sich in ihr mit Temperament und ausdauernder Festigkeit. Wie jubelt sie auf, als endlich Max in seiner ganzen männlichen Schönheit vor ihr steht, sie in seine Arme schließt und gegen ihre Feinde schützt! Aber wären Max und sein lustiger Rath Kunz von der Rosen je bis Gent gekommen, wenn nicht durch die liebende Hülfe eines Weibes? Eine Zigeunerbande, von König Ludwig XI. gedungen, stellte ihnen nach, um sie zu ermorden. Aber ein Mädchen ihrer Bande vereitelte den ruchlosen Plan, sie hatte den allezeit launigen und seine Gutmüthigkeit oft hinter herbem Spott verbergenden Kunz mit seinen treuen deutschen Augen lieb gewonnen, als Zitherschläger Kuni verkleidet, schloß sie sich den Reisenden an, zaghaft und schüchtern, rettete sie sie doch aus der Hütte, darin man Beide ermorden wollte, und geleitete sie vor allen Nachstellungen sicher durch die Lande. Ein Stich, für Kunz bestimmt, ging fehl und traf sie, aber er ward auch die Veranlassung zur Entdeckung des Geheimnisses ihrer Person, das sie scheu und schämig bislang bewahrt hatte, und in Gent angekommen, hatten zwei Paare sich durch gefahrvolle Reise zu einander gefunden. Die stolze, herbe Königstochter und die holde, sich für den Geliebten opfernde Zigeunerin — in diesen Gestalten liegt der Gegensatz der Freytag'schen Frauengestalten, liegt das eine Geheimniß seiner Kunst, durch den Gegensatz der Charaktere zu wirken, schon völlig ausgebildet.

Mittlerweile hatte Freytag, damals Privatdocent in Breslau, eine Frau kennen gelernt, die Gräfin Emilie Dyhrn, welche entscheidend auf seine Zukunft einwirken sollte. Freytag's heißester Wunsch war es, die schöne und geistvolle Dame, die der gesellschaftlichen Rangordnung nach so hoch über ihm stand, als die Seine heimzuführen: ein Wunsch, der späterhin, im Jahre 1846 seine Erfüllung fand. Was Wunder, daß eine Frage, die ihn so tief und heiß bewegte — kann eine Dame der Aristokratie einem bescheidenen, bürgerlichen Gelehrten die Hand reichen? — auch auf sein dichterisches Schaffen mächtig einwirkte! So begann er das Schauspiel „Der Gelehrte", in dem das Spiel seiner dichterischen Phantasie die Wirklichkeit umweben und umgestalten sollte. Im Mittelpunkt des Stückes standen der junge Archivar Walter (Freytag) und die Baronin Leontine (Gräfin D.). Die letztere soll ihren Vetter Reginald heirathen, aber eine Stunde vor der Verlobung öffnet sich ihr Herz, sie erkennt, daß sie nur Walter liebt. Indeß ihr fehlt der Muth zurückzutreten und nur ihrem Herzen gemäß zu leben, sie wird Reginald's Gattin und wird unglücklich. Erst spät sollte sie Walter finden, der eine praktische, bürgerliche Beschäftigung ergriffen hat, erst jetzt gewinnt sie den Muth der Offenheit und Wahrheit, scheidet sich von ihrem Gatten und wird die Frau des Geliebten. Freytag hat leider nur den ersten Akt des Schauspiels vollendet, und in diesem erscheint Leontine noch ganz als die zwischen dem gegebenen Wort und ihrer Neigung schwankende Frau, sie sagt zu Walther:

. . . . Freund, ich merke jetzt,
Ich fühle mich getheilt, uneinig, schwach.
Mit leichtem Sinn, wie ihn die Fremde nährt,
Hab' ich auf mich geladen eine Pflicht,
Die größte, würdigste, unwiderruflich.
Wohl ahn' ich, daß ich auch die stille Macht,
Die in den Gründen unf'rer Seele lauert,
Heraufgefordert habe gegen mich,
Doch vorwärts schreiten auf gewähltem Pfad
Ist meine Pflicht, (bittend) und Ihre, mich zu stützen.

Freytag ließ das Stück und die Gestalt halb fertig, denn er hatte sich inzwischen entschlossen, der Idee, die ihn leitete, einen anderen künstlerischen Ausdruck zu geben — er hatte den

Plan zu den „Valentinen“*) gefaßt und damit die Bahn eingeschlagen, die ihn zu Ruhm und Erfolgen führen sollte. Auch Valentine, welche die Hand des Fürsten ausschlägt, um nach langem, heftigen Kampfe mit dem eigenen Stolze dieselbe dem einfachen Georg Saalfeld zu reichen, ist nichts als der verkörperte heiße Lebenswunsch Freytag's aus seiner damaligen Zeit, die poetische Vorwegnahme eines Ereignisses, das bald darauf wirklich eintreten sollte. Valentine ist die erste bedeutende Frauengestalt, die Freytag geschaffen, in ihr verkörpert sich seine erste Kenntniß des weiblichen Charakters. Jung an einen ungeliebten Mann gefesselt, dann durch dessen Tod Herrin ihrer Hand geworden, an Geist, Temperament und Schönheit allen Frauen des Hofes überlegen, an dem sie lebt, ist sie stolz und eigensinnig geworden, sie verlangt, daß man ihr huldige, sie duldet keine Macht über sich. Ihr ist willkommen, daß der Fürst ihr seine Neigung zuwendet, sie will ihn beherrschen, ohne daß sie ihn liebt, die Intrigue des Hofmarschalls, der sie beim Valentinsspiel zur Gefährtin des Fürsten machen will, kommt ihr gelegen. Sie vertraut dabei auf ihre Klugheit und Festigkeit. „Vier Wochen unausgesetzten Beisammenseins, ritterlicher Vertraulichkeit, was werden sie aus mir machen? Die Gemahlin eines Fürsten, oder — (stolz) es giebt kein Oder, Sie irren, Herr Hofmarschall, wenn Sie dafür kombiniren.“ Sie bedenkt nicht, daß sie vielleicht doch zu viel auf sich vertraut, sie tritt bis hart an den Abgrund heran, sie läßt es sich nicht kümmern, daß das Wohl des Landes die Verbindung des Fürsten mit der Prinzessin Maria, die dieser liebt, nothwendig verlangt. Da tritt ein fremder Mann in ihren Kreis, ein ganzer, echter Mann, der die Gefahr ihrer Lage durchschaut, ihren Charakter sofort erkennt, der sie dem Fürsten nicht gönnt, sondern für sich erobern will Er klärt sie selbst über sich und ihre Lage auf: „Ihr Leben ist glänzend,“ sagt er, „voll Zerstreuungen, Ihr Fühlen tief und Ihre Seele kräftig — Sie sind nicht glücklich.“ Sie kann ihn nicht Lügen strafen, sie kann ihn nicht widerlegen, als er ihr die Nothwendigkeit der Ehe des Fürsten und der Prinzessin darlegt, sie kann nicht verhindern, daß er die Intrigue des Hofmarschalls zerschlägt und sich selbst zu ihrem Valentinsritter macht — aber weil sie ihn sich überlegen fühlt, weil ihr Stolz nicht die Eingriffe eines fremden Mannes in ihr Leben ertragen kann, weil sie nicht wider ihren Willen vom Abgrund zurückgehalten sein will, muß sie Georg glühend, leidenschaftlich hassen und ihn, weil sie ihren Haß nicht anders bethätigen kann, durch Herabreißen ihrer Schärpe beleidigen. Wie fühlt sie sich durch seine vornehme, milde Ruhe gedemüthigt und zu noch stärkerem Hasse entflammt! Wie aber beginnt dieser zu weichen, als sie Georg's eifrige Fürsorge für sie nach dem nächtlichen, sie kompromittirenden Besuche des Fürsten spürt, als Georg, darauf selbst mit ihr allein zu dieser Stunde im Zimmer betroffen, lieber den Verdacht eines gemeinen Diebstahls auf sich nimmt, als daß er den guten Ruf der Frau, die er liebt, beflecken läßt. Das hätte keiner derer für sie gethan, die ihr alltäglich mit faden Schmeicheleien zu Füßen liegen Jetzt schmilzt ihr Haß, jetzt zeigt sich ihre wahre Seelenhoheit, sie besucht Georg im Gefängnisse, sie nimmt trotz seiner Bitten sein Opfer nicht an, ehrlich und kühn legt sie vor dem ganzen Hofe die Wahrheit dar und fragt nicht mehr nach der Meinung des Fürsten und der Welt, sie empfindet, daß sie von jetzt ab nur Einem gehört, der sie und den sie sich im ehrlichen Kampfe des Edelsinns erungen und mit dem sie hinausziehen will in eine andere Welt, wo der Mensch nur nach dem Adel seines Herzens beurtheilt wird. Zu einem glücklichen ehelichen Verhältniß zu gelangen, so lehrt uns ihre Geschichte, darf kein Theil dem andern ein Opfer schulden, beide müssen gleichen Einsatz mitbringen, beide Gleiches für einander gethan haben, die Liebe ist kein Kind der Dankbarkeit, sondern muß frei aus dem Herzen heraus ins andere Herz und frei wieder zurückströmen. Sie lehrt uns auch, daß die wahre Ehre einer Frau in Wirklichkeit nicht in deren sogenanntem „guten Ruf“, in ihrem Leumund besteht, sondern in dem eigenen Bewußtsein, keiner Vergebung zu bedürfen, nie ein unerwidertes Opfer angenommen und ihre Liebe nur um den Preis aufrichtiger Gegenliebe hingegeben zu haben, denn der gute oder schlechte Ruf ist oft nur leerer Schein.

Valentinens Widerspiel ist die Prinzessin

*) Der Titel muß in der Mehrzahl gebraucht werden, denn er ist nicht vom Namen der Heldin, sondern von den Valentinspaaren genommen, die im Stück auftreten.

sie sich Waldemar gegenüber anfänglich zu verstellen, mit welch lodernder Leidenschaft tritt sie ihm entgegen, da ihr Geheimniß enthüllt ist, welch schweren Kampf kostet sie endlich der Verzicht auf Waldemar's Herz! Noch leidenschaftlicher, aber auch gewaltsamer als Valentine, stellt sie eine Stufe des weiblichen Charakters vor, wie sie zum Glück für ihn selbst und für die Anderen im Leben nur selten vorkommt, während Gertrud das verkörperte Ideal des reinen Mädchens aus dem Volke ist.

Wir finden demnächst unsere beiden Frauentypen einander wieder gegenübergestellt in einem späteren Werke des Dichters, dem klassischen Roman „Soll und Haben". Hier heißen sie Leonore von Rothsattel und Sabine Schröter. Das Problem der Aussöhnung zwischen Bürgerstand und Adel, zu jenen Zeiten noch eine der wichtigsten Fragen des sozialen Lebens, heute freilich schon fast völlig erledigt, das der Dichter in den früheren Werken durch eheliche Verbindung der beiden Stände zu lösen versuchte, wird hier in der Weise behandelt, daß anfänglich dem Leser eine ähnliche Lösung beabsichtigt erscheint, schließlich aber doch der adlige Fink Leonore, der bürgerliche Wohlfahrt Sabine heimführt. Beide Frauengestalten gehören zu den schönsten, die ein deutscher Dichter gezeichnet hat, und bei jeder läßt uns Freytag tiefe Blicke in den Grund der ewig räthselhaften weiblichen Natur thun. Herrlich ist das gegenseitige Suchen und Finden, Anziehen und Abstoßen zwischen den Paaren geschildert. Leonore, in großen und weiten Verhältnissen auferzogen, hat sich durch ihr ganzes Leben auch einen großen und weiten Blick bewahrt, um kleinliche häusliche Sorgen kümmert sie sich wenig, die Wirthschaft ist nicht ihre Vorliebe, aber gern tummelt sie ihr Roß im Freien, setzt über Gräben nnd Hecken hinweg, dreht sich, Alles um sich her vergessend, im rauschenden Wirbel des Tanzes selbst im Hause ihrer Feinde. Ihr Herz ist offen und groß; wer, wie Anton, ihr einmal einen günstigen Eindruck gemacht hat, dem vertraut sie für alle Zeiten und öffnet ihm ihre tiefsten Geheimnisse. „Sie hatte nicht so viel gelernt", heißt es von ihr, „wie ein anderes Mädchen, das Anton kannte, und ihr Empfinden war durchaus nicht so gebildet, aber sie war eine frische, gute Natur, kräftig in ihrem Gefühl und ehrlich in ihrem Urtheil. Und sie war schön." Kräftiger Muth und Wille lebt in ihr, sie besinnt sich keinen Augenblick, sich den unbekannten Tiefen des Sees anzuvertrauen, um ein verunglücktes Bauernkind zu retten, sie opfert willig allen Schmuck, um dem Vater in seiner mißlichen Lage zu Hilfe zu kommen, sie macht beim Ausbruch der Revolution alle kriegerischen Uebungen ihrer Untergebenen mit und schießt mit eigener Hand den Polen nieder, der auf Fink anlegt. Leidenschaftlich wehrt sie sich gegen die Liebe zu Fink, der doch so mächtigen Eindruck auf sie gemacht hat, und dieser muß ihr ihr Herz in heißem Kampfe erst förmlich abringen, ehe sie sich ihm zu eigen giebt.

Ganz anders Sabine, das Bürgermädchen, welches nie den stillen Kreis des väter- und brüderlichen Hauses, in dem es lebt, verlassen hat. Eine Gestalt voll jungfräulicher Hoheit und Reinheit, ohne Leonorens herbe Sprödigkeit und Leidenschaft! Ihr Haus ist ihr Alles, ihre Wirthschaftswäsche ist ihr Schatz und emsig wacht sie über der sorgfältigen Erhaltung derselben. Sie liebt die Thiere, und Finks Rohheit gegen ihren Lieblingssperling entfremdet ihr zuerst sein Herz. Heiß innig liebt sie ihren Bruder, und ohne je selbst in seine Führung des Geschäfts einzugreifen, ist ihr doch die Ehre des letzteren ihr höchster Besitz. Sie ist züchtig und zurückhaltend, freundlich gegen Jedermann, sie besitzt Festigkeit und Selbstüberwindung, und da ihr Anton von seiner Neigung zu Leonoren spricht, räth sie mit blutendem Herz ihm selbst edelmüthig, in den Dienst des Freiherrn überzutreten. Sorgsam wahrt sie ihr Herzensgeheimniß, aber im entscheidenden Augenblicke besitzt sie den fast männlichen Muth, sich ihrem Geliebten zu nähern und ihn durch ein Wort über Alles aufzuklären und für immer an das Haus und an sich zu fesseln. Freytag verlangt von seinen Frauen, daß sie selbst sich nicht bedenken, zu dem Manne, der sie liebt, aber aus Delikatesse mit der Erklärung zurückhält, das erlösende Wort zu sprechen, seine Valentine, Sabine, Adelheid besitzen sämmtlich diese muthige Selbstüberwindung.

Durch die meisten Theile der „Ahnen", dieses unter dem Kanonendonner von Sedan als Huldigung für das geeinte Reich koncipirten Werkes, geht ebenfalls der Gegensatz der beiden von uns charakterisirten Frauentypen. Gleich im „Ingo" lernen wir die Königin Gisela und Irmgard als solche kennen. Jene, Ingo's Jugendgeliebte,

an einen unbedeutenden, verhaßten Mann gefesselt, entledigt sich mit gewaltthätigem Sinn aus Liebe zu Ingo dieser Fessel, und ihre Liebe lodert in hellen Haß auf, als Ingo sie um Irmgards willen verschmäht und ihrer Missethat flucht. Da weiß das beleidigte Weib furchtbare Rache zu nehmen, von allen Seiten führt sie Feinde gegen den einst Geliebten heran, belagert ihn in seiner Burg und sättigt ihre Rache erst am Anblick der Leichen Ingo's und seiner Gemahlin. In Irmgard's Brust erwachte dagegen früh das Mitleid mit dem unsteten, flüchtigen, heimathlosen Ingo, sie hatte sich ihm zuerst genähert und ihm freundlich zugesprochen, sie hatte willig der Stimme der Liebe gelauscht, die in ihrer Brust erwachte, sie hatte um seinetwillen den Eltern getrotzt und sich willig von dem Geliebten entführen lassen — seitdem war der Brautraub heimisch geworden bei den Ingosöhnen. Willig harrt sie in der Stunde der schwersten Gefahr bei ihrem Manne aus und erduldet, ein rechtes deutsches Weib, einen gemeinsamen Tod mit ihm, nur darauf bedacht, sein und ihr Kind durch eine zuverlässige Dienerin zu retten.

Im „Nest der Zaunkönige" sind alsdann Edith und Hildegard einander gegenübergestellt. Edith ist das Musterbild einer alten deutschen Mutter. Sieben Söhne hat sie ihrem Gemahl geboren und sie sind ihre schönste Freude, ihr höchster Stolz, ihr Herz pocht lauter, wenn sie in ihrer Nähe weilt. Namentlich auf ihren Immo ist sie stolz, sie freut sich, daß er im Kloster neben den geistlichen auch ritterliche Uebungen redlich gepflegt hat, aber sie weiß auch, daß eine Mutter Herrscherin über ihre Söhne sein soll, und darum treibt sie ihn in aufflammendem Zorn aus ihrem Hause, als er sich trotzig ihrem Befehl widersetzt, die eine Burg der Kirche zu übergeben. Allein schnell ist durch die Tapferkeit des Sohnes im Felde ihr mütterliches Herz wieder versöhnt, sie nimmt die Braut, die mit ihrem Sohne dem Vater entflohen, willig bei sich auf, und als der König mit seinem Heere gegen ihre Burg auszieht, den Friedensbruch zu rächen, weist sie die Aufforderung der Geistlichkeit, gegen ihre Kinder aufzutreten, mit den herrlichen Worten ab: „Und wenn wahr wäre, was ihr sagt, und wenn der große Himmelsgott ihnen die Wolkenhallen verschließt um so kleine Schuld, weil sie den Besitz eines geliebten Weibes begehrten und weil sie alle treu waren in der Noth, meint ihr, ehrwürdige Väter, daß die Mutter allein im Himmel trauern wird, getrennt von ihren Kindern? Werden diese verworfen, so will auch ich verworfen sein, lieber will ich meinen lieben Knaben ihre Becher und Schüßlein in der finstern Hölle zureichen, als fern von meinen Kindern euch, ihr Heiligen, in der strahlenden Burg des Himmels." Und so hält sie standhaft auf Seite ihrer Kinder gegen den König und die ganze Welt aus, und ihre leidenschaftliche Mutterliebe wird glänzend belohnt.

Hildegard ist die reizende Tochter eines unholden Vaters. Entzückend kleidet sie ihre Gelehrsamkeit und die lateinischen Brocken, welche sie ab und zu ins Gespräch zu werfen weiß. Sie ist ein lustiges und munteres Ding, sie besitzt Witz und gefällt sich in geistreichen Wortspielen und in liebenswürdigen Neckereien, mit welchen sie Immo stichelt. Was sich liebt, das neckt sich, sagt man, und das Wort trifft auch hier zu, und sie, die anfangs Immo wenig leiden mag, wird gar bald aus dem launigen Widerspruchsgeist sein trauter Geselle und läßt sich ohne Widerstreben von ihm aus Erfurt entführen. Aber sie besitzt nicht blos Witz, sondern auch Muth, das zeigt sie vor dem Könige, wo sie zwar verschämt und leise, aber doch unumwunden einräumt, daß sie in die Entführung durch Immo gewilligt habe.

In den „Brüdern vom deutschen Hause" stehen Friderun und Hedwig im Vordergrunde. Friderun besitzt den ganzen Stolz des freien Bauerngeschlechts, welchem sie angehört, sie ist eine spröde Landschöne, an Körper- und Willenskraft groß und stark. Sie ist heftig und leidenschaftlich und anfänglich von so bitterem Haß gegen den kecken Ivo erfüllt, daß sie sogar den Kranz von ihrem Haupte schleudert, den er nur berührt hat. Aber als sich dann einmal ihr Haß in Liebe umgewandelt hat, ist sie groß, unwiderstehlich und opferbereit in ihrer Liebe. So wie sie die Nachricht erhält, Ivo lebe in der Gefangenschaft und rechne auf ihre Hilfe, ist sie sofort entschlossen, ihn zu retten. Allein, ein einzelnes Mädchen, reist sie bei den damaligen unsicheren Verhältnissen des Weges in das kaiserliche Lager und spricht kühn und muthig beim Kaiser für Ivo. Sie fürchtet sich vor keiner Macht und Gewalt und doch bleibt sie im Herzensgrunde wahrhaft einfach und naiv

Ihre Größe, ebenso ihre treffende, Alles mit sich fortreißende Beredtsamkeit, ihre Wohlthätigkeit – Alles an ihr ist ursprünglich, unmittelbar aus dem Herzen kommend, nichts ist berechnet, nichts eingelernt. Da sie zu wählen hat, ob sie sich mit dem Vater retten oder mit Ivo vereint untergehen will, besinnt sie sich keinen Augenblick, zu Ivo in die brennende Burg zurückzuspringen, um, wenn es sein muß, mit ihm vereint unterzugehen. So ist sie in ihrer erhabenen, einfachen Herzensgröße eine der schönsten Frauengestalten, die Freytag geschaffen.

Wie anders dagegen die hochgeborene Frau Hedwig! Wie ist diese schon angesteckt von dem Leichtsinn, der Sittenlosigkeit der höheren Kreise ihrer Zeit! Sie kann nicht begreifen, wie die Landgräfin Else dem Zeitgeist so wenig huldigen mag und zum Liebhaber ihren eigenen Gemahl besitzt. In allen Künsten der weiblichen Koketterie ist sie Meisterin und weiß Ivo mit denselben bald zu quälen, zu peinigen, bald in den Himmel zu erheben, immer aber zu höchster Liebeswuth anzustacheln. Sie besitzt viele schöne Gaben, ritterliches Wesen, stets heitern Sinn, freie Art, und nicht zuletzt natürliches Talent für die Poesie und Musik, aber trotz derselben gelingt es der schönen Versucherin nicht, die einfache, schlichte, hochherzige Friderun aus Ivo's Brust zu verdrängen, denn weibliche Koketterie und Schlauheit können einen Mann mit offenen Augen und gesundem Herzen wohl eine Zeitlang täuschen und hinhalten, neben dem wahren Adel angeborener Seelengröße kann aber selbst die listigste Berechnung doch auf die Dauer nicht bestehen.

In den „Geschwistern" sind, der Zweitheilung des Buches entsprechend, zweimal zwei Frauen einander gegenübergestellt. Im „Rittmeister von Alt-Rosen" Judith und Regine, im „Feikorporal" Dorchen und Friederike. Ein starkes Mädchen ist Judith, vom Vater her ist ihr manche geheime Wissenschaft überkommen, aber ihre fromme Einfalt ist mit vielem Aberglauben vermischt, wie es in den damaligen Zeiten lag. Allein und ohne Schutz haust sie in ihrer Hütte, ohne die allerwärts tobenden Kriegsstürme zu beachten, geht sie furchtlos im Lande umher, sie durchschaut die Menschen, und als ihr die furchtbare Anklage der Hexerei entgegengeschleudert wird, weiß sie durch ihr festes muthiges Auftreten selbst den fanatischen blöden Richtern für eine Zeitlang zu imponiren. Regine König dagegen ist ein zartes, gebrechliches Wesen, deren Geist den Körper beherrscht. Die Gabe des Hochschlafs ist ihr zu Theil geworden, ihr Gemüth ist pietistisch angehaucht, trotz ihrer Schwäche folgt sie aber doch ihrem kriegerischen Bruder, an dem sie mit heißer Liebe hängt, überall hin, findet sie den Muth, vor dem Herzog von Gotha für Judith einzutreten die sie für unschuldig des schweren Verbrechens hält, dessen man sie bezichtigt. Dorchen von Borsdorf ist ein Kind ihrer Zeit, des Roccoco, fein in ihrem Betragen, ein wenig sentimental und gefühlvoll, mit einem Funken von Leidenschaft, dabei aber doch ausharrend in ihrer Liebe zum Jugendgespielen und standhaft gegen die Angriffe der betrunkenen polnischen Adligen und die Bekehrungsversuche der Geistlichkeit. Friederike ist ein ganz harmloses Geschöpf, naiv, still, unschuldig, wächst sie in tiefster Verborgenheit auf, halb unbewußt keimt ihre Neigung, die geringsten Kleinigkeiten, ein bunter Stieglitz, bereiten ihr die höchste Freude, und auch späterhin im Glück, als die Vertraute eines hochgestellten Fräuleins, büßt sie ihre liebenswürdige Bescheidenheit nicht ein.

Noch im letzten Bande der Ahnen, „Aus einer kleinen Stadt", hat Freytag zwei herrliche, von poetischem Duft umflossene Gestalten geschaffen: Henriette und Mienchen. Die Erstere wird uns um so mehr interessiren, als der Dichter dieselbe und ihre Schicksale zwar frei erfunden, aber manche einzelne Charakterzüge seiner eigenen Mutter hineingewebt hat. Auch diese hieß Henriette und war eines Geistlichen Tochter, eine poetisch angelegte, freie und große Natur, auch sie war eine lebhafte Freundin des Theaters und der Blumen. Aber die trüben Schicksale der Romangestalt blieben ihr erspart. Wie weiß jedoch die Henriette des Dichters das unheilvolle Schicksal zu ertragen, das sie zur Braut eines Landesfeindes gemacht hat! Mit erhabener stummer Duldung trägt sie ihr Loos, tapfer kämpft sie gegen die ersten Regungen der Liebe zum Doktor. Frei und kühn tritt sie ihrem Verlobten entgegen, mit Freimuth untersagt sie dem Vater, die ihm von Frankreich ausgezahlte Kriegsentschädigung für sich zu verwenden, und schwankt keinen Augenblick, persönlich die gefahrvolle Wanderung zu dem Doktor anzutreten, um ihn

zu warnen, als diesem von den Franzosen wegen seiner auf die Befreiung des Landes gerichteten Thätigkeit Unheil droht. Mienchen von Buskow ist dagegen die echte Soldatentochter, einfach, kernig und gesund. Der Schwung Henriettens ist nicht ihre Sache, selbst Jean Paul ist ihr schon zu hoch. Aber wo es gilt, für die verwundeten Krieger zu sorgen, Mäntel und Hemden für sie zu nähen, da weiß Niemand ihren Platz besser auszufüllen als sie, das Muster einer verständigen, praktischen Wirthin.

Nicht immer gefällt es Freytag, die beiden von uns charakterisirten Typen einander entgegenzustellen, oft zeichnet er nur einen derselben und stellt ihn allein in den Mittelpunkt einer Handlung oder gruppirt ihn mit einem anderen Frauencharakter zusammen. So steht im „Ingraban" — wenn wir von der Magd Gertrud absehen — Walburg allein, die trotzige Frankentochter, die in die Gefangenschaft der Sorben gerathen ist. Vor ihren Augen läßt sich Ingraban mit dem Gegner in einen Becherkampf um sie ein, und Walburg, leidenschaftlich und empört über die rohe Art des Kampfes um sie, schlitzt sich mit dem Messer, das Ingraban ihr vorher gegeben, die Wange auf, um keinem Mann mehr Anlaß zu geben, sie mit Anträgen zu verfolgen. Aber ihr stolzer Sinn wird milde, als sie Ingraban nun nur noch heißer liebt Mit großer Klugheit und Umsicht bringt sie den Zug der Frauen in Sicherheit, sie wagt, als Ingraban wegen seines aufbrausenden Angriffs gegen die Kirche verbannt ist, vor Winfried für ihn zu sprechen, sie geht in der Ueberzeugung, daß das Weib zu dem Manne gehöre, den es liebt, zu ihm in die Wildniß, seine Verbannung mit ihm zu theilen, wenn auch nur als seine Braut, nicht als seine Gattin, sie sendet ihn ohne Bedenken, ohne Rücksichten auf den eigenen Schmerz, in den Kampf, als es die Rettung der Brüder, der ganzen Gemeinde und die Wiederherstellung seiner Ehre gilt. Als gläubige Christin hat sie sich dennoch einen guten Theil des alten wilden heidnischen Blutes gewahrt, und erst, indem sie sich bereitet, ihr eheliches Glück der Rettung der Kirche und der Glaubensgenossen zum Opfer zu bringen, hat sie völlig die Probe abgelegt, hat sie jenen Beweis von Selbstbezwingung, vom Opfer des eigenen Glücks für die Sache des Himmels abgelegt, den die Kirche von ihren Kindern verlangt.

Auch Prinzessin Siddi aus der „Verlorenen Handschrift" muß hier genannt werden, die schöne und geistreiche, lustige Circe, deren Verführungkünsten Professor Werner so wacker widersteht.

Eine Anzahl Freytag'scher Frauengestalten gehört ferner noch der zweiten von uns geschilderten Kategorie an. Freytag zeichnet mit Vorliebe solche Frauen, die zu den besten gerechnet werden, weil man von ihnen nicht spricht: zarte, sinnige, zurückhaltende Geschöpfe. Ida in den „Journalisten" ist solch ein hübsches, zahmes Kind, welches durch das widrige Schicksal in den heftigen Konflikt zwischen Vater und Geliebten gestellt wird und an der sich das Wort bewahrheitet: „Wer ausharret, wird gekrönt". Standhaftigkeit verlangt Freytag in erster Linie vom Weibe, es soll sich den Schlägen des Schicksals nicht beugen, sondern mindestens passiven Widerstand leisten. Fabia in den „Fabiern" ist die einzige nicht deutsche Frauengestalt, die der Dichter geschaffen, dennoch ist sie eine der schönsten und edelsten Blüthen vom Stamme seiner Dichtung. In ländlicher Unschuld aufgewachsen, ahnt sie nichts von dem Rom verzehrenden Klassenkampfe zwischen Patriziern und Plebejern, sie liebt ihren Freund Icilius, dem sie Rettungsdank schuldet, ohne nach seinem Stande zu fragen, sie wankt nicht in ihrer Liebe, als man ihr begreiflich macht, was sie auf ewig von ihm trennt, und selbst des Vaters stolz abweisendes „Geh', Plebejerbraut!" kann sie nicht wankend machen. Mit Icilius vereint will sie sterben, aber sie bangt und zagt, da er allein in den Kampf ziehen will, in den ihre Familie sich schon gestürzt hat, sie beschwört ihn lange und eifrig zurückzubleiben, und erst spät entschließt sie sich, ihn den Verwandten, die sie so grausam behandelt haben, zuzusenden, sie zu retten, wie sie meint, in Wahrheit mit ihnen zu sterben. Liegt über Fabias Gestalt der Schleier einer gewissen Traurigkeit und Melancholie ausgebreitet, so ist im Gegentheil Laura Hummel in der „Verlorenen Handschrift" ein kleiner lustiger Kobold, der dem Konflikt zwischen den beiden feindlichen Häusern, in den er gestellt ist, lustige und erträgliche Seiten abzugewinnen versteht. Daneben lebt in ihrem nicht gerade allzu wirkungsreichen Hirn ein romantischer Zug, sie ist eine heimliche Dichterin, sammelt für den Doktor alte Volks-

lieder und sehnt sich nach einem romantischen Ereigniß in ihrem Leben, einer Entführung, welche der Doktor mit Erlaubniß ihrer Mutter in Szene setzen muß. Aber trotz aller romantischen Schwärmereien ist sie doch ein ganz praktisches und energisches Mädchen, sie weiß mit dem schuftigen Magister Knips in einer Art zu reden und zu verhandeln, daß dieser Respekt vor ihr bekommt und in eine ziemliche Zerknirschung verfällt. So ist Laura gewissermaßen die Verkörperung der Poesie der schlichtbürgerlichen Alltagsfrauenwelt.

Noch haben wir von drei Mädchengestalten Freytag's nicht gesprochen, welche wohl die herrlichsten und am feinsten ausgeführten Schöpfungen seiner Poesie sind und so eigenartig und selbstständig in jedem Zuge, daß sie sich in keine Rubrik unterbringen lassen, sondern jede für sich selbst einen weiblichen Typus oder vielmehr das Ideal eines weiblichen Charakters darstellt. Die erste derselben ist Adelheid von Runeck (aus den „Journalisten"), die Gutsherrin von Rosenau, das weibliche Gegenstück ihres Landsmannes und Geliebten Konrad Bolz, diesem in den Hauptlinien des Charakters sprechend ähnlich und doch alle Linien gerundeter, welliger, weiblicher — wie zwei Zwillingsgeschwister, Bruder und Schwester, einander gleichen. Von früher Kindheit an lieben die Beiden einander, als Knabe schon that Bolz ihr Ritterdienste und nahm eine für sie bestimmte Strafe auf sich, aber er besitzt ebenso viel Delikatesse als Keckheit, und deswegen hat er nie den Muth gefunden, als einfacher Journalist ihr seine Liebe zu gestehen. Adelheid aber besitzt den Muth, als Mädchen die Initiative zu ergreifen und sich ihren Gemahl zu erringen. Adelheid ist muthig und energisch, sie führt allein die Verwaltung ihres Gutes in trefflicher Weise, sie hält es für ihre Aufgabe, nicht nur für das eigene Glück zu sorgen, sondern auch für das ihrer Freundinnen, so z. B. Ida's Schicksal und die Verwirrungen im Hause des Obersten zu gutem Ende zu bringen. Sie ist unternehmungslustig und siegesgewiß gegen Jedermann, gegen alte Soldaten und junge Politiker. Vor Allem aber besitzt sie einen göttlichen Humor, der sie in keiner Lebenslage verläßt, sie in den schwersten Stunden tröstet, der sie unwiderstehlich macht und hinter dem jeden Augenblick das treue deutsche Gemüth zum Vorschein kommt. Jedes Wort ist eine geistreiche Bemerkung, ein Witz, so jenes berühmte Wort: „Diese Politiker — wenn ich jemals in die Lage käme, einen Mann zu meinem Herrn zu machen, ich würde ihm nur eine Bedingung stellen, die weise Lebensregel meiner alten Tante: Rauchen Sie Tabak, mein Gemahl, so viel Sie wollen, er verdirbt höchstens die Tapeten, aber unterstehen Sie sich nicht, jemals eine Zeitung anzusehen, das verdirbt den Charakter —" und in demselben Augenblick ist sie schon entschlossen, nur dem Redakteur der „Union" ihre Hand zu reichen, ein Entschluß, den sie durch den Geniestreich des Zeitungsankaufs zu seiner Erfüllung bringt. Trotz aller Bildung, trotz ihrer feinen gesellschaftlichen Etikette ist sie gegen Jedermann von einer gesunden, herzerquickenden Natürlichkeit, und Keiner scheidet von ihr ohne Bewunderung. Jeden weiß sie nach seiner Art freundlich und liebenswürdig zu behandeln, den schwärmerischen Lyriker Bellmans sowohl wie den frech-schüchternen, unglücklichen Schmock.

Stellt Adelheid von Runeck gewissermaßen figürlich den Reiz der höheren Gesellschaft dar, so ist Elise Bauer, genannt Ilse, in der „Verlorenen Handschrift" alsdann die Verkörperung der Poesie des Bauernstandes. Ein hochgewachsenes blondes Mädchen aus dem niedersächsischen Stamm, so steht sie vor uns, gesund und kräftig an Leib und Seele. Einfachheit ist ihr erster Charakterzug, schlicht, einfach und gesund ist sie in jeder Hinsicht. Sie ist standhaft und muthig, jede Spur von angekränkelter Zimperlichkeit oder Prüderie fehlt ihr, wie allen Frauengestalten Freytag's, welche, wie die unschuldige Gertrud Hiller, stets über natürliche Dinge mit Offenheit sprechen. Vor keiner Erdenmacht hegt Ilse Furcht, muthig tritt sie den Zigeunern entgegen, ohne zu Zagen tritt sie in den Kreis der gelehrten Freunde ihres Gatten, ohne Furcht auch vor den Fürsten und weist ihn in die Schranken der Pflicht gegen seinen Gast zurück. Sie kennt nicht Menschen-, nur Gottesfurcht. Sie ist fromm, wir begegnen ihr zum ersten Mal in der Kirche, nie aber frömmelt sie, und selbst in der schwersten Stunde ihres Lebens verläßt sie sich auf die eigene Kraft, nicht auf eine höhere Macht. Ihr stolzes und doch bescheidenes Wesen macht sie leutselig gegen Jedermann, und diese Eigenschaft schätzt sie bei Fremden am meisten; was ihr den Professor

zuerst näher bringt, ist seine Freundlichkeit gegen die von ihr sonst wenig geschätzte Frau Rollmaus. Ilse ist häuslich, die beste Wirthin, nicht selten vertritt sie vollständig ihren Vater. Das reizende Bild, in dem wir sie ihren sechs Geschwistern die Mahlzeit zutheilen sehen, erinnert lebhaft an die bekannte Szene, die uns Werther's Lotte vorführt. Sie hält viel auf einen guten Tisch, er ist ihr Stolz, und sie grollt ihrem Manne, der an den Werken ihrer Kunst wenig Vergnügen zu haben scheint. Auf dem Lande aufgewachsen, frei von aller erkünstelter Töchterschulenüberbildung hat sich ihr Charakter ganz aus sich selbst herausgebildet, sie besitzt die Naivität des gesunden Menschenverstandes. Märchen haßt sie, weil sie unnatürlich sind, ihre Konversation ist schlicht und einfach, eine Lüge ist ihr unmöglich, sie bleibt in jedem Wort aufrichtig, selbst dem Fürsten gegenüber, dem sie die unangenehmsten Dinge darüber, wie man im Lande seine Regierung beurtheilt, offen ins Antlitz sagt, ohne je in die gemachte und unangenehme Naivität „Lorles", zu verfallen. Ueberhaupt bekommt man erst einen rechten Begriff von der einfachen, gesunden Herrlichkeit der Gestalt Ilse's, wenn man sie mit der verlogenen sentimentalen, und zusammenkonstruirten Auerbach'schen Figur vergleicht. Ilse vermag sich nicht in den hohen Ideengang ihres Mannes hineinzufinden, ihr steht ihr Mann höher als ihr Volk, als die ganze Welt, sie begreift nicht, wie man etwas Theureres besitzen kann als sein eignes Heim; die Menschheit, die Wissenschaft treten für sie hinter diesem zurück. Und so wenig sind ihre Anschauungen etwas Aeußerliches, sondern ein Theil ihrer selbst, daß sie in eine schwere, hitzige Krankheit fällt, da der Zwiespalt zwischen ihren Anschauungen und denen Felix' zu Tage zu treten beginnt. Wie alle naiven Gemüther ahnt sie die Gefahren lange, bevor sie wirklich eintreten, ihr graut davor, im Schlosse Wohnung zu nehmen, und als ihr Mann sich bereit macht, auf das Schloß der Prinzessin zu reisen, sucht sie ihn vergebens unter Thränen zurückzuhalten, ihr ahnt dunkel, welchen Anfechtungen sie beide ausgesetzt sein werden, sobald sie von einander getrennt sind. Ilse besitzt die schönste Tugend, das Mitleid, in reichem Maße, sie läßt vielen Armen ihre Wohlthätigkeit angedeihen, das Unglück des Professor Struvelius geht ihr zu Herzen und sie sucht seine Frau nach Kräften zu trösten und für den Unbesonnenen zu wirken — nur eines verzeiht sie nicht, den Versuch, den Frieden zwischen ihr und ihrem Manne zu stören, ihr häusliches Glück zu vernichten, und darum verweigert sie dem Fürsten die Aufnahme, da er sterbend vor ihr Haus getragen wird, — er hat sie zu tief verletzt.

Die dritte klassische Gestalt Freytag's ist Anna Fabricius („Markus König"), sie ist das Urbild züchtiger, keuscher, reiner Jungfräulichkeit. Sie ist kalt und ohne Sinnlichkeit, heilig und fromm, Georg's im Uebermuth genommener Kuß erschreckt sie fast zu Tode. „Mich soll's nicht wundern, wenn ihr im Rücken zwei Flügel herauswachsen", sagt Georg von ihr. Die Galanterien des letzteren lehnt sie mit stolzer Herbigkeit ab. Aber darum bleibt sie doch immer ein liebreizendes, holdes Mädchen, das ihre Strenge noch reizender kleidet. Sie ist artig, feinsinnig, heiter, sie liebt leidenschaftlich Kinder, sie spielt gern mit ihnen, sorgt für ihre kleinen Bedürfnisse, unterrichtet sie, vertritt an ihnen Mutterstelle. Sie kann es nicht ertragen, fremde Leute schlagen zu sehen, denn ihr Herz ist milde, und als Georg den rohen Troß zur Rechenschaft zieht, fängt er an ihr Herz zu gewinnen. So sehr sie sich dagegen wehrt, kann sie sich doch dem Einfluß seiner Lebhaftigkeit, seiner jugendlichen, ehrlichen Frische nicht entziehen und sein kecker Muth, der oft in Uebermuth umschlägt, gewinnt ihm ihr Herz. Aber erst langsam, Schritt für Schritt, muß er es erobern. Wie weiß sie den wilden Knaben zu bändigen, zu beschämen, wie königlich und achtunggebietend tritt sie inmitten des rohen Haufens der Landsknechte auf. Selbst da sie, durch die Verhältnisse gezwungen, sich zur Nothehe mit Georg entschließt, versagt sie ihm doch sein Gattenrecht, und erst nachdem lange in ihrem Herzen der Kampf zwischen Liebe und Keuschheit heftig getobt, giebt sie sich ihm ganz zu eigen. Aber mit welcher Zärtlichkeit und Aufopferung hängt sie dann an dem Theuren, was erduldet sie um seinetwillen, die Gefahren der Trennung, des Lebens und den Zorn des greisen Schwiegervaters! Kaum hat ein deutscher Dichter eine ähnliche wahre und herrliche Gestalt geschaffen, in der eine solch rührende und erhebende Mischung von Strenge und Anmuth, von Reiz und Hoheit, von Demuth und Würde vereinigt ist, als in Anna Fabricius.

Wir könnten, verböte es nicht der Raum, hier

ausführlich noch von Freytag's humoristischen Frauengestalten sprechen, in die der Dichter oft eine unerschöpfliche Fülle sprudelnder Laune niedergelegt hat, von Frau Rollmaus, welche sich immer in „geschwollenen" Redewendungen bewegt, und die ihre ganze Weisheit heimlich aus dem Konversationslexikon schöpft, von der gutmüthigen und leicht gerührten Frau Piepenbrink und ihrer schweigsamen Tochter Lotte, von Frau Hummel, von der es so bezeichnend heißt: „Sie war eine kleine Dame mit blonden Locken, immer noch recht hübsch, sie war im Theater abonnirt, gebildet und zartfühlend, und konnte sehr böse werden Sie sah aus, als wenn sie sich aus nichts etwas mache, aber sie wußte Alles, was auf der Straße vorging. Und den eigenen Gatten vermochte ihre Regierungskunst nicht immer zu bewältigen." Auch von den Frauengestalten könnten wir sprechen, die Freytag nicht frei erfunden, sondern geschichtlichen Ueberlieferungen in seinen wundervollen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" nachgebildet hat, von der muthigen Helene Kottaner und andern, aber schon ist, glaube ich, übergenug der Beweis geliefert, daß Freytag zu den ersten Kennern der Frauenseele gehört, daß wenige einheimische Dichter so herrliche Frauengestalten und zwar mit einer Ausnahme durchaus nationale, deutsche Frauengestalten geschaffen haben, als er, und daß die deutsche Frauenwelt daher keinem anderen lebenden Dichter so viele und große Huldigung darzubringen Grund hat, als dem Schöpfer der Valentine, Gertrud, Adelheid, Ilse, Anna Fabricius und aller ihrer Schwestern, der durch diese Gestalten so viel für ihre eigene Verherrlichung gethan hat.

Aus altdeutscher Zeit.

Von Julius Sturm.

Geschlossen war der Kauf, das Kaufgeld angenommen,
Und der ersehnte Tag der Hochzeit war gekommen.
Im Schmucke stand die Braut, das Goldhaar aufgebunden
Zum Zeichen, daß für sie vorbei der Freiheit Stunden.
Vom Gürtel hing herab der Schlüsselbund; denn schalten
Als Hausfrau sollte sie und Hab' und Gut verwalten.
Blank in des Bräut'gams Hand sah man ein Schlachtschwert blitzen,
Weil es fortan ihm Pflicht, die schwache zu beschützen.
Nachdem der Bräutigam ein Ringlein angemessen
Der Braut, hat er den Schuh, den Brautschuh nicht vergessen.
Das Ringlein sagte ihr, daß sie sein sei durch Handel,
Die Schuh, daß nach dem Mann sich richten soll ihr Wandel.
Dann legte man der Braut noch in den Schooß als Zeichen,
Daß von der Treue Pfad sie niemals dürfe weichen,
Den Hammer Thor's, des Gott's, der Untreu werde rächen,
Versuchte sie es je, den heil'gen Bund zu brechen.
Wie doch so feierlich der Ehe Schließung war,
Als der Germane noch im Urwald, ein Barbar.

Aus meinen dramaturgischen Lehrjahren.

Erinnerungen an Ferdinand Eßlär, Charlotte Birch-Pfeiffer, Sophie Schröder, Karl Gutzkow und andere Berühmtheiten.

Von Hoftheater-Direktor Dr. Georg Köberle.

Zwischen heute und zwischen meiner ersten Bekanntschaft mit dem Theater liegen mehr als fünfzig Jahre, — Zeit genug, um Alles, was auf den Knaben nicht einen ungewöhnlich tiefen Eindruck machte, längst wieder vergessen und nur Werthvolles oder dauernd Interessantes noch in Erinnerung zu h ben.

Aus dem Anfang des dritten Decenniums unseres Jahrhunderts schwebt eine Persönlichkeit, die man damals allgemein als die hervorragendste Theatergröße bewunderte, mir noch so lebendig vor Augen, als ob ich sie erst gestern gesehen hätte. Es ist dies Ferdinand Eßlär, der — wie die „Allgemeine Deutsche Real-Encyklopädie" versichert — „beinahe als der letzte deutsche Heldenspieler angesehen werden kann." Um diese Ansicht näher zu begründen, füge ich ihr den Ausspruch eines als Autorität anerkannten Kunstkritikers bei. Ludwig Tieck, welcher bei Gelegenheit von Eßlär's Gastspiel im Dresdener Hoftheater einer Vorstellung der „Dienstpflicht" beigewohnt hatte, schrieb wörtlich: „Jene alte große Schule unserer Schauspielkunst hat mir Eßlär im Dallmer vor die Seele geführt. Das war wieder einmal ein lebendig gewordenes Theater, Spiel und Rede statt des Hersagens und Herbetens unserer jüngeren Deklamatoren, Wahrheit, Natur und Größe, die höchste Täuschung, deren wir jetzt so oft entbehren müssen, ja die uns jüngere Kritiker wohl gern als etwas Ueberflüssiges schildern möchten. Meine höchste Bewunderung erregte es, daß der treffliche Mann das so ohne Anstrengung und ohne viele Mittel hervorbrachte, so einfach Alles und naturgemäß, daß wir Alle vom ersten bis letzten Augenblick der Ueberzeugung waren, es könne und dürfe gar nicht anders sein. Vielmehr vergaß Jedermann den Schauspieler und die Rührung und Erschütterung am Schlusse des vierten Aktes werde ich so wenig, wie Alle, die zugegen waren, jemals vergessen. Diese Momente, gestehe ich ohne Zurückhaltung, gehören zu den größten, die ich nur jemals in einem Theater erlebt habe."

Es war im Spätherbst 1832, als ich, damals Gymnasialschüler an der Studienanstalt St. Stephan in Augsburg, an den Straßenecken die Affiche las:

„Stadttheater — Belisar, romantisches Trauerspiel von Eduard v. Schenk; Herr Eßlär, königlich bayerischer Hofschauspieler aus München: Belisar als erste Gastrolle."

Diese Affiche hatte für mich eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Je länger ich sie betrachtete, desto heftiger wallte mein Blut. Eßlär, der Vielgefeierte, mir so nahe und ich sollte ihn nicht sehen, ihn nicht mitbewundern dürfen?

Der Besuch öffentlicher Unterhaltungslokale, und insbesondere des Theaters, war den Schülern von St. Stephan streng verboten. Noch nie hatte ich dies Verbot übertreten. Jetzt aber wirkte der mit breiter Fettschrift mich anlächelnde Name „Eßlär" bestrickend auf meinen Sinn, wie einst der Apfel in Eva's Händen auf unseren gemeinschaftlichen Stammvater Adam.

Scheu nach allen Seiten umschauend, ob kein verrätherischer Späher mich bewache, schlich ich durch einsame Gäßchen der Vorstadt St. Jakob zu, in welcher sich das Theatergebäude befand. Ich war gerade noch zeitig genug gekommen, um an der Tageskasse gegen Erlag von fünfzehn Kreuzern das letzte Galeriebillet erobern zu können.

Selig im Besitz dieses Schatzes, vermochte ich kaum die Vorstellung zu erwarten; und als ich Abends nach einem Dutzend ausgetheilter und empfangener Püffe glücklich meinen Platz hoch über dem Kronleuchter erkämpft hatte, schwelgte ich mit meiner gleich mir erregten Umgebung im Vorgefühle des uns bevorstehenden Genusses. Theatervorstellungen waren damals noch bedeutungsvollere Ereignisse als heut zu Tage, — das Publikum brachte ihnen noch naive Empfänglichkeit entgegen, es ließ sich gern

poetisch täuschen und empfing daher auch voll und ganz die überwältigenden Eindrücke, welche zu erzeugen die dramatische Kunst in ihrer Vollendung fähig ist.

Endlich stieg langsam der Vorhang, — Belisar's heroischer Charakter und tragisches Schicksal begannen sich vor dem Zuschauer zu entfalten. Das Publikum zollte schon den ersten Scenen des großen Künstlers stürmischen Beifall. Die Begeisterung stieg von Akt zu Akt, bis der Enthusiasmus einen Grad erreicht hatte, für dessen geradezu frenetischen Ausdruck es keine Steigerungsform mehr giebt. Man jubelte mit dem heimkehrenden Sieger, klagte und weinte mit dem durch unnatürliche Falschheit seiner eigenen Gattin niedergeschmetterten Helden und fühlte sich unwiderstehlich in die Regionen einer höheren Welt emporgetragen, als schließlich der patriotische Dulder noch im Tode über die Gemeinheit der Geschöpfe des Staubes triumphirte.

Schenk's Dichtung — ein theatralisch wirksames aber wenig originelles Werk — ist längst vergessen; auch der Mitspielenden erinnere ich mich nicht mehr, aber Eßlär als Belisar steht noch so lebendig, als ob er vor mir fortspiele, eingegraben auf der Tafel meines Gedächtnisses. Ueber den Grund des so unverwischbar tiefen Eindruckes, den nur er und nicht auch seine Umgebung in mir hinterließ, vermochte ich mich selbst erst viele Jahre später aufzuklären, als ich durch ernste Studien und Erfahrungen so weit gekommen war, das Geheimniß der echten Mimik zu ahnen. Ich hatte hier neben alltäglichen Schauspielern zum ersten Male einen Menschendarsteller gesehen, auf dessen Gebilde Lessing's goldener Ausspruch voll und ganz paßt:

> Kunst und Natur
> Sei auf der Bühne Eines nur;
> Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
> Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.

Der Eindruck jenes mir unvergeßlichen Abends ist später bestimmend für die Wahl meines Lebensberufes geworden, obwohl ich nie wagte, mich je als Schauspieler zu versuchen. Bis dahin hatte ich noch wenig über meine Zukunft nachgedacht, außer daß ich für das Fach eines Theologen, zu welchem ich nach dem Wunsche meiner Eltern ausgebildet werden sollte, nur wenig Neigung in mir zu entdecken vermöge. Jetzt hatte ich plötzlich an einem leuchtenden Beispiele die Vollgewalt der poetischen Täuschung kennen gelernt, die meiner jugendlichen Phantasie eine Welt voll unendlicher Seligkeiten erschloß. Ich begann für das Theater als für eine Anstalt zu schwärmen, deren Pfleger wirksamer, als die Vertreter der Kirche und Schule, das Amt hehrer Priester der Menschheit verwalten könnten. Ich war eben noch sehr jung und 1832 liegt vierundfünfzig Jahre hinter uns. Mancher Leser, der in den theatralischen Leistungen der Gegenwart nur noch eine Unterhaltung für große Kinder erkennt, wird meine damalige Begeisterung als thörichten Wahn belächeln! Soll deßhalb auch ich heute, am Abend meines Lebens und angesichts der allerdings so mannigfachen neuesten Verirrungen der dramatischen Kunst, meine jugendliche Vorstellung vom veredelnden Einfluß der Bühne auf das reale Leben für einen Irrthum erklären und mit Schiller's „Don Carlos" ausrufen: „O, der Einfall war kindisch, aber göttlich schön — vorbei sind diese Träume?" Nein! Ein Funke jener kindlichen Begeisterung flimmert auch noch im Kopfe des Greises und erhellt mein Alter. Das Theater befindet sich derzeit nicht minder, als alle unsere sozialen Zustände, in einem Stadium des Uebergangs und es wird — es *kann* wenigstens eine Zeit kommen, in der es all' das wieder zu leisten vermag, was es schon einmal im grauen Alterthum, bei den Hellenen, geleistet hat. Wer möchte grausam genug denken, um den echten Kunstfreunden diese Hoffnung rauben zu wollen — eine Hoffnung, welche den gegenwärtig zur Mode gewordenen materiellen Theaterspekulationen nichts schadet, obwohl sie das heutige Geschlecht an die Nothwendigkeit einer Umkehr mahnt? Wohl kann solche Umkehr nicht von heute auf morgen erwartet werden. Dies zu verlangen, wäre thöricht, denn dazu gehört mehr, als nur eine Umwandlung der jetzigen Theaterzustände, in denen sich die Richtung des Zeitalters abspiegelt. Die Bühne vermag weit weniger als irgend ein anderes öffentliches Institut gegen den Strom dieser Richtung zu schwimmen und wer es dennoch thut, über den brausen die Gewässer des Stromes hinweg!

In der Zeit, von der ich hier spreche, nämlich in meinem dreizehnten Lebensjahre, faßte ich alle Eindrücke noch so auf, als ob die ganze Welt denke und fühle, wie ich. Es drängte mich zu erforschen, mit welchen Mitteln ein am hellen Tage wie gewöhnliche Menschen aussehender

Mann sich vor dem Lampenlichte so täuschend in den Helden Belisar umzaubern und das innerste Seelenleben dieses großen Helden so natürlich darstellen könne, daß der Zuschauer gezwungen werde, darin nicht ein bloßes Spiel der Nachahmung, sondern ein sich eben erst vollziehendes wirkliches Geschehniß erkennen zu müssen! Wer aber könnte mir darüber wohl besseren Aufschluß geben, als Eßlär selbst? Ich war — die Jugend kennt kein Wagniß und keine Gefahr, sich in lächerliche Situationen zu stürzen — ich war also rasch entschlossen. Tags nach der Belisarvorstellung, sobald die Schulstunden bei St. Stephan überstanden waren, schlich ich, abermals durch ein Seitengäßchen, ins Hotel, in welchem Held Eßlär-Belisar wohnte. Ich war so glücklich, unzurückgewiesen bis in sein Zimmer vorzudringen und ihn, bequem auf einem Sopha ruhend, zu finden. Was ich bei seinem Anblick gestammelt, weiß ich nicht mehr und wußte es wohl auch damals nicht. Der Respekt vor der, selbst im Schlafrocke imponirenden Gestalt hatte mich verwirrt und darüber war meine trefflich eingelernte Anrede in Stockung gerathen. Eßlär half mir mit liebenswürdigem Entgegenkommen über die Verlegenheit hinweg, indem er freundlich lächelnd schon meine erste Kunstpause durch die Bemerkung abkürzte:

„Ich verstehe. Sie wollen Schauspieler werden?"

„Das wird bei mir so leicht nicht gehen," antwortete ich schüchtern. „Vorerst möchte ich Sie nur bitten, mir die Titel der Bücher zu nennen, aus welchen Sie Ihre Kunst erlernt haben."

„Bücher?" entgegnete Eßlär befremdet. „Nein, derlei Bücher weiß ich nicht zu nennen. Das einzige Buch, welches hierüber existirt, besteht aus nicht geschriebenen Zeichen und wird wohl nie im Druck erscheinen. Es ist hier!"

Dabei deutete er mit der Hand auf sein Herz.

Ich schaute ihn verwundert an.

Er fuhr fort:

„Ja, hier, mein junger Freund, hier trägt jeder Schüler Apollo's seine Kunstbibel. Und der Inhalt besteht in einem einzigen Satze. Goethe hat ihn ausgesprochen, indem er den Geisterbeschwörer Faust zum Pedanten Wagner sagen läßt:

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

Nun wissen Sie Alles, was ich zu lehren vermag. Aber um es auch richtig anzuwenden, haben Sie noch viel zu kurze Zeit gelebt. Ich wurde bis in mein siebenundzwanzigstes Jahr weidlich ausgezischt und Sie zählen kaum halb so viel."

Bei diesen Worten machte Eßlär eine Handbewegung, die ich als Verabschiedungszeichen deutete. Ich stammelte in gebrochener Rede noch etwas von verbindlichstem Dank für den erhaltenen Aufschluß und schlich, mich mehrere Male verbeugend, rücklings wieder zur Thüre hinaus. Das Mühlrad, von welchem der lernbegierige Schüler Faust's spricht, fühlte ich lebhaft in meinem Kopfe rasseln. Jetzt wußte ich nur noch, daß ich vom Geheimniß der Kunst eigentlich gar nichts wisse. Die Worte des Meisters waren für mich Caviar gewesen.

Später freilich, als ich Eßlär und auch andere hervorragende Künstler von damals öfter gesehen, wurde mir der lakonische Hinweis auf die „Kunstbibel" und auf deren subjektiven Inhalt klarer. Eßlär war ein geborener, den Nagel auf den Kopf treffender Schauspieler, der weder eines tiefen theoretischen Studiums, noch mechanischer Regeln bedurfte. Er sah sich, wie seiner Zeit der berühmte Fleck, beim Erfassen eines Charakters auf sein ihn meistens richtig leitendes Gefühl angewiesen; Verstandesgrübeleien und berechnendes Brüten lagen außer den intellektuellen Kräften und Kreisen seines Naturells. Die gütige Mutter Natur hatte ihm mit seltener Freigebigkeit alle zum Heldendarsteller wünschenswerthen Eigenschaften in reichstem Maße verliehen: eine Heroengestalt, ein klangvolles, alle Töne der Skala umfassendes und dabei kräftiges Organ, regsam sprechende Augen, beredtes Mienenspiel, echte Empfindung und sicheren Takt beim Wiedergeben derselben. Wenn er in späteren Jahren, als seine körperlichen Vorzüge abnahmen, sie durch tieferes Nachdenken zu ersetzen versuchte, so verlor er sich so sehr in Verbesserungen, daß darüber seinen Kunstgebilden die poetischen Federchen ausgerupft wurden. Dennoch erwarb er sich auch nach bereits zurückgelegtem fünfundsechzigsten Lebensjahre selbst in seiner trümmerhaften Größe noch überall Beifall und Anerkennung.

Die Zeit, in der ich ihn zum ersten Male gesehen, gehört nicht mehr der Periode seiner vollen Manneskraft an — er war bereits sechzig

Jahre alt. Dessen ungeachtet bot er noch Leistungen, mit deren Kolossalität und Abrundung sich nichts von all' dem vergleichen läßt, was wir gegenwärtig auf unseren Brettern finden.

In seiner Glanzperiode und so lange er den grübelnden Reflexionen keinen Einfluß auf seine Intuitionen einräumte, war er für unser Theater der deutsche Talma, ja in einer Beziehung noch größer als dieser geniale Franzose: er gab überall einen echten tragischen Zusammenhang, nahm in seinem tiefen Gemüthe jeden Charakter ganz auf und wurde von ihm in allen Theilen seines eigenen Wesens berührt und durchdrungen, wodurch seine Gebilde jene künstlerische Identität erhielten, welche das innerste Geheimniß der mimischen Kunst ist. Wenn Eßlär auf den Brettern stand, so vergaß der Zuschauer, daß er sich in einem Theater befinde, denn er sah und hörte nicht ein Spiel, sondern wirkliches Leben in hinreißendster Naturwahrheit. Eßlär erkünstelte nichts, er durchlebte das wirklich, was er darzustellen hatte. Preßte z. B. das Schicksal dem von ihm gemimten Helden Thränen aus, so flossen aus seinen Augen wirkliche Thränen über die Wangen herab; und sein Tell z. B. war kein blos hübsch deklamirender Waidmann, sondern der echte Natursohn des schweizerischen Paradieses, und wie sein Land ein poetisch anregendes, so er selbst.

Im eigentlich heroischen Fache unerreicht dastehend, leistete er ebenso Vorzügliches auch in bürgerlichen Dramen und in den sogenannten sentimentalen Partien. Es wäre schwer zu entscheiden, ob er z. B. als Tell, Lear, Richard III., Macbeth, Nathan, Odoardo Galotti, Wallenstein, Verrina, erster Chorführer in der „Braut von Messina", Philipp in „Don Carlos", Theseus in der „Phädra", Götz, Otto von Wittelsbach und Belisar, oder als Dallmer in Iffland's „Dienstpflicht", Dominik im „Essighändler", Oberförster, Abbé de L'Epée, Lieutenant Stern im „Spieler", Ranzau in „Minister und Seidenhändler" u. s. w. Vollendeteres geleistet habe. Groß und unerreicht war er in allen genannten und noch in vielen anderen Rollen, sowie in seiner früheren Jugend auch im Heldenliebhaberfache, z. B. als Ferdinand in „Cabale und Liebe", als Karl Moor, als Mainau in „Menschenhaß und Reue", als Hugo in der „Schuld" und Aehnlichem.

Vielleicht interessiren an dieser Stelle einige biographische Notizen über den ungewöhnlich genialen Menschendarsteller, mit welchem ich während meines Besuches der Münchener Universität in den Jahren 1839 und 40 noch in nähere Berührung kam.

Bekannt ist, daß Eßlär aus dem adeligen Geschlechte der Khevenhüller im österreichischen Schlesien stammte (und nicht, wie in den meisten Biographien behauptet wird, aus Essegg in Slavonien). Ein unglückliches Duell soll ihn im dreiundzwanzigsten Lebensjahre zur Flucht aus der Heimath genöthigt haben und er soll erst durch die hieraus für ihn entstandenen Bedrängnisse zu dem Entschlusse getrieben worden sein, sein Glück unter dem angenommenen Namen Eßlär auf der Bühne zu versuchen. Jedoch ist diese angebliche Duellgeschichte muthmaßlich unter die poetischen Ausschmückungen zu verweisen und auf die Thatsache zurückzuführen, daß Eßlär zeitlebens, sogar in den Jahren seines höchsten Glanzes, während welchen er große Summen einnahm, mehr oder weniger mit Geldverlegenheiten zu kämpfen hatte. Er war von Natur hochsinnig und mildthätig. Die „Gebelaune" schien ihm, wie die Mimenkunst, angeboren zu sein. Nicht selten lag sein Baarvorrath offen auf einem Tische seines Wohnzimmers in einer hölzernen Schüssel. Wenn der Gagentag dieselbe gerade wieder gefüllt hatte und ein mit gutem Mundstück begabter Bettler bei ihm anklopfte, so präsentirte er diesem die Schüssel mit der Erlaubniß, sich daraus so viele Thaler und Gulden anzueignen, als er mit dem Griffe der Hand auf einmal fassen konnte. Seine Geldkasse wurde deshalb die „Tabacksdose" genannt und er sah sich beständig von Schmarotzern umschwärmt, welche, so oft ihnen der „Taback" in der eigenen Dose ausging, Freund Eßlär um eine „Prise" ersuchten.

Ebenso war er selbst, wenn auch in chevalereskem und sehr poetischem Sinne des Wortes, ein Lebemann, der das Vergnügen nicht gerne für sich allein genoß. So wenig er als Künstler den für Andere so förderlichen (für ihn persönlich allerdings entbehrbaren) Werth der theoretisch ästhetischen Kritik schätzte, ebenso wenig lernte er als Mensch je den Werth des Geldes schätzen. Manchmal kam es vor, daß in heiterer Gesellschaft an den Zechtischen um ihn auf sein Geheiß Hunderte von Champagnerpfropfen binnen wenigen Stunden in die Luft flogen und sich

dadurch die Zeche für seinen eigenen Abendschmaus auf ein- bis zweitausend Gulden erhöhte. Derlei Ausgaben, zu deren Bestreitung die Künstlerhonorare von damals nicht ausreichten, wurden für sein Alter um so verhängnißvoller, als er überdies noch kurz vor seiner Pensionirung durch einen etwas übermüthigen, hier nicht mittheilbaren Scherz sich die Ungnade des Königs Ludwig I. von Bayern, seines langjährigen Gönners, in so hohem Grade zugezogen hatte, daß ihm versagt blieb, sich auf dem Schauplatz seiner hundertfältigen Triumphe, nämlich im Münchener Hoftheater, von seinem Stammpublikum verabschieden zu dürfen. Er mußte seine Abschiedsvorstellung auf eine improvisirte Bühne ins Odeon (den Münchener Konzertsaal) verlegen, in welchem er am 19. Dezember 1839 zum letzten Male seine ehemalige Glanzrolle Theseus spielte, auf eigene Kosten, mit gebrochener Kraft, kaum mehr fähig, dieselbe zu Ende zu führen. Kummer und Krankheit rüttelten ihn an Seele und Körper.

In seinen letzten Lebensjahren auf eine Pension von zweitausend Gulden beschränkt, fühlte er sich total verarmt. Was waren zweitausend Gulden für den an Glanz gewöhnten Künstler, der vordem die in damaliger Zeit höchsten Honorare ebenso leicht eingenommen, als leicht verausgabt hatte!

Dem Verfall seiner körperlichen Kräfte Trotz bietend, unternahm er, um den ihn mehr und mehr bedrängenden Verhältnissen zu entrinnen, nochmals eine Gastspielreise, auf welcher der Tod ihn vom weiteren „Kampf ums Dasein" erlöste. Die Inschrift des schlichten Denkmals über seinem Grabe auf dem Friedhof in Mühlau lautet einfach:

„Hier ruht Ferdinand Eßlär, königlich bayrischer Hofschauspieler, geboren zu Gotschendorf in Oesterreichisch-Schlesien den 2. Februar 1772, gestorben in Mühlau bei Innsbruck den 10. November 1840."

Der Tod großer Männer läßt ihre Vorzüge erst in vollem Glanze erscheinen und macht die kleinen Privatschwächen vergessen. So geschah es auch hier. Das Hof- und Nationaltheater in München, zu dessen Zierden Eßlär zwanzig Jahre lang (von 1818 bis 1838) gehört und von dem aus er so oft Triumphzüge durch fast sämmtliche Bühnen deutscher Zunge unternommen hatte, veranstaltete zu seinen Ehren auf Anregung des damaligen Intendanten Theodor v. Küstner am 26. März 1841 eine erhebende Gedächtnißfeier, zu welcher Eduard v. Schenk, der Dichter des „Belisar", den Text geliefert. Eine Stelle daraus, in welcher Eßlär's Genie besungen wird, möge auch hier Platz finden. Melpomene spricht:

Ein Mime war's, der herrlichste Tragöde,
Der seit Jahrzehenden die deutschen Gau'n
Entzückt durch seines Heldenspieles Schau'n,
Und dessen Stelle nun verwaist und öde.
Früh hatt' ich meinen Funken ihm gesandt,
Daß er das Wahre stets und Schöne fand,
Ohn' ängstlich erst darnach sich abzumühen,
Sowie in voller Pracht die Blumen blühen,
Ohn' emsig erst zu spinnen ihr Gewand.
Ihm hatte die Natur der Gaben Fülle
Geschenkt: des Heros kräftige Gestalt,
Ein strahlend Aug', durchsicht'ge Seelenhülle,
Und dann der Stimme siegende Gewalt,
Ob sie geruhig hinfloß oder stille
In trautem Lispeln weiche Töne sang,
Ob sie wie Donner durch die Hallen klang.
Ins frische Leben hat er so gerufen,
Was meine Dichter einst begeistert schufen,
Und groß, wie sie nur selber sie gedacht,
Erschienen Shakspeare's, Goethe's, Schiller's Werke,
Durch Eßlär's Kunst in ihrer Riesenstärke,
Die Welt entzückend mit erhöhter Macht.

Mein persönlicher Verkehr mit Eßlär und noch mehr seine Leistungen auf den Brettern hatten mir schon frühe von der dramatischen Kunst und von deren einzig richtigem Strebensziel hohe Begriffe eingeprägt, an denen ich später um so treuer festhielt, als ich bald darauf auch mit Frau Sophie Schröder bekannt wurde, welche unbedingt die genialste Schauspielerin unseres Jahrhunderts war und ihrem Zeitgenossen Eßlär hinsichtlich der harmonischen Ausgleichung zwischen Ideal und Natur nicht blos ebenbürtig zur Seite stand, sondern ihn in einigen Beziehungen sogar noch überragte. Ehe ich näher hierauf eingehe, muß ich, um chronologisch vorzuschreiten, noch einer andern Bekanntschaft gedenken, die in mancher Hinsicht eher ein Gegen- als ein Seitenstück zu den zwei Genannten ist. Ich meine: Frau Charlotte Birch-Pfeiffer, in deren Innerstes ich ebenfalls schon während meiner Universitätsjahre Einblicke zu gewinnen in die Lage gekommen war.

Diese Bekanntschaft hängt eng mit meinen kritischen Erstlingsversuchen zusammen. Ich war

damals ein so regelmäßiger Besucher des Theaters wie des akademischen Hörsaals; und der Teufel des Widerspruchsgeistes, der schon im Knaben gesteckt hatte, ließ auch dem Jüngling keine Ruhe, — ich schrieb fast mehr Theater-Rezensionen als Kollegia; und das Verwegenste dabei war, daß ich sie auch drucken ließ. Die Leipziger „Theater-Chronik" von Sturm und Koppe — ein damals viel verbreitetes Blatt — hatte mir ihre Spalten erschlossen und ich strebte mit jugendlicher Siegeszuversicht, die Sporen der journalistischen Ritterwürde zu erkämpfen. Dabei Glacehandschuhe anzuziehen — was auch später nicht meine Gewohnheit geworden — hatte ich ganz vergessen. Um es offen zu sagen: ich befand mich schon als Student in Mitte der literarischen Flegeljahre und theilte mit dem Gänsekiel unbarmherzige Hiebe aus. Glühend für das Heiligthum der Kunst, wollte ich den Thespiskarren gründlich säubern. Was will auch ein Mensch von dreiundzwanzig Jahren, dessen Hirn noch voll ist von idealen Ueberschwänglichkeiten und von allerlei unverdautem Bombaste, nicht alles und was hält er für unpraktisch! Ihm scheinen die schwierigsten Aufgaben des Lebens leicht wie Kinderspiele zu sein; er hat noch nicht gelernt die Ziele seiner Bestrebungen innerhalb der Grenzen des Erreichbaren zu erkennen; und fromme Wünsche verwandeln sich in seiner Phantasie über Nacht in ausgeführte Wirklichkeiten.

Meine scharfen Auslassungen blieben nicht unbemerkt und der scheinbare Erfolg machte mich von Woche zu Woche thatenlustiger. Ich wähnte, schon wunder was gethan und erreicht zu haben, als ich bemerkte, daß meine Artikel von den Münchenern zu ihrer Unterhaltung am Biertische gelesen und in den dortigen Theaterkreisen leidenschaftlich besprochen wurden. Mancher meiner ausgetheilten Hiebe verletzte hier und dort. Ich schwärmte für eine „klassische" Bühne, besaß von den Rücksichten, welche ein täglich spielendes Theater auf das größere Publikum zu nehmen hat, kaum eine schwache Ahnung und schlug immer rücksichtsloser auf Alles drein, was nicht zu meinem „Theater-Ideal" paßte.

Daß namentlich Frau Charlotte Birch-Pfeiffer, deren Stücke schon damals wie fast überall auch im Repertoire des Münchener Hoftheaters standen, von mir nicht sanft behandelt wurde, brauche ich wohl kaum erst zu versichern. Ich ging mit ihrem „Hinko"; mit ihrem „Glöckner von Notre Dame" und mit ähnlichen ihrer ins Grasse und Hypersentimentale abschweifenden Schauspiele unbarmherzig ins Gericht. Für all' die großen und kleinen Schwächen der ungewöhnlich fruchtbaren Dramatikerin (deren Stücke sich mit Einschluß der später noch geschriebenen auf die ansehnliche Zahl von mehr als 70 beziffern), für ihren Mangel an künstlerischer Durchbildung und für ihre grobkörnigen Wendungen, die von ästhetischem Standpunkte aus allerdings nicht zu billigen, ja theilweise unbedingt zu verurtheilen sind, besaß ich ein scharfes Auge, übersah aber daneben ihre sehr anerkennenswerthen Eigenschaften, ihre Kenntniß des herrschenden Geschmackes, ihr Vertrautsein mit der Bühne, und die Nothwendigkeit, daß das reale Theater, wie es nun einmal ist, auch Stücke ins Repertoire aufnehmen muß, welche einem idealen Maßstabe nicht entsprechen. Kurz: Ich schüttete das Kind mit dem Bade aus und ließ an der Birch-Pfeiffer kein gutes Haar. Wohl stand ich hiermit nicht vereinzelt: fast die gesammte damalige literarische Jugend blies in dasselbe Horn, und die Birch-Pfeiffer wurde auf dem Zeitungspapier hundertfältig verketzert, während ihre Stücke die Kassen der Theater füllten. Wenn ich heut daran zurückdenke, so beschleicht mich eine eigenartige Wehmuth. Damals schämte sich mancher Theaterdirektor fast noch, daß er in Rücksicht auf den sinkenden Geschmack des Publikums zu „Birchpfeifferiaden" greifen müsse; und jetzt haben wir es an vielen Bühnen mit dem Repertoire schon so herrlich weit gebracht, daß man versucht ist von der Rückkehr zu etwas besserem Geschmacke zu reden, wenn neben dem chaotischen Wust der jüngsten Modekomödien manchmal auch noch ein Stück von der Birch-Pfeiffer vor dem Lampenlichte auftaucht. Doch — das nur nebenbei!

Ich befand mich gegen Frau Birch-Pfeiffer noch in heißem Gefechte, als sie selbst, damals Directrice des Züricher Theaters, auf der Münchener Hofbühne, dem Schauplatz ihrer früheren mimischen Triumphe, als Gast erschien. Zu meiner Ueberraschung ließ sie durch einen ihrer Bekannten mir den Wunsch mittheilen, bei dieser Gelegenheit mich persönlich kennen zu lernen. Ich lehnte diese indirekte Einladung in ihr Hotel unter dem Vorwande überhäufter Beschäftigung ab. Was sollte ich bei Frau Birch-Pfeiffer — ?

Ein paar Tage darauf wurde ich von der Hofschauspielerin Fräulein Marie Denker, deren näherem Bekanntenkreise ich angehörte, zu einer Abendunterhaltung eingeladen. Darin lag nichts Auffälliges für mich, — derlei Einladungen waren früher schon oft an mich ergangen und mir stets willkommen gewesen. Ich sagte also auch diesmal zu und verfügte mich zur bestimmten Stunde arglos in die Wohnung des Fräulein Denker.

Bei meinem Eintritt in ihrem Salon fand ich, wie gewöhnlich, eine geladene Gesellschaft von ungefähr zwanzig Personen versammelt, — Schriftsteller, Journalisten, Theaterfreunde und Theaterfreundinnen, darunter auch eine mir noch unbekannte robuste Dame von etwas über vierzig Jahren.

„Meine Freundin Frau Birch-Pfeiffer", sagte Fräulein Denker, indem sie mir die Unbekannte vorstellte.

Das war nun eine von mir in diesem Salon nicht erwartete Begegnung. Was aber konnte ich jetzt noch thun? Ich saß oder vielmehr stand nun einmal dingfest wie die Maus in der Falle. Frau Birch-Pfeiffer hatte sich von ihrer gastfreundlichen Kollegin meine Einladung als Scherz ausgebeten; und Fräulein Denker, welche von jeher gern die Friedensstifterin unter den ihr befreundeten Kreisen machte und zugleich eine vorzügliche Salonschauspielerin war, hatte sich bereitwillig zu dieser kleinen Intrigue verstanden.

Ich machte zum unwillkommenen Spiel gute Miene, wendete mich aber nach den ersten Begrüßungskomplimenten, sobald es ohne Verletzung des Anstandes geschehen konnte, einer andern Gruppe zu, um etwaigen Auseinandersetzungen über Kunstfragen auszuweichen. Meine Absicht gelang für den Anfang ganz gut. Die Gesellschaft war zahlreich genug, um aus derselben ein paar Herren für meine weitere Konversation auswählen und mich von den Damen absondern zu können. Aber nur zu bald schlug die Stunde, wo es hieß: „Zu Tisch, zu Tisch, meine Herren!"

Unsere liebenswürdige Wirthin wies mir den Ehrenplatz neben Frau Birch-Pfeiffer an. Da war nun kein Ausweichen mehr möglich, — ich hatte jetzt meinen Widerpart für den Abend zu meiner Gesellschaftsdame und mußte mich bequemen, ihr die Honneurs zu machen.

Ich muß gleich hier bemerken, daß ich in meiner Jugend in Gesellschaft ebenso schüchtern, als mit meiner Feder schon kühn war. Die für mich hier so unvorgesehen erwachsene Situation brachte mich in unbeschreibliche Verlegenheit. Ich wußte absolut kein Thema zu finden, um das Gespräch zu eröffnen, — ich blieb total stumm! Desto beredter zeigte sich Frau Birch-Pfeiffer, sie führte das Wort für die ganze Tafel, sie war der Mann und ich saß neben ihr wie ein zimperliches Mädchen.

„Greifen Sie zu, verehrter Herr!" wendete sie sich gegen mich und bot mir die eben die Runde machende Schüssel. „Nicht dies Stück! Es ist zu klein für einen gesunden Appetit!"

Mit diesen Worten schob sie das größte Exemplar von einer gebratenen Taubenhälfte, das sich in der Schüssel befand, auf meinen Teller und fuhr fort:

„Ich freue mich, heut nähere Bekanntschaft mit einem so scharfsinnigen Kritiker machen zu können."

Ich wußte nicht, ob ich dies für Hohn oder für Ernst halten sollte. Meine Verlegenheit stieg, wenn überhaupt noch ein Steigen derselben möglich war. Die Blicke aller Anwesenden waren auf uns gerichtet, — ich aber blieb stumm und begann erröthend meine Taubenhälfte zu zerlegen.

Frau Birch-Pfeiffer ließ keine Pause entstehen.

„Sie sind sehr begabt," — versicherte sie — „ich mache Ihrer Feder mein Kompliment."

Ich fühlte, wie mir das Blut hoch und höher in die Wangen stieg. Die erwartungsvolle Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft sagte mir laut genug, daß es für mich höchste Zeit zum Sprechen sei, wenn ich nicht die Rolle einer wirklich lächerlichen Figur spielen wolle.

Ich faßte mir also endlich ein Herz und begann:

„Frau Birch-Pfeiffer, das Kompliment, welches Sie mir machen und welches ich übrigens durch meine geringfügigen Erstlingsversuche nicht gerechtfertigt finde, beweist mir, daß Sie meine Ansichten über Ihre Stücke kennen. Obgleich es nun sehr unhöflich klingen mag, wenn man die liebenswürdigen Schmeicheleien einer Dame nicht mit gleicher Münze honorirt, so bin ich doch viel zu aufrichtig, um Ihnen ins Gesicht anders zu reden als ich denke und

als ich drucken ließ. Heuchelei ist meine Sache nicht. Aber eine Bitte habe ich an Sie. Aus einigen Ihrer Schauspiele, z. B. aus den ersten Akten Ihres „Guttenberg", aus den mittleren Akten Ihrer „Günstlinge" und aus Ihrem „Rubens in Madrid" ersah ich, daß Sie eigentlich ein wahrhaft bedeutendes dramatisches Talent besitzen und wirklich Gutes für die Bühne schaffen könnten. Warum mißbrauchen Sie Ihre Popularität, um das Repertoire mit Erzeugnissen zu bevölkern, bei deren Anblick die Aesthetik sich trauernd in Sack und Asche hüllen muß?"

„Darauf will ich Ihnen die Antwort nicht schuldig bleiben," entgegnete Frau Birch-Pfeiffer sehr entschieden. „Ich hätte mir bei der Masse der Theaterbesucher die Popularität, welche zu mißbrauchen Sie mich beschuldigen, mir niemals erworben, schriebe ich nicht just so wie ich eben schreibe. Das ersehe ich unwiderleglich aus meinem Kassabuch. Von den drei Stücken aus meiner Feder, die Sie eben begnadigt haben, verursachte mir jedes eine Arbeit von etwa sechs Monaten, und die Einnahme von keinem lohnte diesen Zeitaufwand. Wenn ich aber einen Roman dramatisire, so sind mir zwei Drittheile der Arbeit schon geliefert und das letzte Drittheil schaffe ich leicht und flüchtig binnen ungefähr sechs Wochen. So liefere ich spielend, ohne viel Anstrengung, in den Mußestunden, welche ich als Schauspielerin erübrigen kann, jährlich drei bis vier Stücke; dieselben werden überall gegeben und sichern mir eine Nebeneinnahme von etwas über zehntausend Gulden pro Jahr." (Feste Honorare, — damals zahlten die deutschen Bühnen noch keine Tantièmen.)

„Ah, Sie betreiben also die Dichtkunst kaufmännisch," rief ich aus. „Das ist allerdings ein einleuchtender Standpunkt, obgleich er mir nicht zusagt. Ich unterdrücke meine weiteren ästhetischen Bedenken und mache Ihrer Spekulation mein Kompliment."

„O halten Sie mich ja nicht für eine Spekulantin aus niederer Absicht!" fiel Frau Birch-Pfeiffer wieder ein. „Früher dachte ich vielleicht sogar noch idealer als Sie; aber die reale Wirklichkeit streift alle Ueberschwänglichkeiten ab, wenn man einige Jahrzehnte lang das Kunsthandwerk mitmacht. Man lernt da die Menschen und die Verhältnisse kennen wie sie sind, und findet sich endlich aus dem schönsten Utopien auf die prosaische Erde zur Arbeit versetzt, sowie der Regen aus hohem Gewölk auf den Boden herabfällt und dort erst nützlich wird. Was frommen die hochtrabendsten Gedankendramen, wenn sie unbeachtet liegen bleiben? Ich schreibe für das Publikum. Drum bemühe ich mich, seinen Geschmack zu treffen. Und auch noch ein anderes Verdienst glaube ich zu besitzen, das mir sogar zu den ästhetischen Tugenden zu gehören scheint. Meine Schauspiele verstoßen nicht gegen die Moral, — sie setzen das Theater nicht in Widerspruch mit den guten Sitten. Verdrängt mich nur und seht zu, ob ihr dadurch nicht einem Poetenschlage auf die Bretter verhelft, der mit eurer wissenschaftlichen Aesthetik, vor der ich übrigens alle Hochachtung habe, noch ärger umspringen wird, als ich je in dem sentimentalsten von meinen Rührstücken gethan."

Durch diese beiderseitige Herzensergießung war unser Zwiegespräch in Fluß gerathen. Wir glitten vom ursprünglichen Thema ab und kamen auf die allgemeinen Verhältnisse und Bedürfnisse des Theaters zu sprechen, wobei Frau Birch-Pfeiffer noch manche scharfsinnige Bemerkung machte. Ich unterhielt mich ein paar Stunden lang vortrefflich mit ihr, und bemühte mich später, in meinem Aerger über ihre ästhetischen Schnitzer nicht die verdienstvollen Seiten ihrer Theaterstücke zu verkennen. Dieselben sind den jüngeren Dramatikern noch heute zu empfehlen, nicht um sie nachzuahmen, wohl aber, um sich mit der theatralischen Technik vertraut zu machen und die eigenen Ideen bühnenpraktisch verwerthen zu lernen.

Frau Birch-Pfeiffer hatte noch kurz vor der Zeit, in welche unsere Begegnung fällt, die lebhafte Hoffnung gehegt, eine Pflanzschule für das deutsche Theater gründen und im Verein mit Seidelmann die Züricher Bühne zu einer solchen umgestalten zu können. Jetzt belächelte sie diesen, unter den modernen Theaterverhältnissen schwer ausführbaren Plan als idealen und bereits in ihrem Kopfe wieder verflüchteten Traum — sie war schon entschlossen, die Direktion des Theaters in Zürich, welche sie sechs Jahre lang (von 1837 bis 1843) mit schönstem Erfolge geführt, wieder niederzulegen.

Im Jahre 1844 kam sie an das Berliner Hoftheater, wo sie bis zu ihrem Ende verblieb. Sie starb am 25. August 1868 im neunundsechszigsten Lebensjahre zu Berlin.

Geboren in Stuttgart am 23. Juni 1800, war sie in München erzogen worden und galt daher allgemein für ein Münchener Kind. Ein kleiner Anflug von Münchener Dialekt ist ihr zeitlebens anhaften geblieben und trat in ihrem Privatverkehr manchmal sogar sehr stark hervor.

Als darstellende Künstlerin glich Frau Charlotte Birch-Pfeiffer ihren Stücken. Sie besaß deren Mängel und deren Vorzüge: Naturwahrheit, Gefühl, Feuer und gewandtes Spiel, aber auch grobkörnige Manieren und überschwängliche Sentimentalität. Wenn einige zeitgenossische Kritiker sie in ihren besten Rollen der Sophie Schröder gleichstellten, so gingen sie eben vom Standpunkte des großen Haufens aus, welcher den Knalleffekt mit der psychologischen Wirkung verwechselt und beide für gleich groß hält. Immerhin aber ist sie auch als Schauspielerin den bedeutendsten Persönlichkeiten aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts beizuzählen. Sie verstand sich wie Wenige auf das, was von den Brettern herab fesselt und wirkt.

Ein paar Monate nach meiner oben geschilderten ersten und einzigen Begegnung mit Frau Birch-Pfeiffer ging, zu Anfang des Jahres 1843, mein Erstlingsdrama, das Trauerspiel „Die Prätendenten", an der Münchener Hofbühne in Scene und dies gab Anlaß, daß ich wenige Wochen darauf mit Frau Sophie Schröder bekannt wurde.

Sophie Schröder, weder von einer Vorgängerin noch von einer Nachfolgerin erreicht, glänzt in der Theatergeschichte als die größte tragische Heldin der deutschen Bühne. Von der Natur verschwenderisch wie Eßlär mit allen für ein vollendetes Mimenspiel wünschenswerthen Eigenschaften des Körpers ausgestattet, besaß sie zugleich mächtige Leidenschaftlichkeit, eine großartige Auffassung des Lebens und einen freien Sinn, der sich durch gewöhnliche Verhältnisse nicht ketten ließ.

Diese seltenen Vorzüge des Geistes und Körpers gestalteten einerseits ihr Privatleben zu einem sehr bewegten, verliehen aber andererseits auch ihrem Bühnenwirken eine kunstreformatorische Bedeutung, über welche das „Allgemeine Theaterlexikon" mit Recht schreibt: „Sophie Schröder ist die Gründerin der modernen, aus der sogenannten Iffland'schen Schule sich loswindenden Darstellungsart, die man wohl die romantische nennen kann; sie opferte die allzu strenge Natürlichkeit einer großartigen Auffassung und Ausmalung gewaltiger Leidenschaften auf und gab dadurch der etwas spießbürgerlich gewordenen Menschendarstellung Schwung und Poesie zurück." Die mächtigen Gestalten einer Medea, Phädra, Merope, Sapho, Lady Macbeth, Elisabeth, Claudia Galotti, Donna Isabella und ähnlicher, in denen sie durch die, in ihrer Art einzig dastehende, poetische Verkörperungswahrheit den Zuschauer gewaltsam zu der Höhe der Darstellerin emporriß, sind wohl den jetzt ältesten Theaterbesuchern noch in allen größeren Städten erinnerlich, denn es giebt keine deutsche Bühne von Bedeutung, auf welcher man sie nicht zeitweilig gesehen hätte. In den Jahren 1816 bis 1829 und dann, nach längeren Gastspielreisen und einem Zwischenengagement in München, nochmal von 1836 bis 1840 war sie in den hochtragischen Rollen die Zierde des Wiener Hofburgtheaters. Zum letzten Male trat sie in Wien unter großem Beifall als Gast bei den Vermählungsfeierlichkeiten des Kaisers Franz Joseph im Mai 1854 auf. Ihr letztes Auftreten überhaupt fand 1859 statt, und zwar bei Gelegenheit der hundertjährigen Geburtsfeier Schiller's im Münchener Hoftheater, wo sie trotz ihrer schon weit vorgerückten Jahre durch den Vortrag des „Liedes von der Glocke" noch einen tief ergreifenden Eindruck machte. (Schluß folgt.)

Die Elende.

Von Otto Weddigen.

Sturmdurchschauert liegt die Gasse,
Nieder wirbelt dicht der Schnee;
Wolken hüllen ein das blasse
Mondeslicht in eis'ger Höh!

Armes Kind in kalter Hütte!
Bleiche Sorge hängt im Flug
Sich an alle Deine Schritte —
Und Dein Hoffen war nur Trug.

Am Waldsee.

Novelle von Benvento Bartorius.

(Fortsetzung.)

X.

Sie spricht, doch sagt sie nichts. Was macht es aus.
Ihr Auge redet, ich will Antwort geben ...
Ich bin zu kühn; sie redet nicht zu mir!
Shakespeare: Romeo und Julie.

Der Kutscher Claas hatte sich in die kühlen Regionen des Stalles zurückgezogen, um nach einem alten Vorrecht, das er sich im Lauf der Zeit selbst geschaffen, die Mittagsruhe zu genießen. Auf ein paar Pferdedecken hingestreckt, zur größeren Bequemlichkeit ein Bund Stroh unter dem Kopfe, dehnte er behaglich die sehnigen Glieder und schaute aus den verschmitzten kleinen Augen blinzelnd in das geröthete Gesicht der russischen Kammerzofe, die sich unter den lebhaftesten Gestikulationen bemühte, dem großen Kerl, den die Natur nicht mit einer allzu leichten Fassungsgabe bedachte, etwas auseinanderzusetzen. Der starkknochige Esthe — ein echter Typus seiner Rasse, mit dem in der Mitte gescheitelten, schlicht auf die Schulter herabfallenden farblosen Haar, dem bartlosen, von Wind und Wetter und einer seinem Volke eigenthümlichen Abneigung gegen das Wasser, verwitterten, lederfarbenen Gesicht; bekleidet mit einem bis auf die Knöchel herabfallenden Leinwandrock von zweifelhafter Farbe, war jedenfalls keine blendende Erscheinung, dazu gemacht, die Herzen der Frauenwelt zu erobern; und doch war das, was die hübsche Russin ihm soeben mit Anwendung aller Ueberredungskünste vortrug, nichts anderes als ein Heirathsantrag in unverblümtester Weise. Nachdem sie monatelang vergebens auf eine Erklärung ihres schwerfälligen, wortkargen Liebhabers gewartet, hatte sie den Entschluß gefaßt, die Sache selbst in die Hand zu nehmen und das entscheidende Wort zu sprechen, um den Säumigen etwas aus seiner Trägheit aufzurütteln. Sie benutzte also diese Stunde ungestörten Beisammenseins, ihm klar zu machen, daß der Kutscher und die Kammerjungfer, als die beiden vornehmsten und wichtigsten Glieder der Dienerschaft, naturgemäß auf einander angewiesen, für einander geschaffen seien. Das Johannisfest, dieser im Leben des Landvolks so wichtige Tag, an welchem jedes Glied des Gesindes, nach althergebrachter Sitte, von der Herrschaft mit ein Paar neuen Stiefeln und einigen Rubeln beschenkt wird, rückte heran; der Zeitpunkt war also ganz geeignet, einmal ernstlich an ihre beiderseitige Zukunft zu denken, den Tag der Hochzeit zu bestimmen. Hochzeit oder Verlobung am Johannistag bringt Glück.

Claas schien dies alles vollkommen einzuleuchten. Zwar sagte er kein Wort der Zustimmung, aber er hatte während ihrer Rede ein paar Mal beifällig mit dem Kopfe genickt und blickte — da sie einen Augenblick inne hielt, um Athem zu schöpfen, in stummer Erwartung zu ihr auf.

Die Angelegenheit, die diese beiden Menschen verhandelten, war jedenfalls wichtig genug, um darüber — wenn auch nur für kurze Zeit — die Außenwelt zu vergessen. Da die Redende, an den Thürpfosten gelehnt, dem im Stall liegenden Kutscher das Gesicht und ihre ganze Aufmerksamkeit zuwandte, war alles, was sich außerhalb der vier Mauern des Pferdestalls zutrug, ihrem Blick verschlossen. Die eifrige Russin war daher nicht wenig erschrocken, als ihr plötzlich Jemand vertraulich auf die Schulter klopfte und sie, sich umwendend, die Gestalt des neuen Gutsherrn auf Sandenhofen hinter sich erblickte, der, sein Pferd am Zügel führend, Einlaß begehrte, um dasselbe der Obhut des Kutschers zu übergeben. Nachdem dies geschehen, wandte er sich zu Tania, die verlegen ihre Hände an den Seiten ihres faltigen Rocks hin und hergleiten ließ, und erkundigte sich flüchtig nach dem Aufenthaltsort der Herrschaften.

Er mußte doch wohl die Auskunft, daß die gnädige Frau sich mit dem Herrn Pfarrer auf die Veranda zurückgezogen, überhört haben; denn obgleich er auf das Anerbieten der gefälligen Jungfer, ihn hinzuführen, hastig erklärte, den Weg allein zu finden, schlug er, nachdem er den beiden aus den Augen war, anstatt sich nach der an der Rückseite des Schlosses angebauten Veranda zu begeben, die entgegengesetzte Richtung ein und schritt der in die obern Stockwerke führenden Haupttreppe zu.

Auf Veranlassung ihrer Mutter, welche die

Anwesenheit des Töchterchens bei den wichtigen Verhandlungen, die sie mit dem Pfarrer pflog, für überflüssig erachtete, hatte sich Nadjeschda auf ihr Zimmer zurückgezogen. Der Himmel hatte sich mit leichtem grauen Gewölk bedeckt, aber die Atmosphäre war schwül und drückend wie zuvor.

Sehnsucht nach einem frischen erquickenden Hauch hatte das junge Mädchen veranlaßt, das Fenster zu öffnen. Ermattet ruhten ihre verschlungenen Hände im Schooß, während sie, an der Fensterbrüstung lehnend, den vorübergleitenden Wolken nachblickte.

Wie sie so langsam und majestätisch über den See dahinschwebten, dicht über die dunklen Häupter des Waldes streifend. Ewig ruhelos zogen sie von Land zu Land — gen Westen, nach den deutschen Fluren, wo ihr Verlobter weilte, ihm Grüße zu bringen von der Heimath, von der Braut . . . Ihr Verlobter! was war es doch, daß sie es nicht vermochte, ihn mit jenem anderen Namen zu nennen, den er ihr gegeben: ihr Geliebter? . . . ihre Lippen zuckten leise, und als könne sie dadurch Vergangenheit und Zukunft zudecken, legte sie verhüllend ihr Taschentuch über die müden Augen.

Der aus dem Wald herausſprengende Reiter hatte sofort die lichte Mädchengestalt in der dunklen Epheuumrahmung des Fensterbogens wahrgenommen, und auch sie hatte, durch die Hufschläge seines Pferdes, die zu ihr heraufklangen, emporgeschreckt, ihre Hand von den Augen herabgleiten lassen, um einen flüchtigen Blick auf den Nahenden zu werfen. In der jähen Ueberraschung des Erkennes entfiel ihr das leichte Tuch und flatterte, vom Lufthauch getragen, dem Ufer des See's zu, wo es der Reiter, der sofort Jagd darauf gemacht, glücklich erwischte, und ihr neckisch grüßend damit zuwinkte.

Bestürzt zog sie sich vom Fenster zurück. Was mußte er von ihrer Ungeschicklichkeit denken?! Er hielt es am Ende gar für Absicht, bildete sich ein, sie habe seine Aufmerksamkeit auf sich lenken wollen . . . Wahrhaftig, da tönten seine Schritte schon im Korridor. Sie fuhr sich mit beiden Händen glättend durch das verwilderte Haar — ob ihm Tania denn nicht gesagt, wo Mama zu finden sei? er wußte doch, wie viel dieselbe auf die strenge Erfüllung geselliger Aufmerksamkeiten gab.

Da klopfte es laut und energisch an der Thür, und ehe sie noch Zeit gehabt, die Lippen zu einem verneinden Wort zu öffnen, trat Wilkens ins Zimmer. Das leichte eng anliegende Jagdkostüm hob vortheilhaft seine prächtige Gestalt und ließ ihn schlanker und jugendlicher erscheinen, als sonst. Er kam mit ruhiger Sicherheit auf sie zu und überreichte ihr galant das erbeutete Tuch. Der ängstlich forschende Blick, den er dabei auf ihr Gesicht heftete, wie der warme herzliche Ton, in dem er sich nach ihrem Befinden erkundigte, steigerte noch ihre Befangenheit.

Es war fast undenkbar, daß die wenigen Worte, die sie auf seine Fragen erwiderte, als Einleitung zu einem Gespräch gelten konnten, und doch schien er dies anzunehmen; denn ohne eine Aufforderung abzuwarten, hatte er sich einen Sessel herbeigezogen und sich darauf niedergelassen, und begann, nachdem er sich aufmerksam in dem kleinen Boudoir umgesehen, in dem leichten Ton gesellschaftlicher Unterhaltung:

„Ich sehe, Gori hat nicht übertrieben, da er mir die Reize des Rosenzimmers schilderte, das kleine Gemach erinnert wirklich an die luftigen Regionen der Blumenkönigin, von denen uns das Märchen erzählt. Ich könnte mir keinen poetischeren Aufenthaltsort für eine junge Dichterseele denken, die im Mai der ersten Liebe, mächtig ihre goldenen Schwingen entfaltend, die ersten zarten Liederknospen treibt."

Sie sah ihn, ohne ein Wort der Erwiderung, verwundert fragend an, während er, tief in die zu ihm aufschauenden unergründlichen Nixenaugen blickend, nach einer stummen Pause langsam mit leidenschaftlicher Betonung fortfuhr:

„Mit Deinen Zauberaugen
Hast Du mein Herz bestrickt,
Du hast zum Widerstreben
Mir alle Kraft geknickt.
Du hast mir zugefüget
Den ersten großen Schmerz —
Von Deinem Blick verwundet
Zuckt mein gebrochnes Herz."

Sie war gleich bei den ersten Worten, die er recitirt, dunkelroth geworden und hatte die Hand auf die Stirn gelegt, als könne sie ihren Sinnen nicht trauen. Mehrmals machte sie eine Bewegung, ihn zu unterbrechen, aber kein Laut kam über ihre Lippen.

Ein Schimmer tiefer Rührung verklärte die sonst so spöttischen Züge des Weltmannes:

„Blicken Sie mich doch nicht so entsetzt an, armes Kind," sagte er mild, „als stände ich mit Geistern im Bunde und vermöchte Ihnen die Gedanken von der weißen Stirn abzulesen. Beruhigen Sie sich, es geht Alles mit ganz natürlichen Dingen zu!" Mit einem schnellen Griff zog er das kleine braune Buch aus der Brusttasche seines Rockes hervor und hielt es ihr entgegen: „Ich sagte es Ihnen schon einmal: ich bin ein Sonntagskind und habe Glück im Finden."

Sie streckte stumm die Hand danach aus, doch lächelnd entzog er es dem Bereich ihres Arms: „O nicht doch, Fräulein Nadjeschda! Glauben Sie, ich wäre der Thor, die kostbaren Minuten ungenützt verstreichen zu lassen, Ihnen dies allerliebste ‚Geständniß einer schönen Seele' zurückzuerstatten, ohne Finderlohn dafür zu beanspruchen? Für wie edel müssen Sie mich halten! Leider sehe ich mich gezwungen, Ihnen grausam Ihre schönsten Illusionen zu zerstören und mich in meiner wahren Gestalt, der des vollständigsten Egoisten zu zeigen. Als solcher bestehe ich unwiderruflich auf meinem Recht, Ihnen die Bedingungen vorzuschreiben, unter denen ich Ihnen Ihr Eigenthum zurückerstatten werde."

Sie lachte halbverlegen auf: „Nun? . . ."

„Nun?" wiederholte er neckend, aber gleich darauf wieder ernst werdend: „Ich verlange ja nichts weiter, als, was schon mein eigen, wie mir der Inhalt dieser Blätter verrathen; das Herz, welches diese Verse empfunden, die Hand, die sie so unsicher zaghaft, als scheue sie sich vor sich selbst, hier niedergeschrieben . . ." er hatte ihre beiden Hände ergriffen, sie an seine Brust zu ziehen, aber mit einem wilden Aufschrei riß sie sich von ihm los, und wie in innerem Entsetzen glitt es tonlos über ihre Lippen: „nie, niemals!"

Er blickte lächelnd auf sie nieder. „Und warum nicht, kleiner Trotzkopf?"

„Weil ich verlobt bin." Es klang nichts weniger als trotzig, das scheue Wort, das so zögernd über die Lippen kam, welche das so treu gehütete Geheimniß nun doch verrathen sollten.

„Verlobt?!" Er betrachtete befremdet das Kindergesicht, das bei diesen Worten so hilflos zu ihm aufblickte. „Und mit wem? wer ist es, der es wagt, mir die Geliebte streitig zu machen?"

Sie nahm alle ihre Fassung zusammen und antwortete ziemlich ruhig: „Mein Vetter Erich."

„Ihr Vetter Erich! Wie alt ist denn der junge Mann, wenn man fragen darf?"

Der spöttische Ton, den er anschlug, verletzte sie und rief den alten Trotz in ihr wach. Sie warf stolz den Kopf zurück: „Erich wird in diesem Sommer seine Studien vollenden! Sobald er zurückkommt, will Onkel ihm das Gut übergeben und dann können wir uns heirathen." Und im Ton unverkennbarer Genugthuung setzte sie hinzu: „Als wir noch Kinder waren, hat Erich mich bereits geliebt und verehrt!"

„Ah! Das ist allerdings schon sehr lange her," unterbrach er sie ironisch, „und Sie? aus Dankbarkeit für diese vetterlich-liebende Verehrung, versuchen sich natürlich einzureden, daß Sie ihn ebenfalls lieben."

Sie war sehr eifrig geworden: „Gewiß liebe ich ihn. So weit ich zurückdenken kann, war es mein liebster Spielgenosse, und ich war sehr, sehr traurig, als er uns verlassen mußte, um ins Ausland zu gehen."

Ihre Auseinandersetzung schien keinen besonders tiefen Eindruck zu machen. Er lachte sogar: „Der arme Erich!" meinte er spottend.

„Wieso ‚arm'?" fragte sie betroffen.

„Weil Sie sich so viel Mühe geben müssen, mich von Ihrer Neigung für ihn zu überzeugen."

— — Sie sah ihn bestürzt an. — „Das ist immer ein schlechtes Zeichen," fuhr er in belehrendem Ton fort. „Sie sagen mir da mit andern Worten: ‚Ich habe mich als kleines, unwissendes Mädchen! ja, ja'", wiederholte er nachdrücklich und streng, da sie auffahren wollte — „‚als kleines, unwissendes Mädchen mit meinem Vetter Erich verlobt, weil er der erste Mann war, dem es in den Sinn kam, mich heirathen zu wollen, und weil es gar zu schön sein muß, statt für dumme, unbesonnene Streiche gescholten zu werden, selbst zu schelten und zu befehlen als Herrin im eigenen Hause. Dazu ein guter Mann, der sich von seiner kleinen Frau kommandiren läßt, und sie dafür noch auf den Händen trägt' — das ist allerdings sehr bequem und der sechszehnjährige Verstand sagt ‚Ja' und ‚Amen' dazu; wenn auch das kleine Herz unruhig pocht und sich dagegen sträubt. Denn das Herz hat bei dem Entschluß nichts mitzusprechen gehabt — wie sollte es auch! Es

schlummerte ja noch im tiefen, ahnungslosen Kindestraum! — Ueber Nacht aber ist der Frühling gekommen und hat es wachgeküßt, und jetzt sehnt es sich fast krank nach dem goldenen Sonnenschein der Liebe, die es zum Leben erweckt, wenngleich Ihr Stolz die neue Macht nicht anerkennen will, und sich hinter das Bollwerk des kindlichen Verlöbnisses flüchtet . . ."

Sie blickte ihn herausfordernd an: „Wer sagt Ihnen denn, daß ich Erich nicht liebe?"

„Erstens: Ihre Augen, die Ihre stolzen Worte Lügen strafen — zweitens: Ihre Gedichte. Merkwürdigerweise sind nämlich die Verse alle neueren Datums — bei einer so ‚alten' Liebe muß das fast räthselhaft erscheinen! — Meinen Sie das nicht auch?" Er bog sich lächelnd zu ihr hin und fuhr, sie scharf fixirend, ebenso fort: „Ich hätte fast darauf schwören mögen, daß der Glückliche, dem diese Lieder gelten, sich jetzt, gerade jetzt in Ihrer nächsten Nähe befinden müsse. — Wie man sich täuschen kann!"

Das junge Mädchen richtete sich hoch auf. Der scherzende Ton, in dem er sprach, gab ihr vollends ihre Fassung wieder. Mit einer raschen Bewegung hatte sie sich des kleinen Buches bemächtigt und darin geblättert: „Der Glückliche, dem diese Verse gelten, o ja," entgegnete sie herb und reichte es ihm hin.

Erstaunt nahm er es aus ihrer Hand entgegen. Der gespannte Ausdruck seiner Züge wich jedoch sofort einem heiteren Lächeln, da er die beschriebene Seite überflog: „Soll das eine Antwort sein? — Das kleine Lied hat mir gestern schon gewaltig imponirt und mir einen ungeheuren Respekt vor dem Charakter der Verfasserin beigebracht, die so heroisch ihre Gefühle zu verbergen weiß" — sie blickte ihn fassungslos an.

„Ich hasse Dich! weil meine Seele Du
Der Kindheit sel'gen Frieden hast entrissen,
Ich hasse Dich! der durch ein leichtes Wort
Mein ahnungsloses, junges Herz zerrissen.
Ich hasse Dich! Nicht länger soll Dein Blick
Verwunden mich.
Hoch bäumt sich der zertret'ne Stolz empor —
Ich hasse Dich! —"

„Sollte man nicht meinen, es sei Ihre vollste Ueberzeugung, die Sie da mit so tragischem Ernst niedergeschrieben? und doch ist es nichts weiter als ein kleiner Selbstbetrug. Und mögen Sie mir tausend Mal diese niederschmetternden Worte entgegenschleudern — Sie vermögen dadurch doch nicht die Stimme Ihres Herzens zum Schweigen zu bringen, die allmächtig durch jede Zeile hindurchklingt: Ich liebe Dich!"

Er war aufgesprungen und legte die linke Hand leicht auf die Rücklehne ihres Fauteuils. Sich so tief zu ihr hinabbeugend, daß seine Lippen beim Sprechen beinahe die kleinen Löckchen streiften, die wie ein goldener Hauch ihre Stirn beschatteten, flüsterte er ihr fast unhörbar zu: „O hören Sie auch diese Stimme, Nadjeschda, ich beschwöre Sie! Es ist die Stimme der Wahrheit, der Erkenntniß, die sich in Ihrem Herzen regt. Wäre ich meiner Sache nicht gewiß, ich würde nicht weiter in Sie drängen, doch so . . ."

„Harald!!" — —

Nicht Nadjeschda war es, welche den Namen gerufen, sondern die Frau vom Hause, deren Gestalt plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, hinter den Beiden stand.

Er trat einen Schritt zurück: „Gnädige Frau? . . ."

Die kühle Zurechtweisung, welche in der einfachen, gesellschaftlichen Anrede lag, schien sie zu sich selbst zu bringen, sie fuhr in eisiger Ruhe fort: „Verzeihen Sie, Herr von Wilkens, aber ich war nicht darauf gefaßt, Sie hier im Zimmer meiner Tochter zu finden. Gestatten Sie mir die Frage: Wie kommen Sie hierher?" — —

Er hatte wieder vollkommen die stolz nachlässige Haltung angenommen, die ihn in der „guten Gesellschaft" nie verließ: „Ich kam von Sandenhofen herüber, mich nach dem Befinden von Fräulein Nadjeschda zu erkundigen; und da der gerade Weg stets der beste ist, beschloß ich, mich mit meiner Frage direkt an das Fräulein selbst zu wenden" . . . .

„Sie hätten dies eben so gut, ja besser von mir erfahren können," fiel ihm die schöne Frau eisig ins Wort. „Sie werden begreifen, daß es einer Mutter nicht gleichgiltig sein kann, den berüchtigten Petersburger Roué im vertraulichen tête-à-tête mit ihrer heranwachsenden Tochter zu finden."

„Den berüchtigten Roué," wiederholte Wilkens langsam und mit schwerer Betonung, „der zum ersten Mal nach jahrelangem Suchen ein Herz gefunden hat unter all den hohlen, gesellschaftlichen Larven; der in der zwölften Stunde den

Glauben an die Menschheit wiederfindet, den ihm eine herzlose Kokette in der Jugend geraubt."

Sie blickte ihn hohnvoll an: „Nichts bequemer als die eigene Schuld auf fremde Schultern zu wälzen. Das ist die wohlfeile Art der Beschönigung unserer Herren für eine vergeudete Jugend, ein zwecklos verbrachtes Leben!"

Er war todtenbleich geworden und sah sie mit einem Blick an, vor dem ihr höhnisch funkelndes Auge zu Boden sank: „Ich bin in einer guten Schule gewesen! Das ist meine einzige Antwort auf Ihre Beschuldigung, gnädige Frau. Jetzt möchte ich Sie nur erinnern, daß sich derartige Gespräche nicht für das Ohr eines jungen Mädchens eignen dürften. — Bedenken Sie, daß Ihre Tochter nicht auf dem schlüpfrigen Boden der Residenz aufgewachsen ist."

Mit einem stolzen Neigen des schönen Hauptes verließ er das Zimmer und gleich darauf tönten sich entfernende Hufschläge herauf. Die schöne Frau zuckte zusammen, als habe sie einen Schlag ins Gesicht erhalten: „Er verschmähte das Gastrecht ihres Hauses, der Unverschämte wagte es noch, sie zu beleidigen!" Sie sandte einen haßerfüllten Blick hinunter, dann verließ sie, ohne das Wort an ihre Tochter zu richten, die das Gesicht in den Händen vergraben, regungslos der heftigen Scene beigewohnt, — den Schauplatz ihrer Niederlage.

XI.

O, gieb mir das Glück,
Das flüchtige, das mir die Welt geraubt,
Und den alten Glauben, den ich geglaubt,
Und der Kindheit Frieden zurück!

Schack.

„Es ist Niemand daheim, Freilen; die Großmutter ist in den Wald gegangen, Johanniskräuter zu suchen."

Das junge Mädchen hemmte ihre eiligen Schritte und ließ enttäuscht ob der unwillkommenen Botschaft den Kopf sinken. Rathlos schweiften ihre Blicke bald über die unermeßlichen Waldungen, die so gleichmäßig wie ein dunkler lückenloser Saum den Horizont umkränzten, bald hefteten sie sich fragend auf die zu ihr emporblickenden Gesichter der Fischerkinder, die ihr indeß keine andere Auskunft zu geben vermochten, als daß die alte Katja, die sonst Jahr aus Jahr ein den Spinnrocken nicht verließ, nach der Sitte ihres Volkes sich aufgemacht habe, eine Anzahl Wundkräuter zu suchen, denen am Vorabend des Johannistags eine wunderbare Heilkraft innewohnt. Wohin sie ihre Schritte gelenkt, wußten die Kleinen nicht anzugeben, sowenig wie die Stunde ihrer Rückkehr. Schmeichelnd hingen sie sich an das Kleid des ‚lieben Freilens', sie zu einem gemeinschaftlichen Spiel zu überreden. Nadjeschda willfahrtete ihnen stillschweigend, war es ihr doch ein willkommener Vorwand, die Zurückkunft der alten Wärterin hier abzuwarten. Langsam folgte sie den zum Ufer des See's hinablaufenden Kindern.

Der breite grüne Wiesengürtel, der sich vom Schloß bis zum Fischerhäuschen trennend zwischen Wald und See hineinschiebt, verläuft in eine schmale langgestreckte Landzunge. Hinter derselben tritt der Wald wieder bis unmittelbar an das Ufer des See's, der hier seine größte Tiefe erreicht und eine, von den überhängenden Zweigen der hohen Föhren in stete Nacht gehüllte dunkle Bucht bildet, die wegen der eigenthümlich schwarzen Färbung ihres Wassers der Nixenpfuhl genannt wird. Für unergründlich gilt er der esthnischen Bevölkerung und scheu wird er von Allen gemieden; denn unheimliche Geschichten erzählt man sich von dem Spuk, der dort sein Wesen treibt.

Geängstigt durch die abenteuerlichen Gestalten, mit denen die Sage diesen Ort bevölkerte, wagten sich die Kinder nie in die unmittelbare Nähe des Nixenpfuhls. Dagegen war die kleine Halbinsel einer ihrer liebsten Spielplätze. Dichtes Gestrüpp von wilden Rosen, breitblättrigen Klettensträuchern, die hier förmliche kleine Waldungen bildeten, und dem geheimnißvollen Kräutlein ‚Rühr mich nicht an' überwucherte sie fast ganz. Ein paar zerklüftete Weiden ragten aus der grünen Wildniß hervor; ihre herabhängenden Zweige verschlangen sich mit den am Boden hinkriechenden Schmarotzerpflanzen und bildeten so ein undurchdringliches Netz, welches vollständig den Blick auf den nördlichen Theil des See's verhüllte, so daß er von hier aus nur wie ein kleiner stiller Weiher erschien, kaum groß genug, dem prächtigen Schloß mit seinen weitläufigen Wirthschaftsgebäuden zum Spiegel zu dienen. Es war ein Ort, wie ihn sich die Kinder nicht schöner wünschen konnten für ihre Spiele. Der Nixenpfuhl war nahe genug, demselben einen eigenen

geheimnißvollen Reiz zu verleihen und dann wirkte doch wieder der gewohnte Anblick des Schlosses beruhigend auf die aufgeregten Gemüther.

Nadjeschda fühlte sich heute zwar wenig zum Spielen aufgelegt, doch wollte sie den Kleinen das Vergnügen nicht stören und überließ sich willig den Kinderhänden, die sie zu einem dicht am Ufer des Sees liegenden bemoosten Granitblock hinzogen, den sie eilig mit riesigen Klettenblättern bekleidet hatten. Auf diesem improvisirten Thron mußte das Fräulein Platz nehmen. Die flinken Hände der beiden kleinen Mädchen lösten geschickt das lange schöne Haar Nadjeschda's, daß es in weichen goldschimmernden Wellen über Brust und Schultern hinabfiel. Der Bube, der auch nicht unthätig zusehen wollte, war in das seichte Ufer des See's hinein gewatet und kehrte jetzt triefend mit einem Arm voll Wasserrosen zurück, deren lange Stengel, leicht in einander geflochten, einen prächtigen Kranz abgaben; noch ein langes Schilfrohr bekam sie in die Hand als Scepter und das Spiel konnte seinen Anfang nehmen.

Die Kinder klatschten jubelnd in die Hände: „Uij, Freilen, Freilen, bist Du schön!" — —

Sie konnten schon stolz sein auf ihr Werk. Die zarte Mädchengestalt mit den mattweißen Blüthensternen im goldbraunen Haar und dem träumerischen Blick der meerfarbenen Augen, umgeben von den schmalen Blättern des Schilfes, sah wirklich aus wie eine liebliche Wasserfee, die für kurze Zeit aus der feuchten Tiefe ihres krystallenen Reiches emporgetaucht ist, sich im warmen, schimmernden Sonnenlicht zu baden.

Nadjeschda war in dem nun beginnenden Spiele die Rolle der Wasserfrau zugedacht worden, deren Scepter die unvorsichtig nahenden Kinder verzauberte. Das mit der Spitze des Schilfrohrs Berührte mußte so lange regungslos auf derselben Stelle verharren, bis ein Anderes, kühner und gewandter als das erste, es durch dreimaliges Anrühren entzauberte. Schreiend und lachend liefen die Kinder, sobald sie erlöst waren, davon; um sich bald wieder, mit frisch gekräftigtem Muthe in den gefährlichen Bannkreis der Wasserfrau zu begeben.

Das Spiel hatte schon eine geraume Zeit gedauert und das junge Mädchen, das nicht, wie ihre Spielgenossen, mit ungetheiltem Interesse dabei war, begann allmählich zu ermüden.

Da kam plötzlich der Bube mit völlig verstörtem Gesicht und doch äußerst wichtiger Miene herbeigestürzt. Er war so außer Athem, daß er zuerst kein Wort über die Lippen brachte und nur stumm mit einer furchtsamen Gebärde nach rückwärts zeigte. „Der Nix" . . . stammelte er endlich, „Freilen, ich habe den Nix gesehen!"

Die kleinen Geschwister drängten sich neugierig an ihn heran; Nadjeschda dagegen schüttelte ungläubig lächelnd den Kopf. Der Knabe, durch das Lachen beleidigt, warf trotzig den Kopf zurück: „Wenn Du mir nicht glauben willst, Freilen, so geh' doch selbst hin und sieh, ob ich die Wahrheit gesagt habe oder nicht! . . Dort hinten aus dem Nixenpfuhl ist er hervorgetaucht" — er zeigte mit dem Daumen über die Schulter nach der gefürchteten Bucht — „und hat mich mit seinen glühenden Augen so bös angesehen, so bös, daß mir die Füße völlig gelähmt waren von dem verzauberten Blick. . . Es war schrecklich!" fügte er, sich im Gedanken an das Erlebte vor Grauen schüttelnd, hinzu. Die kleinen Mädchen blickten sich scheu nach der bezeichneten Stelle um. Auch Nadjeschda sah scharf hinüber, war aber nicht im Stande, etwas Außergewöhnliches wahrzunehmen. Umsonst versuchte sie den Kindern ihre abergläubische Furcht auszureden. Sie blieben dabei: Der Nix sei, erzürnt über den Mißbrauch, der mit seinem Namen getrieben ward, aus seinem Reiche herauf gekommen, die Spielenden zu strafen. Keine Macht der Erde wäre im Stande gewesen, die aufgeregten Esthenkinder zur Fortsetzung des Spiels zu bewegen, das sah Nadjeschda bald ein und erhob daher auch keine Einwendung, als die Kleinen unter dem Vorwand: zu schauen, ob die Großmutter angekommen sei, davonliefen. Sich ängstlich an einander fest klammernd eilten sie, so schnell sie ihre Füße trugen, aus der gefährlichen Nähe des Sees zu entkommen.

Nadjeschda verharrte ruhig auf ihrem Platze. Die spukhafte Gestalt des Wassernixes flößte ihr keine Angst ein. Sie fürchtete sich nicht vor Geistern und Gespenften, nur vor ihrem eigenen, bösen, wildklopfenden Herzen, das ihr mit jedem Schlage das Wort wiederholte, das Wort, das ihre Seele nicht hören durfte, und dem sie doch wie verzaubert lauschte: „Sie lieben mich, Nadjeschda." Das Blut schoß ihr von Neuem dunkel ins Gesicht, da sie daran zurückdachte, wie machtlos sie sich in jenem Augenblick dem Ver-

führer gegenüber gefühlt. Sie schämte sich der eigenen Schwäche, zugleich aber wallte ein heißer Zorn in ihrem Herzen auf gegen den Uebermüthigen: Wie durfte er es wagen, ihr von Liebe zu reden, da er wußte, daß sie verlobt sei?! O, sie hatten recht, die Mama und der Herr Pfarrer, wenn sie ihn einen Recken, eingebildeten Menschen nannten, dem nichts heilig sei — — nicht einmal das bindende Wort einer Braut! — —

In den Wogen des Sees plätscherte es leise, vielleicht ein Fisch, der an die Oberfläche heraufgeschwommen war . . . Ein dunkler Schatten schob sich langsam über die glitzernde Wasserfläche — — zeichnete die Abendsonne schon die Umrisse der Bäume in verlängerten Linien auf die hellen Fluthen des Sees? Die Blicke des einsamen Mädchens schauten hinab in das dunkle Gewässer. Das eigene Bild leuchtete ihr daraus entgegen, wie eine Schneeflocke vom Himmel herabgeweht, hatte Er ihr damals gesagt, bei ihrer ersten Begegnung im Walde — —

Ein tiefer Athemzug glitt wie ein Seufzer über die halbgeöffneten Lippen — o, daß sie ihn nie gesehen hätte, es wäre besser gewesen!

Hastig zupfte sie Blatt um Blatt von den niederhängenden Zweigen der Weiden und warf es hinab auf die dunkle Spiegelfläche, das Bild zu zerstören, das sie aufs Neue an Den erinnerte, den zu vergessen ihre Pflicht war; und ihre Augen starrten mit einem eigenthümlich gespannten schmerzlichen Ausdruck ins Leere, der das sorglose Kindergesichtchen um Jahre älter erscheinen ließ.

Allmählich schien sie über der mechanischen Beschäftigung den Zweck, den sie dabei im Auge gehabt, zu vergessen. Achtlos fielen die Blättchen zu Boden, kaum eins flatterte noch hinab in den See. Und wie in halbem Selbstvergessen glitt es leise von den Lippen des Mädchens, der alte Orakelspruch des deutschen Gretchens: „Er liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — —

Ihren Händen mußte doch eine eigenthümliche zauberische Kraft inne wohnen, die selbst dem todten Baum Leben und Sprache verlieh; denn als sie jetzt das vierte Blättchen zu Boden flattern ließ, tönte es klar und deutlich aus seinen Zweigen: „Ueber alle Maßen!“ — —

Nadjeschda kannte diese Stimme, die jede Fiber ihres Herzens erbeben machte, sie schaute erschreckt umher, konnte aber in dem Gewirr von grünen Ranken nichts entdecken. — Sollte sie sich nur getäuscht haben? hatten ihre aufgeregten Sinne ihr einen Streich gespielt?

Doch nein! da kam aus dem Dickicht eine schöngeformte braune Männerhand zum Vorschein und bog die Zweige zurück; ein kräftiger Arm schlang sich um den zerborstenen Stamm der alten Weide, und eine hohe, nur zu wohlbekannte Gestalt schwang sich geschickt über das abgestürzte Ufer herauf. Das war keine Sinnestäuschung mehr, er selbst stand vor ihr — Harald!

Er streckte ihr die Hand zum Gruß entgegen, doch sie zog scheu die ihrige auf den Rücken, als wolle sie dadurch jede Annäherung seinerseits abschneiden, und wich ein paar Schritte, soweit als das abschüssige Terrain es erlaubte, zurück. Ein Blitz flammte in seinen Augen auf, und in seiner Stimme zitterte die innere Erregung; obgleich er sich bemühte, den leichten Konversationston anzuschlagen.

„Ich scheine immer das Unglück zu haben, Sie zu erschrecken. So sehr es meiner Natur widerstrebt, sehe ich mich gezwungen, wie ein Dieb in der Nacht, diesen heimlichen Weg einzuschlagen, da man mir geflissentlich jede Möglichkeit, mich Ihnen zu nähern, abschneidet. Ich fühle, daß ich kein willkommner Gast in Ihrem Hause bin, und ich ahne den Grund; aber ich bin nicht gewöhnt, mit kaltabweisenden Blicken empfangen zu werden und bin zu stolz, um das zu betteln, was man mir verweigert. — — Etwas anderes ist es mit Ihnen,“ fuhr er mild fort, „man hat Ihnen vielleicht schlimme Dinge von mir erzählt . . .“

Er brach plötzlich ab und hielt aufhorchend inne. Aus dem Innern des Waldes tönte der gedämpfte Schall von Schritten. Auch Nadjeschda wandte das feine Köpfchen nach jener Seite, und ein tiefer, erleichternder Athemzug hob ihre Brust. Die Nähe dieses Mannes, dies Auge in Auge mit ihm, war ihr heut' unheimlicher denn je. Die letzten Tage hatten ihr mit erschreckender Klarheit ihr eigenes Innere gezeigt. Sie wußte, daß er ihr nicht mehr gleichgiltig sei, daß seine Worte einen Widerhall geweckt hatten in ihrem Herzen. Und mit dieser Erkenntniß fühlte sie die Kraft erlahmen, die Kraft ihm auch fernerhin zu widerstehen. Die Hoffnung, daß die Dazwischenkunft eines Dritten das Alleinsein mit Wilken's hindern werde, begrüßte sie wie eine Erlösung.

Er stampfte ärgerlich mit dem Fuße und stieß einen halblauten Ausruf des Zornes, der fast wie eine Verwünschung klang, zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor. Dann, einen Schritt näher auf sie zutretend, sagte er hastig: „Ich muß Sie heute sprechen, das Lebensglück zweier Menschen hängt davon ab . . .“

Sie schaute ohne eine Erwiderung nur erwartungsvoll nach der Seite, von welcher die Schritte jetzt immer näher und näher zu ihnen herübertönten. Er folgte ungeduldig der Richtung ihrer Blicke — dann sagte er halblaut: „Sie dürften sich diesmal doch wohl verrechnen, Fräulein Nadjeschda: es ist weder die alte Katja, noch einer Ihrer Brüder, wie Sie zu glauben scheinen, sondern — Ihre Frau Mama, die sich einmal mit eigenen Augen über das Thun und Treiben des Töchterchens inhoriren will“ . . . sie sah ihn erschreckt an, er aber fuhr, unbekümmert darum, in den leicht frivolen Ton verfallend, der ihm so geläufig, ruhig fort: „sie wird recht erfreut sein, das gehorsame Töchterlein in der Gesellschaft des ‚berüchtigten Abenteurers‘, des ‚gottvergessenen Verführers‘ anzutreffen. Ich freue mich nur auf den seltenen Genuß, Ihr wildtrotziges Gesicht in den Ausdruck tiefster, demüthigster Zerknirschung verwandelt zu sehen!“

Ein zorniger Seitenblick streifte ihn bei diesem malitiösen Wort, ihre Hände ballten sich: „Und warum gehen Sie nicht fort von hier und lassen mich allein?!“ fragte sie brüsk, „das ist durchaus nicht ritterlich gehandelt!“

„Weil ich nicht will!“ versetzte er, genau ihre Art und Weise kopirend; ohne den letzten Vorwurf zu berücksichtigen. „Ja, Fräulein Nadjeschda, ich bin heut' gerade in der Laune, auch einmal meinen Kopf durchzusetzen, und so wollen wir doch sehen, wessen Wille stärker ist, der Ihre oder der meine! . . . Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen nicht von der Seite weichen werde, bis Sie Alles was ich Ihnen zu sagen habe, angehört; und daß weder Ihre bösen Blicke, noch die scharfe Zunge Ihrer Mama mich von meinem Vorsatz abbringen werden.“ Er schlug gleichmüthig die Arme über einander und beobachtete spöttischen Blickes ihre wachsende Rathlosigkeit.

Nadjeschda hatte zuerst auffahren wollen; doch sie sah bald ein, daß ihre Heftigkeit ihr wenig nützen würde. Dieser Mann hatte eine Stirn von Eisen, von der alle Vorwürfe, aller Zorn machtlos abprallten. Das war kein nachgebender Liebhaber, wie Erich, der sich durch den Wink ihres Fingers hatte leiten lassen. — Und während sie dies überdachte, kam eine namenlose Aufregung über sie. Wenn die nahende Person wirklich ihre Mutter war, — und sie zweifelte nicht daran — welcher furchtbaren Demüthigung setzte sie sich aus. Die Schritte klangen jetzt schon ganz nah — nur noch wenige Minuten, und die Kommende mußte, aus dem Dunkel des Waldes heraustretend, das einsame Paar erblicken. . . . Ihr Herz klopfte zum Zerspringen und ihr unsicherer Blick streifte den regungslos in derselben Stellung Verharrenden.

„Wollen Sie mich anhören, Fräulein Nadjeschda?“ ergriff er aufs Neue das Wort. Und da sie kein Zeichen der Verneinung von sich gab, sondern nur fragend zu ihm aufschaute, fuhr er fort: „Die gefürchtete Mama ist, Dank ihres Eigensinns, jetzt bereits so nah, daß uns nur ein Ausweg übrig bleibt. Nehmen Sie in dem Boot hier unten Platz; ich rudre Sie nach der Schwaneninsel. Dabei habe ich Gelegenheit, Ihnen Alles mitzutheilen, was Sie erfahren müssen. Ihre Brüder sind mir auf meiner Herfahrt begegnet, wir treffen dort mit denselben zusammen; denn sie hatten die Absicht, gleichfalls dorthin zu steuern — wir können dann vereint die Rückfahrt antreten.“ Da sie noch immer zögerte: „Es geschieht Ihnen kein Leid, oder,“ fügte er mit dem alten fatalen Lächeln hinzu: „fürchten Sie sich etwa vor mir?“

Sie warf ihm einen empörten Blick zu und wandte sich nach dem Boote. Er sprang zuerst hinein und streckte ihr die Hand entgegen, sie aber ergriff einige der über das Wasser hängenden Weidenzweige und schwang sich mit Hülfe derselben leicht auf den Platz neben dem Steuer.

(Schluß folgt.)

Mutter.

Von Anna Segert.

Mutter, o bette mich warm,
Halte mich zärtlich im Arm,
Wie Du Dein Kind in den Schlaf einſt gewiegt,
Wenn es ſich müde an Dich geſchmiegt.
Wie Du die Thränen getrocknet dem Kind,
Wie Du's beſchütztеſt vor Wetter und Wind,
Schütze auch nun mich vor Leid,
Wie in vergangener Zeit!

Mutter, o bette mich warm,
Halte mich zärtlich im Arm,
Bange iſt's Herz mir, es kann nur allein
Zaubern Dein Lächeln den Sonnenſchein.
Kalt iſt die Welt und ſo rauh weht der Wind,
Mütterchen, ſchütze Dein zitterndes Kind,
Bette, o bette mich warm,
Halte mich zärtlich im Arm.

De Lyers.

Von Adolf Hinrichſen.

(Fortſetzung.)

„Take care! Take care!“ ſchriete 'ne angſtvulle Stimm wedder de Bröder an, de noch ümmer ganz verblüfft einanner anſtarren deeren, und bevör ſei noch up de Sied ſpringen künnen, galopirte 'n mächtigen ſwarten Hingſt up ſei to mit 'n ölleren Mann up ſinen Rücken. De Mann hadd ogenſchinlich jede Herrſchaft öwer dat Pierd verluren und nog' to dohn, ſick blot in 'n Sadel to hollen.

Heran ſuſte de wille Jagd. Wiehrend Allens ümher vull Schrecken uteinanner ſtöwen deer, blew Gottlieb ruhig, as wiſſ' bannt, up ſinen Platz ſtahn. 'N Ogenblick noch und hei müßt verluren — in 'n beſten Fall ein Kröpel ſin för Lewenstied — dor — 't was as 'ne leiwe Stimm, de erinnerungsſöt an Hermanns Seel flög und dütlich klüng 't dornt:

Schütz Gottlieb!!! — dat letzte Mudderwurd. —

Und diſſe Stimm von baben, ſei fünn de rechte Stell und weckte dor 'n Echo, kräftig nog' för ſo 'n Mann und för ſo 'n Moment.

Machtvull würd Gottlieb torügg reten, in in nächſten Ogenblick grep 'ne gewaltige Fuſt in de Tögel von den willen Hingſt, dat hei in de Knei ſacken deer, bewerud und zitterud, von Schum öwergaten, öwer de Herrſchaft von diſſen Mann öwer ſick erkennend.

De Rieder, de ierſt holtlos von den furchtboren Ruck in 'n Sadel ſwankte, rep mit 'n Blick vull Bewunnerung up Hermann diſſen to:

„Donnerwetter! 'ne echt deutſche Fauſt, was? Deutſcher?“

„Ja, Meckelbörger,“ ſäd Hermann mit 'n lüttes Smunzeln.

„Ah, 'n Meckelbörger und noch dorto 'n echten plattdütſchen! ſüh, ſüh! ja, ſtarren Sei mi man verwunnert an, Landsmann! hewwen woll lang kein plattdütſch hürt, wat? Glöw 't, glöw 't. öwer nu nehmen Sei minen Dank, jung Mann, und — kann ick Sei wedder deinen?“

„Ne, gewiß nich,“ antwurte Hermann kort, öwer in de ſülwige Minut beſünn hei ſick, as ſin Blick up Gottlieb föll. „Am Enn' künnen Sei mi doch 'n Gefallen dohn,“ ſäd hei bedächtig und winkte Gottlieb ran, „min Broder hier und ick, wi ſtahn ganz allein und ſünd frömd hier, eben ierſt ankamen. Wi künnen de Sprak hier nich und weiten uns nich to helpen und to raden, tomal uns dat Wenige, wat wie hatt hewwen, up 'ne niederträchtige Ort und Wieſ' ſtahlen is.“

Und hei vertellte den Rieder ehr Erlewniß mit Herrn Meier, den Minſchenfründ, wiehrend ſei langſam neben ehren niegen Bekannten dörch de Straten tröken.

Upmarkſam hürte de Frömde up de Red von ſinen Landsmann, wobi af und to 'n mitleidiges Lächeln öwer ſin godmödiges Geſicht flög, as Hermann den Swindler namaken deer: „ganz uneigennützig, ganz uneigennützig, mein Name iſt Meier, bekannter Name, was, guter Witz, ausgezeichnet guter W . . .“ Gottlieb lachte ok, und as Hermann dorup von den Präſidenten mit den Slaprock und de rode Zippelmütz vertellte, ſteckte Gottlieb ſin ſülwernes unſchulliges Lachen de Annern an to 'r Verwunnerung von de Minſchen, dörch de ſei dorhentögen, und de niegierig up de frömdorige, ſeltſame Sprak luſchen deeren.

„Künnen Sei rieden?“ unnerbrök de Herr plötzlich na korten Nadenken de Pauſ', de intreden wier, as de Geſchicht von diſſ' ierſten Schritte to Enn' wier.

„Gewiß, kann ick,“ antwurte Hermann, „ick bün jo von 'n Lann' und min Vadder trök ümmer Fahlen grot, de ick torieden müßt, as Jung all,“ und dorbi blitzte em de Erinnerung an ſin fierne Jugend — fiern, nich na Johren, öwer na Erlewniſſe — dörch de Seel, dat ſin Stirn ſick in Falten leggte und ok Gottlieb an de ſülwige Sak denken müßt, 'ne Erinnerung, de 'n ſeltſames Tucken üm ſin Lippen verurſaken deer.

Gedanken- und verſtändnißvull kek de Rieder up diſſ' jungen Lüd. Ok em mücht ſo männig infallen; Johrteinte ſünken ſchattenhaft torügg und hei ſeg' ſick as glückliches ſorgloſes Kind in ſin Vadderhus, von Leiw ümgewen — wer hadd in jene Tied glöwt, dat einſt na ſo vele, vele Johren, wenn ſin Hoor all anfüng to grauen, Duſende von Mielen — ein Meer twiſchen „to Hus“ und em liggen würd? wer hadd dat woll jemals glöwt?!

Und as hei dat dacht, dunn föll em in, wo frömd und heimathlos ok hei einſt hier up dat ſülwige Steinplaſter ſtahn hadd, und wo beſeligend dormals dat Geföhl up em inwirken deer, dat hei dörch 'n Tofall einen Fründ gewünn: mit jenen Fründ was de Hoffnung, de em all verlaten hadd, wedder inkiehrt und hadd em vörwarts brächt — wat wier ut em worden ahn de? Und bi diſſen Gedanken beſlek em dat as 'ne Ort Pflichtempfindung gegen diſſ' jungen Lüd, 't was em, as wenn 'ne Stimm in ſin eigen Boſt em mahnen deer: nu 's 't Tied! nu vergell diſſe dat, wat Anner einſt di dahn hewwen! — Und hei hürte und verſtünn diſſe Stimm und fat'te den Entſluß, ehr to folgen.

„God,“ ſäd hei beſtimmt, „Sei kamen mit mi, dat is afmakt. Ick bün Pierdhändler und Riedliehrer, uterdem ried ick ok junge Pierd to. Von wecker Ort diſſ' ſünd, dat ſeihn Sei hier,“ und hei klappte den ſchönen Hingſt, de nu beruhigt und doch wählig unner em danzte, up den ſlanken Hals. „Ick denk, dat Sei Allens annehmen möten, wat ſick irgends bütt,“ ſett'te hei noch to, „jetzt, dor Sei hier in 'ne ganz frömde Welt, wo ſick keiner üm den annern kümmern deiht, allein ſtahn, ahn Hülpmittel ſick vörwarts to bringen, ahn Geld to 'n aſtöwen, dat ſick etwa wat find't. Wenn Sei ierſt 'ne Tied lang hier ſünd und dit Land und ſin Ort beter kennen, denn warden Sei dat ſülwſt begriepen, wenn ick ſegg, Sei ſünd in 'ne ſlimme, ſiehr ſlimme Lag geraden; und dorüm noch einmal: Sei möten nehmen, wat ſick bütt. Will'n Sei mit mi kamen und Torieder bi mi warden, god, denn ſünd Sei willkamen. Öwerleggen Sei ſick dat mal.“

„Dor 's nicks to öwerleggen, Herr, ick nehm dat för 'ne Godheit von Sei und ſegg mit freudigen Sinn „ja!“ und wenn ick Sei togliek verſpräk, dat Sei mit mi tofreden ſin ſüllen — na, denn ſünd dat kein leeren Würd.“

Ne, leere Würd ſünd dat gewiß nich, wat diſſ' Mann verſpreckt, dat dacht ok de Herr up den Hingſt, dat klüng ok ut den Ton von ſin Antwurt herut.

„Dat glöw ick Sei unbeſworen. Alſo dat ein wier afdahn und nu to de anner Frag: watt ſall mit Ehren Broder warden?“

Unſäker und twiefelnd let hei den Blick an Gottlieb's zorte, ſmächtige Geſtalt dalglieden — de ſeg' em nich ſo ut, as wenn ſin Fuſt in 'n Stann' wier, diſſen Hingſt ſo up de Knei to twingen as de anner.

„De bliwt bi mi,“ föll Hermann em wiſſ' und beſtimmt in de Red, as hei all 'n annern Vörſlak maken wull, „blot unner diſſ' Bedingung kann ick Ehren gödigen Vörſlag annehmen, dat is öwer ok min einzig, und ſüß künnen Sei mit mi dohn, wat Sei will'n. Gottlieb kann ſick in de Ställ nützlich maken up ſin Wieſ', und

wenn hei dat beten Brod, wat hei ett, nich ganz und vull verdeint, na denn ſünd min Arm kräftig nog', dat noch mit to dohn, wat em afgeiht, dorup künnen Sei ſick verlaten, Herr, öwer anners doh 'ck 't nich."

„God denn, 't ſall dorbi bliewen. Und hier ſünd wi to Hus. Seihn Sei dor dat Schild: Robert Michels, dat bün ick."

Hei wieſte up 'n niedriges Gebüd, rund as 'n Cirkus, woran ſick up de ein Sied 'n langen Anbu von Ställ ſlöt.

'N lütt Stallknecht in korte, blage Jack und enge witte Riedhoſen, de in hoge Stulpſtäwel ſteckten und vel to grot — gröter binah as de ganze lütte Kierl — utſeihn deeren, hadd uppaßt und ret den groten Duhrweg wied up, worup de Drei dörch 'n ſmallen Vörplatz kemen, de mit 'ne grote Arena in Verbindung ſtünn.

„Und nu de Prow!" rep Michels Hermann to.

Wiehrend de Pierhändler in den Stall gahn wier, blewen de Bröder allein up den Vörplatz ſtahn. Hermann benutzte diſſe korte Tied, üm Gottlieb noch einige Vermahnungen to gewen, ſick jo vörtoſeihn und de jungen unbännigen Pier nich to nah to kamen — hei betrachte Gottlieb ümmer noch as 'n lüttes Kind, 'n Pand, wat em anvertrugt wier, obgliek Gottlieb dörch de harte School, dörch de ſei gemeinſchaftlich gahn wieren, heranriept und öller worden wier, as ſüß unner gewöhnliche Verhältniſſe villicht in Johren nich — villicht denn ok nie.

Ok öwer ſin tokünftig Pflichten unnerrichte hei em, nich as ob hei em upfördern deer, dat hei diſſ' ornlich und vull nakamen ſüll — in 'n Gegendeil, hei gew em den ebenſo ſlichten as god meinten Rad, ſo wenig as möglich to dohn und ſick dat Lewen ſo bequem as denkbor to maken, dormit hei, Gottlieb, recht glücklich wier. 'T is bemarkenswierth, dat Hermann ſin eigen Glücklichſin in kraftvulle, anſtrengende Thätigkeit finden deer, wiehrend hei öwertügt wier, dat för ſinen Broder grad dat Gegendeil am beſten und angenehmſten wier.

Und hier verkennte hei Gottlieb und ſinen Slag gänzlich: hadd diſſ doch einen geſunden, rechten Sinn för Mannspflicht, und 'n kräftiges Strewen drew em vörwarts up ſin Lewensbahn — was hei doch 'n anner worden ſied jene Nacht, wo em dat Wurd Deiw ut all ſin Energieloſigkeit gewaltſam uprütteln und in em dat Geföhl för Recht und Unrecht, för Schuld und Unſchuld wecken deer. Nu fehlt em blot noch, dat hei up ſick ſülwen anwieſt is, dat em diſſe gewaltige Kraft, de alle Steine ut ſinen Weg rümt, einmal ſick ſülwſt öwerlett, dormit hei de em von Mudderleiw inimpfte Hülploſigkeit up einen einzigen Slag öwerwind't. Und diſſe Mudderleiw was doch ſo ſöt und ſo grot und ſo herrlich! öwer — ſei hett nich dat Richtige drapen, nich in 'n Lewen, as ſei in vulle Bleuth ſtünn, und nich in 'n Starwen, as ſei verwelkend, einen Erſatz för ſick ſülwen ſöken und finden deer. Männig harte Kampf, männig ſwere Stunn wier de Bröder, den einen wie den annern, erſport blewen, wenn jene ſo ſöte, ſo grote und ſo herrliche Mudderleiw nich weſt wier: nu möten de Folgen in all ehr Unnatürlichkeit und doch ok Natürlichkeit dörchkoſt't warden bet up den letzten Druppen.

Ein ganze Mann ward Gottlieb ierſt allein — an de Sied von ſinen Broder ward hei ümmer den ſin Schützling, 'n Kind, ahn eigen Willen bliewen.

O Mudderleiw, ſo herrlich und oft — ſo verkiehrt!

„The prince of Wales!"

De öllſt Stallknecht hadd dat na den Vörplatz de Bröder to ropen, grad ſo, as wenn in 'ne vörnehme Geſellſchaft de Deiner de Flögelbören upritt und de Herrſchaften anmeld't.

Ditmal was de Herrſchaft 'n groten, magern, hochknakigen Grauſchimmel mit wild rullende Füerogen und ungeſtüm ſnuwende Nüſtern, 'n echtes Vullblot in noch unbännigte Kraft und mit unbetwungenen Moth.

„Na Hermann," ſäd de Händler fründlich, „nu wieſen 'S mal, wat Sei von de Kunſt verſtahn, de Gewalt hewwen Sei jo, öwer de allein deiht 't nich bi uns, beides möt vereinigt ſin bi 'n echten Rieder; na, wi willen ſeihn."

Hermann let ſick nich lang nödigen, langſam güng hei an dat Pierd ran, und nadem hei 'n Ogenblick den ſlanken Hals kloppt hadd, ſwüng hei ſick plötzlich as de Blitz rup, ahn blot den Stiegbögel to berühren.

'T künn kum 'n ſchöneres, vullkameneres Bild gewen as diſſ' Beiden: dat edle Blodthier mit fingerdick anſwullen Adern, wat ſick richten und bömen und allens mögliche verſöken deer, üm de ungewohnte Laſt aftoſchüdden, und dorgegen diſſ' Rieder, de wie ut Erz gaten, de Schenkel toſamen preßt, de Tögel as to 'n Spill

loos' in de Hand, ok nich 'ne Sekund den Sitz verlör, wiehrend de Schimmel up de Hinnerbein ſtünn und mit de Vorbein wild in de Luft ümher arbeiten deer. Dorbi de twei Poor blitzende Ogen — man künn nich ſeggen, wecker in diſſen Ogenblick ſchöner antoſeihn wieren: de vör Wuth gleuhenden, von Blod unnerlopenen von dat Thier oder de ſtolz und fürig blitzenden und doch wedder ſo ruhig kolt beobachtenden von den Minſchen.

Dor flögen ſei hen mit gewaltigen Satz öwer de Umtünung von de Arena weg. Minutenlang raſte de Gaul in den Rum ümher, hierhen, dorhen; wutbewend, wiehrend de Rieder ümmer ieſerner de Schenkel toſamen preſſte, ümmer wuchtiger de korte Pietſch up den ſlanken Liew unner ſick fallen let. Nu plötzlich noch ein Satz, gewaltiger as alle vörher — und dat Pierd folgte gehorſam ſinen Herrn, de 't noch mal öwer dat Geländer ſetten let; denn parirte Hermann den ſchumtriefenden Gaul vör ſinen niegen Herrn.

'N Ogenblick höllen ſei ſtill, antoſeihn as 'n Bild ut Stein meißelt, ſo regungslos und ahn Bewegung, denn ſprüng Hermann licht und elaſtiſch ut den Sadel.

„Famos, famos!" röp Herr Michels und kek wie mit Begeiſterung up Hermann, de mit 'n gliekgültiges Lächeln — 't gelüng em öwer nich, denn 't was eigentlich ein ſtolzes — vör em ſtünn.

„Ick hoff und denk, dat Sei tofreden mit min Rieden ſünd," ſäd hei, „und dat alls ſo bliwt, as 't afmakt is, Herr."

„Gewiß, natürlich bliwt 't dorbi; ick heww nich vel Minſchen kennt, de ſo rieden as Sei, Hermann, dat will ick Sei grad rut ſeggen, und ick kann ſtolz up Sei ſin, wenn Sei in minen Dienſt treden, und dat ſöll'n Sei glieck von diſſen Ogenblick an."

Hermann ſlög kräftig in de Hand, de em ſo fründlich baden würd. Ebenſo Gottlieb, de ümmer noch vull Stolz und Leiw to ſinen Broder upkek. Hei ſäd freudig „ja", as Michels meinte, ok ſei würden gode Frünn' warden.

Und dat was de tweite Schritt, den de armen ut ehr Heimath Verſtötten in de niege Welt deeren.

Dewer de ditmal de grote Frag „wohen" beantwurt't hadd, was 'n beteren Leiter as de ierſt.

9. Kapittel.

In de Wildniß.

„Good-bye gentlemen, good-bye!"

Michels, de Pierhändler, winkte noch einmal den Tog' to, de ſick langſam von Newyork entfiernen deer, denn wendte hei ſin Pierd wedder de gewaltige Rieſenſtadt to mit ehr unzählig ſchienenden Thürm und Kuppeln, de hell in de upſtiegende Sünn blitzen und blinkern deeren, und galoppirte in lange Sätze dat Hüſermeer entgegen, wiehrend hei af und to noch einen Blick achter ſick ſmet und mit de Hand winkte.

De Sünn hüllte de ganze Ebene in ehr gleuhendes Gold, dat de friſche Nachtdau von de breiden hellgrönen Gräſer und von dat üppig wuchernde Prairikrut updrunken würd dörch de einzelnen Strahlen, de ſick dorin afſpegeln und glitzern und ſpelen deeren — ein einzig mielenwiedes Diamantenfeld.

Und midden herin in dit Diamantenfeld güng de Tog' — herin in de Wildniß.

Vöran Hermann und Gottlieb Evers. Achter ehr 'n Trupp von achtein bet twintig Pier, luter utgeſöcht ſchöne Thiere von edelſten Blod, twei und twei poorwieſ' toſamen koppelt. Siedwarts reden fief Stallknechte, de bald torüg, bald bet an de Spitz jagten, üm den Trupp ümmer öwerſeihn und in Ornung hollen to künnen.

Wiehrend Hermann up den kohlſwarten Hingſt, den hei ſin Bekanntſchaft mit Michels und ſin Stell verdanken deer, in langſam regelmäßigen Draww vörup red, mit wachſame Ogen bald hierhen, bald dorhen de Upmarkſamkeit von de Knechte lenkte, rullte ſin Geiſt noch einmal all ſin ogenblicklichen Pflichten, de iernſte Lag', in de diſſ' em bringen künnen, und de furchtbore Verantwurtung, de ſei em upladen deeren, vör em up. Denn obwoll hei nich öller und gewiß nich erfohrener wier as all de Lüd, de mit em toſamen dorhen tröken, ſo was hei doch ehr Anführer, ehr Herr; em hadd de Händler, in Vertrugen up ſin Düchtigkeit, ſin unerſchütterliche Ihrlichkeit und ſinen unbeugſamen Willen dat Kummando bi dit Unnernehmen öwerdragen.

Hermann hadd dat hennahmen, as wenn ſick dat ganz von ſülwſt verſtünn, as wenn 't gor nich anners denkbor wier, as dat ſin Herr dat grad ſo und nich anners maken deer.

Hei hadd twor in ſin ſchroffe und friemödige Wieſ' den Ümſtand bemarkt, dat Herr Michels

em ierſt wenige Monden, noch kein vulles Johr, kennen deer, und dat vele Duſende up 't Spill ſtünnen und in ſin Hand gewen wieren, öwer hei ſmet dat blot ſo hen, miehr för ſick und Gottlieb, as för irgend wen ſünſt.

Dat Kummando müßt Hermann hewwen, dat verſtünn ſick, und doch, as de Herr dat ſin Lüd mitdeilen und em ehr als ehren niegen Herrn för diſſe Tied beteiken deer, dunn richte hei ſick höger und ſtrammer up, wiehrend de deilwieſ' neidiſchen, allgemein öwer erſtaunten Blicke von de Lüd up em richt't wieren. Sin Lüd! Hei kek ſick up ſinen Hingſt na ehr üm und röp ehr 'n poor Befehle to, ſtolzer und ſchroffer as je tovör: ſin Lüd!

Ja, hei wull ehr wieſen, dat hei to 'n Herrn geburen wier und dat 'n groten Afſtand und 'ne wiede Kluft vörhanden was twiſchen ehr und em.

Und ſinen Herrn (hei trök zornig ſtolz de Ogbruen toſamen bi dit Wurd in ſin Gedanken) wull hei ok wieſen, dat hei ſin Vertrugen nich an den Verkiehrten wegſmeten hett, as hei em utwählte, diſſ' Expeditſchon dörch de Wildniß to führen wied, wied, Hunnerte von Mielen.

Wiehrenddeß beſchäftigten Gottlieb ganz anner Gedanken. Hei, de all as Jung, ſtill und ruhig, as hei wier, leiwer de fantaſtiſchen Geſchichten und Märken, de Mudder em ſo giern vertellte, tohürt hadd, as dat hei buten mit de annern Jungs ümhertowen deer, hei röp ſick nu all diſſe torügg; denn de meiſten dreihten ſick üm de amerikaniſche Wildniß mit ehr Indianer, Striet-äxte und Skalps.

Mohikan und Unkas, Kundſchafter und Effingham, Heyward, Alice, Munro, Meiſter Cap und Jasper Weſtern — all ſtünnen ſei webder up und erwakten ut langen Winterſlap in Gottlieb ſinen Sinn, wo ſei ſik nu ſchattenglick einanner jagten, dat hei ſick 'n poor Mal angſtvull ümkek und de holle Hand an dat Uhr leggte, wiel hei jeden Ogenblick dat ſchrecklich wille Kriegsgeſchrie von Hunnerte von Wille to hüren erwarten deer.

Hei lächelte öwer ſick ſülwſt, as hei ſin Fantaſie up diſſe Wieſ' mit em dörchgahn föhlte, nnd Hermann, de ſick grad na ſinen Broder ümkek, lachte mit, wiel hei, de jede Mien und jede Bewegung in ſines Leiwlings Geſicht in und utwennig kennte, ganz dütlich de Gedanken und Drömerien dor achter de witte faltenloſe Stirn leſt hadd.

„Ne, Bröding. kein Wildtödter und kein Hurry Harry und kein Mohikan is to ſeihn, öwer giww Di tofreden, wi ſünd trotzdem nich frie von Gefohren, und wenn wi ok nich mit ſo 'n Ort Indianers to dohn kriegen as unſ' leiw Mudding ſei ut de Böker leſen deer, ſo warden wi ſei, fürcht ick, kennen liernen, ſo as ſei würklich ſünd, as Herr Michels ſei mi ſchillert hett. 'T ſünd Deiw von de allergemeinſte Sort, de nehmen, wat ſei kriegen künnen. Öwer wenn ehr Finger ok noch ſo lang ſünd, ſo warſt Du ſeihn, woans wi ehr dorup kloppen warden, dat ſei 'ne echte meckelbörger Fuſt kennen liernen."

„Ja ja, Hermann," antwurte Gottlieb, und all ſin Dröm wieren dorhen, „ick glöw, dat Du recht heſt, öbgliek mi dat eigentlich weih deiht, dat all de Edelmod und Tapferkeit von de Indianer nicks ſin ſüllen as luter Lägen."

„Dat ſünd ſei, Gottlieb, nicks wieder, verlat Di dorup. Heſt Du ſei nich männiges Mal in de Stadt bi unſ' Stallungen vörbi trecken ſeihn? ſelten nüchtern, ümmer verwohrloſt und verkamen und up hunnert Schritt vorut all an den Geruch to erkennen. Statt ſick 'n Skalp to halen as in de Böker, köpen ſei ſik 'n Hoorbüdel; dat is ahn Gefohr und ſmeckt ehr beter."

„Und doch glöw ick, Hermann, dat noch würklich edle und tapfere Indianer lewen, de ebenſo dankbor dat Gode entgegen nehmen, as dat ehr andahne Unrecht rächen."

„Wi warden jo ſeihn, Broder, und möten uns ümmerhen dorup fat't maken, dat wi mal mit de brune Bann toſamen drapen, denn paß up, denn gell't: wi oder ſei." Und ſin brunen Ogen funkelten begierig, as wenn hei ſo'n Begegniß gor nich afneigt wier, in'n Gegendeil heimlich dorup hoffen und ſpannen deer.

As de Nacht ehr Schatten up de Jrd dalſenken deer, würd 'n Lagerplatz utſöcht dicht an dat Öwer von den Fluß, den de Tog' ſick to 'r Richtſnur nahmen hadd. Nadem de beiden Packpier, de mit Lewensmiddel und alls anner, wat to ſo'n Tog dörch de Wildniß nödig is, beladen wieren, von diſſe Laſt befriet worden, rullte jeder ſin Deck, de hei hinnen an den ſpan'ſchen Riedſadel ſnallt hadd, ut einanner, ſtreckte ſick bequem dorup ut und höll ſin miehr as einfache Mahltied, wiehrend de Pier dat friſche ſaftige Prairiegras ümher afwieden deeren.

Und ſo maleriſch was dat Bild, wat dit Lager böd, dat jede Unnerhollung twiſchen Hermann und Gottlieb ſtockte, as ehr Blicke öwer dat Füer in ehr Midd und de Grupp dorüm hen glieden deeren. Und wie natürlich und ſülwſtverſtändlich was dat, dat ehr de Gedanke kem, dat ſei ümmer noch nicht funnen hadden, wat ſei ſöchten, ja, dat ſei fierner dorvon wieren as je. Nu was de Wildniß ehr Heimath, de Wildniß, de ſick mielen- und mielenwied dorhen ſtreckte, Sand und Gras und Wäller: as wier ſei ahn Anfang und ahn End. —

Ok de Knechts — ſo wenig Poeſie villicht in ehr Boſt lewen deer — ſei hadden doch in diſſen Ogenblick 'n Geföhl, wat wied entfiernt was van jede Proſa, ſei ſegen de Grotorigkeit in de wille Natur ümher und bögten ſick unner ehr.

Jeder hüng denſülwigen Gedanken na und Jeden beſlek de ſülwige Empfindung von Erhabenheit und Heiligkeit; dor geiht

— — der liebe Herrgott durch die Welt . . . .

und de Minſchen möten em erkennen — ſei mögen wullen oder nich!

Up Gottlieb ſinen finen und zorten Sinn was diſſ Indruck beſunders bemarkbor, hei drew em de Thranen in de Ogen und hei falte em unbewußt de Hänn, wiehrend ſin Broder mit iernſte, ſtille Mien und dunkel gleuhende Ogen öwer ſick to de Stiern upkek, as wull hei einen beſunders dorut ſöken. Und wiehrend hei ſo gedankenvull to 'n Hewen upſtarren deer, rögte ſick wat in ſin Hart, wat hei ſick ſülwſt nich düden und erklären künn, 'n Geföhl von heite unbetwingliche Sehnſucht na wat Unbekannten: dat was dat Kurn, wat in jedes Minſchenhart leggt is to 'n Kiemen und Gedeihen. Dat ſehnte ſick und ſtrewte empur na dat Licht und na den Stiern, de dor ſo hell twiſchen ſin Bröder hervör lüchten und ſtrahlen deer. Und grad diſſ' was ſo wied, wied weg — gewiß ſtünn hei nich öwer de niege Welt, ne, 't was de dütſche Heimath, de Grenz twiſchen ehr und de geſegneten Fluren von Frankriek: dor ſchimmerte hei dal und ſpelte up 'ne olle, olle Thurmſpitz und huſchte öwer ein gebräkliches, lüttes Hus hen und ſchulte herin in ein lüttes Gäbelfinſter, wo hei 'n ſachten Kuß öwer ein poor roſige Lippen, de ſöt as ni 'n Drom lächelten, henflimmern deer.

Worüm ſehnte Hermann ſick grad na diſſen Stiern, de ſo wied weg wier, dat hei em woll nümmer erreichen würd?

Wahnte em grad unner diſſen Stiern wat Leiwes? oder ſtünn grad diſſ' in Betog to ſin ſo düſter verſchleierte Tokunft?

Vergews grüwelt hei doröwer na, hei ſünn nich dat Rechte. Öwer de Stiern wüßt 't, 't was dor 'ne Sekunn, in de hei noch vel, vel heller blicken deer as je, und 't was grad dunn, as jene ſöten Lippen, de hei küßt hadd, in 'n Drom lieſe Würd' flüſtern deeren — ſo lieſ, dat blot hei ſei verſtahn deer: „anner Tieden, anner Leiw!“ — — — — — — — — —

Und Hermann ſlöp ſachten in und drömte furt von den hellen Stiern und von den geheimnißvullen Kiem in ſin Hart — dor föhlte hei, wie em mit einmal all ſin Sehnen klor würd, dat dat de Leiw wier, de in em erwaken deer, de Leiw, de ſick ganz hengiwt mit Liew und Seel, de twei to ein vereint, und in 'n Drom flüng hei den Arm üm ſinen Broder, de neben em rauhte. Dor deilte ſick ſin Drömen und Sehnen den Annern mit, 't güng öwer von ein Hart in dat anner, und ok Gottlieb föhlte ein Bangen und Sehnen in ſin Boſt: ok em rögte ſick de geheimnißvulle Kiem in 't Hart. Ehr Mudder öwer makte all dit Empfinden mit ehr Kinner dörch, ſei ſteg' dal von 'n Hewen, ſwewte neben ehr hen, de ehr dat leiwſte weſt wieren, und küßte ſei beid up den Mund.

Doröwer wakten ſei togliek up und Schuer vull Heiligkeit tröck ehr dörch de Seel, as ſei ſegen, wie ſei ſick in 'n Drom wiſſ und eng ümſlungen und einanner küßt hadden.

Beid verſtünnen ſei ſick und ehr Drömen: ehr Mudding wier bi ehr up de Jrd weſt und hadd ſei ſegent. Dor öwer, von wo de kem, dor entſtünn jene geheimnißvulle Kiem; denn vor wahnte — de Leiw.

(Fortſetzung folgt.)

Erneſtine M. Mit Vergnügen erfüllen wir Ihren Wunſch in einem der nächſten Hefte. Verbindlichſte Grüße.

Frau Oberſt K. v. M. Herzlich danken wir für die ſchöne Sendung, deren einen Theil Sie in unſerem nächſten Heft finden werden. Die ſchönſten Empfehlungen, Ihnen, gnädige Frau.

Amalie v. K. Es freut uns, daß Sie Ihre Wünſche uns ſo vertrauensvoll eröffnen — mehr noch, daß wir im Stande ſind, einen derſelben zu erfüllen: in kurzer Zeit bringen wir unſeren liebenswürdigen Leſerinnen einen hervorragenden Roman voll packender Scenen und hinreißender Zeichnung aus der Feder Johann v. Wildenradt's.

Einer Ungläubigen. Wir können nichts thun, als — Sie bedauern, die Sie nicht an Ihr eigenes Geſchlecht glauben — pah! wir halten es nicht einmal für würdig, Ihre Herausforderung anzunehmen, reſp. Sie zu widerlegen.

Die verehrten Leſerinnen machen wir noch beſonders auf das Inſerat, Abonnements betreffend, aufmerkſam.

— Unverlangt uns zugeſchickte Manuſkripte ſenden wir nur dann zurück, wenn Rückporto beiliegt.

Bei der großen Maſſe der uns zur Beantwortung an dieſer Stelle vorliegenden Briefe erbitten wir die Geduld der liebenswürdigen Abſenderinnen, welche in dem heutigen Hefte nicht berückſichtigt werden konnten.

— — — — — — — — — — —

Soeben erſcheint die dritte Auflage der „Gedichte" unſeres verehrten Mitarbeiters F. Brunold. Wenn in unſerer materiellen Zeit ein Band Gedichte in kurzer Zeit drei Auflagen erlebt, ſo iſt das an und für ſich eine Empfehlung, die jedes Anpreiſen überflüſſig macht. Wir greifen daher nur eines dieſer duftigen Muſenkinder heraus, indem wir unſere Leſer ihrem eigenen Urtheil überlaſſen:

Der Wald iſt ſchön.

Der Wald iſt ſchön! — Ihr habt es oft geſungen,
Doch lernt ihn kennen, wenn es ihn durchbrauſt,
Es unaufhaltſam in den Wipfeln ſauſt,
Indeß es rings am Horizont gewittert.
O, lernt ihn kennen, wenn ihn Sturm erfaßt,
Wenn von den Eichen, Birken — Aſt um Aſt
Gebrochen, wild verſtreut, hernieder ſplittert,
Wenn ſo in dumpfen Donnern dann die Schloſſen
Aus dunkler Wolke kommen angeſchoſſen,
Als ob den Wald ſie wollten niederſchlagen;
Die ſchlankgeſtreckten Tannen pfeifend wiegen
Die Wipfel, die ſich ineinander biegen,
Als hätten ſie ein bitt'res Leid zu klagen; —
Bis dann, urplötzlich, wieder ſtill es wird,
Wie geiſterhaft es durch die Gründe irrt,
Wie wenn der Sturm zu höchſter Kraft ſich rüſte
Und erſt noch einmal tief aufathmen müßte —
Um dann, in rabenſchwarzer Mitternacht,
Orkanhaft, jäh, zu zeigen ſeine Macht,
Indeß das Wild, in ungehemmter Flucht,
Schutz ſucht in tiefgeleg'ner Waldesſchlucht;
Der ganze Wald ringsum in Aufruhr ſteht,
Ein Sauſen, Krachen durch die Gründe geht,
Ein Birkenſtamm gleich einer Gerte bricht,
Dort eine Tanne, hochgeſtreckt und ſchlicht;
Bis eine Buche, tauſendjährig alt,
Vom Sturm erfaßt, hernieder mit Gewalt,
Dumpf donnernd, auf die Erde krachend ſchlägt,
Daß rings der Grund erbebt, wie meerbewegt.
Und dann, als ſei der Sturm befriedigt nun,
Es ſtille wird — ein Schlafen ſcheint's — ein Ruh'n,
Wie todterſtarrt nach ſchwer durchwachter Nacht
Der Frühhauch durch die Wipfel fährt, der Wald erwacht,
Nachdem die Amſel ihren Lockruf rief.
Und nun im Oſt, am Horizonte tief
Die Sonn' aufgeht — und wie in Majeſtät
Der Wald, als käm' der Herr, in Andacht ſteht,
Dann ſeht, ob ſich in dieſem Walten
Nicht unwillkürlich Eure Hände falten,
Ob nicht durch Eure Seel' es geht,
Wortlos, wie ein Gebet,
In hehrer Andacht und in Allgewalt:
Wie ſchön iſt doch der Wald!

— — — — — — — — — — —

Von Auguſte Meyer erſchien „Dichten und Denken" (Deutſche Verlagsanſtalt vorm. Ed. Hallberger, Stuttgart). Es ſind niedliche, gefühlvolle Stimmungsbilder im Gewande einer hübſch geformten Poeſie.

— — — — — — — — — — —

Vor Kurzem erſchien eine „Neue Sammlung Kochrezepte über die richtige Verwendung von Liebig's Fleiſchextrakt", dargeſtellt und erprobt von Frau v. Sz. Da die Verfaſſerin ſich bereits in einem früheren Buch über die Kochkunſt als Autorität auf dieſem Gebiete bethätigte, ſo wird dieſe Sammlung unſeren Hausfrauen von Intereſſe ſein.

— — — — — — — — — — —

Wir bitten, den Adreſſenwechſel der Redaktion von „Für edle Frauen" zu beachten (ſ. unten).

Alle für die Redaktion beſtimmte Sendungen ſind zu richten Berlin, W., Winterfeldſtraße 30a 1 Tr.

Alle Rechte — insbeſondere das der Ueberſetzung — vorbehalten. Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Adolf Hinrichſen. — Verlag von Wilhelm Friedrich Nachf. in Berlin. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.